Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Neunzehnter Theil.

PETER (Graf von Gravina) — PEUTELKOFEL.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

Wi

pagnien des Herzogs von Savoyen und Oberster der unirten Kurfürsten, Fürsten und Stände.

Zu Anfange Octobers 1618 brach er in Böhmen ein, verstärkte sich durch Landvolk und erschien alsdann unerwartet und zum höchsten Verdrusse des Kurfürsten von Sachsen, der sich grade beeiferte, den Frieden zwischen dem Kaiser und den böhmischen Ständen herzustellen, vor der Stadt Pilsen, deren Bewohner den Directoren zu Prag kein Gehör schenken wollten, sondern, wie ihre Vorfahren im Hussitenkriege, dem katholischen Glauben und dem Kaiser unerschüttert treu geblieben waren. Während ihrer hartnäckigen Vertheidigung ließ Mannsfeld 26 Dörfer der Umgegend plündern und nach mehren mislungenen Versuchen die Stadt am 21. November erstürmen[6]). Der Sieger ließ die Überwundenen zwar persönlich, soviel wie möglich schonen, eignete sich aber eine große Beute an, erhob eine Brandschatzung von 120,000 Fl., entwaffnete die Bürgerschaft, die zum Gehorsam der böhmischen Stände verpflichtet wurde und brachte die gefangene Besatzung meistens unter seine Fahnen. Der Besitz Pilsens blieb ihm in der Folge wichtig für seine Unternehmungen wie für den Unterhalt seiner Soldaten, zumal da deren Sold bald zu knapp, bald gar nicht gezahlt wurde. Der Kaiser Matthias erkannte recht gut auch die Bedeutung seines Verlustes und ließ seinen Groll an dem Grafen dadurch aus, daß er ihn am 19. Febr. 1619 in die Reichsacht erklärte[7]). Dafür waren die Böhmen entschlossen, ihm, so lautet ein Bericht, das einheimische Standesrecht zu ertheilen, und nach Heinrich Slavata's Tode im J. 1620 lief sogar das Gerücht um, Mannsfeld wolle dessen Witwe heirathen und so die Smirsizkischen Güter an sich bringen. Es wurde aber aus Beidem Nichts.

Inzwischen setzte sich der Graf in und um Pilsen so fest, daß er aus Furcht, schlecht unterstützt zu werden, zum Aufbruche nach Budweis, um die Vereinigung der kaiserlichen Feldherren Boucquoi und Dampierre zu vereiteln, nicht bewegt werden konnte. Endlich gab er Ende Mai's 1619 dem dringenden Verlangen der Gewalthaber zu Prag nach und setzte sich in Marsch. Boucquoi trat ihm entgegen, vernichtete eine von ihm entsandte kleine Reiterschar bei Rotelitz und zwang ihn selbst am 10. Juni (n. St.) durch einen Überfall zu einem Treffen bei Großlasken, in welchem Mannsfeld fast sein ganzes Heer, dessen gefangener Theil kaiserliche Dienste nahm, seine Casse, sein Gepäck und alle seine geheimen Briefschaften einbüßte. Der Graf zog sich nach seiner Niederlage, die unter den Böhmen großes Schrecken verbreitete, auf Umwegen nach Pilsen zurück, verwahrte den Ort und stärkte sich rasch durch neue Werbungen, wozu auch der Herzog von Savoyen beigetragen haben soll. Nach Verlauf eines Monates hatte er wieder ein hübsches Corps auf den Beinen. Mittlerweile begab er sich nach Prag, empfahl für die bevorstehende Königswahl den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zum Beherrscher des Reiches aufs Eifrigste, und gewann auch einige Stände für seinen Zweck, da er versicherte, der Herzog werde nach getroffener Wahl die Religion wechseln. Allein Mistrauen vereitelte seinen Plan, also wirkte der Graf selbst nunmehr auf die Wahl des jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mit, und Feindlichgesinnte behaupten sogar, er habe durch seine Truppen, die er in die Hauptstadt verlegt hatte, gewaltsamen Einfluß auf die Schwachen und Schwankenden zu Gunsten des Kurfürsten ausgeübt. Bei der Abstimmung am 26. August erhielt der Herzog von Savoyen keine Stimme. Nach diesem Geschäfte begab sich der Graf auf seinen frühern Posten zurück und eroberte mehre Plätze. Als Boucquoi im J. 1620 nach Böhmen zurückkam, erlitt er durch ihn einige beträchtliche Verluste, doch stärkte er sich schnell wieder, überfiel die Kaiserlichen bei Budweis mit Glück und dehnte seine Eroberungen bis Tabor und Neuhaus aus. Sobald er sich aber im offenen Felde nicht mehr halten zu können getraute, lauschte er hinter den Mauern auf die Schritte und Anerbietungen seiner Gegner. Er hatte bis zum August 1620 ungefähr 6—7000 Mann bei sich und stand in Neuhaus, wo ihm die Aufgabe wurde, die Vereinigung des bairischen Heeres mit den Kaiserlichen zu verhindern. Allein grade in diesen wichtigen Augenblicken war der Graf mit den Böhmen gänzlich zerfallen. Er war, wie Thurn, höchst empört und eifersüchtig, daß König Friedrich, dem sie vor einem Jahre auf den Königsthron geholfen hatten, den Oberbefehl über die Heere dem Fürsten Christian von Anhalt und dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe undankbarer Weise anvertraut hatte, daß seine Truppen schlecht bezahlt und die ihm gegebenen Versprechungen überhaupt nicht gehalten wurden. Er ließ seine Scharen nach Gutdünken rauben und plündern und andere Greuel gleich den ligistischen Truppen verüben[8]), sprach vom Abschiede, den er nehmen wollte, um in des Herzogs von Savoyen Dienste zurückzutreten, suchte aber in der That nur Vortheile und reiche Beute zu gewinnen. Er brach auch, als das bairische Heer bereits in Böhmen eingefallen war, nach der Grenze Baierns auf und wollte von Furt, Eschlkamm und Neukirchen aus einen Streifzug in diesen Staat unternehmen, wenn ihn nicht der dort zurückgelassene Heerhaufen Herzogs Maximilian daran gehindert hätte. Nun leitete er in schmeichelhaften Briefen mit diesem Fürsten Unterhandlungen ein, vielleicht wol nur, um sich denselben vom Halse zu halten, oder ihn zu überlisten, und dessen Heer, das schon unsäglich litt, aufreiben zu lassen,

6) Diese Eroberung veranlaßte die Erscheinung einer Flugschrift unter dem Titel: Warhaftiger Bericht aus Prag vom 22. Nov. was sich nemblich hat begeben vnd zugetragen mit dem Grafen von Mansfeld vnd der Stadt Pilsen, erstlich gedruckt zu Prag im J. 1618 in 4. 7) Die Achtungsworte im Patente sind: „Wir setzen ihn auß dem Frieden in Vnfrieden vnd erlauben seinen Leib, Haab vnd Gut Jedermänniglichen." Daß Mannsfeld aber auch in Wien seine Anhänger hatte, beweist das Zerschneiden und Abreißen der Achtungspatente, die dort öffentlich angeschlagen worden waren.

8) Mannsfeld's Truppen hatten zu Anfange Märzes 1620 sogar einen Gepäckwagen der Königin Elisabeth von Böhmen, der mit kostbaren Geräthschaften und Kleinodien von Nürnberg nach Prag fuhr, auf der Straße von Pilsen nach Weidhofen angefallen und geplündert. Der Verlust wurde über 50,000 Fl. geschätzt.

nisse dahin, daß sein Gehilfe glauben sollte, es wäre ihm nicht zu viel geschehen, sondern er hätte nur dem jungen ehrgeizigen Fürsten gleiche Rechte und Vorzüge einräumen sollen. Das ganze Gezänk lief im Ganzen dahin aus, daß Keiner dem Andern nachstehen wollte, daß Mannsfeld'en am Heerzuge nach Schlesien und Ungarn Nichts gelegen war, wie er denn bei der Wiedervereinigung zu Leipnik den Vorschlag abermals auf's Tapet gebracht hatte, durch Mähren und Böhmen nach der Schweiz oder in's Elsaß vorzudringen. Weil aber der Herzog von Weimar sich genau nach den dänischen Vorschriften richtete, so wußte Mannsfeld auch in allen Stücken Tadel und Mismuth einzuflechten und zuletzt den gänzlichen Bruch mit seinem Nebenbuhler herbeizuführen. Als er anfing sein Gesinde abzuschaffen, die zum Kriege nöthigen Dinge, selbst Kanonen, zu verkaufen und zu verschenken und seine vornehmsten Officiere zu disgustiren oder zu entlassen — mehre von ihnen nahm er mit sich — während das gemeine auf ein Geringes zusammengeschmolzene Kriegsvolk unwillig, nicht bezahlt, ja nicht einmal in Pflicht genommen war, so nimmt es nicht Wunder, wenn dem räthselhaften Abenteurer gar nicht mehr getraut und an seiner Wiederkehr gänzlich gezweifelt wurde.

Unter diesen Umständen verließ der Graf seine beiden Waffengefährten mit einem geringen Gefolge — Wagenaar spricht blos von zwölf Personen — und war entschlossen, durch das türkische Gebiet zunächst nach Venedig und vermuthlich von dort aus nach Savoyen, Frankreich und England zu gehen. Er nahm vielleicht Anfälle von der Ruhr oder sonst eine auszehrende Krankheit schon mit sich aus dem verbündeten Lager; denn zu Rackau, einem Flecken in Bosnien, befiel ihn, gewiß nicht in Folge einer Vergiftung, wie ein Gerücht lautete, eine solche Schwäche, daß er seine Reise einstellen mußte. Als sein Ende nahte, raffte er sich vom Krankenlager auf, ließ sich sein bestes Kleid anlegen und gab stehend mit dem Degen an der Seite, von zwei Officieren gehalten, am 20/30. Nov. 1626 in ihren Armen seinen Geist auf[26]. Seine Eitelkeit konnte nicht ertragen, daß man ihm hätte nachsagen sollen, er habe dem Tode unmännlich und schwach unterlegen. Der schmähsüchtige Carafa aber gibt ihm aus Bosheit schuld, er habe vom Mufti zu S... einen türkischen Paß an Muhammed im Paradiese mit ... jene Welt hinübergenommen, während ein neuerer ... tholischer Geschichtschreiber ihm, der doch offenbar ... die Religion so lau war, wie der Herzog von Fried... schuld gibt, er sei in den letzten schwachen Stun... Religion seines Vaters, in der er erzogen worden ...

---

26) Andere setzen seinen ... auf den 19. ... Vergl. die Flugschrift: ... Bericht von dem ... Todt des Grafen von M... auch die letzten ... er geredt hat, nachdem ... bestes Kleid anthun, ... Degen an die Seiten ... die ihm dann ... ficiere, auff Begehren ... halten, vnd ihm ... Dienst erweisen müssen ... ländischer Sprach ... versetzt. Gedruckt ... worden sei, davon ... [epitome edit. 16...

eigentliche Thatbestand enthalten, und dieser gab sich zufrieden. „Aber jetzo wegen der falschen Klaffer sollte woll ein solcher Legatus sehr übell anlauffen [3])." Es fand sich auch gar bald Gelegenheit, dem luxemburgischen Hause anderweitige Genugthuung zu verschaffen. Durch den Kurfürsten von Mainz wurde dem trierschen Domcapitel, so um den von Diether von Nassau zu erkiesenden Nachfolger bekümmert, des Grafen von Luxemburg Bruder so nachdrücklich empfohlen, daß nur wenige Stimmen sich gegen Balduin's Postulation erhoben, und mit noch größerm Nachdrucke wußte Peter diese Postulation bei dem päpstlichen Hofe durchzusetzen. In dem engsten Verbande mit dem neuen Kurfürsten von Trier sah Peter sich an der Spitze einer Opposition, die Verdruß aller Art dem Kaiser bereiten konnte. Die wundeste Seite blieb Albrecht's Beziehung zu seinem Neffen, zu Johann von Schwaben. Traurig um das ihm vorenthaltene Erbe, voll Furcht, voll Mistrauen gegen Oheim und Vettern, an Menschen und Glück verzweifelnd, hat dieser nicht selten bittere Klagen seinen Freunden zu vernehmen gegeben. Des Prinzen Kummer wurde besonders gereizt durch den Anblick des Kaisersohnes, des Herzogs Leopold, der mit Johann in gleichem Alter, großer Ehren und Güter genoß, und, gleichwie der enterbte Prinz, in des Kaisers Gefolge nach den vordern Erblanden kam, als eben, Anfangs des Frühlings 1308, zu einer Kriegsfahrt nach Böhmen gerüstet wurde. Auch die geistlichen Kurfürsten, Herzog Ludwig von Baiern, die Bischöfe von Strasburg und Speier hatten sich dem Gefolge des Kaisers angeschlossen, und die alten Verbindungen zwischen dem Prinzen Johann und dem einstigen Diener seines Vaters gestalteten sich zu der innigsten Vertraulichkeit. Der Erzbischof von Mainz soll den Prinzen aufgemuntert haben, sein Erbe zu fodern; der König versprach (zweideutig) „wenn er Muße bekomme, zu thun, was er nach Entscheidung der Fürsten zu thun habe." Verdächtig war ohnehin allen Österreichern der „Trugner," wie Ottokar's Reimchronik den Erzbischof nennt, „der untreu Wolf, behend und slecht" zu allem, was Unrecht und Untreu genannt ist. Am Morgen des 1. Mai, nach der Messe, bat Johann in sehr nachdrücklichen Worten den Kurfürsten von Mainz und den Bischof von Constanz, daß sie mit dem Kaiser um sein Erbtheil sprechen möchten. Albrecht rief den Prinzen bei Seite, versprach auf unbestimmte Zeit, und suchte durch den Kurfürsten von Mainz zu erhalten, daß der Ausgang des böhmischen Zuges abgewartet werde. Der Jüngling schwieg; erbitterten Herzens, murrend ging er von dannen. Am Nachmittag desselben Tages ritt Kaiser Albrecht von dem Stein zu Baden herunter, ein glänzendes Gefolge um sich. Kaum der Fähre bei Windisch entstiegen, wurde er von dem Neffen und desselben Helfern angegriffen, und mit vielen Wunden erlegt. Es soll demnächst, in der Blutrache, einer der Verschwörer den Erzbischof von Mainz als den Verführer Johann's genannt haben, „der het Tag vnd Nacht mit aller seiner Macht getriben daran den herczogen Johan, daz er die Maintat pegie;" wie dem auch sei, Peter zeigte sich besonders geschäftig, einem Sohn des Ermordeten den Weg zum Throne zu verschließen. Bereits in einer vorläufigen Besprechung der Kurfürsten zu Rhense, empfahl er als den vorzüglichsten aller Candidaten für die Kaiserwürde, den Grafen von Luxemburg, aber eine dreitägige Verhandlung führte zu keinem Resultat. Errathend, daß allein der weltlichen Kurfürsten Besorgniß, durch Abfall von früher gegebenen Zusagen als wankelmüthig zu erscheinen, sie verhindere, den Ansichten ihrer geistlichen Collegen beizupflichten, schlug er vor, daß die Abstimmung im Geheim, durch ein sogenanntes Scrutinium, geschehen solle. Alsbald fielen in dem Scrutinium zwei weltliche Kurfürsten Peter'n zu, nicht aus Neigung für den Grafen von Luxemburg, sondern in der Abneigung gegen andere Candidaten; ihr Beispiel riß die übrigen hin. Heinrich ward nach Frankfurt geführt, dort in Form Rechtens gewählt (27. Nov. 1308), und in Aachen gekrönt. Vorher hatte er sich mit Peter geeinigt, um die demselben und der mainzer Kirche zu bewilligenden Vortheile. Unter andern machte sich Heinrich anheischig, alle Privilegien und Freiheiten dieser Kirche zu bestätigen, von Wort zu Wort, wie sie ihm würden vorgelegt werden, auch dem Erzbischof gegen alle seine Feinde, hauptsächlich gegen die Bürger von Mainz und Erfurt, persönlich, so es nöthig, beizustehen, so oft er darum würde ersucht werden. Er versprach, nicht zulassen zu wollen, daß geistliche Sachen irgend anders,

---

3) So erzählt Trithemius, und ich habe mich nicht entschließen können, seine naive Erzählung aufzugeben, obgleich ich die auf ihr ruhende Schwierigkeiten wohl bemerke. Die erheblichste finde ich in des gelehrten Abtes eignen Worten: „misit ad eum (an den Papst) Magistrum Petrum de Achpalt Medicinae Doctorem *in urbe Trevirorum eo tempore practicantem.*" Wegen des Titels Magister allein wollte der Abbate Gaetano Marini (in s. Werke Degli archiatri Pontifici. 1784) die Identität des Peter's, welcher den Papst heilte, mit demjenigen, welcher das Erzbisthum Mainz davontrug, bezweifeln: er meint, der Magister sei einem Bischof unanständig, und könne darum einen solchen nicht bezeichnen. Marini hat auch aus dem vaticanischen Archiv einige urkundliche Daten, über die letzte Erhöhung Peter's von Aspelt ermittelt. Am 19. Nov. 1306 ließ der damals in Bordeaux weilende Papst die Einsetzungsbulle ausfertigen, an demselben Tage, daß dem neuen Erzbischof das Pallium bewilligt worden, den aber bereits im Juli 1306 Trithemius mit dem Pallium in Trier eintreffen läßt. Vielleicht daß dieses durch die verschiedenen Kalender zu erklären. Die Einsetzungsbulle gedenkt mit keiner Sylbe der medicinischen Kenntnisse des Erzbischofs, rühmt hingegen seine weise und umsichtige Regierung zu Basel, erzählt ferner, das Domcapitel habe den Domscholaster Emicho, dann einen andern Capitularen, den Emicho von Sponheim, gewählt, ohne doch, in Betracht der apostolischen Reservationen, für jetzt wählen zu können. Es ist sehr natürlich, daß der Papst einer ihm persönlichen Beziehung zu erwähnen, unterließ. Bedenklicher könnte sein, daß von einer Wahl Balduin's von Luxemburg nicht die Rede ist, von der zwar auch die Chronik bei Reimmann nichts weiß. Endlich zeigt Marini, daß nach dem Register der Bullen und Ptolemäus von Lucca der Papst erst 1307 nach Poitiers sich erhob, und daselbst erkrankte, daß er mithin nicht 1306 in Poitiers von Peter von Aspelt geheilt werden konnte. In der That ein Einwurf von Bedeutung. Aber kann man auf des Abbate Excerpte bauen? Das scheint uns kaum, sintemal er erst im März 1297 den von Aspelt von Papst Bonifacius VIII. zu dem Bisthum Basel befördern läßt. Außerdem erhält des Trithemius Bericht, wie nicht in Abrede zu stellen, durch des Marini Untersuchungen in vielen Punkten seine Bestätigung.

mit Clugny vereinte, sondern daß er auch sogar zwei neue Klöster in Palästina zu den seinen zählen konnte, eins im Thale Josaphat, das andere auf dem Berge Tabor. Die ganze Summe seiner frommen Anstalten, Kirchen und Schulen wird über 300 angegeben. Dies neue Emporkommen des Ordens von Clugny, der ganz Recht hat, ihn den Ehrwürdigen zu nennen, würde wunderbar erscheinen, bedenkt man nicht die Zeit, in welcher er wirkte, und das frühzeitige Ansehen, das er sich erworben hatte. Schon 1124, also kaum zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Abte, hatte sich sein Ruf soweit verbreitet, daß ihn die Könige von Aragonien und Castilien zu ihrem Friedensvermittler wählten, unter welchen er auch einen glücklichen Vergleich zu Wege brachte. Diese dem ehrwürdigen Peter in Spanien erwiesene Ehre hatte er sich früher auf einigen Reisen dahin in Angelegenheiten für seinen Orden durch kluges Betragen verdient. Nicht minder hatte sich seine Persönlichkeit in England Ansehen erworben, wohin er gleichfalls in Ordensgeschäften sich begeben hatte. Noch mehr Einfluß erhielt Peter durch sein entschlossenes, unparteiisch blos seiner Überzeugung folgendes Handeln bei Gelegenheit eines Papstschisma. Als Innocenz II. sich vor dem Gegenpapste Anaklet II., welcher letzte in Rom nicht nur anerkannt, sondern auch früher unter dem Namen Peter Leonis Mönch von Clugny gewesen, von Paschalis II. nach Rom versetzt, zum Diakon und Cardinal gemacht, auch 1124 als Gesandter in Frankreich wirksam gewesen war, nach Frankreich rettete, zog ihm Peter der Abt sogleich entgegen, bevor noch irgend eine Verständigung mit der übrigen Geistlichkeit des Landes oder mit der weltlichen Macht stattgefunden hatte, empfing ihn ehrenvoll als rechtmäßigen Papst und nahm ihn in sein Kloster auf 1130. Peter's Handlung erschien um so gerechter, je offenkundiger sie gegen einen frühern Mönch seines eignen Klosters gerichtet war, ohne daß man Grund gehabt hätte, gehässige Ursachen unterzuschieben. Darum nützte sie auch dem Innocenz von allen Seiten, sowol in der Meinung der Mönche und Bischöfe, als der weltlichen Herren, so sehr, daß man sich allgemein für ihn entschied. Der König veranstaltete gleich darauf ein Concil, Peter's That als eine solche preisend, der nicht entgegengehandelt werden könne, und der Abt führte den Papst selbst zum königlichen Sitze, wo er als Hirt der Christenheit auf das Ehrenvollste begrüßt wurde unter Zustimmung Aller. Das Gerücht dieser That Peter's erscholl in allen Landen, die, mit Bewunderung gegen den Abt erfüllt (?) alsbald ein Gleiches thaten und Innocenz anerkannten. Indem sich also nach dem Vorgange Frankreichs (unter Ludwig VI.), England (unter Heinrich I.), Teutschland, nicht unter dem Kaiser Heinrich (V, wie Rodulf schreibt), sondern unter Lothar II. und Spaniens Könige auf Peter's Seite warfen, war das Schisma glücklich gehoben, nicht zum Nachtheile für Clugny, wie man sich von selbst denkt. Peter selbst, der den Papst auf allen seinen Wegen begleitete, zog mit ihm bis nach Rom, wo er ihn ungehindert einführte, da der Gegenpapst unterdessen mit Tode abgegangen war. (Man weiß, daß auch Bernhard von Clairvaux in diesem Handel unermüdlich thätig sich erwies.) Ein anderes für jene Zeiten noch viel merkwürdigeres Beispiel menschenfreundlicher und nicht allzu sehr in Vorurtheilen befangener Handlungsweise lieferte der Abt Peter durch den Schutz, den er dem berühmten Philosophen Abälard gegen das Ende seines Lebens angedeihen ließ. Als nämlich im J. 1140 gegen diesen Gelehrten neue Verketzerungen seiner schriftlich ausgesprochenen Meinungen erhoben worden waren, namentlich vom heiligen Bernhard, dem Abte von Clairvaux, sodaß auch Abälard auf einer französischen Synode zu Sens verdammt worden war, weil man ihm keine andere Vertheidigung zugestehen wollte, als Beweise für seine Sätze aus den Kirchenvätern, im Nichtfalle aber ihm nur die Wahl zwischen Widerruf oder der Erklärung lassen wollte, daß diese Sätze gar nicht die seinen wären, weshalb Abälard an den Papst appellirte, was die Synode für widerrechtlich erklärte und darum die Verdammung Abälard's um so schärfer aussprach; ja als auch selbst der Papst, nach einer weitläufigen und harten Auseinandersetzung der Ketzereien des unverbesserlich Geschilderten, in das Urtheil der Synode einstimmte und die Bücher Abälard's zum Feuer decretirte, hatte Peter, der Abt von Clugny, den Muth, dem überall verfolgten Mann in seinem Kloster eine Freistätte unter seinem Schutze zu eröffnen. Würde man sich aber deßhalb vorstellen, daß Peter sich soweit über den Geist seiner Zeit erhoben und Ketzereien gemäßigter beurtheilt habe, so wäre man in großem Irrthume. Der Abt Peter bewies durch sein Leben, daß er in diesem Punkte mit der gewöhnlichen Meinung seiner Zeit vollkommen einverstanden war; seine Anstalten zur Verfolgung wahrhafter Ketzer waren so scharf und eifrig, daß ihm vielmehr vor Vielen hierin noch der Vorrang zugesprochen werden muß. Nachsicht gegen Ketzereien war es also keineswegs, was ihn zu dieser Menschenfreundlichkeit bewog. Selbst die Hochachtung, die er gegen Abälard als Gelehrten in sich trug, würde ihn nicht zu einer solchen Handlung vermocht haben, wenn nicht bessere Überzeugungen dazu gekommen wären. Daß hingegen dessen ungeachtet Peter's Neigung, Gelehrte um sich zu sehen, ihm den ersten Antrieb gegeben, sich näher um Abälard zu bekümmern, wird kaum in Abrede zu stellen sein. Peter, gegen einen solchen Mann, der nicht nur Aufsehen in der gelehrten Welt gemacht hatte, das auch auf sein Kloster einen guten Widerschein werfen würde, wenn er ihn anders gewinnen würde, und dessen Kenntnisse noch Manches nützen könnten, machte daher wenigstens einen Versuch mit dem Verfolgten, dessen bedrängte Lage in seinem Alter den an und für sich gern hilfreichen Abt gewiß auch zum Mitleide bewegte, ob Abälard sich so fügsam erweisen würde, daß er sich ohne Gefahr für seine Rechtgläubigkeit seiner annehmen könne. Er ertheilte daher dem hart Angefochtenen den Rath, sich zuvörderst mit Bernhard von Clairvaux auszusöhnen und sich dem Glauben der Kirche zu unterwerfen, also im Grunde dennoch seinen Irrthümern zu entsagen. Da nun wirklich der in seinem Alter flüchtige, überall zurückgestoßene Mann in Peter's Rath einging und sich fügte, so konnte rechtli-

auch jetzt noch seiner Hilfe bedürfe, beschwöre er den Mann, sich eilig in das Kloster des heiligen Pancratius (das zu Clugny gehörte) zu begeben und zu verkündigen, was er gesehen habe, damit man es schriftlich seinem Freund und Vater, dem Abt von Clugny, anzeige, damit er des Königs eingedenk sei und von seiner Wohlthat nicht lasse, bis er die Begnadigung des Königs vernommen habe. Alles wurde in's Werk gesetzt. Als nun Peter das hörte, stand er auf und befahl in allen seinen Klöstern Almosen, Messen, Tricenarien und alle gute Werke, die Sündern hilfreich sind, anzustellen zur Erlösung des Königs, bis es vollbracht sei. Das ist auch geschehen, bis der König dem Abte und vielen Andern erschien und danksagete für seine Erlösung. Man sollte meinen, der Zweck solcher Erzählungen läge auf der Hand, und der Glaube daran könne einem Manne, wie Peter der Ehrwürdige sonst in andern Dingen war, nicht eben ernst gewesen sein, wenn in einem und demselben Menschen nicht Kraut und Unkraut neben einander gedeihen könnte und oft bis zum Staunen. Von der andern Seite betrachtet, hatten eben jetzt die Cluniacenser, die durch den Abt Pontius sehr heruntergekommen waren, ein ganz besonderes Erhebungsspiel höchst nöthig, um so mehr, je lebhafter und durchschlagender der heil. Bernhard für die Cistercienser wirkte. Beide Orden einer und derselben Familie (Clugny und Citaux) lagen aber seit einiger Zeit in schwerem Kampfe mit einander, der hauptsächlich durch die Heftigkeit Bernhard's stark ins Hitzige getrieben worden war. Konnte nun auch Peter von Clugny die Berührung mit Bernhard von Citaux gar nicht vermeiden, so vermied er doch, was möglich war, soweit es die Sorge für seine Congregation nur erlaubte. Und hierin erwies sich Peter klüger und besonnener, als sein Gegner Bernhard, dessen leidenschaftliche Angriffe und Ausfälle gegen die Cluniacenser Peter nicht im Geringsten erwiederte. Zwar haben wir ein Schreiben Peter's an Bernhard über den Streit beider Orden. Allein es ist keine Antwort auf Bernhard's vorausgeschickte harte Züchtigungen des Ordens von Clugny, die Peter ruhig ihrem Schicksale überließ, das schon damals kein sehr günstiges war, sondern es ist eine besonnene und männliche Untersuchung, was doch wol einen solchen Streit zwischen zwei Congregationen veranlaßt habe, die nicht blos Diener Eines Herrn, sondern auch Söhne einer und derselben Regel sind. Peter findet es kindisch, wenn Einer mit dem Andern über verschiedene Gewohnheiten und Kleidung hadern wolle, ob er gleich die schwarze Tracht seines Ordens der weißen der Cistercienser, welche mehr schimmere, vorziehe. Am Ende sieht er den Hauptgrund des Streites in Stolz und Neid, worin er das Rechte getroffen hatte, was um so schlagender wirken mußte, weil er den Fehler auf beiden Seiten sucht, weshalb er auch den Abt Bernhard bittet, seinen Mönchen für die Zukunft liebreichere Gesinnungen einzuflößen. In diesem Punkte stand Peter offenbar hoch über Bernhard und seine kluge Mäßigung muß ihm um so höher angerechnet werden, je frischer die Wunden waren, welche Bernhard durch seine Ausfälle, welche er eine Schutzschrift zu nennen beliebte, dem Briefsteller geschlagen hatte. Peter's Schreiben an den Abt von Citaux fällt in das Jahr 1143 und ist um so wichtiger für die Geschichte jener Zeit, da sich nicht blos Mönche, sondern auch weltlich hochgestellte Männer in diese Angelegenheit mischten. Auch war der Orden von Clugny, dessen Äbte bereits vor unserm Peter vom Papste soweit bevorzugt worden waren, daß sie den Rang der Cardinäle hatten und geborene Cardinäle hießen, gar nichts Geringes, auch seiner Reichthümer wegen. Ob nun aber jene oben berührten Wundererzählungen aus Glaubenseinfalt oder so gut, als diese kluge Mäßigung Peter's gegen Bernhard aus Überlegung, zum Vortheil des Ordens ersonnen, oder doch von Peter selbst dafür angenommen, hervorgingen, mag dahin gestellt bleiben; möglich ist Beides, scharf erweislich keins von Beidem. Überhaupt aber sind Peter's Briefe, welche 1522 zu Paris von Petrus de Monte Martyrum herausgegeben und noch manchen Sammlungen einverleibt worden sind, für die Geschichte jener Zeit, wenigstens zum Theil, gar nicht unwichtig. Dagegen sind diejenigen, welche theologische Fragen beantworten, von weit geringerem Werthe; er erhebt sich nicht über den kleinlichen Geist des Aberglaubens seiner Zeit darin, sondern läßt sich, wie die Meisten damals, oft genug in Auseinandersetzungen solcher Gegenstände ein, die für das Praktische des Christenthums unnütz und der Wissenschaft theils unzugänglich, theils nachtheilig oder doch völlig überflüssig sind, z. B. ob sich das göttliche Wort eher mit dem Menschen vereinigt habe, als es von der Jungfrau Maria geboren worden sei? Peter's Briefe sind gewöhnlich in sechs Bücher abgetheilt. Auch in seinen Predigten, deren einige uns mitgetheilt worden sind, über die Verklärung Christi in der Sammlung seiner Werke, und drei über das Grab des Erlösers, über Reliquien und zum Lobe des heiligen Marcellus (in *Martène* Thesaur. nov. Anecdotor. T. V. p. 1419—1452) schließt er sich dem mystisch deutenden, erzählenden Geschmacke seiner Zeiten an und setzt großen Werth auf eine spielende Andacht. Seine neuen Satzungen für den Orden, Statuta Congregat. Cluniacens. cum diplomatibus et chartis 76. et praefatione satisfactionali sive apologetica, welche gleichfalls, wie die meisten seiner Schriften in Biblioth. Cluniac. stehen, mußten den Cluniacensern freilich von Bedeutung sein, da sie ihre klösterliche Lebensweise änderten und schärften, für alle andern Menschen sind sie weit weniger anziehend, da sie zu sehr ins Kleinliche gehen. Sogar Helyot, der doch Ordensverbesserungen in der Regel als etwas überaus Wichtiges zu behandeln pflegt, hält sich nicht lange bei der Anzeige des Inhalts dieser Statuten auf und berichtet nur außer der Angabe, daß sie aus 76 Artikeln oder Capiteln bestehen, was uns schon der Titel derselben sagt, eine besondere Eigenheit, wodurch sie sich vor andern auszeichnen. Es ist dies der jedem Gebote angehangene Grund, warum der Abt so und nicht anders befohlen hat. Darüber fährt Helyot so fort: Er verbietet z. B., man solle in Zukunft des Freitags kein Fett essen, ausgenommen am Weihnachtstage. Die Ursache, die er davon angibt, ist, weil nicht allein die Geistlichen, die Laien, die Kinder und sogar die Kränk-

lichen in der römischen Kirche sich des Fleischessens an diesem Tage enthielten, weil Christus an demselben Tage für uns den Tod erlitten hat, dagegen nur grade die Mönche Fett in ihre Gemüse mischten, sondern auch, weil es aller Welt so unvernünftig vorkäme, daß selbst die Armen, denen man die Überbleibsel der Kost schenkte, die man in das Refectorium zu Tische gebracht, dergleichen Gaben entweder bis auf den nächsten Tag aufbewahrten, oder sie gar mit Entrüstung wegwürfen. Das beweist, setzt Helyot hinzu, daß man zu Peter's Zeiten in den zu Clugny gehörenden Klöstern des Freitags noch Fett gegessen hat. Wer also die veränderten Sitten der Mönche genau kennen lernen will, wird dennoch sich entschließen müssen, solche Statuten, so sehr sie auch ins Kleine gehen, mit Sorgfalt zu benutzen. Daß aber seine Mönche nicht lange sich nach Peter's strengeren Geboten der Enthaltsamkeit im Essen richteten, geht daraus hervor, daß Helyot berichtet: Peter verbot auch seinen Mönchen alles Fleischessen. Allein der Gebrauch, sogar an den Sonnabenden Fleisch zu genießen, schlich sich doch bald wieder in diesen Orden ein, weil Hugo V., welcher 1204 neue Statuten verfaßte, das Fleischessen abermals verbieten mußte, und zwar an der Mittwoch und dem Sonnabend mit Ausnahme der Kranken. Aber auch jetzt half es wenig, denn der Orden war zu reich geworden, als daß er für Entbehrungen solcher Art eine besondere Neigung hätte zeigen sollen. Und so blieben denn auch Peter's Statuten nicht lange wirksam, ebenso wenig als die Verbesserungen aller andern Äbte, die noch Sinn dafür hatten, was keinesweges die Mehrzahl war, weil sie von den Päpsten zu sehr bevorzugt worden waren, sodaß sie unter Niemandem, als allein unter dem Papste standen. Um so deutlicher leuchtet es ein, daß Peter der Ehrwürdige zur glücklichen Regierung eines solchen Ordens, grade in einer Zeit, wo sich die Cistercienser und vor Allen der heilige Bernhard selbst so stark gegen Clugny erhob, alle Klugheit nöthig hatte, die man ihm auch in den meisten Fällen ebenso wenig absprechen kann, als jenen Verstand und jene Mäßigung, die in Benutzung der Umstände sich kund gibt, woraus denn auch manches sonst Auffällige in seinem Leben und Handeln sich erklären lassen möchte. Am meisten muß ihm seine große und ausdauernde Thätigkeit zum Besten seiner Congregation zum Ruhme gereichen. Es gab nicht leicht eine Gelegenheit, die er nicht alsbald ergriffen und sich und den Seinen zum Nutzen verwendet hätte, mag man auf äußern oder innern Vortheil sehen. Außer dem, was schon berichtet wurde, haben wir ihn auch noch als Erbauer eines Nonnenklosters zu nennen, was er in seiner Vaterlandsprovinz in der Diöces von Clairmont, Namens Lavenna, anlegte. Die Nonnen dieses Klosters werden von Rodulf so fromm geschildert, daß sie mit der übrigen Welt nichts weiter gemein gehabt haben sollen, als daß sie lebten. Besonders wird an ihnen der Gehorsam gerühmt, den sie stets gegen die Einrichtungen ihres Stifters bewiesen, namentlich durch einen so strengen Verschluß, daß sie sich dem Anblicke aller andern Menschen völlig entzogen und sich zu einem Tempel Gottes heiligten. Bei dem Allen fand der fromme Mann doch auch zuweilen noch Zeit, sich mit Versemachen zu beschäftigen. Es sind noch von ihm übrig Rhythmi, versus et hymni, wozu er wol unter Allem, was er that, die wenigsten Anlagen hatte. Nur seine Grabschrift auf Abälard hat sich bemerkenswerth gemacht, um der Lobsprüche willen, die der fromme Mann dem noch oft verketzerten Todten ertheilt. Sie wurde daher nicht selten ein Gegenstand der Bewunderung und Verwunderung für Freund und Feind, weshalb sie auch der Mittheilung vorzüglich werth ist. Die Bibliotheca Cluniacensis erwähnt Anfangs ausdrücklich nur folgende Rhythmen, die sie also für die vorzüglichsten halten wird: In laudem Salvatoris; de sancto Hugone; de S. Benedicto; de resurrectione Domini (von dem ersten Rhythmus theilt **Rambach** im 1. Th. s. Anthologie christlicher Gesänge, S. 283, ein Bruchstück mit); einen Hymnus in honore S. Mariae Magdalenae und einen andern in honore matris Domini, auf welche Peter auch noch eine Prosa verfaßte. Später (S. 553) erwähnt jedoch die cluniacenser Bibliothek, nachdem sie die gänzliche Sinnesänderung Abälard's durch ihren Abt Peter sorgfältig berichtete, den Anfang des Epitaphiums: Gallorum Socrates, Plato maximus Hesperiarum etc. Das Ganze folgt unter seinen Schriften S. 1354 mit der Überschrift: In Epitaphio Petri Abaelardi Versus, welche den Beschluß der Verse und Reime des ehrwürdigen Abtes machen; in Allem an der Zahl 13:

> Gallorum Socrates, Plato maximus Hesperiarum,
> Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt,
> Aut par, aut melior; studiorum cognitus orbi
> Princeps, ingenio varius, subtilis et acer;
> Omnia vi superans rationis, et arte loquendi,
> Abelardus erat. Sed tunc magis omnia vicit,
> Cum Cluniacensem Monachum, moremque professus,
> Ad Christi veram transivit Philosophiam,
> In qua longaevae bene complens ultima vitae,
> Philosophis quandoque bonis se connumerandum
> Spem dedit, undenas Majo renovante Calendas.

Man sieht jedoch auch daraus, daß er sich in Allem versuchte, was ihm nützlich zu sein schien, sodaß ihm Liebe und Eifer, seinen Geist in Wissenschaften und Künsten immer mehr auszubilden, niemals fehlten. Alle diese Thätigkeiten waren so sehr dem Glauben an die Kirche untergeordnet, daß er ihr alle seine Kräfte dienstbar machte, jede Erkenntniß verwerfend, die sich mit diesem Glauben nicht vereinigen lassen wollte; ohne Eitelkeit für sich und sein menschliches Denken, was soweit in ihm ging, daß er selbst die natürliche Sanftmuth und Weichheit seines Temperaments opfern und in Härte und Verfolgungsgewalt umwandeln konnte, sobald er trotzig widerstrebende Feinde jener Glaubensrichtung fand, in welcher er das Menschliche von dem Göttlichen nicht zu trennen vermochte, weil er es der Gewohnheit und seines in ihm festgewurzelten Gefühls wegen nicht wollte, jeden Versuch im Voraus für unrecht haltend. Insbesondere mußte dieser Mönchsglaube der Erhebung und Wiederherstellung des Glanzes seines Ordens dienen, weil er als Abt dies für seine höchste Pflicht erachtete, für welche er auch sogar die List, nicht blos die Klugheit in Anspruch zu neh-

dig. Das unzählbare Heer von geringen Menschen aus Frankreich, Lothringen und Teutschland, welches Peter'n zum Anführer wählte, mußte eine ganz andere Beschaffenheit haben, als die wohlgerüsteten und wohlgeordneten Heere der Fürsten. Des Einsiedlers Heer bestand theils aus Leibeigenen, die ihren Herren entlaufen waren, theils aus solchen Pilgrimen, welche entweder von den Fürsten abgewiesen waren, oder es für heiliger hielten, unter dem frommen Mann zu fechten, als unter einem weltlichen Fürsten. Ein anderer Theil war zu Peter geströmt, weil bei seinem Heerzuge keine großen Zurüstungen erheischt wurden, während hingegen die Zurüstungen der Fürsten eine Verzögerung nöthig machten, welche den schwärmerisch Gesinnten verhaßt war. Des Einsiedlers Heer war ohne Geld, ohne regelmäßige Waffen und ohne Reiterei, mit Ausnahme von acht tapferen Rittern, unter denen sich Walther von Perejo mit seinem Neffen Walther [8]) ohne Habe, die ihm 15,000 Mann zu Fuß aus Frankreich zuführten, befand. Ihr Heer glich ganz dem des Einsiedlers [9]), nur daß es noch mehr nach Abenteuern dürstete, und noch ungeduldiger war; denn zu Cöln, wo sie das Osterfest feierten, trennte es sich von Peter, welcher, durch den glücklichen Erfolg seiner Predigten bewogen, noch einige Zeit dort zu verweilen beschloß; oder es wollte wenigstens den Vortrab des Heeres des Einsiedlers bilden. Führer dieses Vortrabs war Walther von Perejo. Er nahm im März 1096 seinen Weg durch Teutschland nach Ungarn. Bei Belgrad erlitt es wegen verübter Plünderungen Niederlagen. Walther von Perejo starb auf dem Wege nach Constantinopel, und sein Neffe Walther ohne Habe führte die Überbleibsel des Heeres, welche dem Schwerte der Bulgaren, dem Hunger und Krankheiten entronnen waren, nach der Kaiserstadt, unter deren Mauern das Heer Peter's zu erwarten ihnen erlaubt ward. Peter gewann zu Cöln zwei teutsche Grafen und 15,000 Mann des gemeinen Volkes durch seine Predigten zur Annahme des Kreuzes. Hierauf folgte der Einsiedler als Heerführer in der Mönchskutte und in Sandalen, auf dem Maulesel, seinem einzigen Lastthiere, dem Walther'schen Heere oder Vortrabe nach. Peter's Heer hatte das Wachsthum einer Lavine, und stieg auf 40,000 [10]) Mann, welche aus verschiedenen Völkern, Franzosen, Baiern, Franken, Österreichern und Lombarden, welche das Gerücht zu ihm gerufen hatte, bestanden. Aber an wachsender Kraft glich es einer Lavine nicht, denn im Gefolge der Kreuzfahrer waren Weiber, Kinder, Greise und Kranke. Die Schwärmer glaubten auf ihrem heiligen Zuge wunderbar von Gott getränkt und genährt zu werden. An der Grenze von Ungarn erhielt Peter zwar vom Könige Kalmay den Durchgang gestattet, mußte aber, weil das Betragen des Walther'schen Vortrabes bei den Bulgaren Vorsichtsmaßregeln erheischte, versprechen, daß sein Heer nirgends rauben und plündern, sondern seine Lebensmittel kaufen und billig bezahlen [11]) solle. Ruhig zog es bis an die andere Grenze von Ungarn, als es mit Argwohn und Haß gegen die Ungarn dadurch erfüllt ward, daß man, wiewol es nur ein falsches Gerücht war, Peter'n benachrichtigte, der Statthalter des Königs von Ungarn in jener Gegend habe aus Beutelust mit dem Statthalter von Belgrad einen Bund zum Verderben des Heeres der Pilgrime geschlossen, und werde, sobald es über den Fluß gesetzt sei, ihm in den Rücken fallen, während es die Bulgaren von Vorn angriffen. Gelegenheit, Rache zu nehmen, benutzte Peter sogleich, als er die Kleider jener 16 Mann aus Walther's Vortrabe, welche von den Semlinern mishandelt worden waren, auf den Mauern der Stadt aufgehängt sah. Zornentbrannt führte er sein Heer gegen die Mauern der Stadt. Die Besatzung, auf einen so furchtbaren Angriff nicht gefaßt, ward durch die Pfeile der Pilgrime von den Mauern vertrieben. Gottfried von Burel, Befehlshaber von 200 Mann zu Fuß, und der mit Helm und Panzer bewaffnete Ritter Rainold von Bruis, welche die Mauern zuerst erstiegen, und der größte Theil des Heeres, stürmten in die Stadt, drängten diejenigen Einwohner, von welchen viele ihnen zu widerstehen versuchten, zurück, und erschlugen den größten Theil derselben, als sie durch das östliche Thor zu entfliehen suchten. Dem fürchterlichen Blutbade, welches die Pilgrime in der Stadt anrichteten, entrannen nur die, welche zu Schiffe auf der Sau die Flucht nehmen konnten. Während viele Tausend von den Semlinern in den Tod sanken, verlor Peter von den Kreuzfahrern nur 100 Mann. Die Leichname der Semliner, welche die Donau hinabgeführt wurden, verkündeten den furchtbaren Sieg der Pilgrime bis Belgrad, und der Befehlshaber dieser Stadt floh nach Nissa, und die Einwohner in die Wälder und Gebirge. Peter's Heer, welches einen großen Vorrath von Lebensmitteln aller Art, von Korn, Vieh und Wein, in Semlin fand, brachte bei fetten Speisen und gutem Weine fünf Tage in dem größten Wohlleben zu, als aus einem Orte, wo sich Franzosen niedergelassen hatten, Peter'n plötzlich die Botschaft gesandt ward, daß der König von Ungarn mit einem gewaltigen Heere heranziehe, um seine von den Pilgern erschlagenen Unterthanen zu rächen. Peter wagte nicht, des Ungarnkönigs Heer zu erwarten. Alle auf dem Strome befindlichen Fahrzeuge wurden beladen, und da sie nicht in

---

8) In Peter's Heere befanden sich unter der geringen Anzahl namentlich Ritter Reinhold von Bruis, Walther von Breteuil, Folker von Orel (Aureliensis, welches man auch durch Orleans erklärt findet) und Gottfried Burel aus Etampes. Er trat im März 1096 seinen Zug aus Lothringen an. 9) Einschließlich des Walther'schen Vortrabes soll Peter 80—100,000 Mann unter seinen Fahnen gehabt haben. 10) Peter's Heer war von Hause ohne Geld, war aber doch, da es Almosen sammelte, nicht ganz mittellos.

11) Peter's lautere Absicht ward auch zu Constantinopel anerkannt, denn Anna Komnena bemerkt: Peter hatte in der Wahrheit keine andere Absicht bei dem Kreuzzuge gehabt, als die das heilige Grab zu besuchen. Die übrigen Grafen aber und vorzüglich Bohemund hegten einen alten Groll gegen den Kaiser, und suchten nur Gelegenheit, sich wegen des glänzenden Sieges bei Larissa zu rächen. Unter dem Scheine, nach Jerusalem zu gehen, verbargen sie ihre geheime Absicht, Constantinopel zu erobern, und den Kaiser vom Throne zu stoßen.

der in Antiochien befindlichen Fürsten ihn zu ihm sende, um ihn zu ermahnen, daß er ablassen möge, sie und die Stadt zu befeinden. Der erste der Apostel, Petrus, habe Antiochien vom Heidenthume bekehrt, und Christus, der mächtige Herr, habe die Stadt jetzt, da sie, wie andere christliche Länder von den Ungläubigen ungerechter Weise eingenommen gewesen, den Christen wieder gegeben. Die christlichen Fürsten machten daher Korboga'n den Antrag, er möge entweder von der Belagerung der Stadt und der Belästigung der Fürsten abstehen, oder am dritten Tage nach diesem mit ihnen mit den Schwertern kämpfen, und zwar stellten sie ihm frei, ob er allein mit einem allein den Kampf bestehen, und als Sieger das Ganze erhalten, oder besiegt ruhen wolle, oder ob mehre mit gleicher Anzahl unter gleichen Bedingungen kämpfen, oder endlich ob sämmtliche Heerscharen von beiden Seiten den Ausgang einer Schlacht versuchen sollten. Korboga, von großem Zorn entbrannt, konnte kaum sprechen, gab edoch Peter'n den Auftrag, den Fürsten zurück zu verkünden, daß sie nicht in dem Zustande seien, Bedingungen vorzuschreiben, sondern daß sie solche vielmehr annehmen müßten; sie sollten dem Christenthume entsagen, dann werde er sie alle zu Gnaden annehmen, und ihnen Länder ertheilen, würden sie sich weigern, würden sie in Kurzem sterben oder als Sklaven gefesselt werden. Hierauf nahm Herluin, der die Sprache der Sarazenen verstand, das Wort, und sagte zu Korboga, wie thöricht es sei, die Christen zur Verleugnung des Herrn aufzufodern, und daß ihre (der Christen) Rettung, hingegen jener (der Ungläubigen) Untergang ganz nahe sei. Noch mehres redete Herluin, aber Korboga konnte es nicht länger ertragen, und befahl ihn aus seinen Augen zu bringen. Die Umstehenden foderten Herluin und Peter'n auch auf, sich schnell hinweg zu begeben, weil sonst ihre Unterhandlung niemals Fortgang haben und sie selbst umkommen würden. Der Einsiedler und Herluin kehrten zu den Fürsten zurück, und erzählten, was Korboga geantwortet hatte. Als Peter den Stolz und die Drohungen des Fürsten, zu dem er gesandt worden war, in Gegenwart des Volkes umständlich auseinandersetzen wollte, ließ Gottfried von Bouillon ihn nicht weiter reden, aus Furcht, das Volk, welches durch beständige Drangsale schon soviel gelitten, möchte, wenn ihm alles, was der Heerführer der Ungläubigen gesagt, eröffnet würde, vollends ganz verzagen und in zu großes Schrecken gesetzt werden, und führte den Einsiedler vom zahlreichen Haufen hinweg und abseiten, und gab ihm an die Hand, daß er das Übrige hinweglassen, und das blos kurz und summarisch anzeigen sollte, daß die Feinde die Schlacht verlangten, und die Kreuzfahrer sich völlig darauf vorbereiten möchten. Als diese Peter's Wort vernahmen, wurden sie von brennendem Verlangen nach dem Kampfe ergriffen, und sie siegten in der Schlacht, welche sie drei Tage darauf (den 28. Juni 1098) gegen Korboga schlugen. Graf Raimund von Toulouse, welcher mit den andern Fürsten in Zwistigkeiten gerieth, suchte diese, als sie im J. 1099 vor der Festung Arka lagen, durch Freigebigkeit zu gewinnen. Da Raimund's Volk auf seinem Zuge von Marra nach Arka durch Beute und *Geschenke* der ungläubigen Fürsten reich geworden, *während* die dem Herzoge Gottfried und dem Grafen Robert von Flandern folgenden Kreuzbrüder arm geblieben waren, so befahl der Graf von Toulouse, jeder Wohlhabende unter den Seinigen sollte den Zehnten der erhaltenen Beute darbringen. Ein Viertheil von diesem Zehnten erhielten die Bischöfe, das zweite Viertheil die Geistlichen, bei welchen die Kreuzfahrer die Messe hörten. Die zwei übrigen Viertheile wurden Peter dem Einsiedler, welchem die Sorge für die Armen und Kranken aus der Geistlichkeit und dem Volke anvertraut war, übergeben, damit er sie unter dieselben vertheilen sollte. Bei der großen Procession oder dem feierlichen Umgang der Wallbrüder um die von ihnen belagerte Stadt Jerusalem, welche den 8. Juli 1099 statt hatte, hielt auf dem Ölberge zuerst Arnulf, der beredte Geistliche aus Flandern, eine eindringende, die Fürsten zur Eintracht ermahnende Rede. Nicht minder trat Peter auf, und entflammte das Volk zur Ausdauer, um den Heiland, der noch heute in dieser Stadt (Jerusalem) geächtet und gekreuziget werde, zu befreien. Die größte Ehre wurde nach Einnahme der Stadt von den Christen Jerusalems Peter dem Einsiedler erzeigt. Sie, die ihn vor vier oder fünf Jahren in der Stadt gesehen hatten, erkannten ihn, dem sowol der Patriarch, als die Ältesten aus der Stadt zur Aufregung der Fürsten der abendländischen Reiche ihre Briefe übergeben hatten, wieder, und verehrten ihn mit gebeugten Knieen mit ganzer Demuth, indem sie sich an seine frühere Ankunft und die Gnade der vertrauten Freundschaft erinnerten, die er mit ihnen zu schließen sie gewürdigt hatte, und ihm ihren Dank zollten, daß er ihre Gesandtschaft so fleißig und so treu blos aus Liebe verwaltet hatte. Sie priesen über alles den Herrn, der in seinen Knechten ruhmreich ist, der so wider alle menschliche Hoffnung des genannten Mannes Wege und Rede in seiner Hand wirksam gemacht, daß er die Völker und Reiche zur Erduldung so großer Anstrengungen für Christi Namen mit Leichtigkeit brachte. Einzeln und gemeinschaftlich suchten die Christen Jerusalems Peter'n mit vielfältiger Ehrenbezeigung zuvor zu kommen, indem sie nächst Gott allein ihm zuschrieben, daß der Zustand der harten Knechtschaft, die sie so viele Jahre geduldet, gelöset, und der heiligen Stadt die alte Freiheit wieder gegeben war. Der Patriarch selbst war abwesend, nämlich in Cypern, wohin er vor Belagerung der Stadt, um Almosen für die Bürger zu sammeln, gereiset war. Als die Kreuzfahrer nach Besitznahme Jerusalems durch den Anzug eines großen Ägyptischen Heeres bedroht wurden, ward auch Peter zur Theilnahme an diesem Kampfe eingeladen. Er jedoch, der nie ein Schlachtheld gewesen, und jetzt der Schlachten müde war, zog den seiner Natur angemessenen Wirkungskreis vor, nämlich in Jerusalem für den abwesenden Patriarchen die Processionen oder Bittfahrten zu ordnen, in welchen die griechischen und lateinischen Geistlichen für die kämpfenden Brüder den Beistand Gottes erflehten. Den 14. Aug. 1099 gewannen die Christen den Sieg in der großen Schlacht bei Askalon. Der Patriarchenstuhl zu Je-

rusalem hätte ein wünschenswerther Besitz erscheinen müssen, und dem berühmten Kreuzprediger Peter hätte es, wenn er ehrgeizige Absichten gehabt, nicht schwer fallen können, sich auf den erledigten Stuhl zu schwingen. Doch man findet nicht, daß Peter darnach gestrebt. Vielmehr kehrte er bald nach Eroberung der Stadt aus Syrien in das Abendland zurück, denn er hatte seinen Wunsch erfüllt und das durch sein Wirken befreite heilige Grab gesehen. Er starb im J. 1115 zu Huy, und ward in dem von ihm gestifteten Kloster begraben.

3) Peter de Vineis [de Vinea[18])], italienisch Piero delle Vigne, dieser berühmte[19]) Kanzler Kaiser Friedrich's II. war nach der wahrscheinlichsten Annahme von Geburt ein Capuaner[20]), weniger wahrscheinlich ein Teutscher[21]). Er entsproß aus niedrigstem Geschlecht[22]), nämlich von einem unbekannten Vater und einer verworfenen Mutter,

---

18) Die gewöhnlichste Form, in welcher sein Bezeichnungsname vorkommt, und welche er auch selbst im Namen des Kaisers braucht, ist de Vineis, doch findet man auch de Vinea, so z. B. in der Formula Depositionis Friderici Imperatoris ap. *Schardium* (vor Petri de Vineis Epistolarum Libr. VI. Amberger Ausgabe von 1609. S. 61), ap. ***Rolandinum Patavinum***, De factis in Marchia Patavensi (ap. ***Muratori*** Rer. Ital. Script. T. VII. p. 226. 230. 244) und bei Matthäus Paris zum J. 1249. S. 661. 19) In den neuesten Zeiten ist sein Andenken besonders durch Raumer (Geschichte der Hohenstaufen) wieder belebt worden. 20) Zu dieser Annahme wird berechtigt durch den Brief mit der Überschrift: Magna laudum Praeconia de bonitate magistri Petri de Vineis, und mit dem Schlusse: Telae finis imponitur, quam stupendo contexuit Nicolaus (in *Petri de Vineis* Epistolarum, L. III. Ep. 45), wo es (in der amberger Ausgabe S. 454) bei dem Vergleiche unsres Petrus mit dem auf dem Felsen gegründeten Apostel gleiches Namens weiter heißt: Relictis quidem retibus, princeps Apostolorum, Petrus ille piscator nimirum, secutus est Deum. Sed Petrus hic legifer a sui domini latere non discedit; curam gregis dominici pastor ille curabat antiquus: sed iste novus athleta juxta latus summi principis virtutes inserens, et errores exstirpans, in statera justitiae ponderat, quidquid dicit. Galilaeus ille tertia dominum sua voce negavit: sed absit quod semel abneget Capuanus. O felix vinea, quae felicem Capuam tam suavis fructus ubertate reficiens, Terram laboris irradiare, et remotos orbis terminos instantia tuae foecunditate irradiare non cessas: a cujus stipite palmites non discrepant. Ex te namque prodiit hic Petrus, quem etc., nun folgen die Worte, welche wir in der 22. Anmerk. dieses Art. mittheilen. In der Capitulum Capuanensium regratiatur magistro Petro de Vineis, quod aliquid ab eis petit et recommendat se sibi überschriebenen Ep. 43. Lib. III. p. 449. 450 heißt es: O quantum debet vobis Ecclesia! O quantum vobis civitas Capuana tenetur! quia non a civitate vel provincia laudem, sed civitati et provinciae laudis titulum acquisivistis: ut jam non Petrus a Capua, sed a Petro Capua latius agnoscatur; felix radix, quae fructiferum protulit palmitem! felix vinea, quae vinum praecipuum germinavit! Grates ergo vobis referimus, quod a nobis requiritis gratiam: et quod mandastis, implevimus gratiose: rogantes ut ecclesiae matris vestrae non sitis immemores, cujus vos in sacramentis ecclesiasticis ubera lactaverunt. Wird in dieser Stelle Capua nicht blos bildlich Weinberg genannt, sondern ein Theil desselben, oder eine Vorstadt oder dazu gehöriger Ort vor derselben, so hieß Petrus de Vineis nicht von einer Besitzung, die er erwarb, sondern, was im Mittelalter bei Besitzlosen gebräuchlich war, von seinem Geburtsorte. Es wäre demnach Petrus in einem zu der Stadt oder vielleicht auch blos der Provinz Capua gehörigen Orte geboren, und hätte seine Erziehung in der Stadt Capua empfangen, namentlich wäre er daselbst confirmirt worden. Mit dem, was das Capitel von Capua von der Abstammung des Petrus de Vineis aus der Stadt oder wenigstens Provinz Capua sagt, und mit der Angabe des Magister Nicolaus übereinstimmt, welcher ebenfalls den Petrus Diakonus sowol einen Capuaner nennt, als auch sagt, daß er aus Capua hervorgegangen, läßt sich auch die Angabe des Rolandinus (S. 226), nach welcher Petrus ein Apuler war, vereinigen, wenn wir nämlich Apulien in jener weitesten Bedeutung nehmen, in der es in dem Ausdrucke König von Sicilien und Apulien alles das begriff, was vom Königreiche Sicilien auf der Halbinsel lag. In dem einen der Briefe, welche der Erzbischof Johann von Capua an den Magister Petrus de Vineis gerichtet, sagt ersterer von ihnen beiden: Quos una provincia genuit, et una terra lactavit, et incrementis sequentibus non multum dispar provectus arrisit, und im nämlichen Briefe (Ep. 37. Lib. III. p. 435), sowie auch in einem andern (Ep. 40 Lib. III. p. 444) bezeichnet er ihn durch: domestica vinea.

21) Petrus de Vineis, natione Teutonicus, sagt Joh. Trithemius (de Script. Ecclesiast. Prima P. Op. Hist. Frankfurter Ausgabe v. 1601. S. 285) und ein Theil der Neuern (z. B. *Hoffmannus*, Lex. Universale. p. 138. *Moreri*, Le grand Dict. Hist. T. IV. Ed. II. p. 542). Wie Schardius (Vita Petri de Vineis) vor der Ausgabe der Briefe desselben vermuthet, hat Trithemius jenes aufzustellen, sich vielleicht durch den Zunamen veranlaßt gefunden, bei welchem er möglicher Weise an das schwäbische Vinea (Weingarten) nicht weit von Ravensburg gedacht habe. 22) Franziscus Pipinus (Chron. Lib. II. c. 39 ap. ***Muratori*** Rer. Ital. Script. T. XI. p. 660) sendet dieser Angabe die Bemerkung voraus, daß auf den so blühenden Verfasser (dictator floridissimus), der im Kaiserreiche zu Zeiten Friedrich's II. geglänzt, jenes Monostichum gesagt worden:

Hic redit in nihilum, qui fuit ante nihil

und jenes Distichon:

Vinea per saltum etc.

Es darf dieses, was der Lobredner (Lib. III. Ep. 45. p. 454. 455) sagt, daß Petrus einen so sehr edlen Hervorbringer (tam nobilissimum creatorem) gehabt, nicht, obgleich creator dichterisch für Vater gebraucht ward, auf des Petrus Vater bezogen werden, sondern der Kaiser ist darunter zu verstehen, welcher den Petrus, der vorher nichts war, zu einem so hohen Manne umschuf, oder der Lobredner versteht vielleicht auch Gott darunter, und will sagen, des Petrus de Vineis Größe rührt nicht daher, weil er etwa aus altem Geschlechte entsprossen, sondern Gott hat ihn durch die Gaben, welche er ihm verliehen, groß gemacht; oder endlich könnte der Lobredner sagen wollen, Petrus sei sich selbst der sehr edle Erzeuger gewesen, habe sich durch seine Anlagen zu der Größe emporgeschwungen. Dennoch geht das tam nobilissimum creatorem am wahrscheinlichsten auf den Kaiser, da Petrus de Vineis selbst (Ep. II. Lib. III. p. 372) in Beziehung auf denselben sagt, ejus, a quo sum, et sine cujus judicio nihil sum, und anzunehmen ist, daß Nicolaus im Geiste des von ihm verherrlichten Petrus de Vineis geschrieben haben wird. Vermuthlich ist es derselbe Nicolaus, welchen eine Briefstellerin in der X. Ep. Lib. III. p. 543 des Petrus von Vineis zukünftigen Schwiegersohn nennt. Daher jene gewaltige Begeisterung des Nicolaus für den Vater seiner Zukünftigen. Der geschickte Panegyrist sagt nicht ausdrücklich, daß Petrus von niedriger Abkunft gewesen, sondern deutet dieses nur an, und drückt sich, wie es scheint, absichtlich dunkel aus, wenn er sagt: Ex te (Capua) namque prodiit hic Petrus, quem commendabiliter ejus effectus laudabilem exhibet, eo quod habuit tam nobilissimum creatorem: et quem ordinavit qualitas habitus, ipsum amictu decoris adornat. Nam legis armatus peritia, Digesta digerit, et Codicis scrupulositates elimat, dum in quadrigis sedens Imperii, super emergentes quoslibet casus et causas in libra judicii, quotiens ponderat et appendit, toties eos derimit et decidit, quasi veritas sub nube non lateat, quae videntibus non celatur, angelum se fore sanctum lucidius repraesentat. Bei dieser Hochstellung der Größe des Petrus de Vineis könnte wol der Magister Nicolaus zugleich haben sagen wol-

einem Weibsbild, das ihr und ihres Sohnes Leben elendiglich durch Betteln unterhielt [23]). Aber seine großen natürlichen Anlagen [24]) retteten ihn aus diesem niedern Zustande. Er warf sich nämlich endlich mit dem größten Eifer und der höchsten Anstrengung auf das Studium der Wissenschaften. Doch war er noch immer arm, und befand sich in geringen Umständen, bis ein Zufall ihn zum Kaiser brachte. Im kaiserlichen Palast ward sein Genie mit Erfolgen belohnt. Im Verlaufe der Zeit und durch die Gunst des Kaisers brachte er es vermittels seiner Kunst in schriftlicher Abfassung [25]) und seiner Kenntniß des Rechtes soweit, daß er fast keinem seiner Zeit in diesen Fächern nachstand. Da er hierdurch des Kaisers Huld und Liebe erlangte, so ward er der großen [26]) Curie Protonotarius, Rath, Richter [27]) und Mitwissender bei den geheimen Angelegenheiten, oder mit andern Worten wirklicher geheimer Rath, d. h. in seiner eigentlichen ursprünglichen

---

len, Petrus sei sich der so edle Erzeuger gewesen, wenn er auch eigentlich den Kaiser darunter versteht. War Petrus nicht nach seinem Geburtsorte genannt, sondern von einer seiner Besitzungen, so muß doch dabei Folgendes in Betracht gezogen werden. Nach der Sitte der damaligen Zeiten wurde man genannt und nannte man sich nach seiner Hauptbesitzung, besonders, wenn diese zugleich der Wohnsitz war. Dieses Besitzthum brauchte eben nicht grade allemal angestammt zu sein. Aus dem Namen de Vineis darf man also bei Petrus nicht auf Abkunft aus einem begüterten Geschlechte schließen. Er konnte so genannt werden, auch wenn er dieses Besitzthum erst in den Tagen seiner Größe erworben. Der Lobredner will vielleicht nicht blos ein Spiel mit dem Namen Vinea treiben, sondern vielleicht andeuten, Petrus habe das Besitzthum und den Namen nicht ererbt, sondern durch seine Weisheit erworben, wenn der Panegyrist fortfährt: Haec itaque fuit vinea, quam Philosophiae manus multo sudore plantavit et coluit, ipsam suae irriguitatis amoenitate foecundans: in qua tabernaculum eruditionis erexit, ut ex eo mentes indoctae, doctrinae reciperent spiritum, et ex ejus fructu mellifluo biberent sitientes. Haec est vinea, cujus radices grandis aquila in terra negotiationis de Libano asportas secus decursus aquarum, cum diligenti prudentia transplantavit: ad cujus virtutes eximias explicandas etiam lingua Tullii laboraret, ne forsan balbutiens in prosequendo deficeret, et sic displicendo placeret. Jener Ausdrücke von dem Weinberge, mit Beziehung auf des Petrus Bezeichnungsnamen, konnte sich jedoch Nicolaus auch bedienen, wenn er nach seinem Geburtsorte genannt war.

23) Wahrscheinlich gefiel man sich, des Petrus de Vineis niedrige Abkunft zu übertreiben und auf das Grellste auszumalen. Wir haben oben im Texte bemerkt, was Franziskus Pipinus (Lib. II. c. 39. p. 560) angibt. Aus des Petrus de Vineis Brief (Ep. XIII. Lib. IV. p. 543—546), nach welchem seine Ältern in keinem so verworfenen Zustande sich befunden zu haben scheinen, kann man nicht mit Sicherheit auf ihre frühern Umstände schließen, da sich annehmen läßt, daß der Sohn nach seiner Erhebung für die Ältern gesorgt haben wird. Der mit Lagerangelegenheiten Beschäftigte hatte in der Ferne auf gute Nachrichten aus dem väterlichen Hause gehofft, und sagt, er sei in seiner Hoffnung durch das Gerücht von seines Vaters Tode getäuscht worden. Er spricht seinen Schmerz in dem Briefe aus, daß der, durch den er das Dasein erhalten, seinen Wünschen genommen sei, und er dem im Todeskampfe Liegenden nicht habe beistehen können. Aus den Trostworten, welche er an seine Familie richtet, geht hervor, daß damals seine Mutter noch lebte, und er selbst Frau und Kinder hatte, und seine Ältern Großälternfreuden erlebten. Nicht minder richtet er darin Worte des Trostes an seinen Bruder und seine Schwester. Aus der XIV. Ep. Lib. IV. (p. 547. 548), welche die Überschrift trägt: Consolationis Literae ad affines, de morte cognati sui und an seinen Schwiegervater L. und seine Schwiegermutter A. gerichtet ist, und in dem es heißt: de obitu N. dilecti filii vestri, cognati mei, lernten wir einen Blutsverwandten, der zugleich sein Schwager gewesen wäre, kennen, wenn man sicher wäre, daß Petrus cognatus in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht hätte. Da aber im Italienischen cognato Schwager (Bruder der Frau) bedeutet, so darf der N., dessen Tod er beklagt, da Petrus cognatus in letzterer Bedeutung gebraucht haben kann, als Blutsfreund desselben nicht mit Sicherheit in Anspruch genommen werden. In dem Schreiben beklagt er sich und seine Frau und seine Töchter, daß diese durch den Tod des geliebten N., einen Collateralen, der sie in seiner (des Petrus de Vineis) Abwesenheit habe trösten können, verloren haben. Bemerkenswerth ist, daß in der Zuschrift die Schwiegermutter die Bezeichnung dominae A. hat, während dem Schwiegervater nur ein bloßes L. gewidmet ist. Es zeigt, daß nur jene, nicht auch dieser von vornehmer Abkunft war.

24) Selbst seine Feinde, nämlich die Anhänger des Papstes, mußten diese anerkennen. Seine Freunde mußten natürlich von der aufrichtigsten Bewunderung hingerissen werden. Sein Lobredner sucht diese in Folgendem auszudrücken: Satis praeclaros alumnos longe lateque per orbem naturae praegnantis peperit uterus et plurimorum pectoribus partem fecunditatis infudit: sed propter communem opinionem omnium, in singulari subjecto congerens, quicquid contulerit universis, magistrum Petrum cunctis peperit clariorem. Petrus de Vineis war nämlich ein vielseitiges Genie, sodaß ihm die Nachwelt auch die Abfassung des ersten Sonetts in italienischer Sprache zuschreibt. Mag dieses begründet sein oder nicht, soviel ist gewiß, daß seine größte Stärke in der Jurisprudenz lag. Von dieser Seite ist es auch, von welcher der Panegyrist die Größe dessen, den er verherrlicht, auffaßt, und seine allgemeinen Lobeserhebungen enden mit diesem Ziele, denn in der Stelle, in welcher er davon handelt, wie die Natur ihn auf das Reichlichste ausgestattet, und von der wir so eben den Anfang mitgetheilt haben, fährt er fort: Nec sine merito sic ipsum sua liberalitate donavit, cum virtutum congeriem personarum varietas saepe confunderet, sententiarum erraret auctoritas, et jura prompta solvere, buccis lacerata domesticis, ordinarium judicem non haberet. Multum etenim, ut requiem quaereret sapientia felicis ingenium, et in gyro coeli, et abyssi profundo circumquaque limitavit; cum quo factum cor unum, et anima una, in eo ferrum de terra transtulit, et lapidem calore resolvit, ut quidquid esset terrena grossities, in doctrinae substantiam verteretur. Per cujus namque virtutis instinctum justitia mortificata resurgeret, et eclipsati juris qualitas suae discretionis industria supplementa sentiret? qui velut novus legifer Moyses de Monte Sinai, legum copiam concessam sibi coelitus hominibus reportavit: ut quorum noxius appetitus per lustra devia oberrarat, ad industriae fabricam, qua imposita quaelibet diriguntur, ejus luce praevia dirigatur. Was Magister Nicolaus von dem gewaltigen Einflusse des Petrus de Vineis sagt, ist zwar rednerisch gesteigert, doch nicht blos Schmeichelei, denn auch die Feinde desselben erkannten dieses an, begründeten aber einen Vorwurf gegen ihn und den Kaiser daraus, wie es in der Vita Gregorii Papae IX. (bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. III. p. 575) heißt: Judicem Petrum de Vineis, Achitophel alterum, cujus consilio, contemptis Principibus Majestas Imperatoria regitur.

25) Dictandi arte, sagt Pipinus S. 660.

26) Magnae Curiae Protonotarius, Consiliarius et Judex et in arcanis conscius, sagt Pipinus S. 660. Die magna Curia ist das große Hofgericht (la gran corte), welches Friedrich II. gemeiniglich mit sich führte. Vergl. Joh. Fr. le Bret, Forts. d. allgem. Welthistorie. 42. Th. S. 164.

27) Nämlich Großrichter in Petri de Vineis Epist. Lib. I. nennt im 33. Brief S. 210 der Kaiser: Magistros Petrum de Vineis et Thadaeum de Suessa, magnos Curiae nostrae judices. In der Epist. III. Lib. I. p. 93 wird gedacht: magistri Thadaei de Suessia, magnae curiae nostrae judicis, sodaß das Groß als bald auf die Curie, bald auf die Richter bezogen erscheint.

Bedeutung. Als Zeichen der besondern Vertrautheit [28]) wird angeführt, daß im Palaste zu Neapel die Bildnisse des Kaisers und des Petrus sich befanden. Der Kaiser saß auf dem Throne, Petrus auf dem Katheder. Das Volk senkte sich zu den Füßen des Kaisers, und deutete, daß ihm Gerechtigkeit in Rechtsstreiten werden möge, durch diese Verse an:

> Caesar amor Legum, Friderice piissime Regum,
> Causarum telas nostras resolve querelas.

Hierauf schien der Kaiser mit diesen andern Versen solche Antwort zu geben:

> Pro vestra lite Censorem juris adite:
> Hic est; jura dabit, vel per me danda rogabit.
> Vineae cognomen Petrus Judex est sibi nomen.

Des Kaisers Figur nämlich blickte auf das Volk, zeigte mit dem Finger auf Petrus, und dadurch an, daß er (der Kaiser) die Rede auf diesen bringe. An den Verdiensten, welche sich Friedrich II. als König von Sicilien in diesem Königreich erwarb, hat den größten Theil sein Secretair Petrus de Vineis, denn diesen ließ er eine Sammlung aller von seinen Vorgängern gemachten Reichsverordnungen veranstalten, und machte sie nebst den neuen Reichsverordnungen auf der Versammlung aller seiner Reichsstände zu Melfi im J. 1231 bekannt [29]).

Der beredte und gelehrte Kanzler des Kaisers wurde zu vielen wichtigen Gesandtschaften gebraucht, und hatten seine Bemühungen nicht den Erfolg, den man hätte erwarten sollen, so lag es nicht an ihm, sondern an der äußersten Hartnäckigkeit der Gegner des Kaisers. Zwar zunächst finden wir einen Fall, der sich entschuldigen läßt. Aber bei den weiter unten vorkommenden Fällen waren die Feinde des Kaisers Friedrich völlig im Unrecht. Petrus de Vineis und der Bischof von Patti wurden von Friedrich II. im J. 1235 an den päpstlichen Hof gesandt, daß sie die Bestätigung der vom Erzbischofe von Ravenna getroffenen Verfügungen bewirken sollten. Aber Gregor IX. erklärte dem Kaiser durch ein Schreiben, daß er das vom Erzbischofe Dietrich über die Stadt Ptolemais ausgesprochene Interdict aufgehoben habe, weil ein Land, in welchem Christen von so verschiedenen Bekenntnissen und Gebräuchen zusammen wohnten, einer besonders schonenden Behandlung bedürfte, und im andern Falle ein allgemeiner Abfall von dem römischen Stuhle leicht erfolgen und daselbst der Ketzerei ein weites Feld geöffnet werden könnte [30]). Bei dem Streite des Kaisers mit dem lombardischen Bunde sandte der erstere (im J. 1237) den Patriarchen von Antiochien, die Erzbischöfe von Messina und Palermo, den Großmeister des teutschen Ordens und den Richter Petrus de Vineis, dessen Rathschläge den Kaiser leiteten, und der lombardische Bund einige Edelleute an den apostolischen Stuhl unter Gregor IX. Der Streit ward lange geführt, und daß er nicht entschieden, lag nach Versicherung der Päpstlichgesinnten an der Chicane beider Parteien [31]). Als der Kaiser sich im J. 1239 zu Padua aufhielt, sprach sein Richter Petrus de Veneis weise für seinen Herrn, und stiftete eine Vereinigung großes Wohlwollens und großer Liebe zwischen dem Kaiser und dem paduanischen Volke. Als in Padua verlautete, daß der Kaiser vom Papste excommunicirt worden, ließ Ersterer sogleich selbst eine große Versammlung im Palaste zu Padua zusammenberufen, und während hier seine Majestät saß, stand der kaiserliche Richter Petrus de Vineis auf, der mit einem guten Boden vieler Literatur, göttlicher und menschlicher, und darunter auch Lectüre der Dichter versehen war, und führte jene Autorität des Ovidius an:

> Leniter ex merito quidquid patiare ferendum est:
> Quae venit indigne poena dolenda venit.

Diese Autorität paßte er weislich seinem Zwecke an, und disputirte und belehrte das Volk, daß da der Kaiser so gütig und ein gerechter Fürst und billiger Herr, wie je einer, der seit Karl'n das Kaiserreich regiert habe, sei, so könne er sich mit Recht über die Lenker der heiligen Mutter, der Kirche, beklagen und betrüben. Als sich Kaiser Friedrich im nämlichen Jahre (1239) mit seinem Heere im Gebiete des Schlosses S. Bonifacio im veroneser Districte befand, legte einer von den Vertrauten des Kaisers die rechte Hand an seinen eignen Hals und blickte auf den Markgrafen Azzo VII. von Este, und machte ein Zeichen der Enthauptung, denn er liebte den Markgrafen und wünschte ihn zu warnen. Der Markgraf bemerkte es, begab sich in das Schloß S. Bonifacio und blieb daselbst. Der Kaiser sandte den Petrus de Vineis, um den Markgrafen nebst den Seinigen zurückzurufen, und ließ ihm sagen, daß er ihm und Allen Sicherheit gebe. Petrus de Vineis brachte dem Kaiser zurück, daß der Markgraf und seine Freunde zu dem Kaiser durchaus nicht kommen wollten [32]). Um Innocenz IV. zu seiner Erhöhung zum Papste Glück zu wünschen, und ihm seine Ergebenheit zu versichern, und seine ganze Macht zur Ehre der Kirche und zur Vertheidigung der Kirchenfreiheit anzubieten, sandte Kaiser Friedrich II. im J. 1243 den Teutschmeister Gerard von Marburg, den Großadmiral Anseldus de' Mari, die Großrichter seiner Curie Petrus de Vineis und Thaddäus von Sessa, und seinen Kapellan und Dekan von Messina Rogerius von Porcastrella [33]). Sie wurden am päpstlichen Hoflager zu Rom mit vieler Achtung em-

28) Welchen Einfluß Petrus de Vineis bei dem Kaiser hatte, und wie er gleichsam dessen rechter Arm war, sucht der Magister Nicolaus, welcher selbst die Feder ausgezeichnet zu führen wußte, in Folgendem darzustellen: Hic siquidem alter Joseph, cui tanquam fideli interpreti, ejus studio magnus ubique Caesar (de cujus potentia sol et luna mirantur) circularis orbis regna gubernanda commisit: qui tanquam imperii claviger claudit, et nemo aperit; aperit et nemo claudit: cujus eloquentiae tuba dulcisonans, orationis voce mellifluae audientium corda demulcet, utpote cui, quidquid erat sub pallio solis absconditum, praeter clausi libri septem signacula, divinus intuitus revelavit. Ipse est etenim Petrus fundatus in petra, ut caeteros fidei stabilitate fundaret, et sinceritatis soliditate firmatus, foret aliis fundamentum. Relictis quidem retibus etc. Es folgt nun die Stelle, welche wir in der 19. Anmerk. dieses Art. mitgetheilt haben. 29) *Grimaldi*, Istoria delle leggi e magistrati del' regno di Napoli. L. VII. p. 31 sq.

30) Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 6. Th. S. 552. 553. 31) s. Vita Gregorii Papae IX. p. 581. 582. 32) *Rolandinus* p. 226. 230. 33) Petri Epist. Lib. I. Ep. 23. p. 210.

hierzu delegirten Erzpriester Philipp von Feltre. Die Verstoßene war die Schwester des kaiserlichen Podesta von Padua, dem Ezzelino den Abschied gab, und den er zwang, vieles Geld, das er von den Einwohnern, wie Ezzelino verwandte, unrechtmäßiger Weise erpreßt hatte, herauszugeben. Dagegen setzte er einen andern, nämlich seinen innigen Freund, den Grafen Guicciardo da Realdesco von Brescia als Podesta mit dem Titel eines kaiserlichen Statthalters vom Flusse Oglio an bis nach Trient ein. Aus diesen Umständen mußte Friedrich den ihn kränkenden Schluß machen, daß Ezzelino vorhabe, sich vom Kaiser zu trennen. Er schützte eine Versammlung der Reichsstände zu Verona vor, wollte aber eigentlich Ezzelino'n diese Stadt entziehen, und begab sich deshalb selbst dahin. Aber Ezzelino, welcher am kaiserlichen Hoflager vertraute Freunde, unter denen Peter de Vineis einer der ersten war, immer hatte, zog unter der Hand eine ansehnliche Mannschaft zusammen, besetzte alle Thore und Festungen, und gab den Veronesern zu verstehen, daß sie sich von den Leuten des Kaisers nicht plagen lassen sollten. Zwar wurde Friedrich in Verona mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen, aber doch konnte er es mit den sich daselbst einfindenden Großen zu keinem Schlusse bringen. Daher wollte er versuchen, was er von den Veronesern zu erwarten habe, und bat den Herzog von Österreich, mit einigen Veronesern einen Zwist zu beginnen. Aber das ganze Volk griff zu den Waffen, erschlug Teutsche, und die Empörung wurde immer heftiger. Friedrich mußte daher Ezzelino'n um Stillung des Aufstandes bitten. Kaum winkte dieser dem Volke, als alles wieder ruhig ward. Auf Ezzelino's Ansuchen mußte der Kaiser hierauf dem Volke verzeihen. Ezzelino's Macht wurde immer ansehnlicher. Wären jene Angaben, daß Peter de Vineis sich hat von Ezzelino de Romano bestechen lassen und ihm heimlich Nachricht von den Rathschlägen und Absichten des Kaisers gegeben hat, begründet, so hätte er allerdings die schwerste Schuld auf sich geladen. Aber die Annahme, daß Peter de Vineis ein Verräther gewesen, ist nicht [39]) allgemein. Auch geben nicht alle das verrätherische Verhältniß des Peter de Vineis als Grund seines Sturzes an, sondern dieses, was Matthäus Paris sagt, daß sich Peter de Vineis habe von dem päpstlichen Hofe bestechen lassen, um einen Mordplan gegen den Kaiser zu entwerfen. Nach Angabe Anderer bestand jedoch Peter's Verrath nur darin, daß er bei Führung des Zwistes zwischen dem Kaiser und Papst sich gegen seinen Herrn nicht redlich benahm [40]). Einige erzählten, daß er zu dieser Untreue aus dem Grunde verleitet worden sei, weil der Kaiser durch jenen Zwiespalt der Schätze entblößt, den Peter von Vineis selbst eines großen Schatzes beraubt habe [41]). Andere geben an, daß der Kaiser durch ein Liebesverhältniß, das Peter de Vineis mit einer Geliebten [42]) des Kaisers unterhielt, beleidigt worden. Doch findet man dieses am unwahrscheinlichsten. Von den Neuern nimmt ein Theil an, daß Peter ein Verräther gewesen, und man findet Folgendes bemerkt. Friedrich selbst sah ihn als einen Verräther an, und als ein solcher mußte er ihm auffallen, wenn er seine geheimen Verbindungen mit Ezzelino und Azzo VII. [43]) erfuhr. Er selbst sagt: „Ich bin durch die andre Hälfte von mir verrathen worden [44]). Wem soll ich hinfüro noch trauen?" Der andre Theil der Neuern [45]) nimmt den Peter de Vineis als unschuldig an, und diese Annahme

39) So z. B. sagt Pipinus (S. 660): Ex proditionis nota, *aliqui ferunt*, ab Imperatore carceri trusus atque caecatus est. Die Meinung, daß der Kaiser aus dem Grunde, weil Petrus de Vineis ein Verräther war, oder weil er ihn wenigstens dafür hielt, ihn habe blenden lassen, ist die beliebteste und verbreitetste geworden. Man legt ihm daher bei der Entdeckung des von Petrus gegen ihn entworfenen Mordanschlags die Worte in den Mund: Vae mihi, Petrus, dimidium animae meae, capitales mihi insidias comparavit: in quo in posterum quiescam? Vergl. *Sigonius* Lib. 18. 40) Pipinus sagt: Male enim tractasse dicitur super discordia inter Imperatorem et Papam.

41) Auch dieses zählt Pipinus bei Aufführung der verschiedenen Angaben über die Veranlassung des Sturzes des Günstlings des Kaisers auf. 42) Pipinus sagt: Nonnulli referunt, quod in vitula ejus (Imperatoris) arabat. 43) In Beziehung auf Azzo stützt sich nämlich Le Bret auf *Laurentii de Monachis* Veneti Senatus a Secretis ac Cretensis Regni Magni Cancellarii Historiae Venetae Lib. XIII. ap. *Muratori* T. VIII. p. 144, wo es in Beziehung auf die Flucht des Markgrafen von Este von dem Kaiser heißt: Tunc Imperator misit ad eum Petrum de Vineis ejus Cancellarium, qui clam suasit sibi (ei) et Comiti Sancti Bonifacii, ne venirent, quod, ut est creditum, fuit causa mortis dicti Petri. Vergleichen wir mit Laurentius die Stelle des Rolandinus (S. 230), wo er von der Flucht des Markgrafen und der Sendung des Petrus de Vineis handelt, so finden wir nur, daß er erzählt, der Kaiser habe durch Petrus de Vineis dem Markgrafen und Grafen und ihren Freunden Sicherheit anbieten lassen, aber der Kaiser sei durch seine Gesandten in Kenntniß gesetzt worden, daß der Markgraf und der Graf und ihre Freunde nicht kommen wollten. Es läßt sich also vermuthen, man habe erst später aus diesem Falle geschlossen, Petrus de Vineis habe den Markgrafen von Este und den Grafen von S. Bonifacio gewarnt. Aber dieses wäre für Petrus de Vineis nicht ganz leicht gewesen, da Petrus nicht allein, sondern mehre Gesandten abgeschickt waren, und Petrus de Vineis hätte sich durch seine Warnung in die größte Gefahr begeben, als Verräther entdeckt zu werden. 44) Le Bret, welcher durch den verfälschten Rolandinus, auf welchen er sich beruft, das verrätherische Verhältniß des Petrus de Vineis als eine Thatsache annimmt, sucht die Sache durch folgende Betrachtung wahrscheinlich zu machen. Ihm scheint Petrus de Vineis im Falle mancher Minister gewesen zu sein, die wissen, welcher Gesinnungen und Handlungen ihr Herr fähig ist, und um die bösen Ausbrüche desselben zu hemmen, eine doppelte Rolle spielen, indem sie zwar auf der einen Seite die Befehle ihres Herrn ausrichten, auf der andern aber mit der Miene einer Privatperson andern, die in Gefahr kommen könnten, den Rath ertheilen, sich vor Fallstricken zu hüten. Petrus de Vineis hatte ebendiese Rolle schon lange mit dem Ezzelino gespielt, und ihm alles entdeckt, was etwa sein Herr mit ihm vorhatte (s. Vita e gesti d'Ezzelino III. Ven. 1544). Petrus de Vineis sah, daß sein Herr alt zu werden begann, er sah, daß er im Falle des Todes seines Herrn vieles wagte, er wollte sich Freunde machen, zugleich aber auch die Ehre seines Herrn retten. So nach Le Bret. Aber freilich wagte Petrus, wenn er die Rolle des Verräthers spielte, noch weit mehr. Weit glaublicher ist, daß es den Feinden des Kaisers durch irgend eine List gelang, den eifrigen Vertheidiger bei diesem zu verdächtigen. Sie gewannen in der That durch den Sturz des Petrus de Vineis äußerst viel. 45) In der Vita Petri de Vineis bei Schardius wird sein Schicksal mit dem des mit Undank belohnten Themistokles, Pausanias und Manlius Capitolinus, und mit dem des Parmenio, des Eusenides, des Alcimenides, des Aratus von Sicyon, des Aetius, des Belisarius, des Narses und mehrer anderer verglichen.

besteht sehr gut mit der andern, daß der Kaiser ihn für einen Verräther hielt, denn die Feinde beider konnten durch Ausführung eines arglistigen Streichs den Peter de Vineis verdächtigen. Verdachte mußte aber Friedrich II. sehr zugänglich geworden sein, weil er, von den Ränken der Italiener umgeben, schon manche traurige Erfahrung gemacht hatte und von Mordanschlägen umdroht war.

Wir erzählen nun das Ende des Peter de Vineis nach der Darstellung des Matthäus Paris zum J. 1249. In diesem Jahre kehrte der von schwierigen Angelegenheiten von allen Seiten her in Bewegung gesetzte Kaiser, welcher diesseit der Gebirge (der Alpen) gekommen war, nach Apulien zurück, wie man sagt, im Tranke vergeben[46]). Peter de Vineis, welcher Friedrich's vertrautester Rathgeber und besonderer Wächter seines Lebens gewesen war, hatte einen Physicus bei sich, welcher, als er sowol auf Befehl des Kaisers als des Peter selbst, das zur genannten[47]) Reinigung Nöthige vorbereiten sollte, ränkevoll zu Werke ging, denn auf den Rath Peter's selbst mischte er todtbringendes und sehr wirksames Gift in den Trank und in das Bad, damit er seinen auf sie[48]) vertrauenden Herrn umbrächte. Die Feinde der Kirche sagten, daß der Papst zu dieser Unthat das Herz Peter's entnervend durch die größten Geschenke und Versprechungen gebeugt habe. Friedrich erhielt über dieses Versprechen in der Stunde selbst, in welcher jener vorher vergiftete Trank zu nehmen war, von einem seiner Freunde ganz geheime Warnung und volle Belehrung, und sagte zu dem den Trank zeigenden Physicus und zu Peter: „Freunde! meine Seele vertraut auf euch; hütet euch, ich flehe, daß ihr mir, der euch traut, nicht Gift statt Arzeney gebet." Ihm antwortete Peter: O! mein Herr! mehrmals gab dieser mein Arzt euch heilsamen Trank, warum fürchtet ihr? Friedrich aber mit finsterem Blicke, und nachdem er Wache von Hinten aufgestellt hatte, daß die Verräther nicht entfliehen konnten, sagte zu dem den Becher zeigenden Physicus: Trinke den Trank zur Hälfte mir vor! Der Arzt, darüber verblüfft und sich des Verbrechens bewußt, stellte sich, als wenn er mit den Füßen an etwas stoße und deshalb falle, und stürzte auf sein Antlitz, und goß das Gift größtentheils aus. Den kleinsten noch übrigen Theil aber befahl der Kaiser einigen aus dem Gefängniß gezogenen Verbrechern zu geben, und sie hauchten sogleich die armen Seelen aus. Dadurch über die gegen sein Leben angestiftete gefährliche Verrätherei vergewissert, ließ er den Physicus hängen und den nach Verdienst[49]) geblendeten Peter durch viele Städte Italiens[50]) und Apuliens führen, damit er öffentlich vor allen das unternommene Verbrechen bekännete. Endlich befahl der Kaiser, daß Peter den Pisanern, welche ihn unerbittlich haßten, überantwortet werden sollte, daß sie ihn tödten möchten. Als Peter dieses hörte, so stieß er an die Säule, an welche er gefesselt war, das Haupt mächtig und sich selbst das Gehirn aus, damit er nicht nach der Willkür der Feinde sterben möchte, weil, wie Seneca sagt, nach der Willkür des Feindes zu sterben zweimal sterben ist. So erzählt Matthäus Paris das Ende des Peter de Vineis. Aber des Kaisers Verdacht scheint nicht plötzlich gegen ihn rege geworden zu sein. Ein für die Lebensgeschichte Peter's äußerst merkwürdiger Brief trägt die Überschrift: Magister Peter entschuldigt sich bei dem Kaiser über das, dessen er von einigen seiner Nebenbuhler angeklagt war[51]). Zum Eingange sagt er, daß er ohne den Kaiser nichts, und des Kaisers Ruhm sein Ruhm und sein Heil von dem Heile des Kaisers abhängig sei, daher er diesem unzertrennlich anhängen und alles zur Ausführung der Befehle desselben thun müsse[52]). Es läßt sich jedoch aus der Stelle[53]), welche

---

46) Ut dicitur potionatus, sagt Matthäus Paris (S. 662), noch bevor er von dem Mordanschlage des Petrus erzählt hat, und knüpft die Erzählung von diesem daran. Nach ihm benutzt nämlich Petrus de Vineis diesen siechen Zustand des Kaisers, um den Mordanschlag, den er selbst beabsichtigte, auszuführen. Fühlte sich nämlich der Kaiser wirklich vergiftet, oder glaubte er es wegen seines Siechthums zu sein, so mußte er für Argwohn sehr empfänglich und den Feinden des Kaisers es um so leichter werden, durch Anknüpfung eines arglistigen Kunstgriffes, den Petrus de Vineis zu verdächtigen. 47) Nämlich um das Gift, das der Kaiser im Tranke erhalten haben sollte, wieder aus dem Körper zu schaffen. 48) Petrus de V[illegible]en Arzt. 49) Oder mit Recht, wir folgen nämlich hier ganz dem Matthäus Paris, welcher an den Verrath des Petrus de Vineis glaubte und ihn deshalb: Merito exoculatum nennt. Ein Theil der Neuern sind dem Matthäus Paris gefolgt, und nehmen die von Petrus de Vineis beabsichtigte Vergiftung des Kaisers als Thatsache an, s. z. B. *Struvii* Corp. Hist. Germ. p. 552.

50) d. h. Oberitalien. 51) Magister Petrus de Vineis excusat se Imperatori super eo, quod accusatus fuerat a quibusdam aemulis suis. Ep. II. Lib. III. p. 372—374. 52) Vobis, non alii (pie Caesar) cedit ad gloriam et honorem, quod me totiens redditis per vestras literas gloriosum: quasi dignus sim, quod de gloria vestra glorificer, et de prosperis successibus vestris exultem. Equidem nihil mihi sic optabile posset afferri, sicut incolumis status, felix processus, et insignis triumphus ejus, a quo sum, et sine cujus judicio nihil sum, sub cujus umbra vivo, magnificor et honoror. Haec inquam dum me contingunt, nihil ex me mihi remanet, quod me beneplacitis vestris non obliget et mandatis exponat. Et novit Altissimus, quod in his vivere, sub iis senescere cupio, et dummodo mori placeat, concupisco. 53) Die Stelle ist zur Veranschaulichung des Verhältnisses des Petrus de Vineis zu dem ihn so sehr achtenden Kaiser äußerst merkwürdig. Der Kaiser hatte nämlich gesagt, und Petrus erwiedert darauf, wie folgt: Ad haec, clementissime principum, ne celem in me, quod vel data venia timens loquar, quod in literis vestris quidam me favor terruit: videlicet, ubi dicit, hortando mandamus, quatenus circa servitia nostra, et maxime *rationum* te geras more solito sollicitum et attentum: quia licet tibi super iis socios adjunxerimus, Serenitas nostra tamen tibi tantum modo noscitur inhaerere. Beabsichtigte der Kaiser wirklich, dem Petrus de Vineis Vorwürfe in dieser Stelle zu machen, so that er es wirklich auf eine sehr feine Art, und man sieht, er hatte noch nicht Lust, mit dem ihm unentbehrlichen Manne zu brechen. War außerdem nichts vorgefallen, was den Petrus de Vineis einen Angeber vermuthen ließ, so kann man vermuthen, er habe sich schuldig gefühlt, und deshalb sich veranlaßt gefunden, sich zu entschuldigen. Aber man muß sagen, es verdroß ihn, daß der Kaiser ihm Genossen beigesellt. Fühlte er sich aber wirklich nicht schuldig, so hätte ihn dieses weniger beunruhigen können, als wenn er schuldbewußt war. Aber freilich auch dem Schuldlosen mußte der dem Kaiser beigebrachte Argwohn sehr empfindlich sein. Petrus de Vineis faßt aber die Stelle nicht von der schlimmsten Seite, oder gibt sich wenigstens die Miene, als wenn er nicht wegen Untreue, sondern nur wegen Nachlässigkeit Mitführer der Rechnungen

Peter de Vineis aus dem Briefe des Kaisers einschaltet, nicht mit Sicherheit schließen, ob Peter de Vineis wirklich bei dem Kaiser angeklagt war, oder ob nach dem Spruche, daß der, welcher sich entschuldigt, sich anklagt, Peter de Vineis sich wirklich schuldig fühlte, und dadurch sich veranlaßt fühlte, sich zu entschuldigen, und dadurch eigentlich selbst anzuklagen. Aus dem Thatumstande, daß der Kaiser ihm Genossen zuertheilte, scheint er erst geschlossen zu haben, daß ein Angeber[54]) ihn bei dem Kaiser verklagt habe. Doch wenn Peter de Vineis sich schuldig gefühlt haben sollte, so war es wenigstens zu jener Zeit, wo er den Brief schrieb, doch keine Verbindung mit den Feinden des Kaisers oder gar ein Mordanschlag, sondern Veruntreuung von Geldern, und um diese zu verdecken, nachlässige Führung der Rechnungen, wenn nämlich in der Stelle aus dem Briefe des Kaisers, welche wir in der 53. Anmerkung mitgetheilt haben, Rechnungen zu verstehen sind. Man kann fragen: „warum braucht Peter de Vineis einen Delator oder Angeber zu vermuthen, wenn es sich um Rechnungen handelte. Es ist unter rationes, wie Cicero es auch braucht, das Interesse, der Vortheil des Kaisers zu verstehen." Aber der Kaiser sagt: „im Betreff unserer (der uns zu leistenden) Dienste, und vorzüglich unserer Rechnungen." Das Interesse, welches Peter für den Kaiser wahrnehmen sollte, war ja schon überhaupt unter den Diensten begriffen; unter rationes muß also ein specieller Dienst begriffen werden, und dieses ist die Rechnungsführung. Peter mußte daraus, daß er Genossen zugesellt erhalten hatte, schließen, daß er bei dem Kaiser überhaupt verdächtigt[55]) worden sei; aber auch im speciellen Falle der Rechnungsführung konnte er einen Angeber vermuthen, weil ja der Kaiser, wenn Peter abwesend war, nicht nachzukommen vermochte, wie viel er eigentlich im Dienste des Kaisers verwendet hatte, wenn er die Rechnungen nicht gewissenhaft führte. Bei den vielen Geldern, welche zu Kriegsrüstungen gebraucht wurden, konnte Peter de Vineis, durch dessen Hände alles ging, allerdings bedeutende Unterschleife machen und sich eines großen Verrathes an kräftiger Kriegsführung schuldig machen. Aber freilich hatten bei diesen Verhältnissen die Feinde des Kaisers und seines rechten Armes auch sehr leichtes Spiel, Letzteren bei Ersterem zu verdächtigen, weil vieles unglücklich ging, und also leicht auf den, der für den Kaiser die Kriegsangelegenheiten und andere Unterhandlungen betrieben hatte, ein Schein von Schuld geworfen werden konnte, auch wenn er unschuldig war. Erwarb Peter de Vineis Vermögen, so konnte es seinen Feinden gar nicht schwer fallen, ihn bei dem Kaiser als ungetreuen Verwalter darzustellen. Hatten sie dem Kaiser einmal in dieser Beziehung Argwohn beigebracht, so konnten sie auch noch weiter gehen, und den Kaiser, wenn er von ihm beigebrachtem Gifte siech war, überreden, Peter de Vineis habe einen Mordanschlag gegen den Kaiser entworfen. Der Großkanzler ward gestürzt, und die Sage gestaltete dann eine Erzählung von Herbeiführung seines Sturzes, wie sie sich bei Matthäus Paris findet.

Ein unschätzbares Denkmal hat uns Peter in der Sammlung seiner Briefe hinterlassen. Der Biograph des Peter de Vineis muß freilich bedauern, daß im Verhältniß zu den übrigen die Sammlung der Briefe, welche den Peter de Vineis selbst betreffen[56]), nur sehr wenige sind, und sich deshalb kein reiches biographisches Gemälde über ihren Verfasser entwerfen läßt. Aber diesen Mangel überwiegt ein Vortheil in anderen Beziehungen, nämlich daß die Briefsammlung eine reiche Quelle für die Geschichte des Kaisers Friedrich II. und seiner Zeit überhaupt ist. Die Briefe sind theils, doch nur ein geringer Theil, in des Peter de Vineis[57]), theils und zwar die meisten in des Kaisers Namen geschrieben. Die Sammlung enthält nicht blos eigentliche Briefe, sondern auch Ausschreiben, Proclamationen, Benachrichtigungen über Ereignisse, Verordnungen, Privilegien, Gerichtsformeln u. a. m. Die Ordnung der Sammlung ist im Allgemeinen so, daß die verwandten Stoffe zusammengestellt sind, doch ist sie nicht streng systematisch. Auch ist die Anordnung in den Handschriften nicht gleich; so z. B. weicht in der papiernen Handschrift zu Jena die Reihenfolge von der in dem Pergamentcodex ebendaselbst statthabenden, welche letztere mehr mit der in den gedruckten Ausgaben übereinkommt, bedeutend ab[58]). Wie die lehrreiche

erhalten, denn er bemerkt zu der Stelle aus dem Briefe des Kaisers: Fateor domine, quod ex verbis istis favor grandis resultat: nisi contrarium innuant, quod pigrum scilicet arguant, vel feriant negligentem.

54) Petrus de Vineis sagt in dieser Beziehung: Ad quod si est delator, aggreditur vox libera innocentem, et si homo vel angelus est, qui sibi super his placuit, etiamsi non habuit, tamen anhelitum perdidit inter Filios veritatis. Et certus sum, quod quantumcunque sit de latere, qui contra me lasciviat, si votis meis Altissimus faveat ut pedibus vestris assistam, iniquitas adversus me oppilabit os suum. Aus dieser Stelle läßt sich schließen, daß Petrus de Vineis, so gewandt er auch mit der Feder war, durch persönliche Beredsamkeit doch noch mehr vermochte. 55) Worauf man den Schluß des folgenden Schreibens beziehen kann, nämlich wenn Petrus de Vineis sagt: Det autem dominus, et cito, vaniloquiis istis finem, ut visus eorum doceat, et relatus moram abbreviet, patrem ad filium benefactorem, et dominum ad fideles reducat.

56) Wir haben die wichtigsten derselben bereits, so wie wir Beziehung darauf zu nehmen hatten, namhaft gemacht, und auch einen Theil ihres Inhalts angegeben oder rücksichtlich angedeutet. Alle zu betrachten, würde dem Zwecke dieses Artikels nicht entsprechen. Doch dürfte Epist. Lib. III. p. 387, welche die Überschrift Magister Petrus de Vineis, cuidam de reditu suo ad Curiam führt, nicht übergangen werden, da dieser Brief die Beschwerden und Gefahren betrifft, welche Petrus auf einer seiner Reisen zu dulden hatte, indem er bemerkt: Praeteriti laboris angustias, quas patientibus nobis hactenus invida Roma suaserat, cum variae voluntates Imperio semper varientur, et actus Viterbiensis, nequitia suggerente periculum, et laborem de alpibus Lombardiae de novo gustavimus: quibus divina clementia, quae fessis dat requiem, licet ipsos per regni refrigerium crederemus reprimere, superatis, ad curiam prosper reditus nos reduxit incolumes, ubi de nostris renovari successibus expectamus. 57) s. z. B. Epist. III. Lib. II. p. 245—249. Petrus de Vineis principibus Almaniae, super captione currus Mediolanensis, missi ad urbem. 58) Vergl. *Mylius*, Memorabilia Bibliothecae Jenensis. p. 403—408. In dem jenaischen Cod. Membran. findet sich die Lamentatio Petri de Vineis, quod in carcerem Frideri-

Kranker genießen; nur für einen, höchstens für zwei Monate solle es erlaubt sein, Vorräthe von Küchengewächsen und Öl zu halten; es sollen keine Almosen für Messen angenommen werden; drei Stunden solle Jeder täglich im Stillen ohne Worte beten und jedes Kloster solle nicht mehr als acht Brüder haben. Ferner wurde beschlossen, sich von den Conventualen zu sondern und sich an die Observanten zu halten, deren Leben mehr mit dem ihren überein kam, was auch in Rom genehmigt wurde. Peter hielt als Commissar noch ein zweites Capitel zu St. Bartholomäus von St. Anna, wo er zum Provinzial gewählt wurde. Nach gebührender Besprechung mit dem Ordensgenerale holte er die Bestätigung des Papstes Pius IV., die auch schriftlich 1562 ausgefertigt wurde, was manche Folge für den Orden hatte. Außer dieser Verbesserung der Franziskaner unterstützte Peter noch sehr angelegentlich die Verbesserung der heiligen Therese des Karmeliterordens, sodaß ihr Unternehmen den erwünschtesten Fortgang hatte. Dabei fuhr er fort für Aufrechthaltung und Vermehrung seiner Verbesserung durch angestrengte Reisen, gutes Vorbild und Untersuchungen seiner Klöster zu sorgen. Auf einer solchen Reise wurde er im Kloster Vitiosa krank. Wider seinen Willen ließ ihn der Graf von Oropeza in sein Schloß bringen und mit größter Sorgfalt pflegen; allein die Krankheit nahm zu. Der Heilige, der sein Ende nahe fühlte, verlangte, in den Armen seiner Brüder zu sterben und wollte in das Kloster Arenas gebracht sein. Dort kaum angekommen, nahm er die Sacramente, ermahnte Alle zur Treue und Beharrlichkeit, namentlich in Übung völliger Armuth, fiel auf seine Knie und starb am 17. Oct. 1562 in einem Alter von 63 Jahren.

Die vielen Wunder, die er während seines Lebens und nach seinem Tode that, vermochten den Papst Gregor XV., ihn 1622 selig zu sprechen. Clemens IX. aber versetzte ihn 1669 unter die Heiligen. Seine Verbesserung hat sich nicht blos in Spanien sehr stark verbreitet, sondern ist auch nach Italien übergesiedelt worden. Ihre Kleidung ist sehr grob und geflickt, ähnlich der Kleidung der Cäsariner. Auch des Winters gehen sie völlig barfuß.

Viele Geschichtsbücher über diese verbesserte Abtheilung des seraphischen Ordens der Franziskaner lieferten die Spanier, die man sämmtlich in Helyot's ausführlicher Geschichte der Kloster- und Ritterorden, wornach dies gearbeitet wurde, verzeichnet findet im siebenten Bande.

5) Peter von Alliaco (Petrus de Alliaco oder ab Allyaco, auch Peter von Ailli), wurde zu Compiegne in der Picardie, nicht im Dorfe Ailly, 1350 von unbekannten Ältern geboren, war also kein Teutscher, wie Thevet (in Hom. illust. T. VII. p. 86 in 12.) nach Volaterranus behauptete; auch seine Armuth in seiner Jugend ist ebenso fabelhaft. Den besten Beweis für seinen Geburtsort liefern die Kirchenbücher zu Cambray nach Launoi (Histor. Coll. Nav. p. 137). Ebenso unrichtig wird er zum Unterthürhüter an dem Collegium von Navarra gemacht, in welches er erst gegen 1372 als Student der Theologie aufgenommen wurde, und zwar als Stipendiat. So schreibt Bayle, einer der bündigsten und genauesten Darsteller des Lebens und Wesens dieses Mannes, hauptsächlich dem Launoi folgend, dessen Berichten er den Vorzug vor allen übrigen giebt, welche über Peter von Ailly schrieben. Woher käme aber der Name „Peter von Ailly," wenn er nicht daselbst, sondern in Compiegne geboren wäre? Offenbar will man auch den Ort seiner Geburt zu einem echt französischen machen, was nicht eben nöthig wäre, da er völlig in Frankreich, namentlich in Paris, gebildet wurde und somit der Ihrige bleiben mag. Auch seine Armuth und sein Thürsteheramt in seiner Jugend, das man eifrig von ihm nehmen will, kann kein schlimmes Licht auf den Mann werfen, im Gegentheil. Und so werden denn die Gegenangaben wol nicht so völlig zu verwerfen sein, als es Bayle thut. Schon damals machte er sich als Sprecher der französischen Nation berühmt, am meisten aber durch seine Abhandlungen über Dialektik, als Anhänger der Nominalisten. Seinen feinen Unterscheidungen verdankte er manchen Sieg. Eine Abhandlung von der Natur der Seele und eine andere von der Beschaffenheit der Lufterscheinungen wandten gleichfalls die Aufmerksamkeit auf ihn, welche seine Erklärung der berühmten Schrift Peter's des Lombarden (s. d. Art.) 1375 noch bedeutend vermehrte. Diese gelehrten Arbeiten hinderten ihn jedoch nicht, sich auch als praktischen Redner immer mehr auszubilden, sodaß er als Kanzelredner beliebt wurde. Mit der Doctorwürde im J. 1380 wurde ihm zugleich eine Domherrenstelle zu Noyon ertheilt. Im J. 1384 berief man ihn wieder nach Paris als Rector des Collegiums von Navarra, wo er sich eines außerordentlichen Zudranges von Hörern erfreute. Unter vielen Andern sind seine Schüler Johann Gerson und Nicolaus von Clemangis zu nennen. Als im J. 1387 der aus Aragonien gebürtige Jacobiner, Johann von Monteson, welcher die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria geleugnet hatte und von der Universität zu Paris verurtheilt worden war, sich an den damals in Avignon hofhaltenden Gegenpapst Clemens VII. gewendet hatte, übernahm er die Verfechtung des Rechtsspruches der Universität vor dem Papste mit solcher Schärfe, daß sein Gegner völlig geschlagen wurde und der Papst das Urtheil der Universität bestätigte. Nicht geringere Ehre erwarb ihm damals eine wider die Ketzerei des Johann von Monteson gerichtete Schrift. Bei diesem immer wachsenden Ansehen vermehrten sich auch seine Ämter; Karl VI. machte ihn zu seinem Beichtvater und Almosenpfleger, wie er denn auch Kanzler der Universität wurde. Wenn ihn Andere zum Großalmosenpfleger von Frankreich, oder auch nur des Königs machen, so ist dies ein Irrthum, weil diese Ämter damals noch gar nicht vorhanden waren, sondern erst unter Karl VIII. und Franz I. errichtet wurden, wie du Peyrat (in seinen Alterthümern der königlichen Kapelle S. 345) beweist. Diese Ämter waren ihm 1389 ertheilt worden, und 1394 erhielt er noch die oberste Stelle an der heiligen Kapelle, oder das Amt eines Schatzmeisters. Ungeachtet so vieler Geschäfte war er doch einer der thätigsten Männer, welche das große

Schisma der Päpste, das Länder und Völker so lange gedrückt hatte, endlich zu beseitigen sich anstrengten. Noch in demselben Jahre 1394 erhielt er von seinem Könige den Auftrag, eine Reise zu dem Gegenpapst Benedict XIII. zu thun und dem Könige sein Urtheil über denselben zu bringen. Da sein Ausspruch für Benedict äußerst vortheilhaft ausfiel, wurde auch wirklich in Frankreich beschlossen, ihn als rechtmäßigen Papst anzuerkennen (wozu freilich auch noch politische Umstände das Ihre beitrugen). Es war also kein Wunder, daß der Mann am Ende des Jahres 1395 das Bisthum zu Puy in Velai (nicht das Bisthum zu Belei), und schon zu Anfange des folgenden Jahres das Bisthum zu Cambray erhielt. Erzbischof, wozu ihn Einige machen, war er nie. Auch Bonifaz IX. hielt soviel auf ihn, daß er auf Peter's Rath an jeder Kirche einen eigentlichen Theologen anstellen ließ. Als er 1405 in Genua vor dem Papste Benedict XIII. über das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit gepredigt hatte, überredete er diesen Papst leicht, in der ganzen Kirche die Feier des Festes der heiligen Dreieinigkeit anzuordnen. Ferner glänzte sowol seine Gelehrsamkeit als seine Klugheit, auf der Kirchenversammlung zu Pisa 1409, sodaß er wenigstens bewundert wurde, wenn er auch nichts Nützliches schaffte. Hatte er auch in seiner fortwährend ausgesprochenen Meinung, daß die zerrissene Lage der Christenheit durch das Schisma der Päpste nur auf einer allgemeinen Synode gehoben werden könne, das rechte Mittel gefunden, wie andere Männer jener Zeit gleichfalls, so hatte er doch im Orte der Zusammenkunft sich versehen, welcher, wie jeder andere in Italien, schon im Voraus Vielen als ungeeignet erschienen war. Würden auch Gegenreden wider den zur Kirchenversammlung erlesenen Ort schwerlich etwas gefruchtet haben, so hätten sie doch, ernstlicher gemacht, die Besorgnisse offener erörtert und, war kein anderes Mittel, in Pisa selbst weniger klug und mehr kräftig gehandelt werden müssen, namentlich von Peter d'Ailly, wenn er das ihm gespendete Lob wirklich verdient hätte. Daß ihn aber sogar an Kraft und besonders an Offenheit sein gewesener Schüler Gerson (s. d. Art.) auch hier weit übertraf, beweist die ganze Geschichte des Concils zu Pisa, wo die Reden Gerson's obenan stehen. Damit wird jedoch keineswegs geleugnet, daß d'Ailly's Klugheit und dialektische Gewandtheit sich nicht im schönsten Lichte gezeigt hätte; schon der Erfolg würde dies bestätigen. Wurde auch der berühmte Mann nicht gleich auf dem Concil zu Pisa selbst zum Cardinal erhoben, so erhielt er doch diese Würde einige Jahre darauf (1411). Von jetzt an fühlte er sich noch mehr verpflichtet, für Aufrechthaltung der geistlichen Gewalt Sorge zu tragen. Es war daher eine gute Wahl des Papstes, grade diesen Mann als Legaten nach Teutschland zu senden, als über ein neues allgemeines Concil 1414 nachdrücklicher unterhandelt werden sollte. Auf dieser vielfach merkwürdigen Kirchenversammlung zu Costnitz, wo Peter von Alliaco in der dritten Zusammenkunft den Vorsitz hatte, war Keiner von den vielen Anwesenden, der einen größern Einfluß auf den Gang der Unterhandlungen gehabt hätte, als er. Während dieser Synode, die bekanntlich drei Jahre dauerte, verfaßte er drei Schriften: De emendanda Ecclesia; De duodecim honoribus beati Josephi; De modo et forma eligendi Papae. Er war es auch, der den Johann Huß zum Feuer verdammte, was von ihm, dem Cardinal und dem von den Vorzügen geistlicher Gewalt ganz erfüllten Manne weit weniger unerwartet kommt, als daß sich Niemand vorfand, der dagegen sich kräftig zeigte. Allerdings ermahnte er den Beklagten zuvor, er möge sich um seines Heils willen der Synode gebührend unterwürfig erweisen, wovon Bayle aus Launoi Folgendes mittheilt: Examinatis dictis testium et recitatis articulis erroneis in Patrum confessis, Cardinalis Cameracensis, Judex causae deputatus a Concilio, dixit ad Joannem Hussum: „En viae duae propositae sunt tibi, ut ex his eligas unam; aut te offeras omnino totum in potestatem et gratiam Concilii, ejusque decretis super hac re acquiescas; ita namque fiet, ut Concilium ob honorem Domini nostri Regis Romanorum nunc praesentis, ac fratris ejus Bohemiae Regis clementer acturum sit tecum; aut si ex dictis articulis quosdam tenere ac defendere intendas, et desideres aliam audientiam, concedetur tibi quidem; sed tunc scias, hic esse magnos et illuminatos viros, qui fortissima habent adversus articulos tuos fundamenta, et verendum est, ne inde gravioribus involvaris erroribus. Id consulendo dixerim tibi, non ut judex." Wundern wird sich wol Niemand, daß Launoi noch hinzusetzt: Verum litigiosus homo dogmata sua nimis pertinaciter perpugnare maluit, et comburi, quam usque adeo salubre Cardinalis Alliaci consilium sequi.

Er starb 1425 und wurde in seiner Stiftskirche zu Cambray begraben. Wenn es also damit seine Richtigkeit haben sollte, was Erasmus über ihn bemerkt: Petrum Alliacensem Cameracensis Civitas Episcopum ejecit, Roma ex exule fecit Cardinalem — so müßte ihn die Stadt doch in der Folge wieder als ihren Bischof erkannt haben. Zugleich aber ergibt sich, daß die Kirchenbücher zu Cambray wol als gültige Zeugen der Zeit seines Todes, aber deshalb noch nicht als unwiderlegliche Zeugen seines Geburtsortes angesehen werden können, ob sie gleich von Launoi als solche auch für die Angabe des Geburtortes angeführt werden. Da aber hier, wo der Mann begraben liegt, sein Tod auf den 9. Oct. 1425 gesetzt wird, so werden die übrigen verschiedenen Angaben darnach geordnet werden müssen. Daß von Mehren das Jahr 1426 (1416 ist ein Druckfehler) als sein Sterbejahr bezeichnet wird, mag daher kommen, daß die Stadt Cambray ihren Bischof, welcher als päpstlicher Gesandter in Niederteutschland starb, erst im Juli des nächsten Jahres einholte und ihn hinter dem großen Altare beerdigte.

Den größten Nutzen brachte dieser Mann als ausgezeichneter Lehrer, sodaß ihm seine Schüler wol noch mehr verdanken als das navarrische Collegium zu Paris selbst, so groß auch die Vortheile sind, die er dieser Anstalt zuwandte. Er war es, der ein eignes Haus für die

Theologen des Collegiums bauen ließ, nicht aber das Bibliothekgebäude, welches Karl VIII. errichten ließ. Von seinen Geldvermächtnissen an diese Anstalt wurde auch der Bücherschatz vermehrt: Bayle läßt es hingegen ungewiß, ob er dem Collegium seine Bibliothek vermacht habe, oder nicht, ob es gleich Miräus (in s. Auctuario de Script. Eccles. c. 454. p. 265) versichert; Bayle will hierin Keinem als dem Launoi glauben, welcher davon nichts berichtet. Dieser letztgenannte Schriftsteller findet keinen andern Flecken an ihm, als die Lehre von der geistlichen Gewalt, die ihn auch wol zu seinem Urtheile gegen Huß trieb. Wenn ihn aber Manche unter die Zeugen der Wahrheit setzen, die auch kräftig gegen den Papst gesprochen haben u. s. w., so wird man wol Zeit und Umstände unterscheiden müssen, die ihn oft wol mehr als die Wahrheit selbst leiteten. Denn daß er auch die weltlichen Herrscher der geistlichen Macht unterworfen wissen wollte, ist ebenso gewiß, als daß er für die Ruhe seiner Seele eine Menge Messen zu lesen verordnete, und bald eifrig für Vermehrung, bald für Verminderung der christlichen Feiertage sprach. Als einen Hauptflecken seines Geistes sieht Bayle dessen seltsame Einbildung, in den Planeten lesen zu können, an. Er glaubte nämlich, alle Veränderungen der Welt, als Entstehung und Verfall der Staaten und der Religionen u. s. w., seien in den Gestirnen zu lesen und ständen mit ihren Verbindungen und ihrem Zusammentreffen in dem genauesten Zusammenhang, sodaß man alles aus der Constellation der Gestirne vorher wissen könne. Daß in seinen Sterndeutungen auch grobe Verstöße gegen die Geschichte vorkommen, ist in Frankreich nichts Ungewöhnliches. So setzte er einmal den Anfang der Arianischen Ketzerei nach Angabe der Sterne 700 Jahre nach Christi Geburt! Und dennoch gab es nichts, was dem berühmten Cardinal so sehr am Herzen gelegen hätte, als die Sterndeuterei. Mehre Tractate über diese Kunst und mehre Vertheidigungen derselben sind im Druck vorhanden. Seine vorzüglichsten Schriften, die gedruckt wurden, sind bereits angegeben. Das vorzüglichste ist seine Erklärung über den Magister Sententiarum. (Straßburg 1490.) Ebendaselbst (1490) einen Band Abhandlungen und Reden. Einige Handschriften befinden sich in der Bibliothek des navarrischen Collegiums und andere in dem Emanuelischen zu Cambridge. Es sind meist Beantwortungen seltsamer oder ungewisser Fragen, von denen Launoi ein Verzeichniß gibt. Außerdem hat er sich zuweilen auch in Reimen seiner französischen Sprache versucht, wie sie damals gewöhnlich waren. Viel aber, wie Manche behaupten, sind es nicht gewesen; Bayle gibt nach einer Handschrift des la Monnoie nur 32 an. (*G. W. Fink.*)

6) Peter von Apono, s. Abano (Peter von).

7) Peter von Blois, s. Petrus Blesensis.

8) Peter von Cortona (Pietro da Cortona), s. Berettini.

9) Peter von Dresden, s. Faulfisch.

10) Peter von Novara, s. Petrus Lombardus.

11) Peter von Poitiers, über dessen frühere Lebensumstände nichts Sicheres bekannt gemacht worden ist, war ein Schüler Peter's des Lombarden (s. d. Art.), und zwar einer der treuesten, berühmtesten und scharfsinnigsten, welcher auch seines Lehrers Nachfolger im Amte an der Universität zu Paris wurde, wo er den theologischen Lehrstuhl 38 Jahre lang mit ausgezeichnetem Beifalle behauptete, selbst des Vertrauens mehrer Päpste sich gewürdigt sah, und in den letzten Jahren seines Lebens noch zur Würde eines Kanzlers emporstieg. Endlich wurde er auch zum Erzbischof von Embrun erhoben. Selbst sein Todesjahr wird von den Meisten nur unbestimmt angegeben, sodaß es in die ersten Jahre des 13. Jahrh. gesetzt wird. Nach dem Catalogus illustrium Academicorum (in *Bulaei* Hist. Univers. Paris. T. II. p. 767) heißt es, daß er als Kanzler der Kirche und Universität zu Paris um das Jahr 1206 gestorben ist. In Sammarthan's Gallia Christiana wird es bestimmt in das Jahr 1205 gesetzt. So einflußreich ein so gestellter Mann für seine Zeit auch sein mußte, so wären wir doch mit diesen wenigen Notizen über ihn am Ende, wenn sich der Mann nicht durch seine Schriften das Recht einer weitern Besprechung erworben hätte. Sein vorzüglichstes Werk: Distinctiones seu libri Sententiarum quinque — war offenbar ein Erzeugniß seiner treuen Liebe zu seinem Lehrer, dessen berühmte Sentenzen damals vielfach abgeschrieben wurden, am Meisten von den Theologen, die keine besondern Liebhaber der scholastischen Philosophie waren. Diesen letzten wollte Peter von Poitiers das Buch seines verehrten Lehrers durch eine ihrer Philosophie angemessene Sprache gleichfalls lieb machen und somit jenes System der Sentenzen des Lombarden auch von dieser Seite her befestigen und verbreiten. Aus diesem Grunde wählte er auch den Titel des Buches seines Lehrers für sein Werk, damit es Jedermann sogleich für eine philosophische Erörterung der Lehren seines Meisters halten möchte, dessen Worte ihm fast ein Evangelium schienen. Um den Zusammenhang seines Buches mit des Lombarden Sentenzen noch sichtbarer zu machen, behielt er auch die Aufeinanderfolge der Gegenstände nach Möglichkeit bei, sodaß Abweichungen in der Vertheilung des Lehrstoffes nur als seltene Ausnahmen vorkommen. Aber auch diese wenigen Abweichungen von der Ordnungsfolge beweisen doch, daß er sich seinem Vorbilde nicht ganz unbedingt überließ und nicht ohne Prüfung verfuhr. In der Behandlungsart oder der Vortragsform der Gegenstände mußte er dagegen sich von seinem Meister gänzlich sondern und einen völlig verschiedenen Weg von dem Wege des Lombarden einschlagen, wenn er seinen Zweck, seines Vorbildes Lehre auch den Philosophen lieb zu machen, erreichen wollte. Das Asketisch-Rhetorische, Erbauliche und leicht Eingängliche für Jedermann mußte vielmehr vermieden und das Scholastisch-Dialektische durchaus bevorzugt und streng festgehalten werden, um zugleich manchen Ausspruch seines Lehrers, der für den Philosophen ohne Beweis hingestellt worden war, näher zu bestimmen und zu erhärten. Machte nun also der Mann dadurch nothwendigen Anspruch auf zeitgemäß philosophische Bildung seiner Leser, systematisch geordnetes Den-

über Schicksal lehrt. Doch war aber Peter von Poitiers ganz unschuldig gekommen. Denn so fest er an seinem Meister hing, ebenso fest hing er auch an der berühmten Lehre der Kirche, welche er durchaus für unumstößlich erklärte und gegen welche er sich mit äußerster Vorsicht und größter Bedachtung sich zu betragen für verpflichtet hielt. Dies sah man auch in der Folge sehr wohl ein und nahm ihn mit der Betrachtungen der theologischen Philosophie wieder zu Gnaden auf. Er [illegible] die Welt bald hernach die Sentenzen des Lombarden erhob, desto mehr Nebenschriften [illegible] auch auf die [illegible] Sentenzen Peter's, welche auch der Benedictiner Hugo Mathoud 1655 zu Paris in Folio veröffentlichte. Folgende Werke sind noch handschriftlich vorhanden: Sermones; Allegoriae ordinariae super tres priores libros Mosaicos; Distinctiones Psalterii. Mit ihm ist nicht zu verwechseln ein zweiter Peter von Poitiers, welcher gleichfalls im 13. Jahrh. als regulirter Kanonikus des heiligen Augustin in Kirche St. Victor zu Paris lebte und ein Manuscript de poenitentia et confessione hinterlassen hat. (*G. W. Fink.*)

12) Peter Waldus, s. Waldus.

13) Peter (Wenzeslaus), geboren 1742 zu Karlsbad in Böhmen, widmete sich in seiner Jugend dem Handwerk eines Büchsenschmieds. Seine [illegible] gezeichneten Erfindungen fanden großen Beifall und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Einen wohlwollenden Gönner fand Peter besonders an dem Grafen von Kaunitz, der als österreichischer Gesandter am päpstlichen Hofe den jungen Künstler nach Rom rief, wo er Gelegenheit fand, sein Talent zu üben durch die Betrachtung und das Studium der herrlichen Monumente. Ein Basrelief von zwanzig Figuren aus gebrannter Erde war sein Versuch in der Bildhauerkunst. Lord Bristol kaufte dies Basrelief, das sich jetzt in England befindet. Von Kennern bewundert wurden sein David, ein Hercules, eine Juno und andere Bildhauerarbeiten. Sein Talent nahm jedoch bald eine andere Richtung. Von der Malerei versprach er sich einen weitern Wirkungskreis. Ein unwiderstehlicher Hang trieb ihn, von mannichfachen Thieren, wie er sie theils in Rom vorfand, theils von andern Orten her sich zu verschaffen wußte, Copien im Großen zu liefern. Mit rastloser Thätigkeit gab er sich diesen Studien hin, und scheute kein Opfer, sich zu vervollkommnen in einer Kunst, in der er seinen wahren Beruf gefunden zu haben glaubte. Das Colorit, das Fell, die Muskeln eines jeden Thieres auf der Leinwand wiederzugeben, gelang ihm mit sprechender Wahrheit. Ausgezeichnet war er in der Charakteristik. Dem aufmerksamen Beobachter entging nicht, wie er den Fuchs tückisch, den Tiger grimmig, den Löwen großmüthig darstellte. So gab er allen seinen Gemälden Anschaulichkeit und Leben, nicht blos durch die Form, sondern auch durch die Stellung und Bewegung, welche die Eigenthümlichkeit der dargestellten Geschöpfe charakterisirte.

Einen wohlwollenden Gönner fand Peter an dem kunstliebenden Fürsten Marc Antonio Borghese. Durch ihn erhielt er einen Ruf als Professor an der Akademie von St. Luca. Eine große Zahl seiner Werke befindet sich im Casino und im Palazzo Borghese zu Rom. Er war überhaupt von Arbeiten [illegible]. Nicht blos nach Neapel, Florenz, Mailand, auch nach Österreich, Rußland, Spanien, Frankreich selbst nach Amerika wurden Peter's zahlreiche Bilder [illegible]. Für England mußte er besonders Bilder malen, die in diesem Lande nicht mehr [illegible] und daher von Kunstliebhabern sehr gesucht wurden. Am bedeutendsten erscheint sein Kunsttalent in einem großen Gemälde, das Paradies vorstellend. Nach langen Vorbereitungen, vielen Studien und beträchtlichen Kosten entwarf er dies Bild, auf welchem er die mannichfaltigste Menge von vierfüßigen Thieren, Reptilien, Vögeln zusammen [illegible] um das erste Menschenpaar auf eine höchst anmuthige Weise darstellte. Durch dies großartige Kunstwerk, auf welchem er alle Thiere abbildete, von denen er irgend Studien zu machen Gelegenheit gehabt, begründete Peter für immer seinen Ruhm und er war so stolz auf dies Werk, daß er es Niemandem überlassen wollte.

Peter starb zu Rom am 9. Dec. 1829. In einer Nummer im Kunstblatt des Morgenblatts vom J. 1830 wird eine Anekdote erzählt, von einem jungen [illegible] mit einem Franzosen, den ein Spaziergang einst an des Künstlers Werkstatt führte, um sich malen zu lassen, während in dem Briefe, welchen der Reisende überbracht, die Worte standen: „Hier sende ich Ihnen Jemanden, der Ihnen Gelegenheit geben wird, einen ausländischen vierfüßigen Thier zu malen."*) (*Heinrich Döring.*)

PETER (Pieter van Loeuwen), eine in der Stadt Löwen im ehemaligen Burgund vom Herzoge Philipp dem Gütigen um das Jahr 1430 ausgegangene Goldmünze von der Größe eines Ducatens, welche folgendes Gepräge hat: Av. PHilippuS. D.ei G.ratia DVX BVRG.undiae BRAB.antiae ET LIMB.urgi. Der in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken Hand ein Buch haltende heilige Petrus in halber Figur, unter welchem sich ein Schild mit dem burgundischen Wappen befindet. Rev. PAX XTI MANEAT SEMPER NOBISCVM. Ein mit Schnörkeln verziertes Kreuz†). (*A. Päßler.*)

PETER (St.), Ortsname. Diesen führen in der Geographie sehr viele größtentheils jedoch unbedeutende Inseln, Flüsse, Städte, Flecken, Dörfer, Bezirke, Ämter u. Unter diesen heben wir als ungefähr bemerkenswerth heraus: 1) Peter: Saint le Port (Port St. Pierre), Hauptstadt der englischen Insel Guernsey, auf deren Ostseite sie unter 49° 10' nördl. Br. und 2° 34' westl. Länge nach dem Meridian von Greenwich liegt. Sie ist Sitz des Gouverneurs, besteht aus einer einzigen Straße und zählt über 4000 Einwohner, welche Schifffahrt und Fischfang treiben. Der von zwei Steindämmen eingefaßte Hafen wird durch das sogenannte alte, in der Stadt befindliche und durch das auf einem Felsen im Meere erbaute Cas-

*) Vergl. G. K. Nagler's allgem. Künstlerlexikon. 11. Bd. S. 163 fg. Neuer Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrg. 2. Th. S. 930.

†) J. F. Joachim, Neueröffnetes Münzcabinet. 2. Th. S. 149.

Shrewsbury in die 1697 wider Sir
egen hochverrätherischen Einverständnisses
vor dem Parlamente anhängigen, mit
uptung endenden Untersuchung zu ver-
kann zwar ebenso gut eine loyale als
wesen sein, denn weder für das Eine,
ndere liegen überzeugende Beweise vor.
der steht fest, daß namentlich seine Be-
Anklageacte gegen Fenwick im Oberhause
elte er aus Haß, so fand er seine Strafe
perrung im Tower und den Verlust der
ekleidete. Handelte er in Wilhelm's In-
dies seine Freilassung beim Parlaments-
aus des Königs eigenen Mitteln ihm ge-
digung [4]). Zwischen dieser Zeit und 1705
nem Oheim Heinrich den Titel Graf von
d als solchen betraute ihn die Königin
Oberbefehl über die dem Erzherzoge Karl
zu Geltendmachung seiner Ansprüche auf
niens (spanischer Erbfolgekrieg) zugesagte
Landungstruppen, letztere an 5000 Mann
er Sir Cloudesly Shovel, verließen St.
ai, kamen den 20. Juni in Lissabon an,
ufhielt, und vereinigten sich daselbst mit
glischen Escadre unter Sir John Leake
ndischen Flottille unter Allemonde. Auf
n von Hessen-Darmstadt bei seiner An-
altar dem Erzherzog überbrachte Nach-
seinem Erscheinen in Catalonien und Va-
inzen sich für ihn erklären würden, be-
den Grafen von Peterborough nach Bar-
ten, und schiffte sich mit ihm am Bord
n. Verstärkt durch zwei Regimenter eng-
stach die Flotte am 28. Juli in See,
ltar eine Abtheilung englische Garde und
egen zwei frischgeworbene Bataillone drei
an Bord und ging am 11. August in
Altea vor Anker. Eine hier vom Grafen
gh in spanischer Sprache erlassene Procla-
r theilweisen Erfolg. Während Altea, die
haften und die angrenzenden Bergbewoh-
rzog für ihren König erkannten, schickte
nte dessen Auffoderung zur Übergabe un-
und die Stadt Denia sammt Castell fiel
ath in seine Hände. Also wurde die Fahrt
fortgesetzt und am 22. die dortige Bucht
ol die ausgeschifften Truppen vom Land-
ufgenommen und Karl selbst von einer un-
ze mit tausendfachem: lange lebe der Kö-
n wurde, so sah er doch in seiner wesent-
ng sich getäuscht. Statt 10,000 Bewaff-
seinem Unternehmen anschließen sollten,
hrlose Landleute, die Victualien zum Kauf boten. Statt einer schwach befestigten Stadt fand er starke Bollwerke, statt einer Besatzung, die, weil an Zahl gering, beim ersten Klang seiner Trompeten sich ergeben würde, eine den Belagerern an Zahl fast gleiche, 5000 kampflustige Streiter, unter den Befehlen Velasco's, Herzogs von Popoli, und anderer, dem Könige Philipp treu anhängenden Officiere. Mochte die Stimmung der Einwohner ihm noch so wohlwollen — Niemand erhob sich für ihn. Vierzehn Tage lang schwankte die Frage, ob die Belagerung rathsam sei oder nicht. Der Graf von Peterborough war gleich Anfangs unter den Bejahenden. Endlich traten ihm auch der Prinz von Hessen, ein freiwilliger Theilnehmer, Sir Cloudesly Shovel und Karl bei. Dem Grafen verblieb die Ausführung, und alle Zeugnisse vereinigen sich in seinem Lobe. Nur im Stande, die Stadt von einer Seite einzuschließen, berannte er die Feste Monjuich, die damals wie noch heute Barcelona beherrschte. Ihre Außenwerke wurden mit Sturm genommen. Ein Schuß durch den Leib tödtete den Prinzen von Hessen, aber eine Bombe sprengte das Pulvermagazin in die Luft. Die Trümmer begruben den Commandanten und mehre seiner besten Officiere. Die Garnison ergab sich. Von den Kanonen der Feste gedrängt capitulirte Don Francisco Velasco und am 4. October zog Karl in Barcelona ein [5]). Mit alleiniger

---

Ebenso unrichtig sind die frühern Jahrzahlen 1692
1691 und 1693. Überhaupt leidet der ganze Arti-
n, die hier und da von französischer Absichtlichkeit
ürften.
Smollet l. c. Chapter V. §. 46.

5) An den Verdiensten des Grafen von Peterborough schweigend vorübergehend, findet die Biographie universelle (a. a. O.) den Grund dieser geschichtlich berühmten Einnahme darin, daß Don Francisco Velasco, vice-roi de Catalogne, avait eu à lutter, avec une poignée de mauvaises troupes, contre une armée nombreuse habituée à faire la guerre et à observer la discipline. Les dispositions hostiles de la plûpart des Catalans et du peuple même de Barcelone paralysaient d'ailleurs les efforts de son gouverneur, qui fut obligé de capituler, lorsque par un funeste accident (die erwähnte Bombe; kein Wort vom Sturmlaufen) le fort de Montjoui fut tombé au pouvoir de l'archiduc. Die bessere Wahrheit ist oben erzählt, und das beste Zeugniß für den Grafen von Peterborough enthält ein Brief des Erzherzogs an die Königin von England, datirt du camp de Senia devant Barcelone, ce 22. Octobre 1705, worin es heißt: Je rens cette justice à tous vos Officiers . . . et particulièrement à Mylord Peterborow, qu'il a fait paroitre dans toute cette Expedition, une constance, valeur et conduite, dignes du choix, que Vôtre Majesté a fait de lui, et qu'il ne me pouvoit rendre plus satisfait que je suis. Dieser Brief ist nach dem Originale abgedruckt in: La Conduite du Comte de Peterborow en Espagne. Traduit de l'Anglois. (Londres 1708.) p. 33 sq. Von dieser Übersetzung ist der englische Urtext mir unerreichbar. Weil ich aber anderweit mich darauf beziehen werde, will ich sofort bemerken, daß die Übersetzung vor dem Originale das voraus hat, daß Letzteres 13 wichtige, französisch geschriebene Documente verenglischt, Ersteres sie in der ursprünglichen Fassung mittheilt. Das gilt auch von gedachtem Briefe. — Auf die Autorität Voltaire's und wörtlich nach Smollet (l. c. Vol. II. Chapter 8. §. 39) berichtet die Bibl. univers., während der Capitulationsunterhandlung seien einige teutsche und catalonische Soldaten über die Wälle in die Stadt gedrungen und hätten viel Unziemliches verübt, der Gouverneur sich deshalb beim Grafen von Peterborough beschwert, dieser geantwortet, wenn man ihn mit Engländern einlassen wolle, verspreche er, dem Unfuge zu steuern und sich nachher zurückzuziehen, der Gouverneur habe das gethan und der Graf sein Versprechen gehalten. Die Biogr. univ. versichert in einer Note: Les récherches que nous avons faites dans des documens officiels, nous mettent à portée d'affirmer

wurde, sprang er auf einen Karren und rief: „Mit Verlaub, meine Herren; ich kann Sie sofort durch zwei Thatsachen überzeugen, daß ich nicht der Herzog von Marlborough bin. Mein Vermögen besteht in fünf Guineen — das ist Eins. Das Zweite ist, bedienen Sie sich derselben." Damit warf er das Gold unter den Haufen und lauter Jubel schallte ihm nach. Vielleicht zu freimüthig äußerte er einst während des Kriegs in Spanien zu einigen seiner Officiere: „Sie mögen Recht haben, daß ich vom Kriegshandwerke mehr verstehe, als der französische General da drüben. Aber eigentlich sind wir Beide große Esel, daß wir uns für zwei noch größere die Hälse brechen wollen." Muth und Entschlossenheit waren hervorragende Züge seines Charakters, und zwar nicht auf dem Schlachtfelde allein, auch auf dem Siechbette. Zum Behuf der Operation des Steines wollte der Arzt ihn binden lassen. „Nichts dergleichen," befahl er; „es soll von einem Mordaunt nie heißen, er habe sich binden lassen." Und wenn der Erzähler wahr berichtet, bestand er die Operation, ohne zu zucken. In wiefern seine Bewerbung um Pope's Freundschaft, der in seinen Gedichten ihn unter Andern den Besieger Spaniens nennt, Zeugniß gibt für seine Liebe zu den Wissenschaften, ist mir unmöglich gewesen zu ermitteln.

(D. *Woldemar Seyffarth.*)

PETERCULTER, Kirchspiel in der englisch-schottischen Grafschaft Aberdeen, welches, am Leuchar oder Culter liegend, 1811 etwas mehr als 1000 Einwohner zählte. (*G. M. S. Fischer.*)

PÉTERFALWA, Petersdorf, Petrovaves, Dorf im neutrer Comitat des Königreichs Ungarn, ist eine Meile von Saschin entfernt und verdient nur deshalb bemerkt zu werden, weil hier der glaubenseifrige Georg Bárschony geboren ward, welcher 1679 in Zips als Bischof von Großwardein und Propst des zipser Capitels starb. Seine sogenannte Veritas ist mit der Antwort Falsitas nachgedruckt worden und P. Horányi (Memoria Hungarorum) theilt ausführlichere Nachrichten über ihn mit. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERFFI, richtiger PÉTERFFY (Karl). Das Wenige, was wir von dem Leben dieses Gelehrten wissen, beschränkt sich darauf, daß er von adeliger Abkunft war, aus Ungarn stammte, indem er hier gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren wurde, schon früh zu Tyrnau dem Jesuiterorden beitrat, sich vorzüglich mit Dichtkunst und Rhetorik beschäftigte, in Wien die Priesterweihe erhielt und nachdem er in dieser Stadt die Dialektik gelehrt hatte, in sein Vaterland zurückkehrte, wo er im Collegio zu Presburg am 14. Aug. 1761 starb[1]). Wir besitzen von ihm 1) ein Gedicht auf Benedict XIII., 2) eine Schrift de judicibus Curiae, und 3) ein größeres, sehr gelehrtes, aber auch äußerst polemisches Werk, welches er, glänzend gedruckt, unter dem Titel: Sacra Concilia Ecclesiae Romano-Catholicae in Regno Hungariae celebrata ab anno Christi MXVI usque ad annum MDCCXV[2]). Accedunt Regum Hungariae et Sedis Apostolicae Legatorum Constitutiones Ecclesiasticae, Partes II. Viennae et Posonii CIƆIƆCCXLII in Folio herausgab. Obgleich Péterffy dieses Werk, dessen kirchenhistorischen Werth auch seine Gegner anerkennen, unmittelbar aus den Quellen geschöpft, gesammelt und erläutert (eruisse, collegisse et illustrasse) haben will, wie er selbst sagt, so scheint doch der bekannte, dem Virgil zugeschriebene Vers:

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores

hier seine volle Anwendung zu finden, da Péterffy, wie wenigstens M. Hungarus behauptet, das Meiste den reichen, kirchenhistorischen Sammlungen des Otrokocsius entnommen hat, welche dieser, der selbst eine Historiam Hungariae Ecclesiasticam, sowie eine Enarrationem recensionemque historicam Ecclesiae Hungaricae Conciliorum schreiben und herausgeben wollte, nach seinem Übertritt zum Katholicismus mit nach Tyrnau gebracht und bei seinem Tode daselbst zurückgelassen hatte. Was den Inhalt dieses Werkes anbetrifft, so glauben wir diesen am besten mit des Hungarus Worten angeben zu können, welcher sagt: Quantum Rei Hungaricae Literariae, praecipue illius, quae in origine, progressu, fatisque variis antiquitatis sacrae ac eruditae illustranda versatur, *Opus Péterffyanum* contineat, longum esset, vel summatim enarrare. Multos enim, cum in Praefatione Partis I. tum in ipsis Commentariis passim, Scriptores Ecclesiasticos, aliosque hujus generis una cum MSS. auctor commemorat; Vitas Archiepiscoporum, Episcoporum et reliquorum praecipuorum, Summe Venerabilis Cleri Hungarici, Virorum atque Antistitum, una cum sacrorum origine, varia fortuna nec non Regimine ecclesiastico accurate passim describit; Musarum item Pannonicarum egregiam subinde mentionem facit. Verbo tantam rei domesticae eruditae lucem affundit, quantam ex parte nimirum ejus, nemo alter. Ut adeo non coeco aliquo fato, verum data opera, hic eum inter reliquos Patriae nostrae Scriptores Literarios collocemus. Recensirt findet sich dieses Werk in den Actis Eruditorum Latinis Lipsiensibus, die polemische, gegen die Reformirten und Lutheraner gerichtete Seite desselben hat besonders Hunnius weitläufig und scharf angegriffen[3]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PETERFORTSIDE oder PETERSIDE, Stadt im Reiche Bonny auf der afrikanischen Küste Benin, liegt, 5 — 6 englische Meilen von dessen Mündung entfernt, auf dem rechten Ufer des Bonny.

(*G. M. S. Fischer.*)

PETERGERICHT, PETERSLEUTE, PETERLINGE. Mittelbare Bauern, auch Patrimonialgerichtsbauern genannt, standen unter den Gutsherren. Diese waren entweder weltliche Personen, oder, als Nutznießer

1) Cont. Horon. memor. Hungar. III. p. 70.

2) In diesem Jahre kam Péterffy nach Trenschin. 3) Vergl. Historiae Hungaricae Literariae etc. Lineamenta etc. (Altonaviae et Servestae MDCCXLV.) p. 82 sq.

von Stiftungen, Geistliche. Die Unterthanen der Letztern nannte man Dotalbauern, Gotteshausleute, Heiligenkreuzleute, Stiftungsbauern oder Wiedemuthsleute. Häufig wurde der Name, welchen man ihnen in Bezug auf ihr Verhältniß beilegte, von einem Heiligen, dem Schutzpatrone der Kirche oder des Stifts, dem sie unterworfen waren, entlehnt, wodurch man sie gleichsam als in dem Eigenthume eines Heiligen stehend [1]) bezeichnete. So bildeten sich auch die Benennungen Peterlinge, Petersleute für dergleichen Stiftungsbauern [2]), wenn nicht etwa diese letztern von dem Namen des vornehmsten Apostels der Christenheit entlehnten Bezeichnungen soviel bedeuten sollen, als zur Kirche gehörig. Im Übrigen waren diese Peterlinge, z. B. in Westfalen, freie Leute, welche hinziehen konnten, wohin sie wollten [3]). Die früherhin vielleicht nur auf geistliche Sachen sich erstreckende, in spätern Zeiten aber auch auf weltliche Gegenstände ausgedehnte voigteiliche Gerichtspflege über jene Bauern sowol als über andere mit jener geistlichen Stiftung in Berührung kommende Personen, wurde Petergericht genannt. Außerdem wird mit diesem Namen ein in dem Hennebergischen und sonst hin und wieder in Franken übliches Gericht bezeichnet, welches unter Beobachtung besonderer Ceremonien jährlich auf den Tag Petri Stuhlfeier gehalten wird, um theils über geringe Verbrechen zu erkennen, theils um in Gemeinde- und Polizeiangelegenheiten Verfügungen zu erlassen [4]). (*K. Pässler.*)

PETERHEAD. 1) Eine Markt-Seehafenstadt und Borough of Barony in dem zur schottischen Grafschaft Aberdeen gehörigen Districte Deer (Marr bei Hassel), liegt, 14 Stunden nordöstlich von Aberdeen, 60 Stunden nördlich von Edinburgh, eine englische Meile südlich vom Flusse Ugie und 300 Miles vom Naze of Norway entfernt, auf einer, die östlichste Spitze von Schottland bildenden und sich in das teutsche Meer (die Nordsee) hinein erstreckenden Halbinsel, deren Landzunge eine Breite von 80 Yards (Ellen) hat, ist in Kreuzesform erbaut und wird in die vier Wards Peterhead, Kirktown, Ronheads und Keith-Inch getheilt. Ohne Pfarrkirche besitzt Peterhead eine im neuesten Style erbaute Kapelle der Episkopalen, außerdem Bethäuser für Burghers, Antiburghers, Methodisten rc., ein Hospital, eine achtbare Parochialschule und eine von D. Anderson's Curatoren (trustees) mit einem jährlichen Salar von 20 Pfund Sterling ausgestattete Schreib- und Rechnenschule. Die Privathäuser sind zum Theil geschmackvoll aus Granitstein erbaut und unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich besonders das mit einer 100 Fuß hohen Thurmspitze (Spire) versehene und am Eingange der Hauptstraße stehende Rathhaus aus. Die Zahl der Einwohner soll sich jetzt auf 6—7000 belaufen. Diese unterhalten jeden Freitag einen Wochenmarkt und jedes Jahr zwei Messen, und finden theils in den großen Manufacturen, welche Zwirn, wollene Tücher, Serges, Twist, Kalmanke und andere baumwollene Gespinnste liefern, theils in den bedeutenden Salzwerken Arbeit und Unterhalt. Der Handel der Stadt ist gering und die Ausfuhr beschränkt sich auf Getreide, Fische, Käse, Eier, gesalzenes Schweinefleisch, Zwirn, Granit, Kelp und Walfischthran; mehr hat der Kabliaufang zu sagen. Der Hafen Peterheads, welcher mit einigen Verbesserungen zu dem größesten und bequemsten der Ostküste Schottlands erhoben werden könnte, vermag 60 Schiffe zu fassen und zerfällt, durch ein mit acht Kanonen besetztes Fort vertheidigt, durch die Keithinsel getheilt in den Nord- und Südhafen. Jener ist der ältere und eignet sich vorzüglich zur Aufnahme der zahlreichen Fahrzeuge, welche des Fischfangs wegen jährlich das Moray (Murray) Frith besuchen; dieser ist zur Fluthzeit 14 Fuß tief. Im Sommer ist Peterhead äußerst lebhaft, indem sich viele Bewohner der Städte Nordenglands hierher begeben, um theils das Seebad zu gebrauchen, theils Heilung und Krankheitsbefreiung von den kräftigen Mineralquellen zu erwarten, welche sich hier befinden und deren kräftigste Weinquelle (Wine-well) genannt wird, weil sie gleich dem Champagner sprudelt. Das Wasser dieser Quelle wird theils getrunken, theils zum Baden benutzt, und es leistet bei Schwäche des Magens und der Eingeweide, bei Nervenübeln, Skrofeln, weiblichen Krankheiten rc. ausgezeichnete Dienste. Zur Erheiterung der Badegäste hat man einen Kaffeeroom, sowie mehre Sammelplätze angelegt und Assembleen finden alle 14 Tage statt, doch fehlt es an angenehmen Spaziergängen.

2) P., Kirchspiel, welches früherhin Peter Ugie hieß. Es zieht sich vier englische Meilen lang an der Küste hin und enthält gegen 7000 englische Morgen (acres) Land, von welchen 5000 für den Feld- und Gartenbau benutzt werden, 2000 aber aus Moor- und Sumpfland bestehen. In diesem Kirchspiele, welches im J. 1811 außer den öffentlichen Gebäuden 919 Häuser und 4707 Einwohner enthielt, liegt die Ruine Old- oder Ravens-Craig-Castle.

Geschichte. Peterhead und seine Umgebungen waren früherhin Eigenthum der reichen Abtei Deer, aus welcher 1593 zu Gunsten Robert Keith's, der damals Commandant von Deer war und bei dieser Gelegenheit zum Lord Altree ernannt wurde, ein weltliches Lordship entstand. Nach seinem Tode fiel die Stadt dem Grafen Marischal zu, welcher sie unter dem Namen Keith-Inch zum Borough of Barony ernannte. Im J. 1715 erkaufte eine englische Fischergesellschaft die Stadt, und machte diese von dem in ihr befindlichen Merchants-Maiden-Hospitale abhängig, dessen Vorsteher den Baillie erwählen, während die Lehnsleute (Feuars) in einer eigens deshalb angestellten Versammlung die acht Räthe ernennen, denen die

1) *E. J. de Westphalen*, Monumenta inedita Rerum Germanicarum. Tom. IV. in praefat. p. 153 sq. 2) J. G. Heineccius, verm. Anmerk. und rechtl. Gutachten. (Berlin 1742.) S. 74 — 99. *J. A. Apel*, Dissert. de origine rusticor. dotalium eorumque in primis in Saxonia conditione. (Lips. 1795. 4.) 3) *G. M. de Ludolf*, Observat. P. II. Obs. 152 et 155. Buri, Abhandl. von Bauerngütern. S. 610. 4) *R. G. Knichen*, De sublim. et reg. territor. jure. c. 4. n. 349 heißt es über diesen Gegenstand: „Voigtheica jurisdictio committitur ut plurimum Judicio Petrino Petergericht, dicto, per quod exercetur secundum Peterbeweisthomb. Namque circa vel Petri cathedram ejusmodi judicia non solum solemniter habentur, vero etiam innovantur, puta judice, scabinis.“ Vergl. auch *P. M. Wehneri* Observat. p. 392.

Angelegenheiten der Stadt, welche sehr beträchtliche Einkünfte besitzt, obliegen *). (*G. M. S. Fischer.*)

PETERHOF, ein prächtiges, vom Kaiser Peter I. erbautes kaiserliches Lustschloß, nahe am finnischen Meerbusen, vier Meilen von St. Petersburg, im Umfange des gleichnamigen Gouvernements, mit den schönsten und abwechselndsten Gartenanlagen, Wasserkünsten und einer sehenswerthen Steinschleiferei. Die Lage dieses herrlichen Lustschlosses auf einer Anhöhe ist einzig in ihrer Art und die Aussicht von hier eine der reizendsten. Sie beherrscht nicht nur einen großen Theil der Landseite, sondern sie geht über die Gärten und den Meerbusen nach der Küste von Karelien bis nach St. Petersburg und Kronstadt. Das Palais ist nach dem Risse von le Blond erbaut und seit 1712, sowie unter den nachfolgenden Regierungen, besonders unter der Kaiserin Elisabeth, Katharina II. und unter Kaiser Alexander I., mit vielen Kosten bedeutend verschönert und alles angewendet worden, um diesen schon von Natur sehr angenehmen Platz durch Kunst noch mehr zu vervollkommnen. Das Schloß hat im Hauptgebäude drei und in den beiden mit Thürmen gezierten Flügeln zwei Stockwerke. Die äußern architektonischen Verzierungen sind reichlich vergoldet, sodaß nicht nur das Palais selbst, sondern auch die herrlichen Gärten mit einer Menge Statüen und Fontainen, vielen Alleen, kleinen Hainen und anderen reizenden Anlagen diesen Ort zu einem der entzückendsten Wohnsitze machen. Das untere Stockwerk des Schlosses wird von Hofleuten bewohnt; das mittlere hat eine große Anzahl prächtig und geschmackvoll ausgeschmückter Zimmer, unter denen sich vorzüglich der Thron- und Audienzsaal auszeichnet. Eine besondere Zierde des Palastes sind viele große Gemälde von Hackert, welche Scenen aus der Schlacht von Tschesme vorstellen und im Thronsaale aufgestellt sind. Von ungemeiner Schönheit sind die Gärten. Ihre Länge beträgt 1500, die Breite 700 Klaftern. Lustgänge, Waldpartien, Blumenplätze, kleine Seen, Grotten ꝛc. wechseln in lieblicher Mannichfaltigkeit und interessanten Überraschungen mit einander ab. Auch sehenswerthe Wasserkünste und Springbrunnen verschönern die verschiedenen Partien, an welchen die Verzierungen früher von vergoldetem Holze waren, unter Kaiser Paul aber in marmorne und bronzene verwandelt wurden. Vorzüglich schön ist der im obern Garten vor der Landseite des Schlosses in einem sehr großen Bassin befindliche Neptun von vergoldeter Bronze mit Tritonen umgeben, und Simson, welcher den Löwen zerreißt, aus dessen Rachen sich eine Wassersäule von $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser zu einer Höhe von mehr als 20 Fuß erhebt. Das Wasser wird von den nahe liegenden Bergen hierher geleitet. Der Absprung vor der Hinterseite des Schlosses hat zwei prächtige Cascaden, die sich über die Terrassen hin in große Becken stürzen, unter welchen man, wie unter einem Gewölbe, in eine schöne Grotte geht. Der Terrasse gegenüber sind zwei Colonnaden aus Tuffstein, mit grauen marmornen Säulen angelegt. An beiden Enden der kleinen Colonnaden, auf deren Dächern Fontainen sind, befinden sich mit vergoldetem Bleche gedeckte Kuppeln, aus deren Spitzen sich ebenfalls Fontainen erheben, die sich dann über die Kuppeln plätschernd ergießen, und hierauf an den Enden in ein Becken rauschend herabstürzen. Dieses Wasserspiel erzeugt eine wunderbare Täuschung, wenn man hier unter den Colonnaden sitzt und bei heiterem Himmel einen künstlichen Platzregen herabstürzen sieht. Der ganze Raum von dem Absprunge bis an das Meerufer ist ein großer, von einem zehn Klaftern breiten, in den Meerbusen führenden Kanal, in zwei Hälften getheilter Prachtgarten in alter, aber mit vielen neuen Anlagen verschönerter Manier. In einer kleinen Waldpartie desselben liegt ein niedliches, von der Kaiserin Katharina II. angelegtes Badehaus. Die hölzerne Wand, welche dasselbe umgibt, bildet ein großes, oben offenes Oval, welches den Himmel zum Dache hat und von den rings umher stehenden Bäumen auf das Lieblichste umschattet wird. Innerhalb der Wand selbst sind verschiedene größere und kleinere Zimmer, mit Bequemlichkeiten aller Art versehen, angebracht, und mitten im Platze befindet sich ein großer Wasserbehälter, der mit einer Galerie umgeben und mit Treppen versehen ist; auf dem Wasserbecken, das durch Röhren bis zu einer bestimmten Höhe angefüllt wird, schwimmen Flöße und Gondeln. Außer diesem sind auch noch im untern Garten die beiden Colonnaden aus pudowskischen Stein sehenswerth, sowie noch mehre andere Schönheiten und Merkwürdigkeiten, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Der Thiergarten enthält nichts Merkwürdiges, es müßte denn sein, daß man hier Hirsche sieht, unter dieser Zone eine seltene Erscheinung. Desto interessanter ist der südwärts liegende, eine Viertelstunde von dem obern Garten entfernte, englische Garten, mit seinen stattlichen Häusern, Tempeln, Brücken, Grotten, Kanälen ꝛc. Überraschend ist hier ein artig eingerichtetes Bauernhaus, das von Innen prächtig und geschmackvoll eingerichtet ist, und durch eine optische Täuschung gefällt. Das Erstaunen nämlich, welches dieser unerwartete Anblick schon an sich erzeugt, wird durch die scheinbare Größe und Entfernung der Cabinette vermehrt, welche sich in künstlich verborgenen Spiegeln verdoppeln. Das schöne und ansehnliche Gartenhaus Monplaisir in einer abgelegenen Waldpartie, von der Kaiserin Elisabeth angelegt, ist unter andern durch eine prächtige Küche merkwürdig, in welcher diese Monarchin zuweilen sich selbst ihre Speisen zubereitet haben soll. Marly heißt das kleine hölzerne, einstöckige Gartenhaus Peter's des Großen, welches im Garten, dicht am Ufer des Meerbusens steht, nach holländischer Weise eingerichtet ist und des großen Monarchen Lieblingsaufenthalt war. Zu seinem Andenken hat man alles, selbst das einfache Hausgeräthe, so gelassen, wie es zu seiner Zeit war. Das Bette ist so gestellt, daß der Kaiser von demselben aus Kronstadt und seine Flotte übersehen konnte. Das bei Peterhof liegende Dorf (Slobode) hat eine steinerne

---

*) Vergl. Topographical Dictionary of Scotland and the British Isles by *Nicholas Carlisle*, F. S. A. 1813; Beauties of Scotland, Vol. IV; *Rees*, Cyclopaedia, Vol. XXVII; v. Jenny's Handwörterbuch von Großbritannien ꝛc.

Kirche und hübsche Häuser, in welchen zum Theil die Hofleute wohnen. Peterhof selbst hat gegen 60 Schloß- und 7 Kirchenbediente, 4 Architekten, 30 Gärtner, über 100 verschiedene Handwerker, 10 Personen beim Lazareth rc., zusammen an 250 Personen, die unter einem Intendanten stehen, und nebst der Unterhaltung der Gebäude, Gärten, Wasserwerke rc. jährlich über 80,000 Rubel kosten. Eine kleine halbe Stunde unterhalb Peterhof am Meere und einem Bache liegt die sehenswürdige kaiserliche Steinschleiferei, von der Kaiserin Elisabeth im J. 1750 angelegt, in welcher von 50 Meistern und Gehilfen aus fremden edeln Steinen, vorzüglich aber aus einheimischem Granit, Jaspis, Marmor, Porphyr, Achat, Topas, Carneol, Malachit und Bergkrystall, Tassen, Vasen, Urnen, Dosen, Säulen, Messerstiele, Tafeln und allerlei Schmuck geschliffen und verfertigt werden. Die Straße von hier nach St. Petersburg besteht beinahe aus einer Reihe von schön gebauten Lusthäusern und zum Theil stattlichen Schlössern der russischen Reichen und Großen, die sich auf beiden Seiten der Chaussee sehr schön darstellen. Bei großen Feierlichkeiten, Geburts- und Namensfesten der kaiserlichen Familie rc. werden Gärten und Schloß mit vielen Tausend vielfarbigen Lampen erleuchtet, wodurch das Ganze einen wunderschönen Feenpalast darstellt. Mit einer solchen prachtvollen Erleuchtung und einer ebenso glänzenden Maskerade, zu welcher das ganze St. Petersburgische Publicum durch ein Programm eingeladen wird, pflegt der gesammte kaiserliche Hof dergleichen Feste, insbesondere den Peter-Paulstag (am 29. Juni), hier zuzubringen. Eine zahllose Menge Zuschauer aus allen Ständen findet sich dann aus der Residenz und den umliegenden Gegenden ein, um dem unvergleichlich prächtigen Feste beizuwohnen. Auch hält sich, wegen der hier herrschenden angenehm kühlen Seeluft, in den drei heißen Monaten Juni, Juli und August, nicht selten die kaiserliche Familie einige Wochen hier auf. In Peterhof war es auch, wo der unglückliche Kaiser Peter III. von seiner treulosen Gemahlin Katharina II. gefangen genommen werden sollte, aber auf erhaltene Nachricht von der gegen ihn begonnenen Verschwörung nach Oranienbaum flüchtete, wo die Gefangennehmung ohne große Schwierigkeiten erfolgte*).
(*Joh. Christ. Petri.*)

PETER- und ALEXANDERINSELN nannte Capitain Bellinghausen einige 1823 von ihm unter 69° 30' südl. Br. entdeckte Inseln, welche die südlichsten der bisher bekannten Inseln sein möchten. (*G. M. S. Fischer.*)

Peterkau, s. Petrikau.

Peterlingen, s. Payerne.

PETERMÄNNCHEN oder PETERMENGER sind Bezeichnungen silberner Scheidemünzen des ehemaligen Kurfürstenthums Trier, welche man früher Albus nannte.

*) Man vergleiche hierbei: Makinowicz, geograph. Wörterbuch des russ. Reichs (in russ. Sprache). Storch, Gemälde von St. Petersburg, 1. Th. 2. Abschn. Georgi, Beschr. von St. Petersburg. Reimer's St. Petersburg am Ende seines 1. Jahrh. Freiherr von Campenhausen, Auswahl topogr. Merkwürdigkeiten des St. Petersburger Gouvernements, u. a. m.

Jene Namen entstanden im Anfange des 17. Jahrh. daher, weil sich auf diesen Scheidemünzen der heilige Petrus abgebildet befand. Als nachher diese Münzbezeichnung allgemein und sogar den Münzen als Name aufgeprägt wurde, wurden zuweilen auch Petermännchen ohne die Abbildung des erwähnten Apostels geprägt. Der Werth dieser Scheidemünze betrug Anfangs 9 leichte Pfennige, der sich später auf 8 herabdrückte, und 36 Stück betrugen 1 rheinischen Gulden oder 13 Groschen 4 Pfennige im Conventions-Zwanzigguldenfuße. Es gab Stücke von ½, von 1 und von 3 Petermännchen, und von jeder Sorte folgt hier die Beschreibung eines Stücks:

1) Halbe Petermännchen:

Av. Ein auf Palmzweigen ruhendes mit dem Kurhute bedecktes, rundes, über das Malteserordenskreuz gelegtes quadrirtes Wappenschild mit einem Herzschilde, ersteres das Stifts-, letzteres das Familienwappen enthaltend. Rev. In vier Absätzen, und zwar der erste die Werthzahl enthaltende zwischen zwei Rosetten: ½ — peter — mengen — 1715. Dieses höchst seltene Stück ist vom Kurfürsten Karl aus dem herzoglichen Hause Lothringen, welcher vom Jahre 1711 — 1715 regierte.

2) Ganze Petermännchen:

Av. IOAN.nes HVGO. D.ei G.ratia ARCH.iepiscopus ET EL.ector TREV.irensis. Ein Kreuz. Das mit dem Kurhut bedeckte Stifts- und Familienwappen, hinter welchem der Bischofsstab und das Schwert hervorragt. Rev. MONETA. NOVA. TREV.irensis. AnnO. 1677. ein Kreuz. Der rechtsgekehrte Apostel Petrus in der Rechten den Schlüssel haltend. Ist vom Kurfürsten Johann Hugo aus dem adeligen Geschlechte der von Orsbeck, welcher vom Jahre 1676 — 1711 regierte.

3) Stücke von drei Petermännchen, und zwar:

a) Mit der Abbildung des heiligen Petrus: Av. CHVR. TRIER.sche LAND. MVNZ. Das mit dem Kurhute, Krummstab und Schwert gezierte Stifts- und Familienwappen in einem spitz zulaufenden, an den Seiten mit kleinen Verzierungen versehenen Schilde. Daneben die getheilte Jahrzahl 16 — 89. Rev. SANCT9 — PETRVS im Halbcirkel zwischen Rosetten als Umschrift. Der heilige Petrus in Halbfigur auf einer Wolke schwebend, in der Linken den Schlüssel haltend. Unten in zwei über einander stehenden Zeilen: C III L — PETERMENTGER. Das Stück ist vom Kurfürsten Johann Hugo.

b) Ohne Abbildung des Apostels Petrus: Av. Ein teutsches, quadrirtes, mit dem Kurhute bedecktes Schild mit dem wiederholten trierschen und von orsbeckschen Wappen. Hinter dem Schilde liegen in Form eines Andreaskreuzes Krummstab und Schwert, und daneben die getheilte Jahrzahl: 17 — 03. Rev. Zwischen zwei Palmzweigen in drei über einander stehenden Zeilen: die Werthzahl III zwischen Rosetten und das Wort: PETER — MENGER. Auch dies Stück ist von dem Kurfürsten

in der Kirche vorbehalten. So hatten 1146 Konrad's Gemahlin Lucardis und 1156 seine Schwester Mechtildis hier ihre Ruhestätte gefunden; ihnen folgte Konrad selbst, der seines vielbewegten irdischen Treibens müde sich 1156 als Geistlicher in das Kloster begeben hatte, und schon am 5. Febr. 1157 daselbst gestorben war. Nach ihm wurden hier beerdigt seine Söhne Graf Heinrich von Wettin 1181, Graf Friedrich zu Brehna 1182 und Markgraf Dietrich zu Lausitz 1184, seine Enkel Graf Konrad zu Lausitz 1176, Graf Heinrich der jüngere zu Wettin 1187 und Graf Ulrich zu Wettin 1206. Sein Urenkel Graf Heinrich von Wettin (gest. 1217) ist der letzte dieses Geschlechts, der hier beigesetzt wurde; denn Konrad's ältester Sohn Markgraf Otto der Reiche bestimmte 1175 das von ihm gestiftete Kloster Altenzelle zum künftigen Erbbegräbniß der regierenden Familie. Der Besitz des Klosters wuchs sehr schnell. Schon bei der ersten Stiftung im J. 1125 wandte Konrad ihm 150 Hufen Landes zu, seine Gemahlin schenkte außer vielen Kleinodien und Schmuck 45 Hufen; 1156 that er die Kirche zu Niemegk bei Bitterfeld mit 280 bei verschiedenen Ortschaften gelegenen Landes hinzu [20]). Auch seine Kinder haben das Kloster nicht vergessen, und der Chronist hat sehr sorgfältig die verschiedenen Vermächtnisse verzeichnet; von der Zeit, wo das Chronikon aufhört, fehlen die Nachrichten. Von den Pröpsten sind nur wenige bekannt; neun kennen wir aus dem Chronikon, aus einzelnen Urkunden lassen sich noch eilf auffinden, unter denen mehre aus dem adeligen Geschlechte derer von Canitz sind. Verzeichnisse geben Bothe (S. 45—57), Dreyhaupt (II. S. 866), Hendel (S. 62 — 75), von denen das erste und das letzte in allen chronologischen Angaben leider ganz unzuverlässig sind.

Amt Petersberg. Im J. 1540 wurde das Kloster von Herzog Heinrich und Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen secularisirt und in ein weltliches Amt verwandelt. Die drei noch vorhandenen Domherren wurden entlassen, zum evangelischen Pfarrer der letzte Prior (M. Augustin Berreit) eingesetzt und aus den Klostereinkünften salarirt, die übrigen Einkünfte aber zur Kammer gezogen. Selbst ein Theil der Kirche wurde für die Zwecke des Amtes benutzt und der Gottesdienst auf die kleinen Räume am Chor beschränkt. Das Amt bestand nur noch aus zwei Dörfern Nehlitz und Spröda und einigen Freigütern und Holzungen, und wurde von Amtsschössern verwaltet. Am 31. Aug. 1565 traf bei einem heftigen Gewitter ein Blitzstrahl die Klostergebäude; Wassermangel erschwerte die Rettung, das Meiste brannte bis auf die Mauern nieder [21]). Bei dieser Gelegenheit soll auch das Metall der Grabstätten der wettinischen Grafen geschmolzen sein, Kurfürst August habe es an sich genommen und dafür 1567 das noch jetzt stehende Denkmal aus pirnaischem Sandstein errichten lassen. Daß das geschmolzene die Gestalt des jetzigen gehabt habe, ist nirgends gesagt; ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, da die ursprünglichen Begräbnißstätten nicht neben einander waren [22]). Ebert [23]) macht es wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Denkmale sich auf bloße Steinarbeiten beschränkt haben, da Metallgüsse in unserer Gegend vor dem Anfange des 15. Jahrh. wenigstens noch nicht auf Grabsteinen vorkommen. Zum Wiederaufbau der eingeäscherten Gebäude wurden die Steine von den Trümmern genommen und dadurch die Übersicht der alten Einrichtung sehr erschwert. Auch im 30jährigen Kriege brannten am 22. April 1636 durch die Fahrlässigkeit sächsischer Reiter die Schäferei und die Scheunen nieder. Im J. 1697 verkaufte August König von Polen das Amt mit allem Zubehör an Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg für 40,000 Thaler (nicht 20,000); dieser ließ es am 10. März 1698 in Empfang nehmen, am 19. März dem Herzogthume Magdeburg einverleiben und am 15. Mai 1699 sich huldigen, wobei der Kanzler von Jena aus Halle die Huldigung annahm. Seit dieser Zeit wurde es verpachtet. Da aber die Höhe des Berges den Betrieb der Landwirthschaft sehr beschwerlich machte, so wurden 1726 die Ökonomiegebäude an den Fuß desselben gegen Abend verlegt, 1737 auch die Schäferei (da die auf dem Berge gelegene das Jahr vorher abgebrannt war) hinzugethan und alle Gebäude von Grund aus neu aufgeführt. Im J. 1807 kam es durch den Friedensschluß zu Tilsit zu dem Königreiche Westfalen und gehörte in dem Departement der Saale in dem Districte Halle zu dem Canton Löbejün. Nachher kam es an Preußen zurück und gehört jetzt zu dem Regierungsbezirk Merseburg und dem landräthlichen Bezirke des Saalkreises.

Die jetzige Kirche wurde 1567 innerhalb der niedergebrannten erbaut, sodaß man den Theil vom Kreuze bis zum Thurme benutzte. Es ist dieselbe mit starken Kreuzgewölben überspannt, welche auf zwölf Pfeilern und vier Mittelpfeilern ruhen. Das Mittelschiff ist grade so breit als das der alten Kirche war. Im J. 1731 ist das Dach derselben wegen des Windes niedriger gemacht und ein kleines Thürmchen mit vergoldetem Knopf und preußischer Krone angebracht, was aber später wieder abgenommen werden mußte. Das einzig Merkwürdige in derselben ist jenes Epitaphium der alten Grafen von Wettin. Es ist mit einem hohen hölzernen Gitter umgeben. Die Figuren, offenbar Nachbildungen älterer Bilder (wenn auch keine ganz genauen) liegen in Lebensgröße auf einem sechs Fuß hohen Piedestal dem Altare gegenüber, zu ihren

20) Die Urkunde steht in *Schoettgen* vita Conradi p. 325, bei Bothe S. 59, bei Dreyhaupt 2. Th. S. 869, bei Hendel S. 77 sogar in teutscher Übersetzung und mangelhafter Erklärung der vielen Ortsnamen. Einzelnes enthält auch Papstes Innocenz III. Bestätigungsbulle vom J. 1201 bei *Ludewig.* Reliqu. MSS. T. II. p. 208 und *Baluz.* epistol. Innocent. T. II. p. 614. 21) Darauf bezieht sich die Inschrift an der linken Seite der Mauer des Chores:

Dum sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne domus.
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra
In mediis flammis sic tege, Christe, tuos.

22) Chron. M. S. p. 199. Henricus Comes de Witin — sepultus est sereno monte ad sinistram patris sui (zur Rechten mag Lucardis gelegen haben). Fridericus comes de Brene — sepultus et ipse post patrem suum ad occidentem. In dem jetzigen Begräbniß hat dieser die fünfte Stelle. 23) Vergl. Provinzialblätter f. d. Prov. Sachsen. 1838. Nr. 8.

Häuptern ihre Wappen, zu ihren Füßen Namen, Tag und Jahr des Ablebens[24]). Markgraf Konrad eröffnet die Reihe, auf ihn folgen Lucardis und Mechtildis und dann die übrigen nach der Zeitfolge[25]). Hinter dem Monument oben hinter der Orgel ist eine auf diese Erneuerung bezügliche lateinische Inschrift: Haec domus sepulturae illustrissimorum principum ac dominorum Marchionum Misnicensium renovata et aedificata est regnante illustrissimo principe ac domino domino Augusto, duce Saxoniae, sancti Romani imperii archimarschallo et electore, landgravio Thuringiae, Marchione Misniae, Burggravio Magdeburgensi anno nati Christi 1567 mens. Octobr. etc. Bei dem öftern Öffnen der Begräbnisse sind einige Steine derselben locker geblieben, wodurch man Gelegenheit hat, die Särge Konrad's und seiner Gemahlin sehen zu können. Diese sind ganz von pirnaischem Sandstein, ungefähr sechs Fuß lang; der untere Theil ist in Form eines Troges nach der Gestalt des Menschen ausgearbeitet, sodaß für den Kopf eine tiefe Höhlung darin vorhanden ist. Über den untern Theil des Sarges ist ein flaches Gewölbe von Bruchsteinen gespannt, welches gleichsam den Deckel desselben ausmacht und ungefähr zwei Fuß unter dem Pflaster der Kirche liegt. Die Kirche ist jetzt so baufällig, daß ein Neubau dringend nothwendig wird. Denselben an dem Fuße des Berges vorzunehmen, schien im Interesse der eingepfarrten Gemeinden zu liegen, allein des Königs Kunstsinn verlangt den Bau auf der Höhe, der mit Beseitigung des neuen Einschiebsels sich durchweg an die alten Reste anschließen und den byzantinischen Baustil erneuern soll. Zeichnungen dazu hat Baurath Ritter in Merseburg entworfen, auch ist bereits eine sehr ansehnliche Summe dazu angewiesen. — Zu der Pfarre gehören das Amt und der Berg, Neglitz mit dem rothen Haus und Mühle, Drehlitz, Frößnitz, Westewitz, Wallwitz, Dreblitz, Merkewitz, Dacheritz, deren Einwohner alle zur Kirche auf den Berg gehen mußten, bis 1717 Wallwitz und Merkewitz Filialkirchen erbauten, in denen der Prediger wechselsweise zwei Sonntage nach einander predigt, zu gewissen Zeiten auch Beichte und Abendmahl hält, während an hohen Festtagen die Eingepfarrten den Gottesdienst in der Hauptkirche abwarten müssen. Die sehr einträgliche Stelle hat keinen Acker, sondern nur feste Einnahmen an Geld, Getreide und Holz. Auf dem Berge liegt noch die Pfarrwohnung und das Schulgebäude und seit 1736, besonders aber im J. 1775, sind mehre andere Häuser in der Nähe des an der cöthener Straße liegenden Gasthofes und des gegenüber liegenden Wohnhauses des Oberförsters entstanden. Dieser Gasthof ist während der schönen Jahreszeit viel besucht. Die Dürftigkeit der Bewohner ist eine große Last für die Besucher, die durch Scharen von Kindern um eine Gabe angesprochen werden. Sowie hiergegen Abhilfe Noth thut, so muß man noch mehr wünschen, daß die schöne Ruine von dem tiefen Schutte befreit, vor ferneren muthwilligen Zerstörungen und ungeschickten Erneuerungen (man sieht dergleichen im Gewölbe des hohen Chores) bewahrt werde und den Einwirkungen der Zeit wo möglich Einhalt geschehe, damit nicht auch andere Theile so zusammenstürzen, wie 1843 der alte Glockenthurm der sogenannten Heidenkapelle, der bei zeitigem Eingreifen sich wohl hätte erhalten lassen.

Quellen und Hilfsmittel. Eine der reichsten Quellen für die Geschichte des Klosters, wie überhaupt für die Geschichte des darin umfaßten Zeitraums bietet das Chronicon montis sereni, welches mit dem Jahre 1124 beginnt und 1225 schließt. Als Verfasser wird in der Regel Conradus presbyter Lauterbergensis genannt, ohne daß dafür ein bestimmtes Zeugniß vorliegt[26]). Er beschränkt sich nicht auf eine urkundliche Geschichte des Klosters, wie er sie aus Privilegien und Breviarien sammeln konnte, sondern ließ auch über die älteren Zeiten die mündlichen Berichte nicht unbeachtet und zog, um bei jedem Jahre etwas Merkwürdiges zu berichten, andere Begebenheiten in den Kreis seiner Darstellung. Eine Handschrift gelangte in Marr. Freher's Hände, der sie Meibom zur Abschrift überließ, dessen Copie dann durch den Kanzler Schwarzkopf in Braunschweig an den Rector Joachim Johann Mader gelangte, welcher die erste ziemlich incorrecte Ausgabe zu Helmstedt 1665 in Quart besorgte[27]). Wiederholt wurde es von Hoffmann in dem ersten Bande der Scriptores rerum Lusaticarum, aber nachlässig. Darum hat Joh. Burch. Mencken in dem zweiten Bande der Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum (p. 165 — 312) einen verbesserten Abdruck veranstaltet, zu dem ihm neue handschriftliche Hilfsmittel zu Gebote standen. Vieles daraus ist in die Annales Vetero-Cellenses (bei Mencken 2. Th.) übergegangen. Christian Schlegel, Diakonus M. Gueinzius und der Kanzler von Ludewig, ebenso Professor Fabri in Halle beabsichtigten größere Geschichtswerke, die aber nie zu einem Abschlusse gediehen sind. Monographien gibt es nur zwei: 1) Kurz gefassete historische Beschreibung des ehemaligen berühmten Augustinerklosters auf dem Petersberge von Heinrich Gottvertrau Bothen[28]) (Halle 1748) und 2) Historische Beschreibung des hohen Petersberges im Saalkreise und des auf demselben ehedem berühmten Augustinerklosters von Johann Christian Hendel (Halle 1808), welcher durch seltene Unkenntniß der lateinischen Sprache grobe Irrthümer in der älteren Geschichte begangen hat. Das anspruchlose Büchelchen: Bemerkungen auf einer kleinen Reise auf den Petersberg im Saalkreise (Dresden 1791. 40 S.) enthält in fünf Briefen einige gute Bemerkungen in angenehmer Form. Außerdem ist zu benutzen, was Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises (2. Bd. S. 864—874), C. Duval in „Thüringen und der Harz" (5. Bd. S. 241—260) und der Conducteur Bergner in einem Aufsatze: über die Form, Größe und Bauart der Klostergebäude auf dem St. Petersberge zusammengestellt hat, der in Kruse's Zeitschrift: Deutsche

24) Ebert vermuthet, daß der geheime Archivar Peter Albinus die Inschriften angefertigt habe. 25) Eine vollständige Abbildung gibt Dreyhaupt in der Chronik. 2. Bd.

26) *Vossius*, De historic. Latin. III. p. 699. 732. *Struve*, Biblioth. Saxonica. p. 239. 27) Die Handschrift befindet sich jetzt in den Sammlungen des thüringisch-sächsischen Vereins zu Halle. 28) Bothe war von 1728—1780 Pastor auf dem Petersberge.

gezogen, während sich der Landmann nur mit dem ordinairen, namentlich Kohl, Rüben, Zwiebeln und Kartoffeln befaßt. Obst gibt es indessen im ganzen Gouvernement, einige Kirschen ausgenommen, fast gar nicht; aber Waldbeeren in großer Menge und Güte. Unter den Thieren ist das Pferd das allgemeine Zugthier, Ochsen sind selten. Die veredelte Schafzucht, welche im südlichen und mittleren Rußland seit Peter dem Großen und noch mehr seit Katharina II., und auch in Kurland, Livland und Ehstland seit der Errichtung von Merinoschäfereien im J. 1826 so bedeutende Fortschritte gemacht hat, gedeiht hier nicht mehr. Nur in Zarskoje Selo ist eine kaiserliche Schäferei. An Wildpret gibt es Hasen und viel wildes Geflügel. Die Fischerei ist sehr einträglich. Das Mineralreich liefert einen marmorartigen Kalkstein, den man zum Bau anwendet, ferner bläulichen Thonmergel, Quarzsand, Ziegel- und Töpferthon und Granit. Kunstfleiß und Zahl der Fabriken sind bedeutend, wovon der beiweitem größte Theil auf die Hauptstadt kommt. Diese enthält auch die meisten Fremden, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil der Gesammteinwohnerschaft ausmachen. Die Zahl der außerhalb der Hauptstadt in den 13 Colonien wohnenden Fremden belief sich im J. 1838 auf 3118. Die Einheimischen gehören außer den in einigen Kreisen, namentlich Petersburg, Schlüsselburg und Nowaja Ladoga, wohnenden Finnen und Ischoren, der griechischen Kirche an, welche seit der 1839 erfolgten Vereinigung der beiden Kirchen auch die frühern griechisch Unirten umfaßt. Die Fremden sind größtentheils Evangelische oder Katholiken. Der Verwaltung nach zerfällt das Gouvernement in neun Kreise: 1) St. Petersburg (s. unten); 2) Schlüsselburg, am südwestlichen Ufer des Ladogasees auf beiden Seiten der Newa, mit der Stadt Schlüsselburg und den Dörfern Morjá, Saratowka, Putilowa und Pella, letzteres an der Mündung der Tosna mit den Ruinen eines kaiserlichen Lustschlosses; 3) Nowaja Ladoga, am Südufer des Ladoga, vom Ladogakanal durchschnitten, mit der Stadt Nowaja Ladoga am linken Ufer des Wolchow und dem Marktflecken Staraja Ladoga am Ladogasee; 4) Sophia, am linken Ufer der Newa, mit den Städten Sophia, Paulowsk und Gatschina, und den Marktflecken und Dörfern Kolpina, Tschesme, Alexandrowsk und Ischora; 5) Oranienbaum, am finnischen Meerbusen, mit der Stadt gleiches Namens, der Stadt Koporje, den Dörfern Peterhof, Strelna (in welchen kaiserliche Lustschlösser sind), Ropscha, Duderhof und Krasnoje Selo; 6) Luga, am gleichnamigen Flusse, der größte Kreis dieses Gouvernements, mit der Stadt gleiches Namens und dem Dorfe Roscheskoje Selo; 7) Gdow, am Peipussee, mit Gdow, einer sehr alten Stadt, und den Dörfern Alexiewskoje, Czamari, Gorka und Podorzelje; 8) Jamburg, an der Luga, mit der Stadt gleiches Namens; 9) Narwa, an der Narowa, woran die Hauptstadt Narwa und das Dorf Narowskaja; ferner zu bemerken die Dörfer Dubrowa und Milikino. 2) Kreis auf beiden Seiten der Newa und an der Böschung des kronstädter Meerbusens. Hierin liegen die Städte St. Petersburg und Kronstadt, der Marktflecken Sestrabeck und die Dörfer Torowa und Murina. Die Dörfer Groß- und Kleinochta sind jetzt zum 13. Stadttheil von Petersburg erhoben. 3) Eparchie umfaßt, nach der russischen Kirchenverfassung, das Gouvernement St. Petersburg und die griechischen Kirchen Ehstlands und Finnlands. In dieser Eparchie waren (nach Bulgarin)

	geboren	gestorben
1804 . . .	20,253	17,590
1833 . . .	22,653	28,308

4) Der evangelisch-lutherische Consistorialbezirk begreift die Gouvernements St. Petersburg, Olonetz, Wologda, Jarosslawl, Kostroma, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Tschernigow, Poltawa, Kiew, Podolien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und die Provinz Bessarabien. In diesem Bezirke wurden im J. 1838 geboren: 8623 und starben: 8545. 5) Lehrbezirk*) besteht aus den Gouvernements St. Petersburg, Pskow, Nowgorod, Wologda, Olonetz und Archangel. Nach dem Berichte des Ministers des öffentlichen Unterrichts enthielt derselbe 1837 eine Universität (in Petersburg), neun Gymnasien (davon vier in Petersburg), 50 Kreisschulen, 99 Parochialschulen und 92 Privatpensionen, zusammen 251 Unterrichtsanstalten mit 913 Lehrern und 12,865 Schülern. (*A. Keber.*)

PETERSBURG (St.), Stadt, A. in Europa, die Residenz- und zweite Hauptstadt des Kaiserthums Rußland und die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements (s. d. vorherg. Art.). Von den verschiedenen Gesichtspunkten, nach denen wir hier die Stadt betrachten, ist es zweckmäßig, der Geschichte den letzten Platz anzuweisen, weil diese, fast nur eine Geschichte der allmäligen Vergrößerung und namentlich keine eigentliche Municipalgeschichte, nur dann gehörig verstanden werden kann, wenn eine Beschreibung vorausgegangen ist [1]).

---

*) Rußland, ohne die vier Gouvernements von Sibirien und die transkaukasischen Provinzen, ist behufs der Unterrichtsanstalten in neun Lehrbezirke getheilt: St. Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Dorpat, Kiew, den Weißrussischen, Warschau und Odessa, welche unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts stehen und jeder einen Curator an der Spitze hat.

1) Hilfsmittel: Friedr. Wilh. v. Bergholz, Tagebuch während seines Aufenthalts in St. Petersburg, in den J. 1721—1725 (in Büsching's Magaz. f. d. neue Hist. u. Geogr. 19. Bd. S. 5—202. 20. Bd. S. 332-592. 21. Bd. S. 180—360 und 22. Bd. S. 426—552). Georgi, Versuch einer Beschreibung der russisch-kaiserlichen Residenzstadt St. Petersburg und den Merkwürdigkeiten der Gegend. (Petersburg 1790.) Heinrich Storch, Gemälde von St. Petersburg. 2 Bde. (Riga 1794.) (Heinr. v. Reimers) St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraumes. Mit Kupfern, Plänen und Karten. 2 Bde. (Petersb. 1805.) Enthält vier Plane der Stadt, von den Jahren 1716, 1737, 1760 und 1805. Christian Müller, St. Petersburg, ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. (Mainz 1813.) *Paul Svignine*, Description des objets les plus remarquables de St.-P. et de ses environs. 4 Bde. (St. Petersburg 1816—1819.) Russisch und Französisch mit vielen Kupfern. Friedr. Enoch Schröder, Neuester Wegweiser durch die russisch-kaiserliche Residenz St. Petersburg. Mit historischen Rückblicken. (St. Petersburg 1819.) Ferd. Hand, Kunst und Alterthum in

Zur Erleichterung des Auffindens diene folgende Übersicht der Abschnitte: 1) Lage, 2) Größe, 3) allgemeiner Charakter, Bauart, 4) Eintheilung, Topographie, 5) Einwohner, Leben, 6) Städtisches, Behörden, Wohlthätigkeitsanstalten, 7) Bildungsanstalten, 8) Handel, Gewerbe, Communication, 9) Umgegend, 10) Geschichte.

1) **Lage.** Petersburg liegt an der Mündung der Newa in den kronstädter Busen, die östlichste Bucht des finnischen Meerbusens, unter 59° 56′ 23″ nördl. Br. und 47° 59′ 30″ östl. Länge v. F., also in fast ganz gleicher Breite mit Christiania und Ochotsk (aber nördlicher als Stockholm, Tobolsk) und ziemlich derselben Länge mit Constantinopel. Seine Entfernung von Moskau beträgt 100, von Warschau 140, von Berlin 215, von Paris 350 und von Stockholm 96 Meilen.

2) **Größe, Einwohnerzahl.** Petersburg hat einen Umfang von fünf bis sechs Meilen und einen Flächenraum von fast zwei Quadratmeilen [2]). In diesem Umkreise befinden sich aber noch sehr viele unbebaute Strecken, besonders in dem südöstlichsten Stadtheil und auf den Newainseln, und die Gebäude mit ihren Hofplätzen nehmen, da überdies die Plätze sehr groß und die Straßen sehr breit sind und bei der großen Menge Wassers nur den fünften Theil jenes Flächenraums ein. Die Anzahl der Gebäude betrug am Ende des Jahres 1839 8665 (1803 nur 4200 und 1833 8200), darunter 3260 steinerne und 5405 hölzerne. Ferner waren darunter 60 Kirchen (die in verschiedenen Palästen und bei öffentlichen Anstalten bestehenden Kapellen sind dabei nicht mitbegriffen), 10 kaiserliche Paläste, 487 Krongebäude (eine verhältnißmäßig sehr große Zahl) und 107 öffentlichen Instituten und Gesellschaften gehörige Gebäude; die übrigen gehören Privaten zu. Die Zahl der Einwohner, mit Einbegriff des Militairs, belief sich zu derselben Zeit auf 476,386, worunter 337,512 männliche und 138,874 weibliche Individuen [3]). Dies ergibt gegen die Bevölkerung am Ende des J. 1838 von 469,720 eine Vermehrung von 6666. Davon kommen 1686 auf das Überwiegen der Geborenen über die Gestorbenen (es wurden nämlich im Laufe des Jahres 1839 geboren 10,038, darunter 5629 Knaben und 4409 Mädchen, und es starben 8352, darunter 5154 männlichen und 3198 weiblichen Geschlechts), die Übrigen auf das Überwiegen der Anziehenden über die Abziehenden. Die Vertheilung der Bevölkerung nach den Ständen und den Nationen siehe unter: Einwohner, Leben.

Die Zunahme der Einwohnerzahl seit dem Entstehen der Stadt zeigt folgende Tabelle:

Jahr	Einwohnerzahl	Jahr	Einwohnerzahl
1725	75,000	1804	271,000
1735	105,000	1805	295,000
1750	138,000	1810	310,000
1765	162,000	1820	400,000
1775	185,000	1825	433,112
1785	195,000	1831	448,221
1795	208,000 [4])	1832	449,368 [5])
1803	235,000 [4])	1836	451,974

Gegenwärtig wird Petersburg unter den Residenzstädten Europa's nur von London, Paris und Constantinopel übertroffen. Vor dreißig Jahren stand es noch hinter Wien und Neapel zurück.

3) **Allgemeiner Charakter, Bauart.** Petersburg ist eine der schönsten Städte der Erde. Die bewundernswürdigsten Prachtgebäude bilden die großartigsten und schönsten Gruppen, die Häuser sind auch ungerechnet die Paläste neu, schön und mit Pracht und Aufwand gebaut [6]), die Plätze sind groß und frei und in großer Anzahl vorhanden, die Straßen sind lang, gerade und 60 bis 120, ja bis 150 Fuß breit, und die Anlage der Stadt ist sowol im Ganzen als im Einzelnen durchaus regelmäßig zu nennen. Diese Regelmäßigkeit, welche in

St. Petersburg. (Weimar 1827.) *A. B. Granville*, St.-P. A journal of travels to and from that Capital. 2 Bde. (London 1828.) Meyer, Darstellungen aus St. Petersburg. (Hamburg 1829.) *Dupré de St.-Maure*, L'hermite en Russie. (Paris 1829. Teutsch Leipzig 1830.) Wilhelm v. Lüdemann, Petersburg wie es ist (Leipzig 1830. 2. Aufl. 1836), ein dürftiges Buch. J. F. A. L. Weltmann, Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. (Hamburg 1833.) Baszucki, Panorama von St. Petersburg. (St. Petersburg 1834.) Leitch Ritchie, Reise nach St. Petersburg und Moskau, aus dem Englischen von A. v. Treskow. (Quedlinburg 1836.) Bismark (Generallieutenant Graf v.), Die kaiserlich russische Kriegsmacht im J. 1835, oder meine Reise nach St. Petersburg. (Karlsruhe 1836.) Tagebuch eines preußischen Officiers während seiner Reise nach St. Petersburg und seines Aufenthalts daselbst bei Einweihung der Alexandersäule. Zum Druck befördert durch Fr. W. Streit. (Berlin 1836.) Tietz, Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. (Coburg 1836.) Ders. Bunte Skizzen aus Ost und Süd (Leipzig 1838.) Reichard, Der Passagier auf der Reise in Teutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Paris, St. Petersburg und Stockholm, 10. Aufl. (Berlin 1839.) Auch sind zu benutzen das russische Staatshandbuch. (St. Petersburg 1835.) F. W. Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1. Bandes. 1. Theil. (Königsberg 1835.) Thaddäus Bulgarin, Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung dargestellt, aus dem Russischen von H. v. Brackel, Gesch. 1. Bd. und Statistik 1. Bd. (Riga 1839) und P. A. F. K. Possart, Das Kaiserthum Rußland. 1. Th. Statistik. (Stuttgart 1840.) — An Beschreibungen, Wegweisern, Fremdenführern für St. Petersburg ist die Literatur, im Verhältniß zu andern Residenzstädten und merkwürdigen Örtern, nicht reich, namentlich fehlt ein neueres Werk, wie die oben angeführten ältern von Georgi, Storch und von Reimers. Dasselbe Verhältniß findet in den Zeitschriften statt: doch enthält das Ausland viele wichtige auch hier benutzte Aufsätze. — Plane der Stadt befinden sich bei den meisten der oben angeführten Beschreibungen. Wichtiger und großartiger und auch wegen der musterhaften Ausführung bemerkenswerth sind die Plane vom Generalmajor v. Vitzthum, 9 Bl. gr. Fol. 1822 und vom Generallieutenant v. Schubert, 24 Bl. gr. Fol. 1828 fg., beide ausgeführt durch das topographische Bureau des russischen Generalstabes.

2) Bei den von diesen abweichenden, geringern Angaben sind die von der großen und der kleinen Newka umschlossenen Inseln nicht mit zur Stadt gerechnet.

3) Den Grund und die Folgen dieses Überwiegens der männlichen Bevölkerung werden wir unten angeben (s. Einwohner, Leben). 4) Wahrscheinlich zu geringe Angaben. 5) Im J. 1831 waren an der Cholera 13,152 gestorben. 6) Ich erinnere an die bekannte Bemerkung, daß in Petersburg jedes Haus ein Palast und jeder Palast eine Stadt sei.

manchen Beziehungen, namentlich durch die gleich hohen und mit gleicher, heller Farbe angetünchten Häuser, durch die allgemeine Neuheit derselben, durch die geraden Linien der Häuserreihen und durch das ebene Niveau der Stadt[7]), fast zur Einförmigkeit wird, findet doch in manchen Umständen eine dem Eindrucke sehr günstige Milderung. Die Straßen sind zwar gerade, aber sie durchschneiden sich nicht so durchweg in rechten Winkeln, wie dies z. B. in der Friedrichsstadt Berlins und in den neuen Städten Nordamerika's der Fall ist. Ferner erzeugt schon das Wasser eine solche Abwechselung, indem, außer dem mehrfach getheilten majestätischen Newastrome, die Stadt von vielen Kanälen, d. h. von schmäleren, durch die Kunst erweiterten und vertieften Armen der Newa durchschnitten wird, und diese selbst, breit genug, um sich dem Auge bemerkbar zu machen, nicht gerade sind, wie etwa die holländischen Kanäle, sondern sich in Krümmungen zwischen den Häuserreihen verlieren. Diese allgemeinen Züge, wobei wir uns die Zierden im Einzelnen der nähern Beschreibung vorbehalten, rechtfertigen schon die Bezeichnung Petersburgs als einer schönen Stadt, und vermögen einen Begriff von dem Genuß zu geben, den die freien, weiten Aussichten, das Ergehen in den luftigen Räumen, das Verweilen auf den schönen Formen gewähren. Dabei geht aber ein großer Reiz, den andere Städte haben, verloren, und eine solche Schönheit kann nur als ein sehr einseitiges Lob erscheinen. Petersburg ist eben nur schön und großartig und hat sonst keinen eigenthümlichen Charakter als den der Schönheit und Großartigkeit. Diese beiden Eigenschaften sind so überwiegend, gleichsam das Substanzielle der Stadt, daß diese als ein allgemeines Musterbild einer Stadt erscheint, aber Originalität und Individualität vermissen läßt. „Als ein Gemälde einer Stadt, als ein oberflächlich betrachtetes Bild eines Sammelplatzes der Menschen, ohne Rücksicht auf Nationalcharakter, auf Geschichte oder auf Individualität irgend einer Art, ist Petersburg ohne seines Gleichen[8]).“ Was also der russischen Residenz zunächst abgeht, und was andern Städten, trotz vieler Unförmlichkeiten und Unsauberkeiten und trotz mancher Verletzung der allgemeinen Anfoderungen der Ästhetik, einen so großen Reiz gewährt, ist das Gepräge der Nationalität. Sie ist eine allgemein moderne Stadt, die ebenso gut an den Ufern der Elbe und der Seine liegen könnte, als der Newa. Am wenigsten ist sie eine orientalische Stadt, als welche sich entschieden Moskau geltend macht; sie ist durchaus europäisch. Nur das Smolnoikloster und die St. Nicolaikirche gehören ganz dem eigentlichen Kirchenbaustyle Rußlands an, den die Form eines Kreuzes und fünf zwiebelartig geformte, prächtig bemalte und vergoldete Kuppeln, vier kleinere, eine größere, mit dem griechischen Kreuze versehene einschließend, kenntlich machen[9]). Die übrigen Gebäude, namentlich Kirchen und Paläste, zeigen moderne Nachahmungen classischer Formen. Nur eine Eigenthümlichkeit bleibt den meisten Thürmen, die sehr hohe, vergoldete Spitze, die auf einer Kuppel emporragt. Diese Vergoldungen vollenden die Blendung, welche die vorherrschenden hellen Farben, weiß, hellgrün oder hellgelb, verursachen. Ebenso wie ein nationaler wird ein historischer Charakter der Stadt vermißt, aus welchen beiden sich eben die Individualität einer Stadt erzeugt. Es fehlt jene Mischung des Alterthümlichen mit dem Neuen, jene plastische Darstellung der Geschichte, die außer den Abwechselungen für das Auge, die dadurch entstehen, auch als Erinnerung an die früheren Jahrhunderte, an die Sitten untergegangener Geschlechter, als das sichtbare Gestalten aus dem Alten zum Neuen, den Beschauenden fesselt und ebenso viel Ehrwürdiges als Interessantes hat. Der Grund dieser Erscheinungen ist nicht schwer anzugeben; sie sind durch die Genesis der Stadt bedingt. Petersburg stellt gleichsam das moderne Rußland dar. Wie dieses durch Kunst, durch einen von Außen influirenden Willen, nicht von Innen heraus, geworden ist, so auch die auf einem sich nicht von selbst darbietenden und eben auch nur der Kunst zugänglichen Terrain und man kann sagen, außerhalb des Landes angelegte Hauptstadt, ein Werk der Kunst, ein Product des Willens, eine Schöpfung der Abstraction, aus dem Nichts hervorgerufen und wie in einem Guß geschaffen, nicht nach einem innern Organismus sondern auf vorgeschriebene Weise sich gestaltend. Nehmen wir nun noch verschiedene äußere Umstände, die ungeheuren Mittel, welche jenem Willen zu Gebote standen, Anfangs besonders Mittel an Gehorsam, später Mittel an Geld, die Freiheit von Rücksichten auf Ökonomie des Raumes, erwägen wir ferner die Zeit der Gründung, in welcher so Vieles die Anlage von Städten bedingende und dann erst im Laufe der Jahrhunderte allmälig verschwindende, namentlich die Rücksicht auf Haltbarkeit im Kriege, schon im Voraus überwunden war und ebenfalls keine Schranken mehr setzen konnte, und bedenken wir, daß der Hauptstamm der Bevölkerung und der die Stadt besonders gebaut hat, der Adel ist, so ist damit das oben Angegebene, die Schönheit und Regelmäßigkeit, die Pracht und die Großartigkeit, die Verschwendung des Raumes im Ganzen und in den einzelnen Plätzen und Straßen, und der Mangel an nationalem und historischem Charakter erklärt. Wenn also Petersburg nicht der Vergangenheit, sondern nur der Gegenwart lebt, so gestaltet sich doch selbst diese, der fortlaufende Proceß seines Bestehens und Zunehmens, gleich seiner Genesis, aus denselben Gründen ganz anders als bei den meisten übrigen Städten. Es verändert sich noch fortwährend, indem neue Paläste erstehen, hölzerne Häuser in steinerne verwandelt, Holzräume und andere leere Plätze mit Straßen bebaut und eine immer größere Gleichmäßigkeit in der Schönheit der Anlage und Ausführung hergestellt wird, aber solche Veränderungen, in andern Städten eine Entäußerung des Alten, vormals Berechtigten, und eine Überwindung desselben durch das Neue, sind hier gleichsam nur eine Entäußerung des Vorläufigen, gleich Anfangs zu einer spätern

7) Man vergleiche auch das unten über die Straßennamen auf Wassili-Ostrow Gesagte. 8) Ritchie im angef. W. S. 74. 9) Die Isaakskirche (s. unten) können wir, ungeachtet der Kreuzesform und der fünf Kuppeln, doch wegen des vorherrschenden Säulenschmucks nicht hierher rechnen.

Unterordnung unter die allgemeine Norm Bestimmten, sind also bei weitem weniger interessant und bieten immer dieselbe, stets wiederkehrende Erscheinung; wir sehen in Petersburg, auch wo die größten Contraste in die Augen fallen, doch immer nur verschiedene Phasen derselben Generation.

In Bezug auf die Bauart der Häuser haben wir außer den schon erwähnten hellen Farben noch hinzuzufügen, daß sie mehr langgestreckt als hoch und beiweitem nicht so hoch sind als sonst in großen Städten, in der Regel nur drei Stockwerke, das Erdgeschoß mitgerechnet. Der Grund davon ist der, daß der Raum weniger beschränkte. Daraus und aus der sonstigen Räumlichkeit erklärt sich auch, daß die Bevölkerung im Verhältniß zum Flächenraume, wenigstens mit andern Städten verglichen, nur gering ist[10]). Die größern Häuser haben ferner gewöhnlich in der Mitte einen Thorweg, durch den man hineinfährt, und über diesem fast alle einen von Säulen getragenen Balkon mit einem Geländer von, oft vergoldetem, Gußeisen, was den freundlichen Eindruck der Fronte noch erhöht. Die Säulen sind aber oft im Übermaße angebracht, einer Vorliebe des Kaisers Alexander zu Gefallen, und begegnen dem Auge so häufig, daß man Petersburg nicht mit Unrecht eine Säulenstadt genannt hat. Eigenthümlich ist die Bedachung. Diese ist nämlich fast flach und besteht aus grün, roth oder grau angestrichenen Eisenplatten, welche zwei Fuß vier Zoll lang und doppelt so breit sind, auf dem Dache aber, nachdem sie an den Seiten in einander umgeschlagen und auf den Latten festgenagelt, nur den Raum von 8 □Fuß einnehmen. Um 100 □Fuß zu decken, braucht man somit 12½ Platten, welche 150 Pfund wiegen und nur 21 Fl. kosten. Wegen des voreiligen mit Kalk Bewerfens, welches das bei dem früh eintretenden Winter ohnehin misliche Austrocknen der Häuser noch erschweren mußte, hat der Kaiser 1835 ein Gesetz erlassen, wornach neue Häuser weder von Außen noch Innen in demselben Jahre mit Kalk beworfen werden dürfen, in welchem sie gebaut sind. Die hölzernen Häuser bestehen aus in der Länge über einander gelegten, innig verbundenen und verkalfaterten Balken (die bekannten russischen Blockhäuser), welche von Außen und Innen mit Bretern bekleidet sind. Außer den ganz steinernen und ganz hölzernen Häusern gibt es noch eine Menge ganz von Fachwerk, oder solche, deren Erdgeschoß von Stein, die darauf gesetzten aber von Fachwerk sind. Häuser der letzten Art finden sich selbst noch in den Hauptstraßen. Von der innern Einrichtung der Häuser, namentlich der Art der Heizung, werden wir unten Gelegenheit haben zu sprechen. Die Straßen sind sowol für Fußgänger als für Fuhrwerke musterhaft eingerichtet. Für jene befinden sich zu beiden Seiten vortreffliche Trottoirs von Granitplatten, durch schwarze, aufrecht stehende Steine von dem Fahrwege geschieden. Dieser ist, wenn die Pflasterung aus behauenen Steinen oder Holzklötzen besteht, sehr gut, das Pflaster aus gewöhnlichen Steinen bedarf dagegen einer häufigen Nachhilfe und ist meist schlecht, woran auch der lose Boden, auf dem die Stadt steht, und der es nothwendig macht, alle steinernen Gebäude auf Rosten zu bauen, Schuld ist. Das Pflaster aus Holzklötzen bedarf hier, als der russischen Hauptstadt und einigen andern russischen Städten eigenthümlich, einer nähern Beschreibung. Kleine sechseckige Klötze, aus einem harzigen Holze gesägt, werden in ein Bett von Sand und zerstoßenen Steinen gestellt, und unter einander befestigt, und dann mit siedendem Peche begossen und mit Sand bestreut. Dieses Pflaster, das, von Gourief erfunden, unter Alexander eingeführt wurde und sich allmälig über immer mehr Straßen verbreitet, empfiehlt sich durch Dauerhaftigkeit und eine für die Fahrenden unvergleichliche Bequemlichkeit. Die breiteren Straßen sind parkettirt gepflastert, sodaß oft drei neben einander fortlaufende breite Wege entstehen. So groß auch die Sorgfalt für das Pflaster und so musterhaft die Reinlichkeit in den Straßen überhaupt ist, so vermag dies doch nicht, zur Zeit, da Eis und Schnee aufgeht, einige Tage einen fast unüberwindlichen Schmutz zu verhindern. Gleich lästig wird in den heißen und trockenen Sommern der Staub. Die Reinlichkeit der Straßen wird besonders dadurch befördert, daß sich unter denselben, wenigstens den Hauptstraßen, unterirdische gemauerte Abzugskanäle befinden, welche die Stelle der Rinnsteine vertreten, indem sich in dieselben Unrath und Regenwasser vermittels stellenweise angebrachter Öffnungen hineinzieht. Der Anfang wurde mit dieser vortrefflichen Einrichtung 1770 unter Katharina II. in den Admiralitätstheilen gemacht. Die Beleuchtung läßt noch vieles zu wünschen übrig, ist wenigstens in einem sehr bedeutenden Besserwerden begriffen, indem 1839 der Anfang mit der Gasbeleuchtung gemacht ist, für die sich 1836 zwei Actiengesellschaften gebildet hatten, die eine für tragbares, die andere für leitbares Gas. Die erstere versorgt die Stadttheile auf den Inseln. Am Schlusse des Jahres 1839 waren aber unter den 4411 Straßenlaternen erst 144 Gasflammen.

4) Eintheilung; Topographie. Die natürliche Eintheilung Petersburgs wird durch die Newa gebildet, indem es mit einem ganz kleinen Theile auf dem rechten Ufer derselben (also in dem alten Karelien), mit dem übrigen zur Hälfte auf ihrem linken Ufer, zur Hälfte auf den durch den Fluß gebildeten Inseln (also in dem alten Ingermannland) liegt. Die Newa theilt sich nämlich, nachdem sie, einen Theil der Stadt in nördlicher Richtung umfließend, sich westlich gewendet hat, in die große Newa und die große Newka, von denen jene jetzt südwestlich, diese Anfangs nordnordwestlich, dann westlich fließt. Die große Newa entsendet darauf rechts nach Westnordwest die kleine Newa, und die große Newka links in südwestlicher, dann in westlicher Richtung die kleine Newka, welche beide Arme sich demnach zwischen der Mündung der großen Newa und der großen Newka, und zwar dicht neben einander, in den kronstädter Meerbusen ergießen. Indem sich nun von der großen Newka noch einmal links ein, in sie selbst zurückfließender, Arm abzweigt, und zu diesem die kleine Newka rechts einen Arm entsendet, entstehen dadurch im

10) Der Flächenraum Londons ist nicht größer als der von Petersburg.

Ganzen zwischen der großen Newa und der großen Newka fünf Hauptinseln, welche sich indessen durch einige sie durchfließende natürliche Kanäle wieder in noch mehre theilen. Ebenso ist auch der auf dem linken Newaufer liegende Theil der Stadt von mehren natürlichen oder künstlichen Kanälen durchflossen, und die dadurch entstehende Zertheilung ist zugleich zur Eintheilung der Stadt benutzt. Wenn nun auch, wie gesagt, dem Flächenraume nach, ein gleich großer Theil der Stadt auf dem linken Newaufer und auf jenen Inseln liegt, so gestaltet sich doch das Verhältniß der Bevölkerung nach ganz anders. Denn von den Inseln ist nur ein Theil mit Straßen bebaut, das Übrige sind Lustgärten, während auf dem linken Ufer verhältnißmäßig nur wenig unbebaute Räume liegen und daher beiweitem mehr Menschen wohnen.

Ein soviel verzweigtes Wassernetz macht natürlich eine große Menge Brücken nothwendig. Von diesen und von den herrlichen Quais sprechen wir zuerst, ehe wir zur nähern Beschreibung der Stadt schreiten.

Die Newa und ihre Hauptarme vertragen wegen des Eisganges nur Schiffbrücken. Solcher sind über die oben genannten Gewässer im Ganzen acht; nur über den letzten Arm der großen Newka, und den, durch welchen dieser mit der kleinen Newka in Verbindung steht, führen feste Brücken, deren drei sind. Doch sind letztere, sowie die in dieser Gegend gelegenen Schiffbrücken nicht als Communicationsmittel der eigentlichen Stadt zu betrachten, indem sie nur die zu Lustpartien dienenden Inseln unter sich oder mit dem gegenüberliegenden nördlichen Ufer verbinden. Desto lebhaftere Communicationsmittel sind die Brücken über die die Stadt durchschneidenden Kanäle, und deren sind über 70, theils von Holz, theils von Stein oder Gußeisen; auch sind zwei Kettenbrücken darunter. Fast alle diese Brücken haben eine mit der Straße, welche darüber hinwegführt, gleiche Breite. Die Schiffbrücken sind, von Osten nach Westen gehend, erstlich die Woskrezenskoibrücke, über den noch ungetheilten Newastrom, 1150 Fuß lang. Diese Brücke wurde schon 1786 von Katharina II. angelegt, aber 1804 an die Stelle versetzt, wo jetzt die zweite Brücke steht; erst neuerdings wurde sie an der ersten Stelle wieder hergestellt, sodaß sie jetzt von den Hauptbrücken Petersburgs die jüngste ist. Sie verbindet den Stückhof oder die Liteinaja mit dem wiburgschen Stadttheil, auf dem rechten Ufer. Dieser Brücke westlich, bald nachdem die große Newka rechts abgeflossen ist, folgt die Troitzkoi- oder Suwarowbrücke, welche den ersten Admiralitätstheil mit dem Petersburgischen Stadttheil, der Insel zwischen der großen Newka und der kleinen Newa, verbindet. An dieser Stelle ist die Newa am breitesten; die Länge dieser Brücke ist daher die bedeutendste von allen und beträgt 2456 Fuß. Die westlichste endlich der über die große Newa führenden Brücken, unterhalb der Trennung in die große und kleine Newa, ist die Isaaksbrücke, welche den ersten Admiralitätstheil mit Wasili-Ostrow, der Insel zwischen der großen und kleinen Newa, verbindet, die belebteste von allen, 910 Fuß lang. Über die kleine Newa, zur Verbindung von Wasili-Ostrow mit dem Petersburgischen Stadttheil, führt die Tutschkowbrücke. Über die große Newka gehen drei, über die kleine Newka eine Schiffbrücke. Die meisten dieser Brücken stehen, nach einer eigenthümlichen Einrichtung, auch im Winter. Sobald nämlich im Spätherbste der Eisgang beginnt, werden sie zwar abgetragen, d. h. nach einer in der Mitte vorgenommenen Lösung nach beiden Seiten aus einander gelassen, sobald das Eis aber zum Stehen gekommen ist, vermittels bogenförmiger in dasselbe eingeschlagener Wege wieder an ihre alte Stelle gebracht. Im Frühlinge, ehe das Eis bricht, werden sie auf dieselbe Weise wieder aus einander gelassen, was indessen, bei dem stärkeren Eise, weit schwieriger zu bewerkstelligen ist. Diese Einrichtung gewährt den großen Vortheil, daß die Communication für Wagen und andere Lasten weit schneller hergestellt wird, als es blos durch den andauernden Frost, auch bei Nachhilfe der Menschen, geschehen könnte, und ferner, daß nicht durch das Wasser, das gewöhnlich im Frühlinge vor dem Bruche des Eises auf demselben steht, die Communication unterbrochen wird. Das Zugehen der Newa erfolgt in der Regel zwischen Mitte Octobers und Ende Novembers, das Aufgehen zwischen dem 22. März und dem 30. April. Der Eisgang in Frühlinge hält oft mehre Wochen an, und ist sehr heftig, weil, nachdem schon das Eis der Newa gebrochen und hinuntergetrieben ist, erst das Eis aus dem Ladogasee in ungeheuren Massen ankommt. Zuweilen verfließt zwischen diesem ersten und zweiten Eisgange eine ganze Woche, während welcher auch die Brücken aufgeschlagen sind, die nachher wieder abgetragen werden müssen. Im J. 1733 und 1737 stellte sich, da starker Frost eintrat, das Ladogaeis wieder und stand im ersten Jahre acht, im zweiten 15 Tage. Im Mittel aus 120jährigen Beobachtungen stellt sich das Eis am 12. November und geht auf am 10. April (wobei der 6. März 1822 als ganz ungewöhnlicher Aufgangstermin nicht mit in Anschlag gebracht ist). In demselben Mittel ist die Newa jährlich 146 Tage mit Eis bedeckt und 219 Tage vom Eise frei [11]). Sobald die Heftigkeit des Eisganges soweit vorüber, daß die Passage auf Böten möglich ist, wird diese dadurch eröffnet, daß der Festungscommandant von der Festung nach dem Winterpalaste (d. h. von der Petersburgischen Insel nach der Admiralitätsseite) hinüberfährt und dem Kaiser einen mit Newawasser gefüllten silbernen Becher überreicht. Beim Zufrieren ist die Communication gewöhnlich nur kurze Zeit, selten einen ganzen Tag lang auch für kleinere Kähne gehemmt. In den Wintermonaten ist das Eis so stark, daß es nicht allein die größten Lasten trägt, sondern auch, wie wir sehen werden, als Schauplatz zu Volkslustbarkeiten dient. Das Wasser der Newa ist übrigens von vorzüglicher Reinheit und Güte, und ist, da auf dem morastigen Boden Petersburgs keine Brunnen gegraben werden können, zugleich das allgemeine Trinkwasser. Im J. 1838 hat sich eine Actiengesellschaft zur Versorgung der Stadt mit Newawasser durch Dampfkraft gebildet; das derselben ertheilte Privilegium lautet

11) s. Possart im angef. W. Anhang.

auf 20 Jahre. Bis jetzt scheint sie indessen erst mit den Vorarbeiten zu dem Unternehmen beschäftigt. Einer großen Gefahr ist die Stadt bei ihrer niedrigen Lage durch den Fluß ausgesetzt, der der Überschwemmung, und dies nicht im Frühlinge, beim Aufgehen des Eises, sondern im Herbste, wo anhaltende Westwinde das Wasser aus dem kronstädter Meerbusen zurückstauen. Das Steigen des Wassers ersieht man aus der Schnelligkeit der auf einander folgenden Kanonenschüsse, welche auf den Wällen der Festung gelöst werden, und aus der Anzahl der am Admiralitätsthurme aufgezogenen Laternen oder Flaggen. Solche Überschwemmungen, die unsäglichen Schaden angerichtet haben, waren besonders in den Jahren 1715, 1721, 1725, 1777 und am 19. Nov. 1824, die letzte die größte, die wol noch in ganz Europa in allgemeinem Andenken steht, und bei welcher die Höhe des Wassers an der Admiralität 11 Fuß 10⅓ Zoll und am Galeerenhafen 16 Fuß über dem gewöhnlichen Stande betrug.

Die Quais gehören zu den schönsten Zierden der Stadt und zu den großartigsten Anlagen in ganz Europa. Die Ufer der großen Newa nämlich und der Moïka, des Katharinenkanals und der Fontanka (alle drei in dem südlich der Newa gelegenen Stadttheile) sind mit Granitquadern eingefaßt und gewähren die großartigsten Promenaden, die es gibt. An dem linken Ufer der Newa geht man über eine halbe Meile weit auf einem 7 Fuß breiten Fußwege von Granitquadern, zur einen Seite eine 2½ Fuß hohe und ¾ Fuß dicke Brustwehr ebenfalls von Stein, die durch geschmackvolle Treppenfluchten und Sitze unterbrochen wird, und den majestätischen Strom, zur andern Seite eine breite Straße und eine Reihe Paläste. Dieser Quai, der sogenannte große oder englische Quai, wurde unter Katharina II. in den Jahren 1764—1788 angelegt. In kleinerem Maßstabe, und statt mit steinerner Brustwehr meistens mit eisernem Geländer versehen, sind die genannten Kanäle eingefaßt, der Katharinenkanal und die Fontanka unter derselben Regierung, die Moïka unter Paul und Alexander. Noch schöner, aber nicht so lang ist der erst 1834 vollendete Quai auf Wasili-Ostrow, auf dem rechten Ufer der großen Newa.

Petersburg wird jetzt in 13 Stadttheile und diese wieder in Viertel eingetheilt. Von jenen liegen neun auf dem linken Ufer der Newa, zwei auf den Inseln zwischen der großen Newa und der großen Newka, und zwei auf dem rechten Newaufer. Die Begrenzung der neun Stadttheile auf dem linken Newaufer, auf dem wir zunächst verweilen, machen größtentheils die Kanäle. Die drei genannten, die Moïka, der Katharinenkanal und die Fontanka, sowie die weiterhin folgenden, der Stadtgraben und die Ligowa, gehen nämlich unter sich, ihrer Hauptrichtung nach parallel und gleichsam concentrische Kreise bildend, von der Newa aus und weiter unterhalb wieder in dieselbe zurück, und so, daß, mit Ausnahme der Ligowa, beide Endpunkte innerhalb der Stadt liegen [12]). Nur der Kriukow- oder Nicolaikanal fließt in einer die übrigen senkrecht durchschneidenden Richtung und verbindet die Fontanka mit der Newa. Alle diese Kanäle waren Anfangs morastige Gräben, voll ungesunder Ausdünstungen und im Sommer oft zum Theil austrocknend. Die Kunst hat ihnen reines und fließendes Wasser und ein so tiefes Bett verschafft, daß sie Flußschiffe tragen, und so für die Fahrzeuge, welche die Stadt mit Lebensmitteln versorgen und nun bis zu den verschiedenen Märkten gelangen können, sehr wichtig geworden sind. Auch bilden sie für viele derselben einen Winterhafen. Vorzugsweise ist dazu der Stadtgraben bestimmt, der durch Kunst angelegt und erst 1832 fertig geworden ist. Derselbe beginnt oberhalb des Alexander-Newskiklosters, also ganz am südöstlichsten Ende der Stadt, fällt dann eine Strecke lang mit dem sogenannten schwarzen Fluß zusammen, dessen Wasser zu dem Ende durch ein Wehr erhöht wurde, durchschneidet später die Ligowa, und mündet sich am südwestlichsten Ende der Stadt in die Newa. Kurz vor seiner Ausmündung ist er mit der Fontanka verbunden. Dieses Werk, schon 1805 begonnen, bot wegen der Ausgrabungen in dem morastigen Boden ungeheure Schwierigkeiten dar, und wurde, nachdem es deshalb einmal vier und einmal acht Jahre lang unterbrochen und fast aufgegeben war, erst im Laufe von 27 Jahren vollendet. Die Eröffnungsfeierlichkeit fand am 25. Oct. 1832 statt. Jetzt gehen alle die Newa herunterkommenden Fahrzeuge sogleich in den Stadtgraben. Die einzelnen Stadttheile sind folgende:

1) Der erste Admiralitätstheil, von der Newa und der Moïka eingeschlossen, recht im Mittelpunkte der Stadt. Wieder in der Mitte desselben [13]) liegt die Admiralität an der Newa, die auch für alle diese neun Stadttheile nicht blos nach ihrer Lage, sondern nach der Anlage des Ganzen als Mittelpunkt zu betrachten ist. Die Anlage des südlichen Theils von Petersburg, gewöhnlich die Admiralitätsseite genannt, ist nämlich, wenn man von einzelnen Unregelmäßigkeiten absieht, gleichsam fächerförmig zu nennen, und von der Admiralität laufen als dem Mittelpunkte die Strahlen aus. Die Bestimmung dieses herrlichen Gebäudes, des größten der Residenz, zeigt schon der Name an. Bereits Peter I. legte 1705, also zwei Jahre nach der Gründung der Stadt, an dieser Stelle ein hölzernes Gebäude mit Magazinen und Schiffswerften an, das er mit einem Walle umgab. Dieser Stadttheil zwischen der Newa und Moïka erhielt davon damals den Namen der Admiralitätsinsel. Die spätern Regenten führten es von Stein auf, in seiner jetzigen Gestalt aber ist es erst von Alexander ausgebaut. Es hat drei Flügel, welche ein gegen die Newa offenes längliches Viereck bil-

12) Für diejenigen, welchen vielleicht ein Plan zur Hand ist, bemerke ich, daß von den drei zuerst genannten eigentlich nur die Fontanka der Newa entfließt, erst jener die Moïka und der Moïka wieder der Katharinenkanal. Sonst aber wird man sich bei der obigen Darstellung, bei welcher die Hauptrichtung, als das Wichtigste, zu Grunde gelegt ist, am leichtesten ein Bild des Ganzen machen.

13) d. h., wenn man den ersten Admiralitätstheil als einen flachen Kreisabschnitt betrachtet, dessen Bogen die Moïka und dessen Sehne die Newa bildet, in der Mitte dieser Sehne. Wir sind hier so weitläufig, um für den Anfang der Beschreibung einen recht sichern Ruhepunkt zu gewähren.

ter I. starb. Innerhalb der die Klostergebäude umgebenden Mauer liegt noch ein an Monumenten sehr reicher Kirchhof und ein großer Garten. Am 30. August, als am Namenstage des Alexander Newski, findet alljährlich eine feierliche Procession nach diesem Kloster statt. Außerdem ist nur noch die kaiserliche Glas- und Spiegelfabrik (s. unten, 8) zu bemerken.

10) Wasili-Ostrow (Basiliusinsel) ist die von der großen und kleinen Newa und dem Meere eingeschlossene Insel. Den Namen erhielt sie von einem Officiere Basilius, der unter Peter I. Commandant der auf ihrer östlichsten Spitze aufgeworfenen Schanze war, und von dem Kaiser Briefe unter der Adresse: „An Basilius auf der Insel" erhielt, sodaß man also, wie Anfangs den Mann nach der Insel, so nachher die Insel nach dem Manne nannte. Der Name Menschikowinsel war nur vorübergehend. Dieser mächtige Günstling erhielt dieselbe nämlich zum Geschenk und legte daselbst einen Palast mit einem Lustgarten an, welche nach seinem Sturze an die Krone übergingen. Von dieser Insel ist nur die östliche Spitze, etwa ein Drittel des Ganzen, und eine kleine Strecke an der Westseite bebaut, aber nach einem ganz andern Plane als die Admiralitätsseite. Hier fanden wir eine fächerartige Anlage, dort ist sie mehr fensterartig, d. h. so, daß sich schnurgerade Straßen in rechten Winkeln durchschneiden. Es laufen nämlich, den Newaquai ungerechnet, von Osten nach Westen (die Richtung ist eigentlich etwas mehr südwestlich) drei parallele lange Straßen, der große, der mittlere und der kleine Prospect, der Länge nach durch die ganze Insel, aber erst zur Hälfte mit Häusern besetzt, und werden von den sogenannten Linien, deren zwölf bebaut und ebenso viel nur abgesteckt sind, in der entgegengesetzten Richtung durchschnitten. Die Namen sind also ebenso einförmig wie die Anlage[23]); dazu kommt noch die Gleichartigkeit der Bauart dieser größtentheils von den reichen, fremden Kaufleuten bewohnten Häuser. Diese Einförmigkeit wird nur durch einige großartige Krongebäude unterbrochen. Wir bemerken zuerst die Börse auf einem freien Platze an der Ostspitze. Wo sich nämlich die Newa in die große und kleine theilt, ist der Hafen von Petersburg, der immer mit einer Menge von See- und Flußschiffen angefüllt ist. Zur großen Bequemlichkeit des handeltreibenden Publicums und zur ungemeinen Belebung dieser Stelle hat man nun Börse und Marktplatz unmittelbar daneben. Früher war die Börse auf der gegenüberliegenden Petersburger Insel, 1735 wurde sie aber an die jetzige Stelle verlegt. Das damals errichtete Gebäude wurde 1784 durch ein neues ersetzt, doch auch dieses, weil der ganze Platz eine andere Gestalt erhalten sollte, 1804 abgetragen und der Bau der jetzigen Börse begonnen, womit zugleich die Graniteinfassung der diesseitigen Newaufer, Vertiefung des Flusses an den Landungsplätzen und ähnliche Wasserarbeiten verbunden waren. Die Börse hat die Gestalt eines länglichen Vierecks und ist auf allen Seiten von einer Colonnade umgeben. Sie ist 330 Fuß lang, 246 Fuß breit und 90 Fuß hoch. Der Saal im Innern, der von Oben erleuchtet wird, hat eine Länge von 126 und eine Breite von 66 Fuß; den Platz vor der Börse zieren zwei Rostral- (Schiffsschnäbel-) Säulen, 120 Fuß hoch, die für die ankommenden Schiffe zugleich als Leuchtthurm dienen. Dieser Platz und noch mehr der mit einem Eisengitter und Barrieren umgebene hinter der Börse ist im Frühlinge besonders belebt, wenn die angekommenen Schiffe Producte des Südens, auch Affen, Papageien und andere Luxusgegenstände der feinern Welt, gebracht haben. Der Contrast mit dem Einheimischen und besonders mit dem eben überstandenen nordischen Winter macht diese wie manche andere Scenen in Petersburg besonders interessant. Die den letztern Platz umgebenden Gebäude sind: an der kleinen Newa das Zollhaus und verschiedene Magazine, an der großen Newa, grade der Admiralität gegenüber, die Akademie der Wissenschaften, und zwischen beiden das lange Gebäude der zwölf Reichscollegien, in welchem sich jetzt die Universität und das Senatsarchiv befinden. Letzteres, das zwar nur zwei Stockwerke, aber die ungeheuere Ausdehnung von 1150 Fuß hat, wurde 1722 zu bauen angefangen, dem ersten Plane Peter's gemäß, daß die eigentliche Stadt gleich Amsterdam auf den Inseln liegen sollte. Die zwölf Reichscollegien, welche darin, bis es bei Errichtung der Universität seine jetzige Bestimmung erhielt, ihren Sitz hatten, waren 1) die Audienzkammer; 2) der dirigirende Senat; 3—9) das Reichs-, das Kriegs-, das Admiralitäts-, das Kammer-, das Justiz-, das Commerz- und das Bergcollegium; 10) die Domainenkammer; 11) das Staatscomptoir und 12) der heilige Synod. Jetzt haben diese Collegien zum Theil andere Namen und Verwaltungskreise erhalten und sind in verschiedene Theile der Stadt, größtentheils auf der Admiralitätsseite, vertheilt. Das Hauptgebäude der von Peter I. gegründeten und unter Katharina I. eröffneten Akademie der Wissenschaften, die wir hier nur vorläufig erwähnen, wurde unter Katharina II. von 1784—1790 aufgeführt; bis dahin war sie auf die jetzigen Nebengebäude beschränkt. Ihre Räume enthalten auch viele, unten näher zu beschreibende, Sammlungen, und ein Observatorium, das indessen jetzt durch die neue Sternwarte bei Zarskoje-Selo (s. Umgegend) ersetzt ist. In der Mitte des jetzt umschriebenen Platzes steht in einem tempelähnlichen Gebäude der große gottorp'sche Globus. Es ist indessen nicht mehr derselbe, den der Herzog von Holstein, Friedrich, 1654 in seiner Residenz Gottorp aufstellen ließ, und der 1716 als ein Geschenk an Peter den Großen hierher kam (wobei oft, da der Transport zu Lande geschah, die Wege in den Wäldern erst breiter gemacht werden mußten), denn dieser verbrannte im J. 1747 mit einem Theile der Kunstkammer. Der jetzige ist nur nach dem Modell des vorigen angefertigt; er hat 14 Fuß im Durchmesser. Hinter dem Gebäude der zwölf Collegien liegt mit der kürzern Fronte (1170 Fuß) gegen die Newa, mit der längern

23) Welch ein Contrast gegen die ehrwürdigen Straßennamen in alten Städten, wo sich der eine von einem vor Jahrhunderten dort gestandenen Gebäude, der andere von einer ebenso alten Sitte, ein dritter von einem ähnlichen, nur noch in diesem Namen fortlebenden, Alterthume herschreibt, und jeder an eine Denkwürdigkeit aus den Zeiten der Väter erinnert.

wurde 1723 von Moskau nach Schlüsselburg gebracht und von da vom Kaiser selbst die Newa abwärts nach Petersburg gesteuert, wo seiner ein sehr feierlicher Empfang wartete, und ihm, nachdem es zur größern Dauerhaftigkeit mit Kupfer beschlagen war, sein Stand in der Festung angewiesen wurde. Viermal hat es denselben seitdem zu einem Triumphzuge verlassen, noch in demselben Jahre, 1723, dann 1750, 1803 bei dem Säcularfeste, und endlich 1836. Es wurde nämlich bei seiner Nachkommenschaft, der russischen Flotte, vorbeigeführt — 1836 fand dieses Fest, den frühern ähnlich, zu Kronstadt am 15. Juli statt. Schon am 10. brachte man das Boot unter Kanonendonner in das Wasser und führte es dorthin ab. Daselbst wurde es auf ein Dampfschiff gesetzt und am Tage des Festes, an dem auch die ganze kaiserliche Familie Theil nahm, reich geschmückt, eine Wache nebst einem Officier neben sich, längs der ganzen in einer Linie von 1¼ Meile aufgestellten baltischen Flotte, unter militairischen Grüßen jedes einzelnen Schiffes, vorübergeführt. Darauf wurde es wieder in das Wasser gelassen und nach Petersburg zurückgezogen, wo es bis zum Morgen des 16. unter einer Ehrenwache im Kanale der Admiralität stand und dann wieder seinen Platz in der Festung einnahm. Noch ehrwürdigern Andenkens ist ein kleines hölzernes Haus, gleichfalls durch einen steinernen Überbau geschützt, neben der Troitzkoibrücke (also nicht mehr auf der eigentlichen Festungsinsel). Dies ist das Haus Peter's I. Von hier aus übersah und leitete er den Bau der Festung und die übrigen Anlagen. Es ist ein gewöhnliches Blockhaus, von 56 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, von Außen in der Art roth angestrichen, daß es wie die holländischen aus Ziegel erbauten und nicht mit Kalk überworfenen Häuser aussieht. Auf dem Dache ruht in der Mitte ein hölzerner Mörser und an jeder Seite eine hölzerne Bombe. Das Innere enthält außer einem winzigen Hausflure zwei Zimmer, sein Wohn- und Speisezimmer, worin auch der in jedem russischen Hause heimische Heiligenschrank, mit kostbarem Schmucke und der ewigen Lampe davor, nicht fehlt, und gegenüber sein Arbeits- und Audienzzimmer. Dazwischen befindet sich noch, von der Breite des Hausflurs, ein Schlafcabinet. Die Zimmer sind im Innern mit grobem, weiß angestrichenem Segeltuche austapeziert. Den steinernen Überbau ließ noch 1724 der Kaiser selbst anlegen, der damals schon seine vorhin bezeichnete Wohnung in der großen Million bezogen hatte. So wenig als die Festung ist noch in eigentlichem Vertheidigungszustande das derselben gegenüber auf der Petersburgischen Insel liegende sogenannte Kronwerk, das jetzt zu Magazinen dient. Was im Weiteren diesen Stadttheil betrifft, so hat er einige regelmäßige, ähnlich wie Wasili-Ostrow gebaute Partien, enthält aber von Merkwürdigkeiten nur noch sieben Kirchen (darunter die Troitzkoikirche, nächst der Peter-Pauls- oder Festungskirche hier die bedeutendste), das zweite Cadettencorps, mehre Kasernen und auf der Apothekerinsel, einem durch den Karpowkafluß (der von der noch ungetheilten Newka nach der kleinen Newka geht) von der eigentlichen Petersburgischen Insel nördlich abgeschnittenen Stücke, den botanischen Garten mit ungeheuren Gewächshäusern. Die westlichste Spitze der Hauptinsel schneidet ein etwas breiterer Fluß, Danowka, ab. Dies ist die von diesem, der kleinen Newa, dem kronstädter Meerbusen und der kleinen Newka umschlossene Insel Petrowskoi, d. h. Petersinsel, nach dem Kaiser so benannt, der sich hier oft zu vergnügen pflegte. Zu seiner Zeit weideten hier unter der Aufsicht von Lappländern mehre Rennthiere. Jetzt ist sie wie die zwischen der großen Newka und kleinen Newka gelegenen Inseln, Jelagin, Krestowskoi und Kamenoi-Ostrow, welche drei wie eine Gruppe zusammengehören, in Parkanlagen verwandelt, alle mit gleich großer Anstrengung, denn die Natur übergab diese Inseln nur als unzugängliche Moräste der Kunst der Menschen. Krestowskoi, die größte der genannten, ist besonders als öffentlicher Belustigungsort sehr besucht. Auf Kamenoi-Ostrow und Jelagin liegen herrliche Lustschlösser, theils kaiserlich, theils Privatpersonen gehörig. Der Großfürst Michael residirt während des Sommers in der Regel auf der ersteren, auf der sich auch ein kleines Theater befindet, und die übrige kaiserliche Familie bringt gewöhnlich, ehe sie die entfernteren Lustschlösser bezieht, auf Jelagin einige Wochen zu. Hier genießt dieselbe auch des bekannten russischen Wintervergnügens auf eigens für sie errichteten Rutschbergen. Ähnliche Besitzungen von Privatpersonen haben sich auch schon bis auf das rechte Ufer der großen Newka ausgedehnt.

12) Der wiburgsche Stadttheil liegt auf der rechten Seite der Newa und der großen Newka; sein Mittelpunkt ist ungefähr die Stelle, wo letztere sich von ersterer scheidet. Er enthält das große Land- und Seehospital, Gebäude von ungeheurem Umfange, und die medicinischen Anstalten, ist aber sonst ganz unangesehen.

13) Groß- und Kleinochta, liegt weiter aufwärts an derselben Seite der Newa, dem Stadttheile Jamskaja gegenüber. Es war vor Kurzem noch ein Dorf und enthält keine Merkwürdigkeit als eine Schiffswerfte, die somit die dritte in Petersburg, aber eine Kauffahrteischiffswerfte ist.

Endlich fassen wir hier die bei der Beschreibung der einzelnen Stadttheile unerwähnt gebliebenen Paläste der russischen Großen zusammen. Die bedeutendsten derselben, deren es bei dem ungeheuren Reichthume dieser Familien viele mit der größten Pracht gebaute giebt, sind: der Stroganowsche im Newskiprospect an dem linken Moikaufer bei der Polizeibrücke, der Woronzowsche am linken Ufer der Fontanka unweit der Obuchow'schen Brücke, der Besborodkoische in der kleinen Morskoi unweit der Post, der Scheremetjewsche im Stückhof-Stadttheil am linken Fontankaufer, der Beloselski'sche bei der Anitschkowschen Brücke, der Jussupowsche bei der Obuchowschen Brücke am rechten Fontankaufer, der Taltikowsche im ersten Admiralitätstheile an der Troitzkoibrücke, ferner der Demidowsche, Lawalsche u. a. Jedes dieser Hotels bietet übrigens schon wegen der kostbaren Gemäldegalerien, die zu den größten gehören, die es im Besitze von Privatpersonen gibt, reichen Stoff zu einer eignen Beschreibung. Mehre der ältern sind von Rastrelli, dem Erbauer des

Winterpalastes und des Anitschkowschen Palastes, aufgeführt. Ungeachtet ihrer Lage mitten in der Stadt sind doch einige zugleich von nicht unbedeutenden Gärten umgeben.

5) Einwohner; Leben. Was oben von dem Charakter Petersburgs in Bezug auf das Äußere der Stadt gesagt wurde, daß derselbe nicht national eigenthümlich, sondern mehr allgemein modern sei, das gilt auch, obwol nur in geringerem Grade, von der Einwohnerschaft, deren russisches Element ebenfalls in Bildung, Sitten, Trachten ꝛc. sehr getrübt erscheint. In sofern bildet Petersburg einen Gegensatz zu Moskau, das noch immer in allen Ständen, namentlich auch in dem Adel, das alte Rußland repräsentirt, während dort, demselben Willen, der die Stadt aus dem Nichts hervorgerufen hat, dienstbar, die fremde Bildung und das ihr anheim gefallene Rußland seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, und, wie groß auch die Zahl der von dieser Bildung unberührt Gebliebenen unter den mittleren und niedern Ständen sein mag, doch grade die höheren Stände, die Repräsentanten des modernen Rußlands, sich als die Träger des allgemeinen Charakters der Einwohnerschaft und des dortigen Lebens geltend machen. Nach den Ständen sondert sich die Bevölkerung folgendermaßen: unter den 451,974 Einwohnern im J. 1836 [24]) befanden sich Ordens- und Weltgeistliche 1859; Militairpersonen, d. h. nur Officiere aller Grade, in activem Dienste 5806; active Civilbeamte 21,608; Officiere außer Diensten 3956; Civilbeamte außer Diensten 12,056; Ehrenbürger 305; Bürger zweiter Classe 28,891; Kaufleute der drei Gilden [25]) 9878; Bürger und Possadski, d. h. Bürger, die das Recht haben, Handel zu treiben, 38,469; Handwerker 10,286; Personen von den kaiserlichen Theatern 1126; Unterofficiere und Soldaten, sowol in activem Dienste als außer Dienst, 74,928 (derer in activem Dienste kann man zwischen 50 und 60,000 rechnen); Personen, die keiner Classe angehören, 4349; sogenannte Bauern, mit Inbegriff der Dienstboten, Jamtschiks (Fuhrleute) ꝛc. 211,549; Zöglinge aller öffentlichen Unterrichtsanstalten, die militairischen mit inbegriffen, 11,293; Fremde 14,268. Unter dieser Zahl der Fremden sind die dort ansässigen Ausländer nicht mitbegriffen. Derer gibt es aber eine große Menge. So zählte man im J. 1839 allein zwischen 25 und 26,000 Teutsche, denen viele hohe und niedere Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker, namentlich fast alle Bäcker, angehören. Ferner 3000 Franzosen, 1000 Engländer, 1200 Schweden ꝛc. Die sehr zahlreichen und wohlhabenden Engländer sind fast sämmtlich Kaufleute, die Franzosen besonders Musiker, Sänger, Maler und Gelehrte; sie haben auch fast ausschließlich die Modehandlungen. So fällt noch Mehres den Fremden anheim und das russisch Nationale ist selbst an Zahl nicht so sehr überwiegend. In andern Angaben finden wir die Anzahl der Adligen besonders aufgeführt; die Durchschnittssumme aus mehren derselben ist 40,000, also fast ein Zehntel der ganzen Bevölkerung. Durch besondere Umstände, die sich weiter unten ergeben werden, erscheint dieses Verhältniß sogar für den Adel noch weit günstiger. Auch die Anzahl der Militairpersonen, die mit den Officieren immer auf 60,000 anzuschlagen sind, ist verhältnißmäßig sehr groß, und trägt daher nicht wenig zur Trübung des nationalen Charakters des dortigen Lebens bei [26]). Das in Petersburg stehende Militair ist das Gardecorps. Die russische Kriegsmacht wird auf die gewöhnliche Weise in Armeecorps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone ꝛc. eingetheilt. Demnach besteht das Militair der Hauptstadt [27]) 1) aus drei Divisionen Fußvolk; die erste Gardeinfanterie-Division enthält folgende vier Regimenter: Preobraschenski, Semenowski, Ismailowski und das Gardejäger-Regiment; die zweite Division: die Regimenter moskauische Garde, Grenadiergarde, Paulowski und finnländische Jäger; die vier Regimenter der dritten Division sind: lithauische Garde, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm Grenadiere und volhynische Jäger. Jedes Garderegiment hat drei Feld- und ein Depotbataillon. Der Gardeinfanterie sind attachirt zwei Bataillone des Instructions-Karabinierregiments, zwei Bataillone des Infanterie-Musterregiments, ein Bataillon Sappeurs von der Garde, ein Bataillon Instructionssappeurs und ein Bataillon finnländische Schützen. Die Stärke der Gardeinfanterie beträgt daher 43 Bataillone oder 43,000 Mann, ohne die Depotbataillone. Die Schloß-Grenadiergarde, ein kleines Corps, aus ausgedienten Unterofficieren bestehend, thut nur im Innern des Winterpalastes Dienste und gehört nicht zum Feldetat; 2) aus drei Divisionen Gardecavalerie à vier Regimenter. Die Cuirassierdivision enthält die Regimenter: Chevaliergarde, Garde zu Pferd, Regiment des Kaisers, Regiment des Thronfolgers; die erste leichte Division die Regimenter: Gardegrenadier, Gardeulahnen, Gardehusaren und Gardekosaken-Regiment; die zweite leichte Division die Regimenter: Gardedragoner, Ulahnen des Großfürsten Michael, Husaren von Grodno, Kosaken des Attamanns. Jedes Regiment hat sechs Feld- und ein Depot Schwadron à 160 Pferde, die drei Divisionen zusammen also, die Depot-Schwadronen ungerechnet, 11,520 Pferde in 72 Schwadronen. Der Gardecavalerie sind attachirt eine Schwadron Tscherkessen, eine Schwadron Linienkosaken-Muselmänner und zwei Schwadronen Pionniere zu Pferd, ergibt zusammen mit den obigen 76 Schwadronen; 3) aus der Artillerie, 12 Batterien mit zusammen 120 Geschützen stark, die von 2000 Mann und 1600 Pferden bedient werden. Jedes Regiment hat eine etatsmäßige

---

24) Wir wählen dieses Jahr, weil uns für dasselbe die genauesten Detailangaben (nach den polizeilichen Nachweisungen) zu Gebote stehen; bedeutende Abweichungen in diesen Angaben zwischen verschiedenen Jahren entstehen besonders dadurch, daß unter demselben Namen bald mehr, bald weniger Einwohnerclassen verstanden werden.

25) Die Bürger der Gilden sind von der Kopfsteuer und der Aushebung frei, sie können Käufe und Lieferungsverträge mit der Regierung abschließen und mit Ausnahme des Branntweins und Salzes alle Producte verkaufen.

26) Sehr genaue Detailangaben über die Einwohner Petersburgs für das Jahr 1833 gibt Bulgarin im angef. W. Anhang. Erste Tabelle.

27) s. Bismark im angef. W. S. 90 fg.

Petersburger Lebens, die von jedem Fremden gerühmt werden und auch diesen besonders zu Statten kommen. Der öffentlichen Vergnügungen an fremden Orten sind dort nämlich weniger als in andern Städten, in denen ein gleicher Luxus herrscht, sondern mehr Zusammenleben in Familien. In diese, und namentlich in die vornehmsten Häuser, erhält aber der Fremde durch jede Empfehlung leicht völlig freien Zutritt, sodaß er sich täglich zu jeder Mahlzeit einfinden kann. Man erstaunt über den Aufwand bei der Bewirthung, welche z. B. in dem dem eigentlichen Diner vorangehenden Voressen schon fast einer vollständigen Mahlzeit gleicht. Die allgemeine Eßstunde in den angeseheneren Familien ist drei Uhr. Eine Hauptunterhaltung bei den geselligen Zusammenkünften bildet aber leider das, auch für die Finanzen der russischen Großen sehr hohe, Spiel. Wie nun Fremde mit ihrer Mahlzeit weniger auf die Gasthäuser und Restaurationen gewiesen sind, so pflegen sie auch, wenn sie sich mehr als einige Tage dort aufhalten, nicht in solchen zu wohnen, sondern Miethwohnungen zu beziehen. Eine natürliche Folge davon ist, daß die Gasthäuser weniger gut sind, als man sie in großen Städten zu treffen gewohnt ist. Die vorzüglichsten sind: das Engelhardt'sche in dem Newskiprospect, der Kasankirche gegenüber, mit einem prächtigen großen Concertsaale und einem schönen Locale für Maskeraden und andere Festlichkeiten, das Hotel Demuth an der Moïka, das Hotel Wilson in der Galeerenstraße, das Hotel Coulomb in der neuen Michailowschen Straße, das Hotel de Paris in der kleinen Morskaja und das Hotel de London an der Ecke der Erbsenstraße und des Isaaksplatzes. Conditoreien in der bei uns gewöhnlichen Bedeutung des Wortes gibt es eigentlich nicht, sondern diese sind zugleich Kaffeehäuser und unter diesen die glänzendsten von Wolf und Beranger an der Polizeibrücke, von Ambiel an der armenischen Kirche und von Lareda an der Ecke des Admiralitätsplatzes, alle drei im Newskiprospect. Solcher Kaffeehäuser und Conditoreien zählte man im J. 1837 73, Traiteurs und Restaurateurs 70, dergleichen für niedere Classen 90, Hotels garnis 29, Weinhandlungen 308, Gasthäuser (zum Logiren) 98 und öffentliche Bäder 350. Die Zahl der Schenken ist sehr groß und immer im Zunehmen begriffen, da das Branntweintrinken ein allgemeines Laster der niedern Stände Petersburgs ist, und von der Regierung, die durch das Branntweinmonopol eine sehr beträchtliche Einnahme hat, fast nichts zur Unterdrückung desselben geschieht. Man zählte nach Bulgarin

Im Jahre	Trinkhäuser	Wedro- und Strohbuden
1827	100	87
1828	99	88
1829	102	90
1830	102	91
1831	102	110
1832	102	132

Für einen Fremden würde es schwer halten, einen Bedienten zu bekommen, der sich nicht einen oder wenigstens einen halben Tag der Woche, um dieser Leidenschaft zu fröhnen, ausbedänge. Eine Folge dieses Lasters sind häufige plötzliche Todesfälle durch Erfrieren. Die Zahl der auf diese Art Umkommenden beträgt jährlich mehr als 100. Scenen der Rauferei, die sonst bei der Trunkenheit nicht fehlen, wendet die russische Gutmüthigkeit mehr oder weniger ab.

Von den Vergnügungen Petersburgs sind die Spaziergänge im Sommergarten und nach Katharinenhof schon erwähnt, und auf die hier und in Moskau einheimische Sitte des gemeinsamen Lustwandelns hingedeutet. Übrigens ist die Stadt an Promenaden, wenn man die Quais, die keinen Schatten gewähren, nicht dazu rechnet, nicht reich, und steht namenlich Paris mit seinen Boulevards nach. Die Boulevards um die Admiralität und der Sommergarten genügen nicht. Im Sommer kommen zu diesen Spaziergängen noch die überaus genußreichen Gondelfahrten auf der Newa, nach den reizenden Inseln Krestowskoi, Jelagin 2c. Öffentliche und Privatgärten gibt es 1105. Dem Publicum sind auch mehre der letzteren geöffnet, als der Stroganowsche auf der wiburgischen Seite zwischen der Newka und Tschornaretschka mit Homer's Grabmal, d. h. einem alten Sarkophag von weißem, grobem Marmor mit etwas plump gearbeiteten kriegerischen Figuren en haut-relief, der im vorigen Jahrhunderte aus einem russisch-türkischen Kriege nach Petersburg gebracht wurde und Homer's Asche enthalten haben soll, der Besborodko'sche, ebenfalls auf der wiburgischen Seite, und der Michailowsche. Theater gibt es drei, eine für die Größe der Bevölkerung geringe Anzahl. Diese sind das große steinerne Theater im zweiten Admiralitätstheile, für Opern und Ballette, das Alexandrina-Theater im dritten Admiralitätstheile, für russische Vorstellungen, das Michailowsche in demselben Stadttheile, wo französisch und teutsch gespielt wird. Dazu kommt noch das auf Kamenoi-Ostrow, nur für den Sommer, wie das Charlottenburger Theater für Berlin und das im Linke'schen Bade für Dresden. Zuweilen sind auch auf dem Hoftheater französische Vorstellungen. Alle diese Theater sind kaiserlich, mit einem Gesammtpersonale von zwischen 1000 und 1100 Mitgliedern. Diese werden nach einer kaiserlichen Verordnung von 1839 in drei Classen eingetheilt. Zur ersten gehören: die Schauspieler, welche in allen Arten der dramatischen Kunst die ersten Stellen einnehmen, die Directeurs, die Regisseurs, die Kapellmeister, die Balletmeister, der Obercostümeur, die Dirigenten der Orchester, die Decorateurs, Maschinisten, Solomusici, und Solotänzer. Zur zweiten gehören: die Schauspieler, welche die zweiten und dritten Rollen spielen, die Souffleurs, Garderobenmeister, Theatermeister, Musiker, Maler, Sculptoren, die Aufseher des Notencomtoirs und die Fechtmeister. Zur dritten: die Choristen, die Schauspieler, die bei Aufzügen zur Führung der Choristen und Statisten gebraucht werden, die Figuranten, Notenschreiber und Perückenmacher. Die Artisten erster Classe können, wenn sie zehn Jahre gedient haben, das Theater verlassen und in allen Ressorts in Civildienste treten mit den Rechten der Canzleidiener dritter Classe. Doch müssen die Zöglinge der Theaterschulen (von diesen Anstalten sprechen

wir unten) 15 Jahre gedient haben. Noch in mancher andern Hinsicht sind die kaiserlichen Schauspieler sehr günstig gestellt. So haben die fremden Künstler nach zehn Jahren ihren Gehalt als Pension, die nach ihrem Tode der Witwe und später den unmündigen Kindern zufällt und auch im Auslande bezogen werden kann. Bei einer Kälte von mehr als 18° wird nicht gespielt. Auch fällt das Schauspiel in der Fastenzeit aus, und ein Theaterjahr wird von seinem Wiederanfange in der Osterwoche bis zum Schlusse mit der Butterwoche, d. i. der Woche vor der Fastenzeit, gerechnet. Doch hat man in der Fastenzeit Concerte, lebende Bilder u. dergl. In der Butterwoche, dem russischen Carneval, ist dagegen zweimal täglich, Vormittags und Abends, Theater, und diese, sowie die Osterwoche, sind die Hauptfestzeiten für die eigenthümlichen russischen Lustbarkeiten, in jener gewöhnlich auf der Newa, in dieser meistens auf dem Admiralitätsplatze, da man um diese Zeit, wenn das Eis auch noch liegt, doch selten einer achttägigen Haltbarkeit desselben sicher sein kann. Solche Lustbarkeiten sind Rutschberge, russische Schaukeln, Pferderennen (auf der Newa), Schlittenfahrten [33]), Maskeraden ꝛc. Die Newa oder der Admiralitätsplatz ist dann in ein Dorf aus hölzernen Buden verwandelt, unter welchen außer denen, die Eßwaaren und Getränke feil haben, besonders die Polichinellbuden die Menge an sich ziehen. Auch fehlt es nicht an Seiltänzern, Affenkomödien u. dergl. Den Schluß der Butterwoche und damit des Theaterjahrs macht eine glänzende Maskerade. Andere Festlichkeiten finden mit einer in Rußland eigenthümlichen allgemeinen Theilnahme besonders an Festtagen in der kaiserlichen Familie statt, z. B. am Namenstage des Kaisers, der Kaiserin (vergl. d. Art. Peterhof). Besonders berühmt und merkwürdig ist die so oft beschriebene Maskerade im Winterpalaste am russischen Neujahrstage. Eine lange Reihe von Sälen, bis in die Eremitage hinein, wird diesem Feste eingeräumt. Die Menge findet in mehren derselben reichlich besetzte Büffets, der Hof speist an zwei Tafeln à 200 Gedecken in dem Speisesaale der Eremitage, der dazu jedes Mal mit einem Aufwande von mehr als 10,000 Rubel zu einem Frühlingsgarten voll Blumen, Gebüsche, Wasserfälle (letztere von Silberzindel täuschend nachgeahmt) umgewandelt wird. Es hält sehr leicht, zu diesem Feste Billets zu erhalten, und daß derselben immer an 30,000 ausgetheilt werden, bestätigt ein neuerer Reisender, dessen Billet die Nummer 29,754 trug. Übrigens erscheint Niemand en Maske und auch nicht en Costume, sondern in der gewöhnlichen Tracht, die aber bei dem bunten Gemische von allen Ständen und so vielen Nationen nicht hindert, dem Ganzen das Ansehen einer Maskerade im eigentlichen Sinne des Worts zu geben. Nur den im Frack Erscheinenden ist es vorgeschrieben, darüber einen kleinen schwarzen Venetianermantel zu tragen. Die Kaiserin und die Hofdamen tragen die russische Nationaltracht. Jene erscheint im himmelblauen, sammetnen, mit Gold besetzten Sarafan, aus dem die weißen, weiten Ärmel hervorquellen. Auf dem Haupte trägt sie die rothsammetne nationelle Haube, Kakosch genannt, unter der die langen Haarflechten bis weit über den Rücken herabhängen. Getanzt wird nur Polonaise und das sonstige Vergnügen besteht allein in dem Umhertummeln in den Sälen. Durch die Mischung aller Stände unter einander und besonders durch die nächste Theilnahme der allerhöchsten Personen, sowie dadurch, daß der Kaiser selbst mit diesem und jenem ohne allen Unterschied ein freundliches Wort spricht, was wie ein Bestandtheil des Festes betrachtet wird, erhält dasselbe seine eigentliche nationale Bedeutung. Am 6. (18.) Januar, dem Tage der Erscheinung Christi, wird das Jordansfest oder die Wasserweihe der Newa gefeiert. Früher fand dieses auf der Moïka, seit der Regierung Paul's I. aber immer auf der Newa selbst, vor dem Winterpalaste, in folgender Weise statt. Auf dem Eise, in einiger Entfernung vom Ufer, wird ein runder, auf hölzernen Säulen, die durch grünes Holzgitterwerk verbunden sind, ruhender Pavillon errichtet. Vier offene Thüren lassen im Innern desselben einen kleinen Altar sehen, und eine Treppe führt von da hinunter zu einem in das Eis bis auf die Wasserfläche eingehauenen Loche. Zur Ausschmückung gehören auch noch einige Gemälde, unter denen das der Taufe Christi im Jordan nicht fehlen darf. Das ganze Gebäude heißt auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens der Jordan, und davon führt eben das Fest seinen Namen. An jenem Tage nun ist die ganze Garnison auf dem Admiralitätsplatze, auf dem Quai und auf dem Eise aufgestellt. Nachdem der Metropolit in der Kapelle des Winterpalastes in Gegenwart der kaiserlichen Familie und des ganzen Hofes die Messe gelesen hat [34]), begibt sich von hier aus die Procession, bestehend aus der höhern und niedern Geistlichkeit, Unterofficieren, welche die Fahnen aller Garderegimenter tragen, dem 100 Personen starken kaiserlichen Sängerchor, der kaiserlichen Familie (auch die Kaiserin mitgerechnet, die indessen bei zu strenger Kälte nur auf einem Glasaltane des Schlosses erscheint), den Hofchargen, den Adjutanten des Kaisers und der Generalität, in bloßer Uniform und mit entblößten Häuptern, auf einem mit rothem Tuche beschlagenen Bretergange nach dem kleinen Tempel, in welchem unter mehren Ceremonien, und während die Kanonen von den Festungswällen donnern und die Infanterie ein Pelotonfeuer erhebt, das Wasser geweiht und darauf sämmtliche Fahnen mit dem geweihten Wasser besprengt werden. Die Regimenter, beim Pavillon vorbeidefilirend, erhalten diese darauf zurück, und eine große Parade beschließt das Fest. Das Volk, das sich bisher nur zuschauend verhalten hat, sucht darauf wo möglich etwas von dem geweihten Wasser zu erhalten und glaubwürdige Augenzeugen berichten, daß oft Mütter ihre nackten Kinder in das kalte Element tauchen. Es ist dies ein uraltes Fest der griechischen Kirche, das nicht unter dem 60. Breitengrade seinen Anfang ge-

33) Schlittschuhläufer sieht man in Petersburg selten und meist nur Kinder.

34) Im J. 1838, da der Winterpalast in Asche lag, fand dieses Fest in und vor der Eremitage statt.

nommen hat, sonst würde es wahrscheinlich in eine passendere Jahreszeit fallen als die, in welcher das Wasser mit einer vier bis fünf Fuß dicken Eisrinde bedeckt ist. Übrigens wiederholt es sich noch einmal im Jahre, obwol minder feierlich, und zwar zu Anfange des Frühlings, wo dann die Peter-Paulskirche in der Citadelle sein Vereinigungspunkt ist.

Eine eigenthümliche Gestaltung des Petersburger gesellschaftlichen Lebens können wir nicht unerwähnt lassen, die Clubs. Der älteste derselben ist der englische Club, im zweiten Admiralitätstheile zwischen der rothen und blauen Brücke, 1770 gestiftet. Ferner der musikalische Club (1772), der Bürgerclub (1776), der amerikanische Club (1783), der Tanzclub (1785); in neuerer Zeit der Commerzclub, der Adelsclub u. a. Der Adelsclub hat das schönste Local in der Nähe des neuen Michailowschen Palastes, das 1838 vollendet und dessen Tanzsaal, einer der prachtvollsten der Residenz, erst 1839 am Namenstage des Kaisers (6./18. Dec.) eingeweiht wurde. Für Fremde ist besonders der Bürgerclub zu empfehlen. Dieser, am Isaaksplatze, mit einem aus zwölf zusammenhängenden Sälen und Zimmern bestehenden Locale, vereinigt keineswegs blos Bürger, sondern auch höhere Staatsbeamte, Officiere, Gelehrte und Gebildete überhaupt. Gegen Erlegung von zehn Rubel monatlich kann man sich dort als außerordentliches Mitglied einführen lassen, findet einen weit bessern Mittagstisch als in den Restaurationen und Abends Unterhaltung durch Gesellschaft und reichhaltige Lectüre.

6) Städtisches; Behörden; Wohlthätigkeitsanstalten. Die oberste städtische Behörde ist der Militairgouverneur, eine Würde, die seit der Eintheilung des russischen Reichs in zwölf Generalgouvernements, jedes drei bis fünf Gouvernements umfassend, im J. 1823, nur noch in den beiden Hauptstädten beibehalten ist, indem in den übrigen der Generalgouverneur zugleich diese Stelle versieht. Unter ihm stehen für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten das Stadthaupt (Gorondschi) und die Rathsmänner, welche von den Bürgern gewählt werden, und für die Polizei ein Polizeiobermeister und zwei Polizeimeister. Der Hauptposten der städtischen Einnahme ist die Abgabe von ½ Procent vom Werthe des unbeweglichen Besitzthums, als Häuser, Gärten rc. (nach dem Ukas vom 19. Jan. 1804), die sich auf zwei Millionen Rubel beläuft[35]; dazu kommen noch zwischen 650,000 und 700,000 Rubel an Pacht für sämmtliche Überfahrten über Flüsse, Kanäle rc., Antheil an den Zolleinkünften, Accise von den in der Stadt handelnden Bauern, die nicht als Bürger oder Kaufleute eingeschrieben sind, Abgaben von den Miethkutschern, Miethe für verschiedene Gebäude, Buden und Plätze, Antheil an dem reinen Gewinn des Branntweinverkaufes (1 Proc.), und kleineren Einnahmeartikeln als für verschiedene Erlaubnißscheine, Strafgelder, Kanzleigebühren rc. Die wichtigsten Ausgabeposten sind Besoldung der Behörden, Unterhaltung der Polizei, Erleuchtung der Stadt, Unterhaltung der Schiffbrücken, Reinigung der Stadt und Unterhaltung des Pflasters auf den öffentlichen Plätzen, Einrichtung und Unterhaltung des Newaufers, der unterirdischen Kanäle, Trottoirs u. dergl., Zuschuß für die Volksschulen, Unterhaltung, Heizung und Erleuchtung der Casernen, der Ordonnanz- und Wachthäuser, des Rathhauses, der Gefängnisse, Hospitäler (soweit letztere nicht aus anderen Fonds bestritten werden) und andere dergleichen Artikel, endlich verschiedene kleine Ausgaben an Quartiergeldern, Pensionen, Miethen u. dergl. In allen Justizsachen spricht, nach der Städteordnung vom 24. April 1785, bestätigt durch das Manifest vom 2. April 1801, der Magistrat in erster Instanz. Die Polizei, welche in Rußland einen weitern Wirkungskreis hat, indem namentlich die vorfallenden Streitigkeiten meistens vor ihr Forum und nicht das der Gerichte gehören, hat eine etwas militairische Einrichtung. Der Polizeiobermeister ist in der Regel ein General, die Polizeimeister ebenfalls höhere Militairs. Unter diesen steht an der Spitze eines jeden der 13 Stadttheile ein Prißav oder Major, und als Aufseher über ein Quartal, deren die einzelnen Stadttheile meistens vier, einige aber auch fünf, sechs und mehr haben, ein Nadsaretel, ein Quartallieutenant und ein Stadtunterofficier. Ferner befinden sich in jedem Quartal an verschiedenen Stellen vier hölzerne Wachthäuser und in jedem derselben drei Straßenwächter, Budeschniki, von denen zwei in dem Innern, d. h. einem mit Ofen, Feldbett und Pritsche versehenen Zimmer, verweilen, der dritte aber vor der Thüre, mit einer Hellebarde in der Hand, Wache steht und alle zwei Stunden abgelöst wird. Wenn diese Straßenwächter einen Schuldigen an den Nadsaretel abliefern, so ist, mag nun dieser die Sache sogleich abfertigen oder sie, nach vorläufigem summarischem Verhöre, an die höhere Behörde verweisen, das Verfahren ziemlich kurz und, wol auch nach dem neuen Reglement von 1838, nicht frei von Willkürlichkeiten und Inconsequenzen. Die Straßenwächterhäuser sind auch durch die russischen Farben, Weiß, Roth und Schwarz, kenntlich, die Budeschniki tragen graue, an Kragen und Ärmeln grün vorgestoßene Jacken und Überröcke und eine Mütze von derselben Farbe. Die Officiere haben die Uniform der Gardeinfanterie, nämlich den dreieckigen Hut mit dem Federbusche von schwarzen Hahnenfedern, Degen, Reiterstiefel und den grünen Oberrock oder Frack. Unseren Gendarmen entspricht ein Corps von Dragonern, welche die Depechen hin und her tragen, Verbrecher geleiten, darauf sehen, daß die Kutscher bei öffentlichen Feierlichkeiten ihre Reihe halten rc. Das Vorfahren der Kutscher, etwas bei der Menge derselben nicht Unerhebliches, namentlich bei den Theatern, geschieht nach sehr bestimmten polizeilichen Vorschriften. Von bewährter Vorzüglichkeit ist die Organisation der Löschanstalten. In jedem Stadttheil ist in einem mit einem Thurme versehenen Gebäude, auf welchem bei Tage durch telegraphisch zusammengesetzte Figuren, bei Nacht durch Laternen der Ort eines ausgebrochenen Feuers signalisirt wird, ein

35) Diese Abgabe ist 1836 um $^1/_{10}$ Pr. erhöht worden, welches in die Casse des Collegiums der allgemeinen Fürsorge fließt und für die Krankenhäuser in Petersburg bestimmt ist.

Peter dem Großen 1718 angelegt und dann von Anna erweitert. In ersterem können im Winter 2000, im Sommer 3000, in letzterem im Winter 1100, im Sommer 1460 Kranke gleichzeitig aufgenommen werden. Außerdem gibt es aber noch mehre Militairlazarethe kleineren Umfangs in verschiedenen Stadttheilen. Die übrigen Krankenhäuser stehen größtentheils unter dem Collegium der allgemeinen Fürsorge. Die Einrichtung dieser überaus wohlthätigen Collegien, deren es 1830 im ganzen russischen Reiche 57 gab, fällt schon mit der Gouvernementseinrichtung im J. 1775 zusammen; 1828 traten die meisten derselben unter den Schutz der Kaiserin-Mutter. Die Capitalien der Collegien in den Residenzen werden in den Depositencassen des Vormundschaftsraths verzinst. Wir erwähnen zunächst das Stadthospital oder das Obuchowsche, verbunden mit einem Irrenhause und einer Zucht- und Correctionsanstalt. Es liegt im moskauischen Stadttheile an der Fontanka, und nimmt daselbst sehr große Räume mit freien Plätzen und Gärten für die Reconvalescenten ein. Die Zahl der aufgenommenen Kranken, jährlich immer an 4000, betrug im J. 1831 3858, der Genesenen 2738, der Gestorbenen 784. Im Irrenhause wurden in derselben Zeit 251 aufgenommen, 78 genasen und 60 starben. Aufgenommen wird in dem Krankenhause ein Jeder, mit Ausnahme derjenigen, für welche eigene Anstalten bestehen, als Matrosen, Soldaten, Venerische, Gebärende. Ferner das große kaiserliche Lazareth für Arme oder Marienhospital, im Stückhofstadttheile, also dem gesundesten von allen, gelegen. Es wurde in den Jahren 1803—1805 errichtet und gehört zum Ressort des Findel- und Erziehungshauses. Das Gebäude zeichnet sich durch seine innere Einrichtung, namentlich durch die Höhe der Krankensäle, aus. Außer den im Hause behandelten werden auch Externe mit ärztlicher Hilfe und Arzneien unterstützt. Die Zahl der Ersteren beläuft sich jährlich auf mehr als 2000, die der Letztern auf 20,000. Mit diesem Krankenhause ist zugleich eine Anstalt zur Bildung von Krankenwärterinnen, die zum Dienste des Publicums bereit stehen, verbunden. Eine ganz gleiche Bestimmung hat das Hospital für arme gefährliche Kranke, das neue Krankenhaus auf Wasili-Ostrow (1831 1372 Kranke) und das Krankenhaus alter Leidenden (1831 mit 230 und 1834 mit 108 Kranken). Allgemeinerer Bestimmung sind noch das Marien-Magdalenen und das Peter-Paul'sche Hospital, dagegen hat das Kalinkinsche ausschließlich die Behandlung syphilitischer Kranken zum Zwecke. Im J. 1836 ist ein gymnastisches Institut, das auch zunächst für Kranke bestimmt ist, unter der Leitung zweier Ärzte eröffnet worden. Eine andere sehr wohlthätige und nachahmungswerthe Stiftung aus neuerer Zeit ist das Kinderkrankenhaus im vierten Admiralitätstheile an der Alartschinbrücke, 1834 größtentheils aus milden Beiträgen von Privaten gegründet. Es ist für Kinder vom 3. bis zum 15. Lebensjahre bestimmt, und war Anfangs nur für 60 Betten eingerichtet, ungerechnet die zur Consultation hingebrachten und unentgeltich mit Arzneimitteln versorgten oder sonst vom Hause aus behandelten Kinder. Seitdem ist es aber sehr erweitert (noch im ersten Jahre um 40 Betten) und hat auch durch anderweitige milde Stiftungen, durch Einnahmen von Concerten &c. seinen Fonds beträchtlich vergrößert gesehen. So schenkten die Brüder Paul und Anatol von Demidow der Anstalt ein Capital von 200,000 Rubel. In den ersten vier Jahren wurden, theils in, theils außer dem Hause, 10,000 Kinder ärztlich behandelt. Die Verwaltung leitet ein aus 30 Mitgliedern bestehendes Comité. Kleinkinderbewahranstalten gibt es in Petersburg mehre, über die ein eigenes Curatorium, unter der Leitung der Kaiserin selbst, gesetzt ist. Ein anderes Curatorium hat die oberste Leitung sämmtlicher mildthätigen Anstalten. Sehr groß ist endlich die Zahl der Wohlthätigkeitsvereine. An der Spitze derselben steht die kaiserliche Gesellschaft der Wohlthätigkeit, 1805 unter kaiserlichem Schutze eröffnet und zur Unterstützung Nothleidender aller Art bestimmt. Sie erhält vom Kaiser jährlich ein Geschenk von 100,000 Rubel. Ihre Thätigkeit begreift in sich Geldunterstützungen an arme Familien, Behandlung von Kranken, Erziehung von Kindern &c. Auch besitzt sie ein Hospiz für 25 unheilbare Kranke beider Geschlechter und eine Anstalt zur Aufnahme von 200 Dürftigen. Der vorigen mehr oder weniger untergeordnet sind die medico-philanthropische Gesellschaft, 1802 gestiftet und nach der bessern Organisation im J. 1804 dazu bestimmt, für arme Kranke, die in ihren Wohnungen ohne ärztliche Hilfe bleiben, zu sorgen, bei plötzlichen Unglücksfällen auf den Straßen Hilfe zu leisten, und durch Natur oder Zufall Verkrüppelte zu verpflegen. Die Gesellschaft unterhält in jedem Stadttheile einen von ihr besoldeten Arzt. Der Kaiser schenkt ihr jährlich 24,000 Rubel. Ferner ein Unterstützungscomité für Arme, eine Beschäftigungsanstalt für Arme, bei der 1836 auch 40 Plätze zur Aufnahme armer Frauen höherer Stände errichtet sind, welche in reinlichen und geräumigen Zimmern Material zu Handarbeiten und für ihre Arbeit Bezahlung erhalten, ein Comité zur Verpflegung minderjähriger armer Eremten in Petersburg, mehre Privatblindeninstitute, der patriotische Damenverein, unter der Protection der Kaiserin, 1812 ursprünglich zur Unterstützung der durch den Krieg Verarmten bestimmt, der aber jetzt seine Thätigkeit armen Kindern überhaupt widmet und namentlich mehre Schulen und Erziehungshäuser unterhält, das Invaliden-Comité, das außer Offizieren und Soldaten auch Ältern, Witwen und Waisen gefallener Krieger unterstützt, und durch das zu seinem Besten herausgegebene Journal: Der russische Invalide, allein 42,000 Rubel jährlich einnimmt, eine Gesellschaft zur Fürsorge für die Gefängnisse, 1819 gestiftet, die außer der sittlichen Besserung der in den Gefängnissen befindlichen Verbrecher und der bessern Einrichtung der Gefängnißlocale selbst noch besonders den Zweck verfolgt, inhaftirte Schuldner zu befreien; die philharmonische Gesellschaft zur Unterstützung von Musikerwitwen, 1802 gestiftet, eine ähnliche für Witwen von Ärzten, ein Verein zur Unterstützung und Aufmunterung von Künstlern, dessen Haupteinnahme aus der Verlosung von Kunstgegenständen fließt, ein Verein zur Unterstützung verarmter Kaufleute, 1834 zur Erinnerung an die Volljährigkeitserklä-

rung des Thronfolgers gestiftet, vertheilt jährlich 8000 Rubel, ein Unterstützungsverein für französische Arme, 1820 gestiftet, mit einer jährlichen Einnahme von 9000 Rubel und eine 1831 gebildete Gesellschaft zur Versorgung der Armen mit warmer Kleidung.

Unter diesen Umständen erklärt sich leicht die jedem Fremden auffallende Erscheinung, daß man in Petersburg fast nie Bettler sieht. Neuerdings (1837) wurde, um diesem Unwesen wo möglich ganz zu steuern, ein eignes Comité errichtet, welches die Verpflichtung hat, die ihm zugeschickten Bettler sogleich zu einer Arbeit anzuhalten, zu welchem Zwecke eine besondere Arbeitsanstalt errichtet wurde. Der Kaiser hat demselben jährlich 10,000 Rubel angewiesen.

7) Bildungsanstalten[39]). Darunter fassen wir hier die Akademien, die Universität, die öffentlichen und Privatschulen, die Sammlungen, die literarischen Gesellschaften, die Buchhandlungen und Buchdruckereien und die Zeitungen und Journale zusammen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, auf Wasili-Ostrow am Ufer der großen Newa gelegen, wurde von Peter dem Großen gegründet, aber erst nach seinem Tode unter Katharina I., am 29. Dec. 1725, eröffnet. Der Kaiser faßte den Plan zu Anlegung dieses Instituts auf seiner Reise in Frankreich und wandte sich deshalb an die pariser Akademie, welche ihn an Leibnitz wies. Letzterer entwarf auch, nach mündlichen Besprechungen mit dem Monarchen, den Plan dazu, dessen ins Leben Treten sich noch durch die Berufung und verzögerte Ankunft der Mitglieder bis zu dem genannten Tage verschob. Die Eröffnung geschah in Gegenwart der Kaiserin und des ganzen Hofes. Den Zweck, den die Akademie von ihrer Stiftung bis jetzt verfolgt, geben wir am besten mit den Eröffnungsworten ihres neuen Statuts vom Jahre 1836. Es heißt darin: „Die Akademie der Wissenschaften ist die höchste gelehrte Anstalt im russischen Reiche. Ihre Aufgabe besteht darin, die Grenzen aller der Menschheit nützlichen Kenntnisse zu erweitern und dieselben durch neue Entdeckungen zu vervollkommnen und zu bereichern; ferner trägt sie Sorge für die Verbreitung der Aufklärung überhaupt und dafür insbesondere, daß dieselbe eine dem allgemeinen Wohle nützliche Richtung nehme, und endlich sucht sie nützliche Theorien, sowie auch durch angestellte Versuche und gelehrte Beobachtungen erlangte Resultate dem praktischen Gebrauche zugänglich zu machen." Als die Wissenschaften, die ihr obliegen, werden genannt: Reine und angewandte Mathematik, Astronomie, Geographie und Nautik, Physik, Chemie, Technologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie, Geschichte, besonders vaterländische, griechische und römische Literatur und Alterthümer, Statistik und politische Ökonomie. Demnach theilt sie sich in drei Classen, die mathematisch-physikalische, die naturwissenschaftliche und die politisch-historisch-philologische. Ihr Etat wurde unter Anna auf 24,000 Rubel festgesetzt, unter der sie auch ihre ersten Statuten erhielt. Bis dahin wurden ihr unbestimmte Summen aus Staatsfonds angewiesen und ihre Geldverhältnisse waren so wenig geregelt, daß sich ihre Schulden beim Regierungsantritte Anna's auf 30,000 Rubel beliefen, welche die Kaiserin bezahlte. Elisabeth erhöhte ihren Etat auf 54,000, Alexander 1803 auf 120,000, Nicolaus mehrmals, zuletzt (1836) auf 241,800 Rubel, wozu noch Einnahmen durch den Kalender- und Zeitungsverkauf kommen. Sie hat ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, beide vom Kaiser ernannt, beständigen Secretair und ein Verwaltungscomité. Die zeitherigen Präsidenten sind gewesen: v. Blumentrost, 1725—1733; Graf Kaiserlingk, 1733—1734; Baron v. Korff, 1734—1740; v. Brewern, 1740—1741; nach einer Vacanz von fünf Jahren Graf Razumowski, 1746—1766; Graf Wladimir Orlow, 1766—1774; v. Domaschnew, 1774—1783; die Fürstin Daschkow, 1783—1796; Paul v. Backunin, 1796—1798; Baron von Nicolai, 1798—1803; v. Nowositzow 1803—1810; nach einer abermaligen Vacanz von Uwarow, der verdiente Minister des öffentlichen Unterrichts, von 1818 bis jetzt. Mehre derselben führten nicht den Titel Präsident, sondern Director. Mitglieder zählte die Akademie im Anfange des Jahres 1840: 27 wirkliche, besoldete Mitglieder, darunter 20 ordentliche, 4 außerordentliche und 3 Adjuncten, ferner 98 Ehrenmitglieder und 130 Correspondenten, zusammen 255 Mitglieder. Davon befinden sich in Rußland die 27 wirklichen Mitglieder, 53 Ehrenmitglieder und 64 Correspondenten, in

Preußen	11	Ehrenmitgl.	20	Corresp.
Österreich	1	—	4	—
den übrigen teutschen Staaten	8	—	14	—
Frankreich	9	—	13	—
Großbritannien	9	—	6	—
Italien	2	—	2	—
Schweden und Norwegen	2	—	1	—

Die Akademie hält fast in jeder Woche eine Sitzung, zweimal im Jahre eine öffentliche. Am 10. Jan. (29. Dec.) ist die Feier des Stiftungstages. Zu der Erreichung ihres oben angegebenen Zweckes gehört, außer den eignen gelehrten Arbeiten der Mitglieder, auch daß sie bei wissenschaftlichen Expeditionen Instructionen ertheilt, so an die einzelnen zu einem gelehrten Zwecke die geistliche Mission nach Peking, welche alle zehn Jahre dahin abgeht, begleitenden Mitglieder, an die Theilnehmer von Entdeckungsreisen, daß sie solche Reisen veranlaßt, daß sie solche Unternehmungen ganz und gar übertragen erhält, wie das im J. 1837 ausgeführte wichtige Nivellement zur Ausmittelung der Höhendifferenz zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, daß sie Bücher, deren Erscheinen auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels nicht möglich wäre, herausgibt, so im J. 1834 J. Schmidt's mongolisch-russisch-teutsches Wörterbuch rc. Ihre eignen gelehrten Arbeiten (die in den Versammlungen vorgelesenen Abhandlungen) macht die Akademie bekannt erstens in ihren

39) Siehe besonders Tietz, Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg. Ausland 1838. Nr. 219—229.

Denkschriften; davon sind erschienen 1) Commentarii Academiae scientiarum imp. Petropolitanae ab anno 1726 ad annum 1746. 14 Bände. 2) Novi Commentarii Acad. sc. imp. Petrop. ab a. 1747 ad a. 1776. 20 Theile in 21 Bänden. 3) Acta Acad. sc. imp. Petrop. von 1777—1782. 6 Theile in 12 Bänden. 4) Nova Acta Acad. sc. imp. Petrop. von 1783—1802. 15 Bände. Die beiden letzten Sammlungen in französischer Sprache, mit nur wenigen lateinischen Aufsätzen. 5) Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de Saint-Pet. avec l'histoire de l'Acad. von 1803—1830. 11 Bände. 6) Unter demselben Titel neue Folge, von 1830 an, in Lieferungen von 8—10 Bogen erscheinend. Jährlich kommen circa 100 Bogen heraus. Zweitens in dem Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St.-Pet. Dieses ist erst 1836 begonnen und war Ende 1839 bis zum fünften Bande vorgeschritten. Es enthält Auszüge aus den in der Akademie vorgelesenen Abhandlungen, kleine Aufsätze und Miscellen. Die Akademie stellt auch jährlich Preisaufgaben. Von diesen aus ihrem Fonds bestrittenen ist der große Demidow'sche Preis zu unterscheiden, eine für sich bestehende Stiftung. Der Kammerherr P. N. Demidow hat nämlich der Akademie eine Rente von 20,000 Rubel, zahlbar Zeit seines Lebens und noch 25 Jahre nach seinem Tode vermacht, zur Krönung der besten ihr eingesandten Werke. Diese Werke, für die nicht vorher eine Aufgabe gestellt wird, können gedruckte oder Manuscript sein, müssen aber in russischer Sprache geschrieben sein oder einen auf Rußland bezüglichen Gegenstand behandeln. Die erste Concurrenz fand 1831 statt; seitdem erfolgt die Preisertheilung in jedem Jahre in den letzten Tagen des April oder ersten Tagen des Mai. Der höchste Preis beträgt 5000 Rubel, den in der Regel drei Werke erhalten. Das Übrige wird als Aufmunterungspreise in kleinern Parcellen vertheilt.

Die Akademie besitzt auch sehr bedeutende Sammlungen, für deren fortdauernde Vermehrung ein Theil ihres Etats angewiesen ist. 1) Die Bibliothek. Der Anfang derselben ist die von dem Leibarzte Peter's des Großen, Areskin, gestiftete, nur 2500 Bände starke, welche die Akademie 1726 empfing. Ihr wurden auch alle Bücher, Plane, Karten des Kaisers beigefügt. Sie erhielt allmälig immer bedeutendern Zuwachs, besonders 1772 von Katharina II. die berühmte Bibliothek des Fürsten Radziwil in Nieswicz. Im J. 1777 belief sich die Zahl der Bände auf 36,000, 1794 auf mehr als 60,000, 1831 auf 101,116. Viele ihrer Bücherschätze sind zugleich werthvolle Alterthümer oder sonstige Merkwürdigkeiten. 2) Das asiatische Museum, das man auch als eine Unterabtheilung der Bibliothek betrachten kann, ist in seinem Fache das vollständigste in Europa. Seine Gründung und schnelle Vervollkommnung verdankt es dem Minister Uwarow und dem berühmten Orientalisten v. Frähn. Es enthält alle früher in andern Sammlungen zerstreut gewesenen Gegenstände, die sich auf Literatur, Künste und Alterthümer des Orients beziehen, als 3000 chinesische Bücher, kleine Bände in Portefeuilles, eine reiche Sammlung von tibetischen und mongolischen Werken, arabische, persische, türkische, japanische &c. Manuscripte, Muhammedanische, chinesische und japanische Münzsammlungen, chinesische Malereien und ausgezeichnet reiche Sammlungen von Instrumenten, Hausgeräthen, Luxusartikeln, Kunstgegenständen, Kleidungen aller Völker des Orients, hauptsächlich aber der Chinesen und Japaner. Die Zahl der 1819 und 1825 dem französischen Generalconsul in Bagdad, Rousseau, abgekauften orientalischen Manuscripte beläuft sich allein auf 700 Nummern. Dazu ist 1835 noch eine neue sehr große Sammlung für die Literatur Mittelasiens gekommen, bestehend aus den dem Baron Schilling zugehörig gewesenen chinesischen und mandschurischen Schriften, Karten, Planen und verschiedenartigen Erzeugnissen der japanischen, tibetischen, mongolischen und indischen Literatur, ferner aus 73 vormals dem Obersten Stuart gehörigen Handschriften aus fast allen Zweigen der Sanskritliteratur, und aus 43 mongolischen und tibetischen, von dem Archimandriten Peter in Peking gesammelten Schriften, sodaß nun das schon vorhin überaus reiche Fach des Chinesischen und Mandschurischen noch mehr vervollständigt ist. 3) Das Ägyptische Museum, 1825 aus den von dem Mailänder Castiglione in Alexandrien und Kairo gemachten Sammlungen gebildet, umfaßt etwa 1000 Gegenstände. 4) Das ethnographische Museum, wurde 1831 aus den Kleidungen, Geräthen &c. verschiedener sibirischen Völker gebildet, welche Gegenstände man sonst auf der Kunstkammer aufbewahrte. Diesen wurden noch die von Mertens auf seiner Reise um die Welt gemachten Sammlungen, sowie ein aus 1028 Zeichnungen bestehendes Portefeuille, das von den Seeexpeditionen der Schiffe Moller und Seniävin herrührte, beigefügt. 5) Das Medaillencabinet oder numismatische Museum, wurde schon von Peter I. gegründet, blieb aber sehr unvollständig, bis die Akademie 1823 das reiche Medaillencabinet des Grafen Suchtelen für 50,000 Rubel kaufte. An eigentlichen Münzen steht es andern Münzcabineten nach, obwol es neuerdings nach dem polnischen Aufstande durch eine sehr vollständige Reihe polnischer Münzen vermehrt ist, aber sehr sehenswerth ist die Medaillensammlung, z. B. 276 auf die Begebenheiten aus der Regierung Ludwig's XIV. bezügliche. Hier befinden sich auch die goldenen und silbernen Gegenstände, als Diademe, Waffen, Vasen, Götzenbilder, die in sibirischen Grabhügeln gefunden wurden. 6) Das Cabinet Peter's des Großen. Hier sieht man den Kaiser selbst mit dem hellblauen, von der Hand Katharinen's I. silbergestickten Hochzeitkleide angethan, unter einem Baldachin in einem Armstuhl sitzen. Der Kopf ist eine Wachsbüste, nach einem von der Leiche entnommenen Gypsabgusse verfertigt, die Haare sind die natürlichen der Leiche abgeschnittenen. Ebenda befinden sich noch mehre Anzüge des Kaisers, seine Waffen, der runde, in der Schlacht von Pultawa von einer Kugel durchbohrte Hut, das Pferd, das er in derselben Schlacht ritt, ausgestopft, verschiedene von seiner Hand verfertigte Elfenbeinarbeiten, seine Werkzeuge, sein Schreibpult und Ähnliches. 7) Das naturhistorische Museum, nicht besonders reich, aus verschiedenen Abtheilungen bestehend. Der

erste Anfang dieses Museums ist ein Ankauf von Vögeln, Fischen und Insecten, den Peter 1698 zu Amsterdam machte, und eine aus der kaiserlichen Hofapotheke zu Moskau erstandene Sammlung von Misgeburten. Die zoologische Abtheilung, reich besonders an Wasservögeln, erhielt die bedeutendsten Erweiterungen unter Katharina durch die Reisen verschiedener Akademiker, namentlich Pallas', dann durch die aus Brasilien gemachten Sendungen des Akademikers Langsdorff von Säugethieren, Vögeln, Amphibien ꝛc., durch die Sammlungen, die Siewald von seiner Reise um die Welt mitbrachte, durch eine entomologische Sammlung von Pander, während einer Reise in der Krimm gemacht, durch die Ausbeute von Mertens' Reise um die Erde, die Vögelsammlung von Kittlitz, die Muschelsammlung von Jäger u. A. Es befindet sich hier auch die ausgestopfte Haut des Elephanten, den Peter der Große 1713 vom Schach von Persien zum Geschenk erhielt, und das angeblich einzige vollständige Mammuthsgerippe; doch hat es damit nicht ganz seine Richtigkeit und viele Theile sind analog den andern nachgebildet worden. Das Herbarium umfaßt die Sammlungen der Reisenden Steller, der beiden Gmelin, Falk, Kraschennikow, Pallas u. A. Neuerdings ist es besonders durch die Bemühungen des gegenwärtigen Botanikers der Akademie, Trinius, vermehrt. So hat die Akademie Schimper's in Habessinien gemachte Sammlung angekauft und hat durch Actien Theil an andern mit Sammlungen verbundenen Entdeckungsreisen. Das mineralogische Cabinet, von Peter dem Großen gestiftet, erhielt den ersten bedeutendern Zuwachs 1767 durch die Erwerbung der zur Nachlaßmasse des Raths der Bergwerke, Henkel, gehörenden Sammlung von 2000 Mineralien, dann durch die Sammlung von Nartow, durch die Reisen mehrer Akademiker, 1830 durch den Ankauf der Sammlung, welche der Staatsrath Struve in Hamburg angelegt hatte, und deren oryktognostischer Theil sich allein auf 5480 Piecen belief. Seitdem sind noch besonders sibirische Mineralien hinzugekommen. Zu dem naturhistorischen Museum rechnet man noch das physikalische Cabinet, das chemische Laboratorium und den magnetischen Pavillon. 8) Die Kunstkammer, die außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch den berühmten mechanischen und musikalischen Schreibschrank von Roentgen enthält.

Die Akademie der Künste liegt in der Nähe der vorigen. Es ist schon oben, bei der Beschreibung des herrlichen Gebäudes, erwähnt, daß dieselbe 1758 von Elisabeth als besondere Classe der Akademie der Wissenschaften gestiftet, 1764 aber von Katharina zu einem selbständigen Institute umgeschaffen wurde. Sie ist eine Anstalt zur Bildung von Künstlern, sowol für Malerei als Bildhauerei, Kupferstecherkunst ꝛc. Im J. 1800 wurde von Kaiser Paul auch eine eigene Medailleurclasse angelegt. Der jährliche Etat dieser Akademie, Anfangs 60,000 Rubel, beträgt jetzt 221,825 Rubel. Dafür werden, außer der Vermehrung der Sammlungen und sonstigen derartigen Ausgaben, der Präsident und die Professoren besoldet und eine bestimmte Anzahl Zöglinge frei unterhalten. Zu letzteren kommen immer noch solche, welche mit eignen Mitteln studiren. Der Cursus dauerte früher zwölf Jahre. Die Knaben begannen denselben schon mit ihrem zehnten Lebensjahre und erhielten einen ganz auf ihre Kunstbildung berechneten Unterricht. Jetzt ist der Anfang des Cursus auf das 14. Lebensjahr, die Dauer auf sechs Jahre und die Anzahl der Zöglinge auf 60 festgesetzt. Die übrigen Pensionaire haben bisher auch in der Akademie gewohnt, was aber jetzt abgeändert werden soll. Ein Theil des Etats ist dazu angewiesen, Preisbewerbungen zu veranstalten, und namentlich Fähigere Reisen machen zu lassen. Von jeher fand im September jedes Jahres eine öffentliche Ausstellung der Arbeiten der Zöglinge statt. Seit Kurzem ist dies aber alle drei Jahre eine ausgedehntere Kunstausstellung, zu der vaterländische und fremde Künstler ihre Arbeiten liefern. Im J. 1836 zeigte der Katalog 580 Nummern, theils Gemälde, theils Sculpturen, Architekturplane, Medaillen und andere Kunstwerke. Auch diese Akademie besitzt vortreffliche Sammlungen, als Modelle, Abgüsse, Originalgemälde (darunter das berühmte Bild Brulow's, den Untergang Pompeji's darstellend), Copien und Kupferstiche.

Die russische Akademie, in der ersten Linie auf Wassili-Ostrow, wurde von Katharina II. durch einen Ukas vom 30. Sept. 1783 gegründet und am 21. October desselben Jahres unter dem Präsidium der Fürstin Daschkow, die damals zugleich Präsidentin der Akademie der Wissenschaften war (s. oben) eröffnet. Ihr Zweck ist Cultivirung und Durchforschung der Landessprache und Studium der slawischen Sprachen überhaupt. Zu dem Ende hat sie Grammatiken und Dictionnaire herausgegeben, als ihr großes etymologisches Dictionnair in sechs Quartbänden (1794), ihr Dictionnair nach alphabetischer Ordnung, ebenfalls in sechs Quartbänden (1806—1822), seit 1816 ihre jährlich erscheinenden Novellen. Jetzt ist sie mit der Herausgabe eines neuen russischen Wörterbuchs beschäftigt, für welche Arbeit ein eignes Comité ernannt ist, das die nöthigen Untersuchungen bis auf die der einzelnen Worte durch Anweisungen und Vertheilungen leitet. Sie gibt ferner die Staatsdocumente und Verträge des russischen Reichs heraus (eine Arbeit, die schon von dem Kanzler Romanzow begonnen, nachher aber ins Stocken gerathen war), und veranstaltet von den byzantinischen und occidentalischen Schriftstellern, die auf die Geschichte Rußlands Bezug haben, eine Textausgabe nebst Übersetzung. Von ihren Büchern schenkt sie Exemplare an die Gouvernementsbibliotheken. Auch hat sie die Herausgabe eines vergleichenden Wörterbuchs in 200 Sprachen unternommen, von dem aber erst die den Entwurf enthaltenden ersten Bände erschienen sind. Ihr Etat beläuft sich auf 60,000 Rubel, die Anzahl ihrer Mitglieder (1838) auf 54 wirkliche und 20 Ehrenmitglieder. Ihre seit 1831 gebildete Bibliothek enthielt 1836 bereits über 4000 Bände und 112 Handschriften. Die 1837 errichtete archäographische Commission, zum Ressort des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts gehörig, beschäftigt sich ausschließlich mit der Herausgabe von auf die Geschichte Rußlands bezüglichen Documenten, zu welchem Zwecke ihr solche aus den verschiedenen Gegenden des Reichs übersandt werden, und

wurde. Im J. 1836 befanden sich darin 43 Knaben und 35 Mädchen.

Des Hebammeninstituts, sowie der andern Lehranstalten, die zugleich der Wohlthätigkeit gewidmet sind, ist schon im vorigen Abschnitte gedacht worden. Somit bleibt hier noch der Privatanstalten Erwähnung zu thun. Deren gibt es, nach Possart, 65, und zwar 6 für Knaben, 24 für Mädchen und 35 für Kinder beiderlei Geschlechts. Jede desfallsige Angabe hat aber etwas Unbestimmtes, indem der Begriff einer Privatanstalt sich nicht ganz scharf fassen läßt. Was endlich die Privaterzieher oder Hauslehrer betrifft, deren es in Petersburg, nach der in den höhern Ständen herrschenden Vorliebe für diese Art der Kindererziehung, ungemein viel gibt, so ist dem berüchtigten Unwesen, das früher dabei obwaltete, dadurch ein Ziel gesetzt worden, daß nach dem Ukase vom 1. Juli 1834 alle Hauslehrer, auch die Gouvernanten mit inbegriffen, vor dem Antritte ihres Amtes, vor einem bei der Universität niedergesetzten Comité eine Prüfung abzulegen haben.

Von den Sammlungen bleiben uns, da derer, welche zu einzelnen Instituten gehören, schon gedacht ist, nur noch zu erwähnen die kaiserliche Bibliothek, die Eremitage und das Romanzowsche Museum. Die kaiserliche Bibliothek befindet sich an der Ecke des Newskiprospects und der Gartenstraße, neben Gastinnoidwor, und hat demnach zwei Façaden. Die Hauptfaçade bildet in der Mitte ein Rondel, das mit sechs Dorischen Säulen und den kolossalen Statuen griechischer Philosophen geschmückt ist. Dieses Gebäude wurde schon von Katharina begonnen, aber erst 1801 vollendet. In dem herrlichen Saale desselben wird alljährlich einmal in einer öffentlichen Versammlung ein Bericht über das Verwaltungsjahr abgestattet. Der Hauptstamm dieser Bibliothek, welche

1832	263,647	Bände und	14,632	Manuscripte
1835	395,199	=	16,941	=
1837	424,356	=	17,235	=

besaß, ist die einst in Europa berühmte Zaluski'sche Bibliothek. Der Graf Stanislaus Zaluski, Bischof von Krakau, hatte dieselbe in dieser Stadt gegründet, und sein Erbe, Andreas Zaluski, Bischof von Kiew, vermachte sie in der Folge der Republik Polen, sodaß sie gegen die Mitte des 18. Jahrh. von Krakau nach Warschau gebracht und daselbst 1746 dem Publicum geöffnet wurde. Bei den späteren Wirren in Polen gerieth sie in Unordnung, ja es wurden sogar Werke daraus verkauft. Als Suwarow 1794 Warschau eingenommen hatte, nahm Rußland diesen Schatz an sich, der, als 1810 die Ordnung und Aufstellung beendet war, und die öffentliche Benutzung beginnen konnte, 262,646 Bände zählte. Darunter befanden sich 753 seltener Druckwerke aus dem 15. Jahrh. Bei ihrem bedeutenden Fonds hat sie sich schnell vergrößert. Dazu kamen noch Doubletten aus der Eremitage und andere Erwerbungen. So kam nach der Unterdrückung des letzten polnischen Aufstandes die Czartoryski'sche Bibliothek aus Pulawy, die 7728 Bände und 13 Handschriftencartons der ehemaligen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau zählte, und die warschauer Bibliothek, 150,000 Bände in 499 Kisten, und 150 Cartons voll Manuscripte, dazu. Die seltensten Exemplare erwarb aber das Institut 1805 durch Ankauf der Dubrowski'schen Bibliothek. Dieser hatte als Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf seinen Reisen in Italien, Spanien, Frankreich, Holland und Belgien eine der kostbarsten Bibliotheken zusammengebracht, die jemals ein Privatmann besessen, und dieselbe zuletzt noch besonders mit den Trümmern der berühmten Bibliothek der Abtei von St. Germain und anderer Klöster und mit den in den Archiven der Bastille aufbewahrten Manuscripten bereichert. Darunter befinden sich die größten literarischen Seltenheiten und 15 Jahrhunderte hindurchlaufende Documente zur Geschichte Frankreichs. Wir führen davon Einiges an: Den Codex Sangermanensis, der die Episteln des Paulus in griechischer und lateinischer Sprache enthält, muthmaßlich aus dem 4. Jahrh.; den Codex argenteus, ein lateinisches Manuscript aus dem 5. Jahrh.; das älteste in Europa vorhandene Manuscript der Werke Gregor's des Großen; ein Isidor von Sevilla vom Ende des 7. Jahrh.; ein Minucius Felix, ein Cicero und ein Columella des 9. Jahrh.; ein von René von Anjou selbst geschriebenes Werk; ein Seneca und ein Cicero de senectute mit Miniaturen von Johanna von Brügge; ein Gebetbuch, gemalt für Anna von Bretagne bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit Ludwig XII.; ein Gebetbuch der Louise von Savoyen, mit 24 unter Aufsicht des Leonardo da Vinci ausgeführten Malereien; Description du monde universel aus der burgundischen Bibliothek; die historia tripartita von Cassiodor, ein lombardisches Manuscript; die Geschichte Gottfried's von Bouillon aus dem 13. Jahrh. mit Miniaturen; das Originalmanuscript der Geschichte Frankreichs von du Tillet, Karl IX. dedicirt und verziert mit den Miniaturbildnissen aller Könige von Frankreich; ferner Originalbriefe mehrer teutschen Kaiser, Kurfürsten ꝛc.; Karten von Frankreich seit dem 13. Jahrh.; Originalbriefe von Ludwig XI. und vielen späteren französischen Königen, namentlich von Heinrich IV.; von Ludwig XIV. eine sechsmal copirte Schreibübung, von ihm als Kind geschrieben, auf der man die Worte liest: Les rois font ce qu'ils veulent, il faut leur obéir; die Berichte des französischen Gesandten beim Concilium von Trient. Alles dieses gehört zur Dubrowski'schen Sammlung. Unter den übrigen Schätzen sind besonders werthvoll die orientalischen Manuscripte, namentlich die persischen, malabarischen, chinesischen, tibetischen und sanskritischen. Dieselben sind 1828 und 1829 durch folgende, weniger durch ihre Zahl, als durch ihre Seltenheit und Merkwürdigkeit wichtige Manuscriptensammlungen vermehrt worden: die Bibliothek von Ardebil, einer Stadt in Aderbeitschan, die 1827 in die Hände der Russen fiel und mit ihr die bei der im ganzen Oriente berühmten Moschee des Scheik Sefy niedergelegten Bücher, ein Geschenk des Schah Abbas, die kostbarsten Exemplare orientalischer Werke, reich mit Vignetten und Miniaturen verziert; ferner die Bibliothek der Achmedmoschee in Akalzik, welche 1829 ein gleiches Schicksal traf; endlich das Geschenk von

17 mit der größten Pracht geschriebenen und gemalten Werken, welches 1829 der Schah von Persien dem Kaiser von Rußland machte und durch den Prinzen Khosrew Mirza selbst nach Petersburg bringen ließ. Sämmtliche Bücher der kaiserlichen Bibliothek sind in drei Sectionen getheilt, in die für die Wissenschaften, die für die Künste und die für die Philologie und schönen Wissenschaften. Besonders reich ist die Theologie ausgestattet, noch von der Zaluski'schen Bibliothek her. Die literarischen und Kunstschätze der Eremitage (s. oben 1. Admiralitätstheil) zerfallen in sechs Abtheilungen: 1) Die Gemäldegalerie, eine der größten in Europa, entstanden durch Ankäufe der Sammlungen von Crozat zu Paris, von Tranchini zu Genua, von Baudouin zu Paris, des Grafen Brühl zu Dresden, von Robert Walpole, eines Theils des Cabinets von Braankamp zu Amsterdam, eines Theils der Galerie des Fürsten Giustiniani, ferner der Galerie des Bankiers Hope zu Amsterdam, der zu Malmaison und der von Kösvelt in London (1836) und viele einzelne noch fortdauernde Erwerbungen. Aus der italienischen Schule nennen wir acht Gemälde von Leonardo da Vinci, darunter eine heilige Familie am berühmtesten, sechs von Rafael, darunter der durch Kupferstiche bekannte heilige Georg, eine heilige Familie von Andrea del Sarto, ein Ganymed von Michel Angelo, eilf Titians, mehre von Correggio, das oft in Kupfer gestochene Bild von Guido Reni, eine Versammlung von Kirchenvätern über die Unbeflecktheit der Jungfrau Maria disputirend, von demselben eine Europa von seltener Schönheit, zwei von Annibal Caracci. An niederländischen Gemälden ist die Galerie besonders reich, von van Dyk befinden sich hier die größten Gemälde, von Mieris die Wochenstube einer reichen Holländerin, von Rembrandt 39 Gemälde, die einen eignen Saal einnehmen, und worunter ein Geld zahlender Jude, der verlorene Sohn und Isaak's Opferung die bemerkenswerthesten sind, 95 von Snyder in einer eigenen Galerie, Meisterstücke der Thier-, Obst- und Blumenmalerei, viele Teniers, 54 Wouvermanns, von Potter die berühmte pissende Kuh, das Gericht der Thiere über den Menschen und mehre andere. Spanische Gemälde sind außer Spanien in keiner Galerie in so großer Menge vereinigt, darunter von den größten Meistern, als Murillo, Velasquez, Morales. Aus der französischen Schule befinden sich hier 19 Stücke von Poussin, mehre von Claude Lorrain, darunter die vier Tageszeiten, welche von Napoleon aus Cassel fortgeführt und der Kaiserin Josephine geschenkt, später den Erben derselben abgekauft wurden; das ausgezeichnetste Stück von Vernet ist eine Mondscheinlandschaft. Die altteutsche Schule ist nicht reich. Außer den Originalgemälden gibt es noch eine Menge Copien, namentlich eine sehr gelungene Nachbildung der Rafaelschen Logen im Vatican. Sie befinden sich in einer eigens und ganz nach dem Maßstabe der römischen gebauten Galerie, und sind von geschickten italienischen Künstlern angefertigt. 2) Die Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen nimmt in der obern Etage vier Zimmer ein. Sie ist theils nach der Geschichte der Zeichen- und Kupferstecherkunst, theils nach der Ethnographie und Geographie geordnet. Man zählt 130,000 Blätter. 3) Die Sammlung von Medaillen, Antiken und Kameen. Die Medaillen sind besonders für die russische Geschichte sehr vollständig. Die Kameen schreiben sich größtentheils aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans her. Neuere Sculpturen sind nur wenige, aber sehr treffliche, namentlich Amor und Psyche, eine Gruppe in weißem Marmor von Canova. 4) Das naturhistorische Cabinet ist von Pallas angelegt, von dem es die Kaiserin Katharina kaufte. 5) Das Kunstcabinet zeigt verschiedene Arbeiten in Gold, Silber, Perlen, Perlmutter, Filigran, kostbare Mosaiktische, Schalen von Jaspis, Malachit und Porphyr, und mehre Reliquien aus dem Haushalte der frühern Zaren. 6) Die Bibliothek endlich unter den Rafaelschen Logen befindlich, ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Bibliotheken mehrer berühmten Männer enthält, welche Katharina mit der bekannten Freigebigkeit an sich kaufte, namentlich Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und Büsching's. Die ganze Sammlung beläuft sich auf mehr als 100,000 Bände. Das Romanzowsche Museum enthält eine Bibliothek von 31,000 Bänden, 752 Handschriften und 636 Landkarten, Risse, Plane, Originalzeichnungen, und außerdem andere kostbare Sammlungen, namentlich von Mineralien.

Die wichtigsten literarischen Gesellschaften in Petersburg sind die kaiserlich freie ökonomische Gesellschaft, welche 1765 auf den Vorschlag des Fürsten Gregor Orlow gestiftet wurde und von der Kaiserin sogleich 6000 Rubel zum Ankaufe eines Hauses geschenkt erhielt. Sie wird aus mehren wirklichen und Ehrenmitgliedern und Correspondenten im In- und Auslande gebildet; an ihrer Spitze steht ein Präsident. Ihrem Zwecke nach umfaßt sie alle Zweige des Ackerbaues, der Viehzucht und Haushaltung. Demnach hält sie Sitzungen, in denen ihre Abhandlungen vorgelesen werden, von welchen sie bis jetzt 70 Bände durch den Druck veröffentlicht hat, veranstaltet öffentliche Vorlesungen über die ihr zugehörigen Gegenstände, sammelt dahin einschlagende Berichte im ganzen Umfange des Reichs und stellt Preisaufgaben. Die Gesellschaft der Literatur, Wissenschaften und Künste, 1801 gestiftet, die freie Gesellschaft von Liebhabern der russischen Literatur, 1815 gestiftet, die mineralogische Gesellschaft, 1817 gestiftet, die eine bedeutende Mineraliensammlung und Bibliothek besitzt, die pharmaceutische, gestiftet 1818 von dem berühmten Chemiker Scherer, ferner eine ärztliche, eine zur Aufmunterung des Forstwesens (seit 1832) und ein Verein für Gartenbau.

Buchdruckereien und Buchhandlungen sind in ziemlich schneller Vermehrung begriffen. Jener zählte man 1839 70, darunter 33 Regierungs- und 37 Privatbuchdruckereien, 1836 waren der erstern 32, der letztern 31. Buchhandlungen, zum Theil zugleich Musikalienhandlungen, sind 40. Mehre derselben sind mit Lesecabinetten verbunden. Der Absatz von Büchern, namentlich der der belletristischen in Vergleich mit dem sonstigen dortigen Luxus, ist nicht beträchtlich. Mehr spricht für das Obwalten höherer Interessen, daß die öffentlichen Vorlesungen, welche, wie erwähnt, von Akademikern, von Professoren

der Universität und anderer Institute in jedem Winter gehalten werden, zahlreichen Besuch finden.

An politischen Zeitungen erscheinen in Petersburg in russischer Sprache: Die nordische Biene, der russische Invalide und die Petersburgische Zeitung, alle sechsmal wöchentlich; in teutscher Sprache die Petersburgische Zeitung, ebenso oft; in französischer Sprache: das Journal littéraire et politique de Saint-Petersbourg, dreimal wöchentlich. An sonstigen gemeinnützigen und unterhaltenden Zeitschriften, die officiellen miteinbegriffen, in russischer Sprache: die nordische Ameise (zwei Mal), die Bibliothek der Lectüre (Journal für Literatur, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Novellistik und Moden, in Monatsheften), die Commerzzeitung (zweimal wöchentlich), das Journal für Forstwesen, das Journal für gemeinnützige Kenntnisse (beide viermal wöchentlich), das Journal für Bergwesen, das Journal für Manufacturen und Handel, das Journal des Ministeriums des Innern, das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (alle in Monatsheften), das Kinderjournal (ebenso oft), die landwirthschaftliche Zeitung, die Literaturbeilage zum russischen Invaliden (beide zweimal wöchentlich), die Literaturzeitung (alle fünf Tage eine Nummer), die medicinische Zeitung (einmal), der nordische Merkur (dreimal), das Militairjournal (alle zwei Monate ein Heft), der Senatsanzeiger, die Senatszeitung, die Polizeizeitung und der Sohn des Vaterlandes oder das nordische Archiv (einmal wöchentlich); in teutscher Sprache: die Handlungszeitung, der Preiscourant (beide zweimal wöchentlich, letzterer nach Beendigung der Schiffahrt nur einmal) und die in Monatsheften erscheinende St. Petersburgische Zeitschrift, die man indessen noch immer nur als einen Versuch betrachten kann, da sie unter diesem und andern Titeln schon oft hat eingehen müssen; in französischer Sprache: die Revue de la littérature étrangère (in Monatsheften) und das Supplément d'intérieur de la Russie (zweimal monatlich); endlich in polnischer Sprache: Balamut und Tygodnik, beide einmal in der Woche.

8) Handel; Gewerbe, Communication. Petersburg ist die erste Handelsstadt des russischen Reiches. Von dem ganzen auswärtigen Handel desselben hat es, dem Werthe der Waaren nach, die volle Hälfte. Dies verdankt es seiner für den Handel überaus günstigen Lage, indem es Seeschiffe bis zum Gehalte von 300 Tonnen aufnehmen kann und auch für die größern, deren Ladung auf Lichterfahrzeugen nach der Stadt gebracht wird, in Kronstadt einen vorzüglichen Hafen besitzt, und ferner für den Binnenhandel mit allen Theilen des Reichs in Wasserverbindung steht. Der auswärtige Handel ist aber fast nur in den Händen dort angesessener fremder Kaufleute, namentlich Engländer. Denn so entschiedenes Talent der Russe für den Kleinhandel hat, so geringes Geschick zeigt er für größere Handelsspeculationen. Wenn also auch von Russen hier größere Handelsgeschäfte gemacht werden, so sind dies in der Regel nur Geschäfte zweiter Hand, d. h. Besorgungen von Producten und Fabricaten in die Hände der fremden Handelshäuser zur auswärtigen Verschiffung und umgekehrt. Petersburg besitzt 46 ausländische Handelshäuser, 141 Handelshäuser zur ersten Gilde, 161 Handelshäuser zur zweiten Gilde und 980 zur dritten Gilde gehörig. Die größten Handelshäuser, die einen jährlichen Waarenumsatz von mehr als 12 Mill. Rubel machen, sind: L. Stieglitz und Comp., Loder und Comp., Thomson, Bonnard und Comp., J. Thomas und Comp., Mitchell, Gapley und Comp. und J. Holford und Comp. Darunter keine russischen Namen. Im J. 1839 waren der Häuser, die für mehr als eine Million Rubel Geschäfte machten, 16. Die Größe des Handels ergibt sich erstens aus der Zahl der in Kronstadt ein- und ausgelaufenen Schiffe und zweitens aus dem Werthe der Ein- und Ausfuhr (letztere für Petersburg selbst). Es liefen in Kronstadt

	1832	1837	1838
Schiffe ein	1404	1240	1364
Schiffe aus	1381	1232	1328

Von diesen Schiffen sind in der Regel über die Hälfte englische, 1/15 preußische, 1/13 schwedische und norwegische, 1/20 hanseatische, 1/24 amerikanische, 1/44 national-russische, 1/24 französische, 1/34 dänische, 1/64 meklenburgische, hannövrische und oldenburgische, 1/80 holländische und nur ein oder das andere spanische, portugiesische oder neapolitanische.

Was die Ein- und Ausfuhr betrifft, so betrug jene in dem Zeitraume von 1819—1826 jährlich im Durchschnitte 130 Mill. Rub. an Werth, 1826—1833 150 Millionen. Die Ausfuhr in jenem Zeitraume 105 Mill., in diesem 111 Millionen. Im J. 1839 wurden für 199 Mill. eingeführt und für 132 Millionen ausgeführt [42]. Der Werth der Einfuhr übersteigt also den der Ausfuhr beträchtlich, welche ungünstige Handelsbilanz sich leicht daraus erklärt, daß erstens die Ausfuhr vorzugsweise in rohen Stoffen besteht, die sich an Werth nicht so hoch belaufen können, die Einfuhr dagegen in Fabrikaten, Colonialwaaren und Farbestoffen, und zweitens eine Stadt, die der Sitz des Hofes und des Luxus überhaupt ist, das Ausland mit seinen theuern Waaren ganz besonders in Anspruch nimmt. Doch bemerkt man wegen der zunehmenden russischen Industrie auch unter den Einfuhrgegenständen eine Verminderung der verarbeiteten Stoffe gegen die rohen, z. B. bei der Baumwolle. Die wichtigsten Gegenstände der Einfuhr sind Gold und Silber in Barren und Münzen, Baumwollen-, Seiden-, Wollen- und Farbewaaren, Baumöl, Häringe, Wein, Kaffee und andere Colonialwaaren, ganz besonders Zucker. Ausfuhrgegenstände sind (mit der Angabe des Werths im J. 1836): Talg (nahe an 41 Mill.), Hanf (19 Mill.), Flachs (6

42) v. Reimers (im angef. W. 1. Bd. S. 4) theilt für die Vermehrung der Ausfuhr folgende aus dem Archive des Commerz-Collegiums entnommene Tabelle mit, dieselbe betrug:

im J.	1742	2,479,656	Rubel
—	1752	4,353 694	—
—	1762	5,217,006	—
—	1772	6,451,494	—
—	1782	11,467,347	—
—	1792	22,224,331	—
—	1802	30,498,663	—

Mill.), Kupfer ($9\frac{1}{3}$ Mill.), Eisen (7 Mill.), Leinen ($7\frac{1}{3}$ Mill.), Schweineborsten ($7\frac{1}{2}$ Mill.), rohe Leder ($2\frac{1}{2}$ Mill.), Juchten ($1\frac{1}{4}$ Mill.), Potasche (2 Mill.), ferner Leinöl, Taue, Pferdehaare, Wachs, Getreide, Breter und Wolle. Namentlich hat die Ausfuhr der Wolle zugenommen und sich in den letzten fünf Jahren auf 90,000 Pud gestellt, während früher nie über 40,000 Pud ausgeführt wurden. An Buden für den Kleinhandel zählte man 1839 2572, Modehandlungen 181. Apotheken hat Petersburg 41.

Was nun die Handwerke und Manufacturen betrifft, so ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß hierin die Ausländer die Oberhand haben. Theils pflegt sich der Russe überhaupt nicht weit über seine allerdings nicht unbedeutende natürliche Geschicklichkeit zu vervollkommnen, und neuere Verbesserungen, namentlich in den Handwerkszeugen, abzuweisen, theils herrscht hier ein so entschiedenes Vorurtheil gegen einheimische Fabricate, daß es nicht allein zum guten Tone der feinern Welt gehört, sich nur ausländischer zu bedienen, sondern daß auch der Russe, wenn er ein wirklich gutes Fabricat zu einem würdigen Preise absetzen will, es verleugnen und ein fremdes, besonders ein teutsches, nennen muß. Die russischen Waaren sind in der Regel sehr wohlfeil, aber wenig dauerhaft. Die Sonderung unter den verschiedenen Handwerken ist gewöhnlich auch nach Herkunft und Nation, indem nicht allein unter den Muschiks diejenigen, welche zur Betreibung eines Handwerks nach Petersburg kommen, aus einer bestimmten Gegend sind, sondern auch die Ausländer ein durch alte Sitte ihrer Nation vorzugsweise angewiesenes Handwerk haben. So sind die Wagenbauer gewöhnlich Engländer, die Bäcker dagegen und die Tischler Teutsche. Im J. 1839 gab es 5010 Meister mit 7548 Gesellen, also im Ganzen 12,558. Darunter 427 Tischler mit 1011 Gesellen, 53 Töpfer mit 150 Ges., 84 Ofensetzer mit 180 Ges., 622 Schuhmacher mit 330 Ges., 400 Schneider mit 580 Ges., 46 Kürschner mit 105 Ges., 27 Mützenmacher mit 19 Ges., 36 Hutmacher mit 60 Ges., 101 Posamentirer mit 32 Ges., 11 Spinner mit 16 Ges., 106 russische Weißbrodbäcker mit 480 Ges., 33 teutsche Weißbrodbäcker mit 10 Ges., 27 Pfefferkuchenbäcker mit 130 Ges., 49 Conditoren mit 20 Ges., 42 Wurstmacher mit 23 Ges., 121 Metallarbeiter mit 342 Ges., 66 Kesselschmiede mit 163 Ges., 41 Schlosser mit 34 Ges., 54 Eisendachdecker mit 213 Ges., 23 Schornsteinfeger mit 80 Ges., 181 Fensterrahmenverfertiger mit 146 Ges., 110 Maler mit 70 Ges., 314 Maler von Heiligenbildern mit 550 Ges., 59 Faßbinder mit 164 Ges., 52 Drechsler mit 60 Ges., 23 Kammmacher mit 32 Ges., 94 Tabaksverfertiger, 36 Uhrmacher mit 13 Ges., 36 Fortepianoverfertiger, 138 Juweliere mit 127 Ges., 92 Silberarbeiter mit 349 Ges., 131 Bronzearbeiter mit 401 Ges., 200 Schmiede mit 300 Ges., 117 Wagenbauer mit 110 Ges., 43 Färber mit 23 Ges., 39 Gärber mit 48 Ges., 145 Tapetenverfertiger mit 116 Ges., 194 Feldscheerer und Perückenmacher mit 124 Ges., 54 Buchbinder mit 62 Gesellen ꝛc.

Der Fabriken sind 6 kaiserliche und 218 Privatfabriken. Unter den kaiserlichen bemerken wir zuerst die Glas- und Spiegelfabrik, im Stadttheil Karetnoi, welche die nirgends übertroffenen Fabricate, besonders die großen Spiegel und Fensterscheiben, liefert. Ihr Ursprung ist ein unter Peter I. von einem Privatmanne in Jamburg errichtetes Etablissement. Im J. 1725 verlegte dieser die Fabrik nach Petersburg und 1735 kam dieselbe unter die Direction der Krone, welche sie 1755 nach dem Dorfe Nasia am Ladogakanal verlegte und 1777 dem Fürsten Potemkin verlieh. Dieser versetzte 1779 die Glasfabrik und 1783 die Spiegelhütte wieder nach Petersburg zurück, an den Ort, wo sie noch befindlich sind, und gab dem Ganzen eine bessere Einrichtung, in welcher es die Krone 1792 beim Tode des Fürsten zurückempfing. Unter den zahlreichen von der Glas- und Spiegelfabrik gelieferten Kunstwerken verdient eins noch besondere Erwähnung. Es ist dies das vom Kaiser 1825 dem Schah von Persien geschenkte Krystallbett. Dieses ist ganz von bläulichem, kunstvoll geschliffenem Glase, 7 Fuß breit, $11\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1 Fuß hoch. Auf der einen Seite befinden sich zum Einsteigen drei halbrunde Stufen, auf der entgegengesetzten eine krystallne Vase auf einer gläsernen Säule, auf den andern Seiten sind auf einer Stufe drei kleinere krystallne Vasen angebracht. Aus allen diesen Vasen springt Wasser hervor, Kühlung verbreitend und durch sein eintöniges Rauschen einschläfernd. Eine Achtel-Meile von dieser Fabrik entfernt, schon außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Schlüsselburg, liegt die Porzellanfabrik, welche 1756 von Elisabeth angelegt und 1786 von Katharina vergrößert wurde. Ihr Fabricat steht, nach einstimmigem Urtheile, zwar nicht an Schönheit der Formen, wol aber an Würde der Masse und Schönheit der Malerei dem berliner nach. Jährlich findet eine öffentliche Ausstellung der verfertigten Gegenstände statt. Noch weiter von der Stadt entfernt, an derselben Straße, liegt die große Baumwollen- und Linnenmanufactur zu Alexandrowski, verbunden mit einer Spielkartenfabrik für das ganze russische Reich. Dieses Etablissements, das leider in der Nacht zum 1. Jan. 1840 zum Theil ein Raub der Flammen geworden ist, wurde schon oben bei dem Findelhause gedacht; denn es gehört zum Ressort desselben (und steht also nur mittelbar unter der Krone) und erhielt auch bei seiner Stiftung (1798) sogleich die besondere Bestimmung zur Beschäftigung von Zöglingen des Findelhauses. Der größte Theil der Arbeiter (an 1500, deren Geschäft aber fast nur in Bedienung der großartigen Dampfmaschinen besteht) ist aus dem Findelhause hervorgegangen. Die übrigen kaiserlichen Fabriken sind eine Tapetenfabrik, schon von Peter dem Großen angelegt, eine Treffen- und eine Gold- und Silberschlag- und Scheidewasserfabrik. Die wichtigsten Privatfabriken, deren der dritte und vierte Admiralitätstheil die meisten enthält, sind in Glas, Porzellan, Papier, Tapeten, baumwollenen und seidenen Zeuchen, Linnen, Tuch, lakirten Waaren, Leder, Tabak (darunter die größte und eine der größten auf der ganzen Erde die Schukowsche), chemischen Präparaten, Farben, Neusilber ꝛc.; ferner Eisen-, Metall- und Bronzegießereien und Zuckersiedereien. Mehre derselben sind Actienunternehmungen,

welche in Petersburg immer häufiger werden und guten Fortgang haben. Nur die auf diese Weise gegründete Mineralwasserfabrik ist bis jetzt noch nicht auf ihre Kosten gekommen und wird vielleicht eingehen müssen. Ein sehr blühender Industriezweig ist die Kunstgärtnerei. Die Treibhäuser in Petersburg, die bei dem dortigen Klima ein rechtes Feld ihrer Thätigkeit und durch den Luxus und Reichthum der Einwohner die größte Aufmunterung erhalten, liefern Außerordentliches.

Ein Hebel des russischen Fabrik- und Industriewesens ist die Industrieausstellung in Petersburg, durchaus nur von inländischen Fabricaten, sodaß eine Hauptfolge derselben wahrscheinlich das Verschwinden des Vorurtheils gegen russische Waaren sein wird. Die erste fand 1829, die zweite 1833, die dritte 1839 statt, und zwar in den Sälen des Börsengebäudes.

Als Mittel des Verkehrs betrachten wir hier die Landstraßen, die Eisenbahn- und die Dampfschiffahrtsverbindung.

Von den aus Petersburg auslaufenden großen Communicationsstraßen ist die über Nowgorod und Twer nach Moskau die beste und die einzig ganz vollendete. Die übrigen, als über Ostrow, Witepsk, Mohilew, Tschernigow, Kiew, Balta nach Ismaïl, eine andere, mit dieser zum Theil zusammenfallende, nach Odessa, ferner über Dünaburg und Kauen nach Warschau, über Narwa, Dorpat, Riga und Mitau nach der preußischen Grenze, sind erst zum Theil in dem Zustande, in welchen nach neuerdings getroffenen Maßregeln alle Hauptcommunicationsstraßen gesetzt werden sollen.

Mit der Anlage einer Eisenbahn ist Petersburg nicht zurückgeblieben. Eine solche, von dem bekannten östreichischen Ingenieur Ritter v. Gerstner gebaut, führt von der Fontanka im moskauischen Stadttheil nach Zarskoje-Selo und Paulowsk. Die Strecke von Zarskoje-Selo nach Paulowsk wurde zuerst eröffnet. Die Eröffnung der ganzen, 3⅐ teutsche Meilen langen, Bahn erfolgte am 16. April 1838. Sie ist seitdem regelmäßig befahren worden, und zwar, den stärkern Zudrang in der ersten Zeit abgerechnet, in einem Monate im Sommer von 50 — 60,000, im Winter von 30 — 40,000 Personen. An diese Bahn knüpft sich der Plan einer Verlängerung bis Moskau.

Sehr lebhaft ist die Dampfschiffahrtsverbindung Petersburgs mit verschiedenen Ostseehäfen, theils unmittelbar von hier, theils von Kronstadt aus. Davon sind die ältesten und wichtigsten Course nach Lübeck und nach Stockholm, die seit 1830 bestehen. Die Route nach Stockholm geht über Reval, Helsingfors und Abo. An allen drei Orten wird übernachtet, indem die Fahrt durch die Schären nur bei Tage möglich ist. Im J. 1838 sind hierzu noch regelmäßige Fahrten nach London und nach Havre gekommen, beide mit Stationen in Kopenhagen. Alles dieses sind von dem günstigsten Erfolg gekrönte Actienunternehmungen. Die Zahl der mit Dampfschiffen angekommenen und abgegangenen Passagiere beläuft sich in der Regel jährlich auf 11 — 1200.

In Petersburg muß jeder Fremde seinen Paß deponiren und erhält für zehn Rubel einen Aufenthaltsschein. Vor der Abreise ist eine dreimalige Anzeige in den öffentlichen Blättern und demnächst ein Schein von dem Polizeiamte des Stadtviertels, daß sich keine Gläubiger gemeldet, nöthig. Bei Stellung eines sichern Bürgen kann man aber sogleich abreisen.

Endlich gedenken wir hier der von Petersburg ausgehenden Telegraphenlinien. Es sind zwei, nach Kronstadt und nach Warschau, nachdem die früher nach Schlüsselburg bestandene eingegangen ist. Die Linie nach Warschau ist erst im J. 1839 eröffnet worden. Beide Linien gehen von dem kaiserlichen Winterpalaste aus.

9) Umgegend. Die Umgegend von Petersburg bietet wenig natürlichen Reiz. Sie ist flach und zum Theil morastig, und war früher von großen Waldungen eingenommen. Desto thätiger ist hier die Kunst gewesen, reizende Landhäuser zu schaffen, unter welchen die kaiserlichen obenan stehen. Aber auch die übrigen russischen Großen und Reichen haben fast immer solche Landhäuser, welche mit dem Eintritte des Sommers bezogen werden. Die Newainseln, die Straße nach Wyburg, nach Peterhof (welches Anfangs zugleich die Straße nach Riga ist) sind mit denselben besetzt. Der kaiserlichen Lustschlösser auf den Newainseln ist schon oben gedacht worden. Die wichtigsten der um die Stadt liegenden, derentwegen wir auf die einzelnen Artikel verweisen, sind: am Südufer des kronstädter Meerbusens Strelna, Peterhof und Oranienbaum, südlich von der Stadt und ganz in ihrer Nähe Tschesme, das durch die Kaiserin Katharina zum Andenken des großen Sieges, den die russische Flotte bei Tschesme 1770 über die türkische erfochten, ganz im Geschmacke der Schlösser an der Dardanellenstraße und am Bosporus erbaut wurde, 1836 aber zu einer Versorgungsanstalt für Invaliden (16 Officiere und 400 Soldaten) umgeschaffen worden ist, noch weiter südlich, und zwar etwas nach Westen, Krasnoje-Selo, dagegen grade südlich von Tschesme das prächtige Zarskoje-Selo, in dessen Nähe, auf dem Bulkowaberge sich die neue mit dem größten Aufwande ausgestattete Sternwarte befindet, deren Bau 1835 angefangen und 1839 vollendet wurde, Paulowsk und Gatschina, und endlich, auf dem Wege nach Schlüsselburg, Pella, das aber nur als Ruine sehenswerth ist, denn der unter Katharina angefangene Bau wurde später nicht fortgesetzt und ist seitdem verfallen.

Aus der Umgegend von Petersburg sind auch die finnischen und teutschen Dörfer zu erwähnen. Die Finnen sind die Ureinwohner des Landes, welche sich seit der russischen Occupation in einige Dörfer an der Mündung der Newa, nach Finnland hin, zurückgezogen haben, wo sie ihren alten Sitten treu geblieben sind und auch noch ihre eigne Sprache reden. Die teutschen Colonistendörfer, theils von durch die Krone, besonders die Mutter des jetzigen Kaisers, theils durch Privatbesitzer berufenen Anzöglingen erbaut, deren das Gouvernement Petersburg 13 zählt, liegen zum größern Theil in der Richtung nach Nowgorod und nach Wologda hin. Sie versorgen vorzüglich die Hauptstadt mit Butter, Kartoffeln und andern Producten.

10) Geschichte. Seitdem Petersburg besteht, sind niemals zehn Jahre verflossen, in denen es sich nicht so verändert hätte, daß Jeder, der es in so langer Zeit nicht gesehen, über das Neue erstaunen mußte. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts war der Raum, der jetzt die prachtvollste Residenzstadt einnimmt, unwegsamer Wald oder Morast, von Bären und Wölfen bewohnt. Ingermannland und Karelien, denen beiden dieses Gebiet angehört, hatten mehrmals im Besitze Schwedens und Rußlands gewechselt, waren aber 1617 im Frieden zu Stolbowa dem Ersteren abgetreten. An der Newa lagen einige Fischerhütten, deren armselige Bewohner, finnischen Stammes, auch davon einen kleinen Erwerb hatten, daß sie zuweilen schwedische Schiffe den Fluß hinauflootsten. An der Mündung der Ochta, welche sich im heutigen Stadttheile Ochta in das rechte Newaufer ergießt, lag eine schwedische Schanze, Nyen- oder Newaschanze, mit einer unbedeutenden schwedischen Besatzung. Gegen diese ließ der Zar Peter I., der am 11. Oct. 1702 das gleichfalls schwedische Nöteburg (das heutige Schlüsselburg) erstürmt hatte, im April 1703 den Feldmarschall Scheremetjev mit einer Armee von 20,000 Mann anrücken, und schiffte selbst, von Menschikow, der damals Bombardierlieutenant war, begleitet, mit einigen Bataillonen die Newa hinab, um den Fluß zu recognosciren und um, wenn etwa schwedische Schiffe der Schanze von der See aus zu Hilfe kommen wollten, dies zu verhindern. Das Bombardement auf die Schanze begann am letzten Tage des April und am 1. Mai capitulirten die Schweden. Am 7. Mai sicherte der Zar diese Eroberung durch die Wegnahme einiger schwedischen Schiffe, die sich an der Mündung der Newa gezeigt hatten (an der Stelle von Katharinenhof, wie oben erwähnt), womit er zugleich den ersten Seesieg erfocht. In diesen Tagen, wo er das dortige Terrain auf das Gründlichste kennen gelernt hatte, gedieh sein Entschluß, daselbst eine Stadt zu gründen, welche die Hauptstadt und erste Handelsstadt des Reiches werden sollte, zur Reife. Ihn schreckte nicht der jedem Anbau augenscheinlich unzugängliche Boden, nicht daß das Land ein eben erobertes, noch nicht durch einen Frieden abgetretenes war. Nach reiflicher Überlegung wurde nicht die Stelle des alten Nyen, als von dem Ausflusse der Newa zu entfernt, sondern weiter unterhalb die kleine Insel am rechten Ufer der großen Newa, welche durch einen schmalen Kanal von der eigentlichen Petersburgischen Insel getrennt wird, zur Befestigung und zur ersten Anlage der neuen Schöpfung auserſehen. Die Stadt selbst sollte sich dann auf den übrigen Inseln des Newa-Delta's ausbreiten. Namentlich lag in dem ersten Plane Peter's, bei dem ihm besonders Amsterdam vorgeschwebt hat, nicht die Bebauung des linken Newaufers, auf dem jetzt grade der größte und bedeutendste Theil der Stadt liegt. Am 16. (27.) Mai 1703 wurde auf der erwähnten Insel, auf welcher damals ein Paar elende Hütten standen, mit einem Erdwalle der Grund zu der Festung und damit zu der neuen Stadt gelegt. Jedes Verweilen bei den Einzelheiten des Baues macht denselben nur noch bewundernswerther. Der Boden der Insel mußte erst erhöht werden; dazu fehlte es an Arbeitern, und als diese aus allen Theilen des Reichs, selbst von den Ufern des Don und der Wolga, an 40,000 betragend, herbeigeschafft waren, worunter auch viele schwedische Gefangene, mangelte Obdach für dieselben, mangelten Nahrungsmittel und Handwerkszeug. Die Erde wurde zum Theil mit den Händen zusammengescharrt und in Säcken, wozu man Matten oder auch die eignen Kleidungsstücke nahm, transportirt. In kurzer Zeit sollen dieser Arbeit an 100,000 erlegen sein. Indessen war in vier Monaten der Bau der Festung, d. h. so wie sie damals bestand, aus hölzernen Gebäuden und Erdwällen, völlig beendet. Mitten durch dieselbe führte, damit es nie an Wasser mangelte, ein Kanal. An diesem standen im Innern der Festung zwei Reihen Häuser, mit Rasen oder mit finnischen Schindeln, d. h. mit Birkenrinde, gedeckt, worunter die Hauptcanzlei, das Senatsgebäude, das Haus des Commandanten und eine hölzerne Kirche (die erste Gestalt der Peter-Paulskirche), die wie gelber Marmor angestrichen war und einen zierlichen spitzigen Thurm nach holländischer Manier hatte. Im J. 1704 kam dazu noch eine hölzerne Lutherische Kirche. Peter benannte Festung und Stadt nach dem Apostel St. Petersburg. Auf dem hölzernen Festungsthor stand, ebenfalls von Holz, eine Statue dieses Apostels mit zwei großen Schlüsseln in der Hand. Von der Stadt stand damals noch nichts als auf der Petersburgischen Insel das oben beschriebene Haus Peter's I., ein größeres, worin Menschikow wohnte, und die Hütten der Arbeiter. Das sogenannte Kronwerk wurde erst zwei Jahre nach der Festung angelegt. Wie letztere allmälig ihre jetzige Gestalt erhielt, ist schon bei der Beschreibung der Stadt erzählt.

Die Bewohner für die Stadt fanden sich theils auf dem natürlichen Wege, theils mußte der neuen Schöpfung, künstlich wie sie war, auch künstliches Leben eingehaucht werden. Zu der Bevölkerung der ersten Art gehören die Schweden, Finnen, Ehsten und Liven, welche sich aus den während des Kriegs verbrannten Städten und Dörfern hierher flüchteten, wo sie als Handlanger, Tagelöhner ꝛc. ihren Unterhalt fanden, ferner die Russen, Tataren und andere russische Unterthanen, welche zur Arbeit hierher beordert waren und nicht in ihre Heimath wieder zurückkehrten, ferner das Hofpersonal mit zahlreicher Dienerschaft, und, sobald das Leben hier erst zu pulsiren anfing, auch eine Menge Kaufleute und Krämer, namentlich aus Nowgorod. Die Einwohnerschaft war daher gleich Anfangs sehr gemischt, sowol nach Nationen, als nach Sprachen und Religionen. Es bildete sich sehr bald eine eigne Lutherische und eine eigne reformirte Gemeinde. Die außerordentlichen Maßregeln dagegen, durch welche Peter in den natürlichen Fortgang der Entwicklung seiner Stadt eingriff, sind am besten aus den darauf bezüglichen Ukasen ersichtlich. Es sind folgende: ein Befehl vom 4. April 1714, daß alle Häuser auf der Petersburgischen und der Admiralitätsseite von Stein oder Fachwerk gebaut, mit Ziegeln bedeckt, mit ordentlichen Öfen versehen und zwei Stock hoch sein sollten. Die berüchtigte Verordnung vom 3. Juli deff. J., daß eine bestimmte

schiffe einfanden und damit einen Handel auf dem baltischen Meere begründeten. Im J. 1718 hatte Petersburg indessen bereits einen Theil des Handels von Archangel an sich gerissen, und that dies noch mehr, als der Kaiser, der auf jede Weise Petersburg zum Stapelplatz der russischen Waaren umzuschaffen suchte, 1722 ausdrücklich nur den Transport solcher Waaren nach Archangel erlaubte, die in dem dortigen Gouvernement gewonnen. Er selbst war dabei der größte Kaufmann und handelte, nach den Monopolien, die damals die Krone inne hatte, besonders mit Potasche, Weidasche, Fischleim und Theer. Doch hat er nicht vermocht, den Russen den Geist des Activhandels einzuflößen, der ihnen ja bis auf die heutige Stunde fremd geblieben ist. Jene für Archangel so nachtheilige Bestimmung hob später Katharina I. auf, freilich als der Zweck erreicht war und es Petersburg wenig mehr schaden konnte. Die erste polizeiliche Eintheilung der Stadt war in: Petersburgische Insel, Admiralitätsinsel, moskauische Seite (nicht der heutige moskauische Stadttheil, sondern die Jamskaja), wiburgische Seite und Wasili-Ostrow.

Die Regierungen der folgenden Kaiser und Kaiserinnen wollen wir nun in der Art durchlaufen, daß wir das schon aus der Beschreibung der Stadt näher Bekannte kurz zusammenfassen. Unter Katharina I. (1725—1727) wurde die Akademie der Wissenschaften eröffnet. Unter Peter II. (1727—1730) wurde die frühere Lutherische Peterskirche im Newskiprospect und die Andreaskirche auf Wasili-Ostrow gebaut. Die Regierungszeit von Anna (1730—1740) sah einige Kirchen und Kasernen erstehen, namentlich wurden mehre der bisher hölzernen neu von Stein aufgeführt. Überhaupt wurden viele steinerne Gebäude errichtet, besonders nach zwei großen Feuersbrünsten, die 1736—1737 einen Theil der Stadt in Asche gelegt hatten. Ein aus dem Senate niedergesetztes Comité sorgte zugleich für die Herstellung einer größern Regelmäßigkeit. Ferner wurde die Börse von der Petersburgischen Insel nach Wasili-Ostrow versetzt. Damals sah auch Petersburg zum ersten Mal eine große fremde Gesandtschaft bei sich, nämlich eine persische des Schah Abbas, welche 1734 ankam und längere Zeit verweilte. Endlich gehört in diese Regierungszeit auch der Eispalast, den Anna zur Feier der überhaupt durch bizarre Ceremonien ausgezeichneten Hochzeit eines ihrer Hofnarren, der aus fürstlichem Geschlecht war, im Januar 1740 auf der Newa erbauen ließ. Er war aus Eisquadern zusammengefügt, 56 Fuß lang, 18 Fuß breit und 21 Fuß hoch. Die Wände hatten eine Dicke von 3 Fuß. Von Außen und Innen waren geschmackvolle Verzierungen angebracht, und diese wie auch die Meubles alle von Eis, was besonders beleuchtet einen wunderbaren Eindruck machte. Vor dem Hause stand ein Elephant von Eis und inwendig hohl, am Eingange zwei desgleichen Delphine und um dasselbe lief ein zierlich ebendaraus gearbeitetes Gitter. Noch standen vor dem Hause sechs sechspfündige Kanonen und zwei Mörser von Eis. Aus einer der Erstern ward zur Probe eine eiserne Kugel mit ¼ Pfund Pulver geschossen. Die Kugel schlug 60 Schritte von der Kanone durch ein zwei Zoll dickes Bret und die Eiskanone mit ihrer Lafette blieb unversehrt. Dieses originelle Bauwerk blieb, bei dem damaligen strengen Winter bis zum März stehen [44]).

Aus der kurzen Regierungszeit Iwan's III. ist nur eine abermalige persische Gesandtschaft zu erwähnen, die Kuli Chan, der nachmalige Schach Nadir, abschickte. Sie war überaus glänzend, bestand aus mehr als 2000 Personen und führte auch 12, nach andern Nachrichten gar 14 Elephanten. Unter Elisabeth (1741—1761) fällt die Erbauung des Smolnoiklosters, der preobraschenskischen Kirche, der Nicolaikirche, des Anitschkowschen Palastes, des Winterpalastes, die theilweise Aufführung des Kaufhofes (Gostinnoi-Dwor) von Stein und die Anlegung der Porzellanfabrik. Nach der schnellen Entthronung Peter's III. folgte Katharina die Große (1762—1796), deren lange und glorreiche Regierung einen besondern Glanzpunkt in der Verschönerung ihrer Hauptstadt findet. Unter ihr erst nahm Petersburg den Charakter einer durchweg schönen Stadt an. Wir erinnern an die Anlegung der Quais, die Akademie der Künste, das Findelhaus, die Grundlegung zur marmornen Isaakskirche, die Unterwölbung der Hauptstraßen, die Balustrade des Sommergartens, das Standbild Peter's des Großen, das Marmorpalais, den taurischen Palast, das neue Gebäude der Akademie der Wissenschaften, das steinerne Theater, den Kaufhof, die Wechselbank, die Eremitage, das Hoftheater, das Posthaus, und die kaiserliche Bibliothek. Am Ende ihrer Regierung zählte man 225—230,000 Einwohner und 4000 Häuser. Der Stadttheile waren, nach der Polizeiordnung von 1782, zehn. Die Verbesserung der Polizei ließ sich die Kaiserin ganz besonders angelegen sein. Auch erhielt unter ihr Petersburg mehre Besuche von fürstlichen Personen, des Prinzen Heinrich von Preußen (1769), des Königs Gustav III. von Schweden (1773), des Kaisers Joseph II. und des Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. (1780), endlich des französischen Prinzen, Grafen von Artois (1793). Während der Regierung Paul's I. (1796—1801) geschah, für die Kürze derselben, recht viel zur Verschönerung der Stadt, durch die Erbauung vieler Kasernen und Exercirhäuser, die Errichtung des Romanzowschen Obelisks, die Erbauung des alten Michailowschen Palastes mit der Reiterstatue Peter's des Großen davor, des Rathhauses, die Einfassung der Moika mit Granit und die Anpflanzung der Lindenalleen im Newski-Prospect. Unter Alexander I. (1801—1825) erlebte Petersburg sein glänzendstes Fest, das es bisher gefeiert, sein erstes Säcularfest am 16. (28.) Mai 1803. Die Feier war theils kirchlich, theils militairisch. Dazu kam eine prachtvolle Illumination, deren Glanzpunkt die Balustrade des Sommergartens war, und Volkslustbarkeiten. Auch legte der Kaiser ein Capital von 1000 Rubel auf Zins von Zins nieder zur Bestreitung der Ko-

44) s. Georg Wolfgang Krafft, Wahrhafte und umständliche Beschreibung und Abbildung des im Monat Januarius 1740 in St. Petersburg aufgerichteten merkwürdigen Hauses von Eis mit dem in demselben befindlichen Hausgeräthe rc. (St. Petersburg 1741. 4.) Mit sechs Kupfertafeln.

den Prinzen Friedrich und Christian von Hessen-Darmstadt. Seine fürstlichen Zöglinge begleitete Petersen im J. 1774 nach Strasburg. Nach der Rückkehr von dieser Reise erhielt er (1775) die Stelle eines Hofdiakon in Darmstadt. Nach J. L. Muhl's Tode (1787) ward er zum Hofprediger, Consistorialassessor und Definitor ernannt, und ihm zugleich der Religionsunterricht des Prinzen Georg und der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt übertragen. Von dem Landgrafen Ludwig X. empfing er 1790 den Charakter eines Consistorialrathes, 1803 eines Kirchenraths und 1806 eines Superintendenten.

Petersen starb den 14. Dec. 1816. Als theologischer Schriftsteller ward er vorzüglich bekannt durch einige Predigtsammlungen, in denen er, seiner amtlichen Stellung gemäß, vorzugsweise die religiöse Bildung von Hofleuten und Staatsdienern berücksichtigen zu müssen glaubte [6]. Zu der von Schulze in Gießen herausgegebenen Bibliothek der vorzüglichsten englischen Predigten lieferte er Übersetzungen nach Lardner, Secker, Enfield u. a. britischen Kanzelrednern. Die frankfurter, erfurter und gothaischen gelehrten Zeitungen enthalten mehre Recensionen von Petersen, namentlich in den Jahren 1772—1776 [7].

4) Heinrich Anton, geboren 1743 zu Holzminden, widmete sich dem Studium der Theologie, ward Collaborator an der Klosterschule seiner Vaterstadt und 1777 Prior und Rector jener Lehranstalt. Im J. 1785 erhielt Petersen das Directorium des Klosters Amelunxborn. Das Jahr 1790 führte ihn nach Wolfenbüttel, wo er zum wirklichen Consistorialrath und 1793 zum Generalsuperintendenten und Ephorus der dortigen großen Schule ernannt ward. Er starb am 25. Aug. 1798. Außer einigen Predigten, in der fürstlichen Schloßkirche zu Bevern gehalten (Höxter 1772), ließ Petersen einzelne Programme über das Schulwesen drucken, um das er sich große Verdienste erwarb. Dahin gehören seine vollständige Nachricht von der jetzigen innern und äußern Verfassung der herzoglichen Kloster- und Stadtschule zu Holzminden an der Weser. (Holzminden 1777. 4.) Von einigen neuen Verbesserungen dieser Schule. (Ebd. 1780. 4.) Sendschreiben an einen Schulfreund. (Ebend. 1780. 4.) Sendschreiben über einige dieser Schule gemachte Vorwürfe (Ebd. 1781. 4.) ꝛc. [8].

5) Johann Christian, geboren den 24. April 1750 zu Rostock, verdankte den Lehranstalten seiner Vaterstadt den ersten Unterricht. Seine seltenen Geistesanlagen wurden unterstützt durch einen rastlosen Fleiß, der ihn spornte, hinter keinem seiner Mitschüler zurückzubleiben in seiner wissenschaftlichen Bildung. Er besaß schätzbare Vorkenntnisse, als er, dem Studium der Theologie sich widmend, seine akademische Laufbahn in Rostock eröffnete. Nach beendigten Studien erhielt er 1774 die Stelle eines Diakonus an der Jacobskirche zu Rostock. Als ein beliebter Kanzelredner zeigte er sich seitdem in mehren Predigten, unter andern auch in einer Rede, die er bei der Einweihung eines neuen Altars der Jacobskirche hielt [9]. Sein wohlwollender Charakter ließ ihn stets in freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen Amtsbrüdern leben. Aber nicht blos ihr zeitliches Wohl, auch die Würde des geistlichen Standes, von der er einen hohen Begriff hatte, berücksichtigte Petersen in seinen „Gedanken über die Abschaffung der zufälligen Einkünfte der Geistlichen [10].“

Sein längst gehegter Wunsch, ein akademisches Lehramt zu begleiten, ging in Erfüllung, als er 1796 Professor der Theologie in Rostock ward. Zwei Jahre später erhielt er zugleich das Archidiakonat an der Jacobskirche. Neben seinen Berufsarbeiten beschäftigte ihn vorzüglich die Sorge für die Armen, zu deren Unterstützung er öffentlich in einer Predigt auffoderte [11]. Die Trauer war daher fast allgemein, als er den 12. Oct. 1806 seine irdische Laufbahn beschloß. In den Predigten, welche J. C. W. Dahl aus Petersen's literarischem Nachlasse drucken ließ [12], herrscht ein echt praktischer Geist, edle Popularität und Simplicität des Ausdrucks [13].

6) Johann Friedrich Hartwich, geboren am 8. Juli 1778 zu Seefeld, einem Dorfe unweit Eutin im Holsteinischen, der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, ward durch Privatlehrer unterrichtet und trat dann in das Gymnasium zu Eutin, das damals unter der Leitung des Dichters Johann Heinrich Voß stand. Neigung und Talent zur Mathematik und zum Zeichnen bestimmten ihn, sich dem Baufache zu widmen. Er erlernte praktisch die Mühlenbau- und Zimmermannskunst, und ward in beiden Fächern, im ersten 1796, im zweiten 1798, als Geselle zunftmäßig freigesprochen. Nachdem er auf der Universität Königsberg in Preußen einige Collegien gehört, ging er auf Anrathen des nachherigen Oberlandesbaudirectors Eytelwein nach Berlin, wo er im Februar 1802 das Examen als Feldmesser und im April desselben Jahres auch

6) Sammlung einiger (sieben) Predigten, in der Hofkapelle zu *** (Darmstadt) gehalten. (Halle 1781.) Vergl. halle'sche gel. Zeitung. 1781. St. 101. Erlanger gel. Anzeigen. 1782. St. 1. Frankf. gel. Zeit. 1782. Nr. 14. Göttinger gel. Anz. 1782 St. 12. Jenaische gel. Zeit. 1782. St. 25. Zweite Sammlung einiger (acht) Predigten, in der Hofcapelle zu *** (Darmstadt) gehalten. (Halle 1784.) Vergl. halle'sche gel. Zeit. 1784. St. 33. Frankf. gel. Zeit. 1784. Nr. 44. Göttinger gel. Anz. 1784. St. 133. Allgem. teutsche Bibliothek. 60. Bd. S. 361 fg. Predigten (sieben) für unser Jahrzehend. (Halle 1785.) Vergl. göttinger gel. Anzeigen. 1785. St. 194. Jenaische gel. Zeit. 1785. St. 96. Halle'sche gel. Zeit. 1785. St. 78. Döderlein's theol. Biblioth. 3. Bd. St. 10. S. 785 fg. Supplem. zur allgem. Literaturzeitung. 1786. Nr. 24. Sammlung einiger Predigten, vornehmlich in Rücksicht auf Hofleute und Diener des Staats. (Leipzig 1787.) Vergl. göttinger gel. Anzeigen. 1787. St. 204. Frankf. gel. Anzeigen. 1788. Nr. 60. Allgem. Literaturzeitung. 1788. Nr. 51. Journal für Prediger. 20. Bd. St. 2. Alle diese Sammlungen, mit Ausnahme der letzten, erschienen anonym. 7) Vergl. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 309 fg. 16. Bd. S. 350. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 6. Bd. S. 62 fg. 15. Bd. S. 24. 19. Bd. S. 96.

8) Vergl. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 10. Bd. S. 332. 9) Rostock 1783. 4. 10) Ebend. 1785. 11) Über Gott wohlgefällige Opfer, wodurch Christen dem Bilde ihres Erlösers ähnlich werden. (Ebend. 1803.) 12) Ebend. 1808. 13) Vergl. J. C. W. Dahl's Vorrede zu Petersen's Predigten. (Rostock 1808.) J. B. Krey's Andenken an die rostockischen Gelehrten. St. 6. S. 9 fg. Anhang. S. 54. Journal für Prediger. 54. Bd. S. 476 fg. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 7. Bd. S. 215 fg. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 15. Bd. S. 24. 16. Bd. S. 369.

als Bauconducteur rühmlich bestand. Einen wohlwollenden Gönner fand er in Berlin an dem geheimen Staatsminister Freiherrn von Schrötter. Er ward bei den Wasserbauten in Ostpreußen und 1803 als Hafenbauinspector in Pillau angestellt. Auf Kosten des Staats reiste er zu Anfange des Jahres 1804 durch Holland und die Rheingegenden, um sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Seine erweiterten Kenntnisse zeigte Petersen bei dem höchst wichtigen Bau eines Leuchtthurmes in Pillau. Sehr verdient machte er sich auch um das Gemeinwohl und die Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen durch Baumanpflanzungen, unter andern auf dem sogenannten Wehrdamme, den die Russen am Hafen zu Pillau angelegt. Als Rathsmitglied war Petersen besonders für das Schulwesen thätig, und scheute kein Opfer, die Stadtschule zu dem Range einer höhern Bürgerschule zu erheben. In den Kriegsjahren 1806 und 1807 suchte er die Drangsale der Stadt Pillau möglichst zu erleichtern. Er war damals zum Chef der Landsturm-Jägercompagnie ernannt worden. Wesentlich verbessert ward unter seiner Leitung die Einfahrt des pillauer Hafens durch eine Steinwand, und der Hafen selbst durch Pfahlwerk befestigt, auf ähnliche Weise auch die Spitze der sogenannten frischen Nehrung gegen einen Angriff von der Seeseite. Zugleich leitete er mit Umsicht die Dünenanpflanzungen auf der Nehrung. Sein Talent und Eifer fanden gerechte Anerkennung. Im J. 1825 ward Petersen zum Regierungs- und Baurath in Danzig ernannt, und 1826 von Friedrich Wilhelm III. in diesem Posten bestätigt, den er mit rastloser Thätigkeit bis an das Ende seines Lebens bekleidete. Sich selbst setzte er ein dauerndes Denkmal durch die Anlegung der berühmten Steinmolen in dem Hafen zu Neufahrwasser, durch mehre Ufer- und Strombauten längs der Weichsel und Nogat, durch die Einrichtung der bischöflichen Residenz zu Pelplin, das neue Postetablissement in Danzig und durch mehre bedeutende Chausseen, die unter seiner Leitung angelegt worden. Nach der Rückkehr von einer Dienstreise starb er an den Folgen eines Schlagflusses den 2. Oct. 1834, allgemein geschätzt und geliebt von seinen Untergebenen. Biedersinn, Redlichkeit und Wohlwollen waren Grundzüge seines Charakters. Eifrig beförderte er das Nützliche und Gute, und war ein treuer Freund, ein redlicher Gatte und zärtlich sorgender Vater.

7) **Johann Wilhelm**, war den 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren, wohin sein in Lübeck ansässiger Vater, des Friedensgeschäftes wegen, gesandt worden war. Bald nachher kehrten die Ältern wieder nach Lübeck zurück. Den dortigen Lehranstalten verdankte Petersen den ersten Unterricht. Neben den raschen Fortschritten in der Kenntniß der ältern Sprachen entwickelten sich seine poetischen Anlagen. Er war noch sehr jung, als er mit einigen gelungenen Versen hervorzutreten wagte. Auf der Universität Gießen, die er 1669 bezog, widmete er sich aus Neigung der Theologie. Im J. 1671 ging er nach Rostock und ward ein Jahr später Adjunct der dortigen philosophischen Facultät, nachdem er von Gießen aus, während seiner Abwesenheit, die Magisterwürde erhalten. Nach Gießen begab er sich wieder nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rostock und trat als akademischer Docent auf. Der Wunsch, Spener's persönliche Bekanntschaft zu machen, führte ihn nach Frankfurt a. M., wo er sich in dem Umgange jenes, für die Beförderung christlicher Gesinnungen und Tugenden, besonders durch seine Collegia pietatis, unermüdet thätigen Mannes sehr wohl gefiel. Kaum wieder nach Gießen zurückgekehrt, begab er sich zu seinem Vater nach Lübeck.

Dort traf ihn das Schicksal, von einigen Jesuiten dem teutschen Kaiser verdächtig gemacht und als Pasquillant verklagt zu werden wegen einer damals herausgegebenen Schrift. Vor weitern Verfolgungen der Jesuiten glaubte er gesichert zu sein, seit er Professor der Poesie in Rostock geworden war. Er hatte dies Lehramt im J. 1676 erhalten [14]). Haß und Verfolgung bereiteten ihm indessen manche trübe Stunden, und selbst in Hanover, wo er seit dem Ende des Jahrs 1676 eine Predigerstelle an der St. Ägidienkirche bekleidete, erreichten ihn die weit verzweigten Umtriebe seiner Gegner. Doch schützte ihn der zur katholischen Religion übergetretene Herzog Johann Friedrich.

Im J. 1678 ging Petersen als Hofprediger und Superintendent des Bisthums Lübeck nach Eutin. Auf einer damaligen Reise lernte er 1680 zu Frankfurt a. M. ein adeliges Fräulein kennen. Noch in dem genannten Jahre ward Johanna Eleonore v. Merlau seine Gattin [15]). Er reiste mit ihr durch Holland nach Eutin zurück. Im J. 1686 ward Petersen Doctor der Theologie und 1688 Superintendent zu Lüneburg. Glücklich waren die neuen Verhältnisse nicht, in die er getreten. Er gerieth in manche Irrungen mit seinen Amtscollegen, besonders seit er seine chiliastischen Meinungen öffentlich bekannt und sie mündlich und schriftlich in Schutz genommen [16]). Die schwärmerischen Phantasiegebilde des Fräuleins Rosamunde Juliane von Asseburg, mit der er um diese Zeit (1691) bekannt geworden war, vertheidigte er als göttliche Offenbarungen. Auch er selbst und seine Frau behaupteten, außerordentliche Winke einer höhern Vorsehung erhalten zu haben. Petersen gerieth durch diese Behauptungen in mehre literarische Fehden, nicht blos mit den lüneburger Theologen, sondern auch mit mehren auswärtigen Gottesgelehrten zu Hamburg, Lübeck, Greifswalde u. a. O. Das Consistorium zu Celle mischte sich in diesen Streit, und da Petersen sich nicht belehren lassen wollte, ward er nach eingeholtem Gutachten der theologischen Facultät zu Helmstedt im J. 1692 seines Amtes entsetzt, mit der Weisung, das lüneburgische Gebiet innerhalb vier Wochen zu räumen.

---

14) s. seine im J. 1717 ohne Angabe des Druckorts erschienene Selbstbiographie. S. 27. Sein Lehramt eröffnete Petersen mit einer Rede, de christiano poeta, betitelt. 15) Ihr Leben von ihr selbst beschrieben, erschien, auf Kosten einiger Freunde gedruckt, im J. 1718, und fand so großen Absatz, daß bereits 1719 eine neue Auflage veranstaltet werden konnte. Eine Biographie jener merkwürdigen Frau findet man in dem Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen. (Leipzig 1812.) 16) Vergl. die Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen. 1750. S. 30 fg. [Vergl. auch den Art. Apokatastasis in dieser Encyklopädie. Red.]

(1814. Nr. 19.) Auszug aus der Reisebeschreibung eines Capuciner-Generals. (1814. Nr. 30.) Wie bewirtheten zu Ende des neunten Jahrhunderts teutsche Bischöfe einander? (1814. Nr. 40. 51.) Zusätze zu Campe's Wörterbuch. (1814. Nr. 87. 90.) Kriegsschicksale der Stadt Paris. (1814. Nr. 150.) Allerlei über Narren, Verrückte und Irrenhäuser. (1814. Nr. 165—166.) Beiträge zur Lebensgeschichte Wieland's. (1816. Nr. 16—19.) Mannichfache teutsche Benennungen des Schrankenspiels auf dem Wasser. Außerdem viele kleinere Aufsätze in den Jahrgängen des Morgenblattes vom Jahre 1808—1815 [31]).

9) Peter Nicolaus, geboren am 2. Sept. 1761 zu Bederkesa im Herzogthume Bremen, der Sohn eines Orgelbauers, kam in seinem eilften Lebensjahre nach Hamburg, wo sein Vater, nach manchen widrigen Schicksalen, sich eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen hoffte. Petersen, der seit früher Jugend Neigung und Talent zur Musik gezeigt, wanderte dort mit einer Flöte von Thür zu Thür, und nahm auf diese Weise die Milde der Menschen in Anspruch. Das so gewonnene Geld brachte er seinem verarmten Vater. Unter solchen Verhältnissen blieb er hinsichtlich seiner Ausbildung als Mensch und Künstler völlig sich selbst überlassen. Ohne Unterricht in der Musik verhalfen ihm seine Naturanlagen zu einer Art von Meisterschaft auf seinem Instrument. Durch fremde Musiker, die Hamburg besuchten, belehrte er sich über die Mechanik der Flöte und über die Musik im Allgemeinen. Er war schon zum Jünglinge herangewachsen, als sein kümmerlicher Erwerb ihn nöthigte, Dienste zu nehmen bei dem Hautboistencorps der hamburger Stadtmiliz. Rastlos bewegte ihn die Idee, sich zu vervollkommnen in seiner Kunst. Die wenigen Thaler, die er sich nach längerer Zeit erübrigt, verwandte er, um sich durch einen in Hamburg ansässigen Musiker unterrichten zu lassen. Dieser Unterricht dauerte jedoch nicht lange, und war auch nicht sehr gründlich. Es scheint außer Zweifel, daß Petersen die musikalische Höhe, zu der er sich späterhin emporschwang, durch sich selbst erreicht. Wie sein eignes Genie sich die Bahn gebrochen, zeigt seine zu Hamburg erschienene Flötenschule, die mehre Auflagen erlebte. Das Werk ist nach einer ganz eigenthümlichen Methode abgefaßt. Auch die von ihm selbst erfundenen Klappen und Auszüge, die er an seiner Flöte anbrachte und sie bis zu seinem Tode rastlos zu verbessern und zu vervollkommnen suchte, sind Beweise der Vertrautheit mit seinem Instrument und der Vorliebe für dasselbe. Sein Flötenspiel hatte ihm, als er noch bei der Stadtmiliz angestellt war, manchen Gönner und eine wirkliche Celebrität erworben. Oft ward er von fremden Virtuosen, die Hamburg besuchten, eingeladen, in ihren Concerten zu blasen. In den Jahren 1790 und 1791 trat er zum ersten Mal öffentlich auf und erntete allgemeinen Beifall. Seitdem stieg sein Künstlerruf in solchem Grade, daß selten ein Concert ohne seine Mitwirkung gehalten ward. Zahlreiche Schüler suchten seinen Unterricht, und allgemeine Anerkennung seines Talents ward ihm zu Theil in dem Concert, das er alljährlich gab, bis ihn körperliche Schwäche daran verhinderte. In den letzten Jahren seines Lebens nahm eine Augenschwäche, an der er schon lange gelitten, so bedeutend zu, daß ihm die Sehkraft des einen Auges gänzlich geraubt, und das Notenlesen ihm fast unmöglich war. Er starb am 19. Aug. 1830.

In seiner Blüthenzeit war er ausgezeichnet in seiner Kunst, besonders im Vortrage des Adagio. Fast 36 Jahre war er ein Liebling des hamburger Publicums und rastlos bemüht, sich als Künstler zu vervollkommnen. Auch als Mensch und Familienvater war er allgemein geachtet. Von dem Ertrage seiner Kunst unterstützte er freigebig Verwandte und Fremde, vorzüglich aber jedes aufkeimende musikalische Talent mit seltener Uneigennützigkeit. Sein Charakter war streng rechtlich, und selbst in den letzten Jahren seines Lebens verließ ihn, unter dem Drucke körperlicher Leiden, selten die harmlose Jovialität, die ihn zu einem angenehmen Gesellschafter machte [32]).

10) Philipp Heinrich Gerhard, geboren am 6. April 1749 zu Bergzabern, widmete sich zu Göttingen und Strasburg dem Studium der Arzneikunde. Durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. sistens casus ischuriae, ex materia podagrica ad vesicam dilatata. (Argentor. 1772. 4.) erwarb er sich zu Strasburg den Grad eines Doctors der Medicin. Er ward hierauf Stadt- und Amtsphysikus in Cassel und 1780 herzogl. zweibrückischer wirklicher Hofmedicus und Stadt- und Amtsphysikus zu Hornburg im Westrich. Dort starb er am 13. April 1794. Außer mehren Aufsätzen in Baldinger's Magazin für Ärzte, einzelnen Recensionen und Dissertationen in anderer Namen geschrieben, übersetzte er aus dem Französischen: Philipp Alexander Bacher's, der Arzneiwissenschaft Doctors von der medicinischen Facultät zu Paris, Untersuchungen über die langwierigen Krankheiten, besonders über die verschiedenen Arten der Wassersuchten und ihre Heilart. (Berlin und Stettin 1776.) Er erhöhte den Werth dieses Buch durch hinzugefügte Anmerkungen [33]). (*Heinrich Döring.*)

Petersfall (St.), s. Peters (St.)

PETERSFIELD, Stadt mit einer eigenen Gerichtsbarkeit, liegt 55 Miles südwestlich von London entfernt, am Odon, und gehört zum Hundred Finchdean der englischen Grafschaft Southhampton (Hamt oder Hampshire). Die Stadt besitzt nur eine Chapel of ease, bei welcher eine von William Jeliffe verfertigte Reiterstatue König Wilhelm's III. steht, und ein Findelhaus. Die Einwohner unterhalten jeden Donnerstag einen Wochenmarkt und jährlich zwei Jahrmärkte, auf welchen ein starker Viehhandel betrieben wird, leben jedoch hauptsächlich von den von London nach Portsmouth Reisenden. Die kleinen Sitzungen werden hier gehalten *).

31) Vergl. W. Haug's gel. Würtemberg. (Stuttgart 1790.) S. 140. Meusel's gel. Teutschland. 6. B. S. 64. 10. Bd. S. 406. 15. Bd. S. 25. 19. Bd. S. 96.

32) s. den neuen Nekrolog der Teutschen. 8. Jahrg. 2. Th. S. 626 fg. 33) Vergl. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 335.

*) Zwei Meilen südlich von Petersfield liegt Mapledurham,

Geschichte. Obgleich Petersfield in kirchlicher Hinsicht nur eine Kaplanei von Buriton ist, gehört es doch zu den älteren Marktstädten und Boroughs des Landes. Die erste Incorporationscharte erhielt die Stadt von der Königin Elisabeth, welche die Verwaltung derselben einem Mayor und der Commune übergab, und diese berechtigte, zwei Deputirte in das Parlament zu senden. Das Wahlrecht besitzen nach einem Parlamentbeschlusse von 1727 die Freeholders (Freihalter, freien Besitzer) von Ländereien, oder Wohnhäusern oder Fleischscharren oder von Wohnhäusern und Fleischscharren, welche auf alten Baustellen errichtet sind. Die Zahl der Stimmen beläuft sich auf 180 und der Mayor hat dieselben zu zählen. Früher jedoch als die Incorporirung Petersfields erfolgte, wird dieses im 35. Regierungsjahre Eduard's I. und unter Eduard VI. erwähnt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petersfort (St.), s. Peters (St.).

Petersgericht, s. Petergericht.

Petersgerste (St.), s. Hordeum Zeocrithon.

PETERSGROSCHEN, PETERPENNY, Denarius oder Eleemosyna Sti Petri, Romescot (Römerschoß), Romepenny, Heartpenny (Herdpenny), sind Bezeichnungen, welche im weitern Sinne soviel heißen, wie eine dem Papste zu entrichtende Abgabe. Diese wurde von Inas, Könige des angelsächsischen Reichs Wessex, im J. 725 n. Chr. Geb., als er im 39. Jahre seiner Regierung nach Rom wallfahrtete, in der Absicht gestiftet, daß davon eine Herberge mit Kirche und Schule unter dem Titel eines Collegiums für die zu Rom studirenden Engländer und die dorthin kommenden englischen Pilger errichtet, auch die zu dieser Anstalt gehörigen Gebäude, desgleichen die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten werden sollten. Der König Offa von Mercia, dessen Regierungszeit mit dem Jahre 758 n. Chr. Geb. anhebt, ordnete diese Abgabe in seinem Reiche gleichfalls an, und König Ethelwolf, welcher im J. 837 den Thron von England bestieg, dehnte sie im J. 854 auf ganz England dahin aus, daß mit einziger Ausnahme des ohnedies sehr privilegirten Klosters St. Alban in der Diöces Hereford, Niemand, selbst der König und die Geistlichkeit nicht, von dieser Steuer befreit blieb, deren Beitreibung von dem Petri-Paulifeste (am 29. Juni) an bis zum Tage Petri-Kettenfeier (am 1. August) erfolgte. Da diese Abgabe sich zugleich auf die Haushaltungen bezog, so hieß sie auch Heartpenny. Im J. 964 wurde die Entrichtung des Petersgroschens vom Könige Edgar mittels eines strengen Gesetzes bestätigt, welches der vom Jahre 1042—1066 regierende letzte angelsächsische König von England, Eduard der Bekenner, dahin ausdehnte, daß nunmehr jeder Unterthan, der wenigstens 30 Groschen in seinem Vermögen hätte, davon einen Petersgroschen abgeben solle, unter der Verwarnung, daß er im ersten Contraventionsfalle 30 Petersgroschen dem Papste und außerdem dem Könige 120 Solidos als Buße erlegen müsse, daß ein solcher bei wiederholter Säumniß wiederum die Schuld mit 30 Petersgroschen für den Papst und 200 Solidis für den König zu büßen, und bei der zum dritten Male eintretenden Verabsäumung in Entrichtung dieser Steuer zu gewärtigen habe, daß er mit Verlust seines ganzen Vermögens bestraft werden würde. Ja, sogar mit dem Kirchenbanne wurde wider die Saumseligen oder Widerspenstigen verfahren. So artete denn diese früherhin nur freiwillige, und deshalb von den Engländern mit Eleemosyna (Almosen) bezeichnete Abgabe, factisch in einen dem Papste zu gewährenden wirklichen Tribut aus, welcher überdies dem frühern Zwecke entgegen, nicht einmal lediglich zur Unterhaltung des für die in Rom studirenden Engländer errichteten Collegiums und zur Unterhaltung der betreffenden Gebäude verwendet wurde, indem der Casse des Papstes die Hälfte dieses Tributs unter dem Titel eines Oberaufsehers jenes Instituts zufloß. Da nun Sr. Heiligkeit hinterbracht worden war, daß die in jeder Diöces Englands angestellten Archidiakonen, welche die Romepence zu erheben und einzusenden hatten, hiervon auch für sich zurückbehielten, so wurden nunmehr von Rom aus eigene Einnehmer zur Beitreibung dieses Tributs, unter Andern die berühmten Gelehrten Johann Darlington und Polydorus Vergilius, nach England beordert. Man hat ausgerechnet, daß in jenen Zeiten 1 Pfund Silber 48 Solidi oder Dickpfennige, 1 Solidus wieder 5 Denare oder Groschen, also das ganze Pfund 240 Stück solcher Groschen gewogen habe. Da nun aber unter des Königs von England Heinrich VIII. Regierung 45 Petersgroschen 2 Loth Silber ausgemacht und das Pfund 12 Unzen gehalten haben, so sind zu der Zeit 540 Petersgroschen auf 1 Pfund Silber gegangen. So haben denn auch nach einem aus den Rechnungen der päpstlichen Kammer in einem Breve des Papstes Gregor VII. gemachten Anschlage die von England bezogenen Petersgroschen jährlich betragen:

Pfund	Solidos	Denarios	
7	18	—	in dem Erzbisthum Canterbury
16	10	—	— Bisthum London
5	12	—	— — Rochester
21	10	—	— — Norwich
5	—	—	— — Ely
42	—	—	— — Lincoln
8	—	—	— — Chichester
17	6	8	— — Winchester
9	5	—	— — Exester
10	5	—	— — Worcester
6	—	—	— — Hereford
12	5	—	— — Bath
17	—	—	— — Salisbury
10	10	—	— — Coventry
11	10	—	— — York

sodaß 300 Mark Silber 6 Solidi und 8 Denarii in

einst der Sitz des Geschichtschreibers Eduard Gibbon. Unweit Mapleburham liegt Butserhill, wo sich nach Aubrey ein großes römisches Lager findet. Wenige Meilen östlich von Petersfield liegen die Dörfer Ost- und Westmeon, welche nach dem Domesdaybuch Eigenthum des Bischofs von Winchester waren und unter dem Namen Menes aufgeführt werden. In der Kirche von Ostmeon befindet sich ein Taufstein, welcher dem in der Kirche von Westminster sehr ähnlich ist und wahrscheinlich, von demselben Künstler verfertigt, von demselben Bischofe der Kirche geschenkt wurde.

Summa veranschlagt worden waren. Ja, unter des Königs Heinrich VIII. Regierung betrug der, dem Papste aus England zu entrichtende Petersgroschen jährlich über 500,000 Thaler, nach unserm Gelde gerechnet, welches, wenn man überdies noch den damals größern Werth des Geldes in Anschlag bringt, eine höchst bedeutende Abgabe ausmacht.

Der im J. 1365 angestellte Versuch des Königs Eduard III. (regierte von 1327 — 1337), diesen Tribut abzuschaffen, mislang, erst König Heinrich VIII., der vom Jahre 1509 — 1547 regierte, setzte, während er überhaupt mit dem päpstlichen Stuhle zerfiel, mittels Parlamentsacte vom Jahre 1532 die gänzliche Abschaffung des dem Papste von Englands Unterthanen zu erlegenden Petersgroschen durch. Die Bemühungen der vom J. 1553 — 1558 regierenden Königin Maria, diese dem päpstlichen Stuhle zu gewährende Abgabe wieder herzustellen, blieben fruchtlos, und die ihr nachfolgende Königin Elisabeth, welche vom Jahre 1558 — 1603 regierte, bestätigte die von ihrem Vater Heinrich VIII. angeordnete Aufhebung des Petersgroschens, wobei es denn in England für immer geblieben ist.

Der heilige Stuhl wußte unter andern Ländern auch Schweden unter seinem König Olaf, der vom Jahre 993 — 1040 regierte, zu einer ihm jährlich unter dem Namen Denarius Sti Petri zu erlegenden Steuer zu bestimmen, weshalb dieser König von seinen heidnischen Unterthanen den Spottnamen Skotkonung (Schoßkönig, steuerpflichtiger König), bekommen haben soll, weil er der erste schwedische Regent war, der seinen christlichen Unterthanen aufbürdete, dem Papste zu Rom die fragliche jährliche Steuer zu entrichten [1]).

Im engern Sinne versteht man unter Petersgroschen die während der englischen Heptarchie geprägten Denare in Silber, mit welchen man in jener Zeit den dem Papst unter gleichem Namen zu gewährenden Tribut abtrug. Man vermuthet aus den verschiedenen Namen der Städte, welche den Petersgroschen aufgeprägt worden sind, nicht mit Unrecht, daß in jeder bischöflichen Stadt in England dergleichen Münzen geschlagen worden sind, welche man in Rom, um sie in andere dort gangbare Münzen zu verwandeln, eingeschmolzen hat [2]).

Im Übrigen gehören echte englische Petersgroschen zu den numismatischen Seltenheiten, sodaß man selbst in den bedeutendsten Münzsammlungen dergleichen kaum antrifft. Von einigen derselben geben wir hier folgende genaue Beschreibung.

1) Av. In zwei Zeilen die Worte: SCI PE — TRI M d. h. Sancti Petri Moneta. Über und unter denselben ein Kreuz, und zur rechten Seite des obern eine schräg links liegende, einem Nagel ähnliche Figur. Zwischen beiden Zeilen in horizontaler Richtung drei Punkte. Rev. Als Umschrift: EBORACE CIVitas. (d. h. Stadt York.) Hierauf ein Kreuz. In einem Cirkel ein vierspitziger Stern mit einem durch einen Cirkelbogen eingefaßten Kreuz.

2) Av. Über einander ein Kreuz zwischen zwei Punkten, ein horizontal liegendes Schwert, an dessen Spitze sich drei im Triangel gestellte Punkte befinden, und eine aufrecht gestellte, spatenartige Figur. Zwischen diesen Figuren in zwei Zeilen die Inschrift: SCI PE — TRI MOneta. Rev. Als Umschrift: EBORACEI. Hierauf die im Triangel gestellten Punkte und dann ein Kreuz. (Das O in Eboracei ist besonders kreuzförmig verziert.) In einem Perlencirkel ein Kreuz.

3) Av. Oben und unten Armleuchter, in der Mitte aber drei Punkte in horizontaler Richtung. Oberhalb und unterhalb dieser Punkte in zwei Zeilen die Worte: SCI PE — TRI MO, und ist hierbei zu bemerken, daß das S in dem Worte SCI, d. h. Sancti, nicht aufrecht stehend, sondern liegend aufgeprägt ist. Rev. Als Umschrift: EBORACE CIV. Auch hier ist in dem Worte Eborace das O mit einer Kreuzverzierung versehen. In einem Cirkel ein aufrecht stehendes Kreuz.

Als Erklärung ist zu der letztern Münze Folgendes hinzuzufügen: Der oben erwähnte König Ethelwolf hatte sich verbindlich gemacht, dem Papste, außer der von seinen Unterthanen ihm zu erlegenden Steuer, noch 300 Mark Silber von seinen Revenüen in Petersgroschen zu zahlen, um davon 100 Mark zur Bestreitung der Kosten, welche am heiligen Osterabend der Ölverbrand in der St. Peterskirche verursacht, 100 Mark zu gleichem Zweck für die St. Paulskirche zu nehmen, die übrigen 100 Mark aber für den heiligen Vater selbst zu entrichten. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird nun aus den auf der besagten Münze abgebildeten Armleuchtern vermuthet, daß dieser Petersgroschen ein Stück der erwähnten Beleuchtungsspende sei.

Ausgemacht ist es, daß die englischen Petersgroschen die ältesten von dergleichen Münzen sind, und daß in Irland erst unter dem Könige Heinrich II., welcher dieses Reich vom Jahre 1172 — 1189 beherrschte, der Anfang mit Entrichtung der Petersgroschen gemacht worden ist. Vergl. auch den Artikel Peterspfennig. (*K. Püssler.*)

PETERSHAGEN, Stadt in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirkes Minden, Kreises Minden, liegt am linken Ufer der Weser, eine Meile nördlich von Minden zwischen dieser Stadt und Schlüsselburg. Die Stadt wurde 1319 gebaut, das Schloß aber, vormals der Sitz der Bischöfe von Minden und mit einer Schloßkirche versehen, schon 1315 von Gottfried, Grafen von Waldeck, angelegt. Die Stadt, in Altstadt und Neustadt eingetheilt, zählt 1900 Einwohner, welche Leinweberei, Tabaksspinnerei, Fischerei und Schiffahrt treiben. (*A. Keber.*)

PETERSHAM, freundliche, auf einem Hügel am Swift, einem Arme des Chickapee, gelegene Poststadt in der zum nordamerikanischen Freistaate Massachusetts gehörigen Grafschaft Worchester. Bei den Indianern hieß der Ort früherhin Richewang; er ist 28 englische Meilen von Worchester entfernt und zählt nahe an 2000 Ein-

---

1) *C. Oerenhiaelm*, Hist. Sueo-Gothar. eccl. L. III. c. 8. *O. E. Huss*, De denario Sanct. Petrino ejusque in Suethia fatis. (Åbo 1740. 4.) 2) *J. Fabricii* Dissertat. de denario Sancti Petri. (Altorf 1679. 4.)

Wurzelpetersilie muß man im Herbste, noch vor dem Eintritte des Frostes, ausgraben, weil die Wurzeln, über Winters in der Erde gelassen, ihren guten Geschmack verlieren. Man schlägt sie, nachdem man vorher die größern Blätter abgenommen und die Wurzeln von der anhängenden Erde befreit hat, in einem trocknen Keller in Sand ein, jedoch so, daß das Herzblatt unberührt bleibt. Zum Samentragen wählt man gleich im Frühjahre die ansehnlichsten Wurzeln aus und pflanzt sie einen Fuß weit von einander. Die Stengel ländert man, und wenn sich der Same zu bräunen anfängt, schneidet man ihn nebst einem Theil der Stengel ab und hängt diese auf luftige Böden. Um Samen von der kraut- und krausblätterigen Petersilie zu ziehen, läßt man im Frühjahr einige Stengel der durchwinterten Pflanzen, die sich als die kräftigsten auszeichnen, stehen, und behandelt sie gleich den vorigen. Wird der Same vor Feuchtigkeit gut verwahrt, so behält er seine Keimkraft vier bis sechs Jahre. Berühmt sind die bardewiecker und erfurter Petersilienwurzeln, und in Holland und England hat man eine Spielart, deren Wurzeln bis drei Fuß lang werden. (*William Löbe.*)

Petersilienberg, s. Mecklenburg-Strelitz und Woldegk.

PETERSILIENÖL, Oleum seminis Petroselini; bei der Destillation des Samens von Apium Petroselinum wird ein ätherisches Öl erhalten, welches sich in ein dünnflüssiges, auf Wasser schwimmendes, und ein dickflüssiges, im Wasser untersinkendes, Öl von butterartiger, krystallisirbarer Beschaffenheit scheidet. Im gemischten Zustande sind sie hellgelb, riechen und schmecken wie der Same und sind von 1,015 spec. Gewicht; sie lösen sich leicht in Alkohol, erhitzen sich mit rauchender Salpetersäure, werden von Schwefelsäure rothbraun gefärbt und geben mit den Alkalien seifenartige Gemische. In Berührung mit Wasser gehen sie schnell in ein krystallinisches Hydrat über, welches sich auch mit der Zeit aus dem Petersilienwasser abscheidet. Dieses Hydrat, welches sich aus dem schwerern Öle bildet, heißt auch Petersilienkampher, und krystallisirt in sechsseitigen Prismen und Nadeln. Wird es durch Auflösen in Weingeist und Umkrystallisiren gereinigt, so ist es fast geruchlos, schmeckt aber stark nach Petersilie, schmilzt bei 30° und erstarrt bei 21° wieder; bei 300° kocht es unter Entwickelung Husten erregender Dämpfe, ist aber nicht flüchtig, wird braun und erstarrt dann erst bei 18°. Es löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, nicht viel in flüssigen Alkalien und in Salzsäure; mit Salpetersäure erhitzt es sich und von Schwefelsäure wird es rothbraun gefärbt und aufgenommen. Es besteht nach Blanchet und Sell aus 65,13 Kohlenstoff, 6,41 Wasserstoff und 28,46 Sauerstoff, woraus diese die Formel $C_{12}\ H_7\ O_4$ entwickelt haben. (*Döbereiner.*)

Petersilienwein (Botanik), s. Vitis laciniosa.

PETERSILIENWEIN (Gärtnerei), auch spanischer Gutedel genannt, hat seinen Namen von dem dem Blatte der Petersilie ähnlichen Blatte. Die Petersilientraube ist die einzige, die an Reben mit zusammengesetzten Blättern wächst. Die Traube ist locker, meist ästig, hängend, in fruchtbaren Jahren dichter, einfach langstielig und zottig. Die Beeren sind rund, groß, fleischig, saftig, dünnhäutig und angenehm schmeckend. Im Ganzen ist die Cultur des Petersilienweinstocks nicht lohnend, da er nur spärlich trägt. (*William Löbe.*)

Peter-Simons-Wein, s. Pedro Ximenes.

Petersinsel, s. Bielersee (1. Sect. 10. Bd. S. 107).

Petersinsel (St.), s. Peters (St.).

Peters-Island (St.), s. Peters (St.).

Peterskirche, s. Rom.

Peterskorn (St.), s. Triticum monococcon.

Peterskraut (St.), s. Parietaria officinalis und Succisa pratensis.

Peters-(St.), Lake, Mountains, Point, s. Peters (St.).

PETERSOHN (Karl Christoph), geboren am 10. April 1780 zu Gondelsheim, widmete sich dem Studium der Theologie, und ward 1807 Diakonus zu Karlsruhe. Im J. 1808 erhielt er eine Professur an der dritten Classe des dortigen Gymnasiums. Er starb 1819. Außer einigen Predigten und einer asketischen Schrift, Karl Edmund's Morgenfeier betitelt (Mannheim 1803) machte er sich als Pädagog vorzüglich bekannt durch eine Abhandlung über die Construction des Wissens (Mannheim 1806), durch Beiträge zur lateinischen Schulgrammatik, nach den Paragraphen der praktischen Grammatik von Bröder, nebst einer Einleitung in die teutsche Verskunst (Heidelberg 1815) und durch eine Sammlung teutscher Aufsätze zum Übersetzen ins Lateinische. Das zuletzt genannte Werk erschien zu Karlsruhe 1819, unter dem Titel: Die zwölf Monate mit ihren Blüthen und Tagen *). (*Heinrich Döring.*)

Peterson (Lorenz und Olaf), s. Petri.

PETERSPFENNIG, Obolus Sti. Petri, ist eine der ältesten polnisch-schlesischen Münzen, welche die damaligen Regenten mit den Ständen gemeinschaftlich schlagen ließen, um solche als eine Steuer dem Papste zu zahlen. Diese Gepräge waren von schlechtem Silber, und obgleich nicht ganz von einerlei Größe, so sind sie doch von einem solchen Gewichte, daß sechs Stück ungefähr den Werth eines Silbergroschens ausmachten. Ihr Gepräge auf dem Averse besteht aus dem die Flügel ausbreitenden Adler mit einer auf der Brust habenden, einem liegenden Halbmond ähnlichen, in der Mitte mit einem Punkte versehenen Binde. Auf dem Reverse ist der heilige Petrus in halber Figur, in der Linken den Schlüssel in die Höhe haltend, mit der Rechten auf denselben zeigend, abgebildet.

Folgender geschichtlicher Vorfall gab zur Entstehung des sogenannten Peterspfennigs die Veranlassung. König Kasimir I. von Polen (regierte vom Jahre 1041—1059), welchem auch ein Theil vom jetzigen Schlesien mit gehörte, befand sich noch unter der Vormundschaft seiner

*) Vergl. Th. Hartleben's statistisches Gemälde von Karlsruhe. (Karlsruhe 1816.) Anhang S. 64. Meusel's gel. Teutschland. 15. Bd. S. 25. 19. Bd. S. 97.

mus A. nno VIII. (das achte Regierungsjahr dieses Papstes war 1698.) Das Brustbild desselben, darunter S. anctus VRBA. nus OP. pidi. (Scil: Protector) Rev. GRATIA. VOBIS. ET. PAX. MVLTIPLICETVR. Der stehende Apostel Petrus, die Schlüssel in der Linken haltend, den vor ihm auf der Erde liegenden Personen den Segen ertheilend. Im Abschnitte: S. anctus V. rbanus O. ppidi P. rotector. und bei dem kleinen Wappen des Cardinals Farsetti die Jahrzahl: 1698.

2) Av. ERIC. us EP. iscopus OSNA. brugenis PA. derbornensis DUX. (scil. Brunsvigo-Lüneburgensis.) Das behelmte Wappen und die Jahrzahl: 1524. Rev. VERBVM DEI MANET IN AETERNVM als Umschrift mit vier in dieselbe eingeschlossenen Wappenschildern. Das Brustbild des in der Rechten die Schlüssel und in der Linken das Buch haltenden Apostels Petrus. (*K. Pässler.*)

PETERSWALD, slaw. **PETRWALD**. 1) Eine fürst-erzbischöfliche olmützer Lehenherrschaft im nordöstlichsten Theile des prerauer Kreises des Markgrafthums Mähren, am rechten Oderufer im sogenannten Kuhländchen gelegen, mit einem Flächenraume von 7020 Jochen, der mit Ausnahme einiger unbedeutenden Hügel durchaus eben ist. Diese Herrschaft hat ein eigenes Wirthschafts-Oberamt, die Justiz wird vom Magistrat der Stadt Braunsberg verwaltet; die Bevölkerung beträgt 3690 Seelen, die mit Ausnahme der teutschen Ansiedler in Rosenthal Slawen sind und sich sämmtlich, bis auf 19 Juden in Groß-Peterswald, zur katholischen Kirche bekennen, in 8 Dörfern mit 515 Häusern wohnen und nebst dem Ackerbaue auch Viehzucht treiben. Der tragbare Boden, welcher minder ergiebig ist, da er viel durch Nässe leidet, enthält 3635 Joch $432^{1}/_{6}$ □ Klaftern unterthäniger und 1125 J. $743^{5}/_{6}$ □ Kl. obrigkeitlicher Äcker, 698 J. $10^{1}/_{6}$ □ Kl. unterth. und 270 J. $283^{1}/_{6}$ □ Kl. obrigk. Wiesen und Gärten, 588 J. $820^{1}/_{6}$ □ Kl. obrigk. und 150 J. $1360^{1}/_{6}$ □ Kl. unterth. Waldungen und 428 J. $70^{1}/_{6}$ □ Kl. unterth. und 124 J. 15 □ Kl. obrigk. Hutweiden. Der Viehstand begreift 523 Pferde, 1289 Kühe, 1504 Schafe, welcher zum Theil auf den vortrefflichen Oderwiesen eine sehr reichliche und fette Nahrung findet. Außer dem Ackerbaue und der Viehzucht treiben die Einwohner auch einige städtische Handwerke, und einige Obstbaum- und Bienenzucht. Gebaut werden etwas Weizen und Gerste, meist aber Roggen, Hafer, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Klee. Die Jagd liefert Hasen, Rephühner und zur Herbstzeit auch Waldschnepfen. Auf dem Gebiete dieser Herrschaft bestehen übrigens eine Pfarre, zwei Localien, drei Kirchen, drei Kapellen, drei Schulen, drei Meierhöfe, eine Armenanstalt, ein von der Obrigkeit besoldeter Wundarzt und vier Hebammen. Peterswald ist das Stammgut des alten und sehr begüterten, aber im J. 1763 in Mähren ausgestorbenen Geschlechtes Peterswaldsky (s. d. Art.) von Peterswald, das er bis in das 17. Jahrh. als ein bischöfliches Lehen besaß. 2) Groß-Peterswald, slaw. welky Petrwald, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges Dorf im prerauer Kreise Mährens, mit 93 Häusern und 633 slawischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme einer einzigen jüdischen Familie, sämmtlich Katholiken sind, einem alten Schlosse, in dem der Rittersaal und ein treffliches Trinkwasser liefernde Wasserleitung zu bemerken sind. 3) Ein großes Dorf im westlichen Theile des teschener Kreises, im österreichischen Herzogthume Schlesien, eine Stunde nordostwärts von Mährisch-Ostrau entfernt, in sanft gebirgiger Gegend gelegen, mit 944 slawischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft ernähren. 4) Eine zur gräflich Berchtoldschen Herrschaft Buchlau gehörige neue Ansiedelung im hradischer Kreise des Markgrafthums Mähren im Marsgebirge (Marssowa hora) im Walde gelegen, nach Wellehrad eingepfarrt, $3^{1}/_{2}$ Stunden von hungarisch Hradisch entfernt, mit einer Glashütte, einer kleinen Kapelle, einem Bier- und Branntweinhause. Die Bewohner nähren sich theils von der Glashütte und der Holzwirthschaft, und theils vom Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

PETERSWALDAU. 1) P., großes, fast stadtähnliches Dorf im preußisch-schlesischen Regierungsbezirke Breslau. Es liegt, $^{1}/_{2}$ Meile von seiner Kreisstadt Reichenbach entfernt, am Eulgebirge, welches zum Theil dem Grafen von Stolberg-Wernigerode gehört, in einer herrlichen Gegend, welche selbst Friedrich der Große, als er, auf einer Bank des reichenbacher Walles ruhend, auf die Gegend von Peterswaldau und Schweidnitz hinblickte, für die schönste Aussicht in seinen Staaten erklärte *), und hat jetzt eine evangelische und eine katholische Kirche, welche letztere am 8. März 1654 von dem Grafen Ernst von Gellhorn, dem Peterswaldau damals gehörte, den Evangelischen entrissen wurde, zwei Pfarr- und zwei Schulhäuser, ein weithin sichtbares, schönes Schloß mit weitläufigen Parkanlagen, 1090 Häuser und 6828 Einwohner, welche sich, wie dies auch auf den benachbarten Dörfern der Fall ist, hauptsächlich mit der Verfertigung leinener und wollener Zeuche beschäftigen. Diesem letzteren Nahrungszweige verdankt Peterswaldau vorzüglich seinen Wohlstand und den großen Anwachs seiner Bewohner, unter welchen sich jetzt auch viele Herrnhuter befinden. Denn im J. 1785 zählte Peterswaldau in 233 Häusern nur 2887 Einwohner, nämlich 66 Bauern, 84 Gärtner und 2727 Häusler und Gewerbtreibende. Im J. 1740 gehörte Peterswaldau, welches 1736 von einer fürchterlichen Feuersbrunst so zerstört worden war, daß man 1756 noch über 20 wüste Stellen zählte, einem Grafen Promnitz auf Sorau, dessen Sohn es an die Familie der Grafen von Stolberg-Wernigerode veräußerte, in deren Besitz es noch ist. 2) P., Dorf im Kreise Sagan, von welcher Stadt es $2^{1}/_{2}$ Meilen entfernt ist, mit einer katholischen Filialkirche, einem Pfarr- und einem Schulhause, einem Vorwerk und 250 Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERSWALDE, PETERWALD, auch **PETERSWALDA**, ein zur Allodialherrschaft Schönwald gehöriges großes Dorf, im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, auf der Höhe des Erzgebirges, an der von Prag nach Dresden führenden Straße, unfern der

*) Vergl. Schlesierbuch rc. (Liegnitz 1825.) Diesem haben wir die erstgegebene Häuser- und Einwohnerzahl entnommen, zweifeln aber nicht, daß sie jetzt sich weit höher belaufen mag.

eine katholische und eine griechische Kirche, eine griechische Kapelle, ein Hospital, ein Zeughaus, drei Normalschulen, eine illyrische Schule, 930 Häuser und gegen 4000 größtentheils teutsche Einwohner, unter welchen sich nach Hassel 5 Kaufleute, 13 Krämer, 87 Handwerker und 32 Wirthe befinden. Im J. 1688 gingen die Türken hier über die Donau, die Kaiserlichen sprengten in demselben Jahre die Festungswerke in die Luft und bald darauf legten die Türken die Stadt in Asche. Im Frieden von Passarowitz blieb Peterwardein dem Kaiser und am 5. Aug. 1716 erfocht hier Eugen einen glänzenden Sieg (s. den folg. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PETERWARDEIN (Schlacht bei, am 5. August 1716). Unter des türkischen Sultans Ahmed III. Regierung war es die erste Sorge seines 1713 vom Kaimakam Pascha [1]) zum Großwessir erhobenen Günstlings Ali's von Nicäa, den Krieg mit Rußland durch einen noch in diesem Jahre am 24. Juni zu Adrianopel geschlossenen Frieden zu beendigen, um hierauf mit ungetheilter Macht über die Venetianer herfallen zu können und ihnen die an sie während eines 24jährigen Kampfes im verwichenen Jahrhunderte verlorenen, wie auch im Frieden zu Carlowitz am 26. Jan. 1699 förmlich abgetretenen Provinzen, Morea und einen Theil von Dalmatien, wieder zu entreißen. Daher erklärte die Pforte der Republik Venedig am 9. Dec. 1714 unter nichtigen Vorwänden den Krieg und ließ im folgenden Jahre unter dem Großwessir ein Heer von 150,000 Mann gegen Morea aufbrechen, mit dem dieser durch Übermacht und der Griechen Verrath begünstigt binnen 101 Tagen die ganze Halbinsel von Neuem dem türkischen Scepter unterwarf. Um sich gegen Venedigs früheren Bundesgenossen, den teutschen Kaiser, sicher zu stellen, hatte Ahmed gleich bei Eröffnung des Feldzugs seinen Muteferrika [2]) Ibrahim mit einem Schreiben des Großwessirs an den Prinzen Eugen von Savoyen nach Wien gesendet, in welchem die Hoffnung ausgesprochen war, der kaiserliche Hof werde auch in diesem Kriege, wie in dem letzten gegen Rußland, keine Partei ergreifen, was jedoch keinen andern Erfolg hatte, als daß der Prinz erst nach vier Monaten eine ausweichende Antwort ertheilte, des wesentlichen Inhalts, daß Kaiser Karl VI. gern erbötig sei, als Vermittler der Streitigkeiten zwischen Venedig und der Pforte aufzutreten. Letztere inzwischen übermüthig geworden durch die Erfolge ihrer Waffen nicht nur gegen Morea, sondern auch im mittelländischen Meere, wo der Kapudan Pascha [3]) Dschanüm Chodscha die Inseln Tine (Istendil) und Egina erobert hatte, würdigte jenes Anerbieten nicht einmal einer Erwiederung, worauf der Kaiser nicht ohne Widerstreben, weil er einen neuen Krieg scheute, und nach längern Verhandlungen mit Venedig, welches in die ihm gestellten Bedingungen nicht willigen wollte, zuletzt auf dringende Anmahnung des Papstes mit der Republik am 1. April 1716 ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß, und Eugen in einem Schreiben vom 13. auf die Wiederherstellung des carlowitzer Friedens und die Vergütung des jener bisher zugefügten Schadens drang. Zugleich kündigte er, da alle auf eine Vermittelung gerichtete Vorstellungen des kaiserlichen Residenten zu Constantinopel, Fleischmann, unbeachtet geblieben, dessen Abberufung an. Diese Sprache beleidigte den Hochmuth des Großwessirs auf das Äußerste. Die mit leichter Mühe auf Morea erfochtenen Siege hatten in ihm die Einbildung erzeugt, daß ihm ebenso das Talent des Feldherrn wie das von ihm jedenfalls bisher besser bewährte des Staatsmannes beiwohne, und so hielt er sich für berufen, auch gegen die von ihm schon länger im Stillen begrollten Teutschen den alten Glanz der türkischen Waffen wiederherzustellen. Noch mehr bestärkte ihn darin sein abergläubisches Gemüth. Die Zeichen des Himmels hatten ihm früher die Eroberung Morea's zugesagt und waren in Erfüllung gegangen; jetzt fragte er sie wieder, und da sie sich günstig ausgesprochen, so baute er darauf. Später, nachdem ihn Ehrgeiz und Verblendung dem Tode zugeführt, gab man seinem Vertrauten Laalisade Efsendi Schuld, ihm aus einem Traume wahrgesagt zu haben, er werde noch im laufenden Jahre das Bairamsfest zu Ofen feiern. Nun wandte er seinen unumschränkten Einfluß auf den sonst staatsklugen, damals aber durch Üppigkeit schon erschlafften Sultan an, um ihn in seinem Sinne aufzureizen, und in einer auf dessen Befehl gehaltenen Rathsversammlung, welcher die ersten Würdenträger des Reichs und Kriegsbefehlshaber beiwohnten, wurde ein von dem Großwessir eigenhändig aufgesetztes Manifest abgelesen, worin erörtert, daß der carlowitzer Friede den teutschen Kaiser nicht verpflichte, Venedig beizustehen und diesem als Friedensbrecher der Krieg zu erklären sei. Er unterstützte diese Ansicht mit der ihm eignen Beredsamkeit und in einem in Gegenwart des Sultans nochmals versammelten Rathe wurde beschlossen, mit einem Heere von gleicher Stärke, wie das ein Jahr vorher nach Morea ziehende, gegen Belgrad aufzubrechen. Vor dem Abmarsche wurde noch dem kaiserlichen Residenten ein von dem Großwessir in den leidenschaftlichsten und gröbsten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben auf die Eröffnungen des Prinzen Eugen übergeben, welches eine förmliche Kriegserklärung enthielt und mit den Worten schloß: „Es ist kein Zweifel, daß das von beiden Seiten zu vergießende Blut nicht nur über Euch, sondern auch über euere Kinder und Kindeskinder Fluch und Untergang bringen wird. Das Verderben komme über euren Hals!" Auch wurde der Resident Fleischmann bei dem Heere nach Belgrad mitgeführt, weil die Kaiserlichen im letzten Kriege den türkischen Gesandten Sulhikar in Komorn eingesperrt hatten. In Belgrad angekommen, hielt der Großwessir einen Kriegsrath, in welchem die Hauptfrage, ob man sich nach Temeswar (damals noch im Besitze der Türken) oder Peterwardein wenden und letzteres belagern solle? Der Beglerbeg von Rumili, Ahmedpascha mit dem Beinamen Ssari (der Gelbe), bestand darauf, gegen Peterwardein zu ziehen, weil er einen Marsch nach Temeswar wegen der vielen bis dahin im Banate zu übersetzenden Flüsse und

1) Kaimakam Pascha, der Stellvertreter des Großwessirs bei dessen Abwesenheit von Constantinopel. 2) Muteferrika, ein Hof- oder Staatsfourier; die mit dieser Würde Bekleideten wurden damals zu diplomatischen Sendungen gebraucht. 3) Kapudan Pascha, Großadmiral.

seelte, nicht unbenutzt lassen. Daher gab er am 4. eine nach der damaligen Weise sehr weitläufig abgefaßte Schlachtdisposition zum 5. von 31 Punkten, in welcher nicht nur die Aufstellung der Truppen in und neben dem Retranchement, sondern auch die Angriffsbewegungen und, wie diese auf einander zu folgen hätten, im Detail vorgeschrieben waren, doch aber mit den noch beigefügten Schlußworten: „Wann Gott der Allmächtige, wie zu hoffen steht, die Gnade haben sollte, den Feind zu poussiren, so ist förderſamst dahin zu trachten, daß alle Confusion gehindert, auch die erste beste Höhe occupirt werde, um weiter zu sehen, was zu thun sei. Man zweifelt nicht, es werden die Herren Generale schon selbsten verstehen, wie sie zu marschiren und einer den andern zu souteniren hat."

Am 4. gegen Abend begannen die in Futak noch gestandenen sechs Bataillone unter dem Prinzen von Würtemberg auf zwei schon früher geschlagenen Schiffbrücken über die Donau zu defiliren. Die Reiterei folgte, wurde aber während der Nacht aufgehalten, da die Türken oberhalb einige Schiffmühlen losgelassen, welche die Schiffbrücken zersprengten. Der großen Thätigkeit des Chefs der Artillerie, Grafen von Löffelholz, gelang es zwar, sie wieder herzustellen, aber der von Eugen mit Tagesanbruch beabsichtigte Angriff verschob sich dadurch um drittehalb Stunden. Am 5. früh zwischen sechs und sieben Uhr hatten die Kaiserlichen ihre Aufstellung ungestört vollbracht. Das Retranchement, zu ihrem Hauptstützpunkte ausersehen, dessen Front gegen Südost gekehrt, hatte eine Ausdehnung von einer halben Stunde und deckte die dahinter liegende auf einer nordwestlich spitz auslaufenden Landzunge, welche dort durch eine scharfe Krümmung der Donau gebildet wird, erbaute Festung. Es bestand aus zwei Linien; die zweite war etwa 500 Schritt von der ersten und jene ungefähr ebenso weit vom Glacis der Festung entfernt. Die Linien waren auf beiden Seiten mit Flügelwerken geschlossen; die auf der rechten zogen sich in schiefer Richtung gegen die Donau hin, sodaß das Ganze von der Figur eines länglichen irregulairen Vierecks war. Ursprünglich hatte das Retranchement Bastionen mit Courtinen und Ravelins, hohe Wälle und breite Gräben gehabt. Damals aber befand sich dies Alles schon in einem sehr zerstörten Zustande. Am rechten Flügel des Retranchements fiel das Terrain ziemlich steil ab und am Fuße des Abhanges zog sich ein von der Festung ausgehender, auf eine Strecke das rechte Donauufer berührender breiter Weg hin, der wiederum rechts von einer bedeutenden sehr steil ansteigenden und beinahe unzugänglichen Anhöhe begrenzt war. Am linken Flügel des Retranchements senkte sich gegen Nordost ein sanfter Abhang nach einer beinahe eine halbe Stunde breiten Wiesenfläche, die an einem in derselben Richtung bis an die Donau sich fortsetzenden Sumpfe endete. Zwischen den linken Flügelwerken und dem Rande des dortigen Abhangs war noch Raum genug für zwei in Front marschirende Bataillone. Hinter der ersten Retranchementslinie wurde der größte Theil des Fußvolks in zwei Treffen aufgestellt, das erste unter den Generalen Grafen Regal und Grafen Maximilian von Starhemberg, das zweite unter dem Grafen Harrach und dem Prinzen von Bewern; hinter der zweiten Linie standen 20 Bataillone unter dem Grafen Löffelholz. Den Raum links des Retranchements bis an die Senkung des dortigen Abhangs hatte der Prinz von Würtemberg mit sechs Bataillonen eingenommen; weiter links bis nach dem Sumpfe hin bildete fast die ganze Reiterei drei Treffen, in fünf Brigaden unter den Generalen Palffy, Mercy, Falkenstein, Martigni und Patre. Bei der Reiterei befand sich auch der Prinz Eugen, um von dort aus die Schlacht zu leiten. In Reserve standen gegen die Endpunkte der Retranchementsflügel einige Bataillone, gegen den rechten und an der Donau hin vier Reiterregimenter unter dem General Ebergeny, und noch überdies war eine Reiterbrigade unter Nadasti in Bereitschaft, jenen nöthigenfalls zu unterstützen. Kaum waren die Kaiserlichen auf allen Punkten angelangt, als auch schon das ganze türkische Heer, dem Kundschafter die Nachricht von dem bevorstehenden Angriffe zugebracht hatten, entgegenrückte. Ihr rechter Flügel, nur aus Reiterei bestehend, und vom Beglerbeg von Rumili Sſari-Ahmed geführt, nahm das Terrain der kaiserlichen Reiterei gegenüber ein; auf dem linken vom Beglerbeg von Anatoli, Türk-Ahmed, befehligten Flügel waren größtentheils Fußtruppen versammelt, die Janitscharen in großen Massen voran. Letztere befanden sich auch in den vor der ganzen Fronte des Retranchements angelegten grubenartigen Approchen, und auf einigen Punkten hatten sie sich jenem schon auf Pistolenschußweite genähert, die Kaiserlichen mit einem Sturme bedrohend. Sie hatten gegen das Retranchement bis dahin ein heftiges Kleingewehrfeuer unterhalten, welches jedoch auf Eugen's Befehl nur mit Geschützfeuer aus letzterem und der Festung war beantwortet worden. Jenseit der Approschen zogen sich mehre Vertiefungen hinter einander hin, in welchen die übrigen Janitscharen verdeckt sich aufstellten. Nur drei Batterien nebst vier Mörsern vermochten die Türken von ihrer schwerfälligen Artillerie vorzubringen, von welchen eine gegen den rechten, zwei gegen den linken Flügel des Retranchements gerichtet waren, und die Kaiserlichen standen sonach durch ihr zahlreiches und wohlplacirtes Geschütz gegen sie sehr im Vortheile; ebenso waren sie durch die Anlehnung ihrer Flügel an unzugängliches Terrain begünstigt, was die Türken verhinderte von ihrer beinahe dreimal größeren Stärke durch eine Umgehung Gebrauch zu machen. Eine solche schienen sie durch eine bedeutende links vorwärts des Lagers vorgeschobene Masse zu beabsichtigen, welche jedoch bei der Schlacht gar nicht zum Gefechte kam.

Von den Kaiserlichen rückte der Prinz von Würtemberg mit seinen sechs Bataillonen zuerst zum Angriffe vor. Er gelangte fast ohne Widerstand bis an die Batterie, welche den rechten Flügel des Retranchements beschoß, warf die Janitscharen zurück, die sie vertheidigen wollten, bemächtigte sich derselben und eroberte zehn Geschütze. Gleichzeitig war auch die Reiterei auf dem linken Flügel vorgegangen und hatte über die türkische schon Vortheile erkämpft. Da gab der Prinz Eugen den Befehl, daß das Fußvolk aus dem Retranchement vorbrechen sollte,

um die Janitscharen aus den Approchen zu vertreiben. Dies hatte, da die Wälle und Gräben, obschon sehr verfallen, eine Überschreitung in Front nicht gestatteten, nach der Schlachtdisposition durch vorbereitete Ausgänge in acht Colonnen und zwar vorerst mit den zwei Treffen hinter der ersten Linie so zu geschehen, daß der linke Flügel des ersten Treffens den Anfang machte, dann dessen rechter Flügel und ebenso das zweite Treffen folgten. Der linke Flügel des ersten Treffens fing schon an Terrain zu gewinnen; doch war dort und noch mehr gegen den rechten Flügel hin zwischen der äußern Grabenlinie und den Approchen nicht Raum genug zum Aufmarsche, und, bevor dieser noch ausgeführt werden konnte, stürzten die Janitscharen mit fürchterlichem Geschrei aus ihren Gruben hervor und zwangen die Têten der Kaiserlichen, Halt zu machen. Jenen auf dem Fuße folgten große Schwärme von den Janitscharen, die bis dahin in den Niederungen hinter den Approchen sich verborgen gehalten hatten, und so wurde zuerst der rechte Flügel und dann der linke beider Treffen über den Haufen geworfen und von den in das Retranchement eingedrungenen Janitscharen zuletzt in gänzlicher Auflösung bis an die zweite Linie getrieben. Die Generale von Lanken und von Wallenstein, vergebens bemüht die Truppen zum Widerstande zu sammeln, blieben dabei auf dem Platze. Der General Bonneval, der mit 200 Mann noch am längsten Stand gehalten, versuchte sich durchzuschlagen; doch nur mit 25 Mann erreichte er noch den oben bemerkten breiten Weg nahe der Donau, nachdem er selbst durch einen Lanzenstich vom Pferde geworfen worden war und den, der ihn verwundet, niedergeschossen hatte. Das Reservetreffen unter dem Grafen von Löffelholz behauptete sich zwar noch hinter der zweiten Retranchementlinie, aber schon hatten sich die Janitscharen in einer Ecke des rechten Flügels derselben festgesetzt und drängten auch gegen die Donau hin, wahrscheinlich in der Absicht, die obere Schiffbrücke zu zerstören und so den Kaiserlichen den Rückzug abzuschneiden. In diesem Momente nun, wo die Entscheidung der Schlacht auf dem Spiele stand, brachen drei Reiterregimenter von der Reserve unter Ebergeny in den Raum zwischen der ersten und zweiten Linie ein; auch Eugen hatte, die Flucht seines Fußvolkes gewahrend, 2000 Pferde von dem linken Flügel unter dem Grafen Palffy schleunigst entsendet, welche von dorther eindrangen, und er selbst eilte herbei, sich persönlich aller Gefahr aussetzend, um Ordnung wieder herzustellen. So wurden die schon siegestrunkenen Janitscharen von zwei Seiten in Flanke und Rücken genommen, und so ungestüm ihr Anlauf gewesen, ebenso übereilt war nun ihr Rückzug, worauf das wieder formirte Fußvolk der beiden Vordertreffen von dem Reservetreffen gefolgt, ihnen nachdrang und sie bald gänzlich aus dem Retranchement vertrieb. Tausende von Janitscharen wurden in die Approchen getrieben und in die von ihnen ausgeworfenen Gruben gestürzt, die ihnen nun zum eignen Verderben gereichten. Zu Haufen wurden sie darin umringt und niedergemacht, und, nachdem auch der Beglerbeg von Anatoli, Türk-Ahmed, den Tod gefunden, ward die Flucht der Türken auf ihrem linken Flügel allgemein. Während dessen hatte der Prinz von Würtemberg die eroberte Batterie behauptet, sowie die Reiterei auf dem kaiserlichen linken Flügel die Oberhand über die türkische behalten. Unerschütterlichen Muthes hatte erstere die wiederholten Anfälle der Sipahis theils mit Karabinerfeuer, theils mit dem Degen in der Faust abgeschlagen, und die bei diesen schon eingetretene Verwirrung nahm immer mehr zu, als ihnen bekannt geworden, daß Türk-Ahmed gefallen und die Janitscharen geflohen. Sie räumten sämmtlich das Feld und kamen, da die kaiserliche Reiterei ihnen auf den Fersen folgte, nicht wieder zum Stehen. Bis zu dem Momente, wo auch der rechte türkische Flügel zum Weichen gebracht wurde, war der Großwessir unbeweglich vor der heiligen Fahne zu Pferde haltend geblieben. Jetzt aber, nachdem all sein Zureden und auch die Säbelhiebe, die er austheilen ließ, um die Flüchtigen wieder an den Feind zu bringen, vergeblich gewesen, und als nur noch ein geschlossener Haufe Lebensreiterei bei ihm war, stürzte er an der Spitze seiner Agas sich selbst in das Getümmel, aber auch bald von einer Kugel an der Stirn schwer verwundet vom Pferde. Seine Leute schützten ihn noch gegen Gefangenschaft und brachten ihn nach Carlowitz, wo er am andern Morgen den Geist aufgab. Das kaiserliche Fußvolk formirte sich auf den Anhöhen jenseit der Approchen, um das türkische Lager in der Fronte anzugreifen und die Reiterei ging links zur Seite vor, um es zu umgehen und rückwärts einzudringen. Es war mit einer Wagenburg umgeben, die, da das ganze türkische Heer schon im Rückzuge nach Belgrad begriffen war, nur schwach vertheidigt und bald überwältigt wurde. Dorthin war auch die heilige Fahne vom Aga der Janitscharen gerettet und des Großwessirs Leichnam gebracht worden, wo er begraben wurde. Mittags zwölf Uhr war das Lager von den Türken geräumt und der Sieg für die Kaiserlichen, die sich auf keine weitere Verfolgung einließen, völlig entschieden. Von diesen waren außer den Generalen Lanken und Wallenstein die Generalfeldwachtmeister Grafen Honspruck und Gheulen und sechs Stabsofficiere geblieben, sieben Generale und Stabsofficiere verwundet, und überhaupt 3000 todt und 2000 verwundet; der Verlust der Türken an Todten wird zu 6000 Mann angegeben. Im Lager fielen alle Zelte, 164 Kanonen oder Mörser, 152 Fahnen oder Standarten, fünf Roßschweife, drei Paar Pauken, ein ungeheurer Vorrath von Pulver, Munition und Proviant, eine große Anzahl von Kameelen und Schlachtvieh und überdies noch bedeutende Geldsummen, sowie viele Kostbarkeiten in die Hände der Kaiserlichen; Eugen behielt nur das prächtige Zelt des Großwessirs als Trophäe des Tages für sich. Ein unbeschreiblicher Jubel der Sieger erfüllte das eroberte Lager, doch wurde die Freude getrübt durch den Anblick vieler hundert Christenköpfe, die vor dem Zelte des Großwessirs auf Pfähle gesteckt waren, und des dort in Fesseln grausam hingeschlachtet gefundenen Grafen Breuner. Als dieser gefangen eingebracht worden, wollte ihm schon der Großwessir den Kopf abschneiden lassen, was nur auf Bitten des Pfortedolmetschers Maurokordato (nachmaligen Hospodars der Walachei) und durch ein versprochenes

Lösegeld von 100,000 Gulden noch abgewendet wurde. Als aber der Großwessir die Schlacht verloren und sich tödtlich verwundet sah, schickte er den Befehl nach dem Lager, ihn zu ermorden, mit den Worten: „Dieser Christenhund soll nicht das Glück haben mich zu überleben." Prinz Eugen ließ, nachdem er am 6. August das türkische Lager der Plünderung Preis gegeben, noch am nämlichen Tage das ganze Heer, zur Verhütung ansteckender Krankheiten, über die Donau hinter Peterwardein wieder zurückgehen. Am 8. Morgens wurde von demselben bei Futak unter freiem Himmel ein Te Deum gesungen und mit dreimaligem Feuer von 100 Kanonen Victoria geschossen. Der von den türkischen Befehlshabern an den Sultan über die Schlacht erstattete Bericht schob alle Schuld an deren Verlust auf des Großwessirs Eigensinn und verkehrte Anordnungen. Des Sultans Günstling und nachheriger Eidam der Mewkufatdschi [*] Ibrahim wurde damit nach Constantinopel geschickt, um dessen Zorn über den erlittenen Unfall zu mäßigen und von Sfari-Ahmed abzuwehren, der durch seine Rathschläge zum Theil daran Schuld hatte. Dieser wurde auch deshalb nicht nur nicht zur Verantwortung gezogen, sondern sogar zum Wessir mit Verleihung des dritten Roßschweifes ernannt. Dennoch aber ereilte ihn von anderer Seite die Strafe; denn als er in den nächsten Tagen im Begriff war, über die Besatzung von Belgrad strenge Musterung zu halten, wurde er von den wider ihn erbosten Soldaten umringt und niedergesäbelt.

Die nächste Folge von dem Siege bei Peterwardein war die Berennung von Temeswar (16 teutsche Meilen nordöstlich von Peterwardein) durch die Kaiserlichen, die von Eugen schon am 6. August in einem Kriegsrathe beschlossen worden war. Am 9. brachen 16 Reiterregimenter unter Palffy und 10 Bataillone Fußvolk unter dem Prinzen von Würtemberg dahin auf, und schlugen am 23. einen Angriff ab, den der mit 28,000 Mann Reiterei herbeigekommene Kurd Muhammedpascha unternahm, um 500 auf Pferde hinter Reitern gesetzte Janitscharen und andere Verstärkungen in die Festung zu werfen. Am 25. war fast das ganze kaiserliche Heer davor eingetroffen und am 13. October gestand Eugen nach 44tägiger Belagerung den Türken eine Capitulation zu, die ihnen freien Abzug sicherte und Temeswar von ihrem Joche befreite, unter welchem es 165 Jahre lang geseufzt hatte.

(*Heymann.*)

PETERWITZ, PETERWIZ. Orte dieses Namens finden sich besonders häufig in den verschiedenen Kreisen der preußischen Provinz Schlesien. So finden wir 1) drei Orte dieses Namens in dem leobschützer Kreise, von welchen die beiden letztern, deren einer mährisch Peterwitz genannt wird und welcher eine Kirche, eine Schule, ein Hospital, ein Vorwerk und gegen 700 teutsch-polnische katholische Einwohner zählt, während der andere nur etwa 300 katholische und polnischredende Bewohner besitzt, ein Dorf, Groß-Peterwitz bilden. 2) Ein Peterwitz im neißer Kreise, welches eine Meile von Ottmachau entfernt ist. 3) Ein Peterwitz, gewöhnlich polnisch Peterwitz genannt, im Kreise Münsterberg. Dieses hieß in alten Zeiten Przewiz und wurde 1398 von Hans Wüstehube mit Bewilligung des Herzogs Bolko an den Abt des Klosters Heinrichau, Martin, verkauft. 4) Ein Peterwitz im frankensteiner Kreise; dieses Dorf, welches ebenfalls Groß-Peterwitz genannt wird, zerfällt in die obere und niedere Zeche, besitzt eine 1653 von den Katholiken den Evangelischen entrissene Kirche, ein Schulhaus, drei Wassermühlen, zwei Schmieden, ein Gemeindehaus, ein adeliges Vorwerk, 800 Einwohner, und wurde dem größern Theile nach 1288 von Heinrich dem Frommen dem Domcapitel zum heiligen Kreuz in Breslau geschenkt. Den kleinern Theil dieses Dorfes mit dem Schlosse und dem dazu gehörigen Vorwerke besaß 1249 ein Peter Stosso und kam im 14. Jahrh. an die Herren von Reichenbach, deren einer, Namens Fabian, es im 17. Jahrh. an Nicolaus von Burghaus verkaufte. 5) Ein Klein-Peterwitz im Kreise Öls, und 6) drei Peterwitz im trebnitzer Kreise. Von diesen letztern hat a) Groß-Peterwitz ein Schloß, zwei Vorwerke, eine evangelische Schule, eine Wasser- und eine Windmühle mit 500 Einwohnern; b) Klein-Peterwitz drei Vorwerke, drei Mühlen und gegen 300 Einwohner; c) Peterwitz oder Pitterwitz, ein herrschaftliches Wohnhaus, ein Vorwerk, eine evangelische Kirche, ein Pfarr- und ein Schulhaus und 500 Einwohner. 7) Ein Peterwitz im Kreise Jauer; dieses liegt eine halbe Meile von Jauer und besitzt eine, den Evangelischen am 10. Dec. 1653 entrissene, katholische Kirche, eine im J. 1743 erbaute evangelische Kirche, zwei Pfarren, zwei Schulen, zwei Vorwerke, vier Wassermühlen und 1000 Einwohner; endlich 8) ein Klein-Peterwitz im Kreise Wohlau, mit einem Schlosse, einem Vorwerke, einer Schule, einer Windmühle, zwei Gemeinhäusern und mit den Tänzen über 200 Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PETERZELL, Pfarrgemeinde von 805 reformirten und 138 katholischen Einwohnern, im Bezirke Obertoggenburg und Kreise Peterzell, des eidgenössischen Cantons St. Gallen. Die Gemeinde ist sehr zerstreut; im Dorfe Peterzell selbst wohnen nur 140 Einwohner. Es liegt am Necker, welcher südlich von Peterzell entspringt und sich bei Lütisburg in die Thur ergießt. Die Kirche ist beiden Confessionen gemein. Früher war hier eine Propstei des Klosters St. Gallen, welche von zwei Conventualen des Klosters bewohnt wurde. Der eine, der Propst, verwaltete die niedern Gerichte in der Gemeinde; der andere war der katholische Pfarrer. Seit Aufhebung des Klosters St. Gallen ist das Propsteigebäude das katholische Pfarrhaus. Die Gemeinde enthält viele reiche Kaufleute und Fabrikanten von Baumwollwaaren. (*Escher.*)

PETESIA. Diese von Patr. Browne (Jam. 143. t. 2. fig. 2. 3) so genannte, von Bartling (Herb. *Hünk.* bei *Candolle* prodr. 4. p. 395) aber genauer bestimmte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Gardenieen, der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch mit rundlicher Röhre und kurzem, vier- oder fünfzähnigem

4) Mewkufatdschi, ein bei dem Abgabewesen angestellter höherer Beamter.

Obergespans, des Melchior Allagby, 1. Sept. 1622, bei. Sigismund Graf Pethö de Gerse stellte zu den Aufgeboten des zempléner Comitats, Folge des Verlustes von Groß-Waradein, wegen seiner Erbgüter 200 Mann. Als dem alternden Palatinus Vesselény das bis dahin beibehaltene Generalat zu Kaschau allzu lästig fallen wollte, übernahm als Vicegeneral partium regni superioris Sigismund einen Theil von dessen Verrichtungen, zugleich die Hauptmannschaft der Burg Onod bekleidend. Dieses scheint aber dem Pethö viele Neider erweckt zu haben, und er wurde von der zu Eperies, 1669, angestellten Consultation der 13 oberungarischen Comitate eines Einverständnisses mit den Türken angeklagt, und deshalb seine des turbator et violator pacis Bestrafung, nach Maßgabe des Art. 19 des Reichstagsschlusses von 1622 beantragt. Siegreich hat jedoch Graf Sigismund seine Unschuld dargethan, worüber Kaiser Leopold selbst ihm ein Zeugniß ausfertigen ließ. Im J. 1672 zum Obergespan des zempléner Comitats ernannt, genoß Sigismund wenige Jahre dieser Ehre, denn sein zu Sztrapko auf der Burg 1675 erfolgtes Ableben läßt die Witwe Anna Paczoth den Ständen des Comitats kund thun, der Einladung zu der Leichenfeier dreierlei Begehren hinzufügend, ut proles ejusdem orphanas sub protectionem suam Comitatus assumat, ut quatuor ad obsequia mariti ordinatos pedites usque cadaveris inhumationem penes viduam relinquat, ut eam, ad dies vitae a contributione immunitet. Alles wurde ihr von der Universität zugestanden. Ihr Sohn war jener Graf Ladislaus Pethö, welcher eingekerkert auf Caraffa's Machtwort der Verwendung des Reichstags von 1687 seine Befreiung verdankte, gleichwie durch den Art. 15 des Reichstagschlusses von 1687 der Graf Franz Pethö zu einem der Commissarien für die Grenzberichtigung zwischen dem zempléner Comitat und Polen ernannt wurde. Von Kaiser Joseph I. empfing Graf Michael Pethö 1709 seine Ernennung zu der Obergespanschaft des zempléner Comitats, an der Stelle des wegen seiner Anhänglichkeit zu Rákóczy entsetzten Grafen Franz Barkoczy. In dem hierüber erlassenen Patent führt der Kaiser die Gründe seines Wohlwollens für Michael an*). Indessen verzog es sich mit Michael's Installirung bis zum Junius 1711, denn bis zu dem letzten Augenblick suchte Barkoczy durch Protestationen und auf die allgemeine, von Kaiser Joseph gegebene Amnestie sich berufend, sein besseres Recht zu dem Amte zu behaupten. Graf Michael regierte die Gespanschaft bis 1734, und Graf Pethö, welcher 1765 sein Leben und zugleich den Mannsstamm des gräflichen Hauses beschloß, wird ein Sohn von ihm gewesen sein. Die Leichenpredigt hielt ihm der Guardian des Franziskanerklosters zu Sztropkó, ein Slowak, zu seinem Texte eine in etwas modificirte Stelle des neuen Testaments erwählend: Widel' Stropko, a zaplakat nad njm, er sah Sztropkó an und weinte darüber. Wie sehr er hiermit die Nachbarn belustigte, und bis zum heutigen Tag belustigt, können nur diejenigen beurtheilen, welchen die Rivalität von Sztropkó mit der Berühmtheit von Schöppenstädt, Cochem etc. bekannt. Unrecht hat aber der Guardian keineswegs gehabt, denn es brachte der Trauerfall der Stadt und der großen 50 Dörfer umfassenden Herrschaft viel Ungemach. Alles mußte nämlich, vermöge der testamentarischen Verfügung des ersten Erwerbers unter die weiblichen Erben vertheilt werden, was nicht ohne Verletzung bedeutender Interessen sich thun ließ. Als dergleichen Erben und Theilbesitzer werden, unter mehren andern, zu Anfange dieses Jahrhunderts die Grafen Barkoczy, Keglevitz und Jos. Jekenfalusy genannt. (*v. Stramberg.*)

*) Consideratis fidelitate, et fidelium Comitis Michaelis Pethö de Gerse servitiorum meritis, eidem, sub perniciosis motibus derelictis universis bonis, praedae hostium expositis factioni Rakoczianae renuncianti, binis vicibus per fautores Rakoczianos intercepto, ad arestum posito, nec nisi soluto multo lytro liberato.

PETHERTON. 1) North-Petherton, Stadt im gleichnamigen Hundred der englischen Grafschaft Somerset, besteht, 144 englische Meilen West bei Süd von London entfernt, der Hauptsache nach aus einer an der, von Bridgewater nach Staunton führenden Chaussee erbauten Straße und verdankt ihren Namen dem Parretflusse, welcher in früheren Zeiten Peder genannt und geschrieben wurde. Die Stadt zählte im J. 1811 außer der großen, schönen und auf ihrer Westseite mit einem an Bildhauereien reichen Thurme versehenen Marienkirche 546 Häuser und 2615 Einwohner, welche jeden Donnerstag einen Wochenmarkt, auf welchem früher viel Getreide verhandelt wurde, und jährlich einen Jahrmarkt unterhalten. Petherton war in alten Zeiten eine Besitzung der angelsächsischen Könige und trug weder zu dem Dänengelde noch zu irgend einer andern Subsidie bei.

Das Kirchspiel North-Petherton ist groß, enthält einige Weiler und umschließt einige jetzt zwar unbedeutende Landsitze, die aber früherhin großen und mächtigen Familien angehörten. Zu diesen gehört Mansel oder Mausel, in welchem der jetzige Besitzer des Manors und Hundreds North-Petherton, der Esq. John Slade, seinen Wohnsitz hat. Die Besitzung gehörte ehemals mehre Generationen hindurch der Familie Maunsel [1]).

2) South (Süd)-Petherton, bei Hassel Petredstown (South-Petreton), Stadt im Hundred South-Petherton der obengenannten Grafschaft, liegt 137 englische Meilen von London und 6 von Ilminster entfernt, am Parret, nach welchem es, aus dem angeführten Grunde früherhin Pedredan oder Pedredstown genannt wurde. Die dem Petrus und Paulus geweihte Pfarrkirche ist in Kreuzesform erbaut, hat zwei Seitenflügel und einen achteckigen, mit einer hohen Spitze versehenen Thurm und liegt fast in der Mitte der Stadt auf einer kleinen Anhöhe. Man findet in South-Petherton, welches Donnerstags einen Wochen- und am 15. Juli einen Jahrmarkt unterhält, bedeutende Manufacturen für grobe Leinwand. Das Kirchspiel South-Peterton ist das erste bedeutendere, welches der Parret auf seinem Wege zur See durchschnei-

1) Vergl. *Collinson*, History of Somersetshire. Vol. III. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XXVII. v. Jenny's Handwörterbuch etc. *Turner's* History of the Anglo-Saxons u. s. w.

det und wird in vier Zehnten (tithings) getheilt. Im J. 1811 betrug die Zahl der Häuser des Kirchspiels 352, die der Einwohner 1867.

Geschichte. South-Petherton mit seinen Umgebungen war den Römern unbezweifelt bekannt und von ihnen besetzt. Dies geht theils aus ihrer Lage in der Nähe einer der Hauptstraßen dieses Volkes, theils aus den zahlreichen römischen Münzen, Gefäßen und Ziegeln &c. hervor, welche man hier gefunden hat und noch findet. Eine Meile südlich von der Kirchspielskirche und da, wo der Parret die von Ilminster kommende Römerstraße durchschneidet, führt eine Brücke von drei Bogen über denselben [2]). In einem in der Nähe dieser Brücke befindlichen Felde fand man 1720 eine sechs Metzen (pecks) betragende Münzenmenge und bei Sailers-mill im Tithing (Zehnt) of Southarp finden sich nicht tief unter der Oberfläche des Bodens Reste römischer Gebäude, welche das gemeine Volk als die Grundmauern eines großen Gefängnisses betrachtet. Ebenso fand man zu Watergore, einem kleinen südlich von der Stadt gelegenen Weiler, 1673 einen antiken Fußboden, und Wigborough, welches unfern liegt, soll eine römische Stadt gewesen sein, was man nicht nur aus dem Namen, sondern auch aus den zahlreichen Grundmauern alter Gebäude schließt, welche sich hier finden.

Nach dem Abzuge der Römer wurde Petherton, welches, wie wir bemerkten, damals Pedredan, Pedridan, Pederydan hieß und wohin sich die bei Pen in Somersetshire vom König von Wessex, Cenwalch geschlagenen Briten flüchteten [3]), Eigenthum der angelsächsischen Könige und König Ina von Wessex erbaute sich hier einen Palast, welcher jedoch schon längst gänzlich zerstört ist. In der Nähe der Pfarrkirche findet sich zwar ein altes Gebäude mit antiken Fenstern und Wappenschildern, welche den Namen dieses Fürsten tragen, allein es gehört offenbar einer neueren Zeit an. König Athelstan soll sich ebenfalls des Ortes bemächtigt haben, welcher bis nach der normännischen Eroberung als ein Platz von großer Bedeutung betrachtet wird. Zu Hinton St. George, welches gegen drei Miles von St. Petherton entfernt ist, hat der Graf Poulet einen Landsitz. (*G. M. S. Fischer.*)

PETHIM, PE-THING, d. i. „Nordresidenz," hieß gegen das Jahr 982 n. Chr. Geb. der auf dem Nordabhange des Himmelsgebirges gelegene Sommeraufenthalt des Königs des jenseitigen Uiguren (Eyghour)-stammes. Bei der Unterjochung dieses Stammes durch die Chinesen im J. 640 der christlichen Zeitrechnung wurde Pethim zu einer Stadt des zweiten Ranges (Thing-tcheou) erhoben und erhielt 702 den Titel Pe-thing-tou-hou-fou, d. i. „Wächterstadt vom ersten Range der Nordresidenz." Die Stadt lag in einer großen Ebene, welche sich nach drei Seiten mehre hundert Stunden ausdehnt, enthielt 982 nach dem Berichte des chinesischen Gesandten Vam-yen-te an den ersten Kaiser der Sung-Dynastie einen bereits 640 erbauten Tempel, viele Häuser mit mehren Stockwerken und viele Blüthenbäume Ihre Bewohner waren weiß, gewandt, ernst und feierlich in ihrem Betragen, und zeichneten sich als gute Metallarbeiter und Steinschneider aus, welche letztere vorzüglich den Stein Yu (Jade orientale) zu schneiden verstanden. Ein nördlich von Pe-thing gelegener Berg lieferte Nao-scha (Ammoniaksalz). Zur Gerichtsbarkeit von Pe-thing gehörten drei Städte dritten Ranges, Barkol, Heou-thing und Lunthai oder Louk-schak. Vergl. d. Art. Urum-tsi *). (*G. M. S. Fischer.*)

PETICIUS und PETIDIUS, zwei römische Geschlechts- oder Familiennamen, die auf Inschriften öfter vorkommen, wie aus dem Index zum Gruterschen Corpus zu ersehen ist. (*H.*)

PETIGLIANO, PITIGLIANO, lat. Petilianum, Stadt im Großherzogthume Toscana, liegt, gegen zehn Meilen südöstlich von Siena entfernt, östlich von Savona, südlich von Sorana am Lenteflüßchen, einem Nebenflusse der Fiora. Sie ist der Sitz des Podesta, der, nach ihr benannten Podestarie, sowie des Bischofs von Savona, hat eine Stifts- und zwei Klosterkirchen, ein Hospital und, 150 Juden mit eingerechnet, 2000 Einwohner, welche Tuchweberei und Viehhandel treiben, auch stark besuchte Märkte unterhalten. Sie hatte ehemals eigene Grafen aus dem Hause Sforzia, von welchen sie im 17. Jahrh. an den Großherzog von Toscana verkauft wurde. In der Kirche St. Johann und Paul liegt der venetianische General Nicolao Petiliano, welcher zu dem erwähnten Grafengeschlechte gehörte, begraben und die dankbare Republik hat ihm hier eine vergoldete Reiterstatue errichtet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETILIANA (sc. castra), auch Petilianis genannt, ein Ort auf der Insel Sicilien, zwischen Agrigentum und Philosophiana, von diesem 27, von jenem 28 Milliar. entfernt, also von beiden eine Tagereise. Itiner. *Anton.* Mannert (9. Th. 2. Abth. S. 436) hat angenommen, daß derselbe eine geographische Meile westlich von dem heutigen Städtchen Caltanissetta, beim Dorfe St. Cataldo gelegen habe. Diesen Ort erwähnt auch Ph. Cluver (Sicilia ant. p. 349). (*Krause.*)

PETILIANUS, Bischof von Cyrtha oder Constantina in Numidien, jedoch von der Partei der Donatisten, zu Anfang des 5. Jahrh., und hauptsächlicher Vertreter der Donatisten auf der großen Disputation zu Carthago 411. Nach einer Angabe des Augustinus (ctr. liter. Petilian. L. II. c. 104. Oper. ed. *Bened.* Tom. IX. p. 293) war er im katholischen Glauben erzogen, aber die Donatisten wußten ihn zu sich herüber zu ziehen und mit der Bischofswürde zu fesseln. Den Worten nach erschiene also Ehrgeiz als Motiv seines Übertritts zu jenem

---

2) Diese Brücke war ursprünglich eine hölzerne, da jedoch zwei Kinder auf ihr verunglückten, so ließen deren Ältern sie von Stein erbauen und die Bilder ihrer Kinder an ihr anbringen. 3) In Beziehung auf diese Begebenheit sagt Ethelwerd (p. 836): Et persecuti sunt eos usque ad locum, qui Pederydan appellatur, und in der angelsächsischen Chronik stehen p. 39 die Worte: hy geflymde oth Pedridan. Dazu bemerkt Turner: This is a place on the Parret in Somersetshire, the entrance of which was called Pedridan muth, perhaps the Aber Peryddon of Gelydan.

*) Vergl. Ritter's Erdkunde. 2. Th. S. 380—392.

Petinesca, f. Helvetii.

PETINET ist ein Erzeugniß des Strumpfwirkerstuhls, und besteht in einem leichten, feinen, aus Seide, Baumwolle oder Leinenzwirn gewirkten Stoffe, dessen Maschen regelmäßige Öffnungen oder Löcher bilden, wodurch das Ganze ein spitzenartiges durchbrochenes Ansehen erhält. Man gebraucht den Petinet hauptsächlich zu Kleidern, Tüchern, Schleiern und Kopfputz für Damen; und er wird zu diesem Behufe oft mit mannichfaltigen eingewirkten Dessins versehen. Er ist entweder Cullir-Petinet oder Ketten-Petinet, je nachdem er auf dem sogenannten Cullirstuhle oder auf dem Kettenstuhle verfertigt wird. Außerdem gibt es auch eigene, nur hierzu bestimmte, Petinet-Stühle. Unter dem Namen Petinet-Maschine versteht man eine Vorrichtung, welche mit dem gewöhnlichen Cullirstuhle oder mit dem Kettenstuhle in Verbindung gesetzt wird, wenn darauf Petinet gearbeitet werden soll. Der glatte (nicht gemusterte) Petinet unterscheidet sich in eigentlichen Petinet mit lauter gleich großen Öffnungen, und in Blonden-Petinet, in welchem große und kleine Öffnungen regelmäßig mit einander abwechseln. Außerdem hat man gestreiften Petinet (Petinet-Dünntuch), gewürfelten, broschirten Petinet &c. Petinet-Spitzen oder Petinet-Eintoilagen heißen schmale, bandartige Petinet-Gewebe, welche statt eigentlicher Spitzen zum Besatz an Damenputz gebraucht werden. (*Karmarsch.*)

PÉTION, der Neger- oder vielmehr Mulattengeneral auf St. Domingo, hat diesen Namen nicht, wie doch gemeiniglich geglaubt wird, zu Ehren des Maire von Paris, des geschwätzigen Verfechters der Schwarzen, angenommen, sondern mußte denselben von Kindheit an tragen, wegen der unflätigen Gewohnheit, die einst Ludwig Arnauld, der Oheim von Anton Arnauld, dem großen Lehrer der Jansenistischen Kirche, mit dem Spottnamen Arnauld le Péteux büßen mußte. Frei geboren zu Port-au-prince, den 2. April 1770, war Alexander Sabès, genannt Pétion, der Sohn des wohlhabenden Pflanzers Sabès und einer Mulattin, und verdankte er der väterlichen Sorgfalt einen auf St. Domingo keineswegs alltäglichen Grad von Bildung. Schon hatte des jungen Mannes wissenschaftliche Richtung einige Aufmerksamkeit in seiner Kaste bei den Farbigen erweckt, als auch ihn die Revolutionirung der Insel zu den Waffen foderte. Kaum 20 Jahre zählend, zog er, einer der ersten, aus in den Streit; er wurde in kurzer Zeit als Officier bei der Artillerie angestellt, dann zum General-Adjutanten befördert; allenthalben folgte ihm der Ruf, daß er, der unerschrockene Führer auf dem Schlachtfelde, den eignen Leuten ein liebreicher Vater, den Besiegten ein persönlicher, großmüthiger Feind sich erzeige. Nicht sobald waren die Engländer von der Insel vertrieben, und es entflammte sich der Schwarzen und Farbigen gegenseitige Eifersucht zu grimmigem Bürgerkriege. Auf die Sympathien der Schwarzen wollte Toussaint-Louverture seine Alleinherrschaft begründen; zu ihrem Anführer wählten sich die farbigen Leute einen Mulatten, den General Rigaud. Dem zur Seite hat Pétion in den schwierigsten Gelegenheiten ein seltenes Talent offenbart. Toussaint in Person belagerte Jacmel und brachte in kurzer Frist den für seine Gegner hochwichtigen Ort zum Äußersten herab. Von der Noth der Besatzung unterrichtet, verfügte Rigaud, daß Pétion sich in die eng umschlossene Festung werfe und das Commando daselbst übernehme. Den schwierigen Auftrag gewissenhaft und glücklich vollführend, fand Pétion eine durch der Feinde Gewalt und den Mangel an Subsistenzmitteln entmuthigte Bevölkerung. Seine Gegenwart belebte die niedergebeugten Gemüther, und seine Thätigkeit und Einsicht ersann ein Vertheidigungssystem, welches noch geraume Zeit die drückende Überlegenheit des Feindes paralysirte. Wie zu fernerem Widerstande die ausgehungerte Besatzung untüchtig geworden, unternahm es Pétion, sie mitten durch die feindlichen Linien in Sicherheit zu führen. An des Zuges Spitze stellt er Frauen, Kinder, Greise, denen folgten die Bewaffneten, und wiewol ihrer nur 1900 gegen 22,000 Feinde waren, wurde doch das Wagstück glücklich vollbracht. Als des Kriegs weiterer Verlauf zu Toussaint's Gunsten sich entschieden, blieb Auswanderung der Anführer der Mulatten die einzige Wahl. Wie sein Feldherr, wie die ausgezeichnetesten Officiere des farbigen Heeres, ist Pétion herübergekommen nach Frankreich, aber die Stunden unfreiwilliger Muße, welche in Trägheit seine Cameraden verlebten, widmete Pétion den Studien. Kenntnisse mannichfaltiger Art hatte er sich erworben, als des ersten Consul Befehl ihn, wie den General Rigaud, dem Heere zutheilte, welches von Leclerc befehligt, das aufrührische S. Domingo zu dem Gehorsam der Metropole zurückführen sollte. Das Wiederauftreten der beiden Männer, welche auf die farbige Bevölkerung wenigstens den entschiedensten Einfluß beibehalten hatten, beförderte gar sehr die ersten Erfolge des französischen Heeres, welche zwar festzuhalten die Unfähigkeit Leclerc's nicht vermochte, gleichwie sein Nachfolger im Commando, Rochambeau, durch Anwendung der verächtlichsten Kunstgriffe, durch sinnlose Grausamkeit, die Neger und Mulatten sogar, welche ernstlich Unterwerfung gewollt hatten, zu dem verzweifeltesten Widerstande gegen die Thorheit und Raubsucht der französischen Generale herausfoderte. Nachdem über Rigaud, wie über Toussaint, Deportation verhängt worden, entfloh Pétion dem Hauptquartier der Unterdrücker, um sich mit den Vielen, die seiner Leitung zu folgen gewohnt, unter die Befehle von Dessalines zu stellen, und gegen die Franzosen erbitterten Krieg zu führen. Viel Schaden hat er ihnen zugefügt, zumal seitdem er zu dem Rang eines Divisionsgenerals erhoben worden, aber verderblicher als der Insurgenten Waffen ist den Europäern der Einfluß von Luft, Witterung und Seuche geworden. Der Bruch des Friedens von Amiens vernichtete die letzten Hoffnungen der Franzosen, und von 1804 ab nahm Hayti alle Formen eines unabhängigen Staates an. Die Insel wurde in verschiedene Militair-Gouvernements eingetheilt, jenes der westlichen Landschaft, von welcher Port-au-prince der Hauptort war, wurde an Pétion verliehen. Bald fand Dessalines gerathen, das Kaiserthum an der Seine zu parodiren. In dem Purpurmantel wurde er vielen seiner Kriegs-

Die Präsidentschaft, welche nur für die Dauer von vier Jahren gegeben wird, erlosch zum andern Mal 1815, wurde aber sogleich wieder durch neue Wahlen Pétion verliehen. An ihn gelangten demnach 1816 die Anträge um ein mit Frankreich zu schließendes Abkommen, die jedoch zu keinem Resultate führten, weil er peremtorisch als des Geschäftes Grundlage, die Anerkenntniß der Unabhängigkeit von Hayti foderte. Denn keineswegs hatte seine geistige Energie abgenommen, wenngleich mit eben dem J. 1816 der Verfall seiner Gesundheit bemerkbar wird. Zwei Jahre noch widerstand Pétion dem Übel, dann erlag er, am 29. März 1818, einer Entzündungskrankheit. Herzlich wurde in dem ganzen Umfange der Republik das Ableben des farbigen Washington beklagt; von freien Stücken legte die gesammte Bevölkerung Trauer an, um solche ganzer drei Monate zu tragen. Das Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer religiösen Feier, voll der hehrsten Würde und in dem gleichen Maße erbaulich; die Leichenrede hielt des Verblichenen Pfarrherr, der Pater Gordon. Daß ein Monument dem Andenken des Präsidenten errichtet werde, hat nachmals der Senat der Republik verordnet. Auch dienen einige Münzen aus dem J. 1818, dieses Andenken zu bewahren. Die eine zeigt im Av. Pétion's Brustbild von der linken Seite, und als Umschrift: A. Petion Président. An. 14. Rev. Eine Trophäe, aus deren Mitte ein Palmbaum, die Freiheitsmütze im Gipfel, sich erhebt. République d'Hayti. 25 C. Es ist diese Münze nicht völlig von der Größe der neuen 1/12 Thalerstücke. Bedeutend kleiner, aber desselben Gepräges, ist eine zweite Silbermünze, nur daß auf dem Revers der Werth zu 12 Cents angegeben ist. Pétion's Physiognomie, wie sie auf dem größern Stücke zu erkennen, trägt das Gepräge von Ernst, Entschlossenheit und Güte, doch mit jenem Zusatze von Gemeinheit oder vielmehr Rohheit, welcher von männlichen Mulatten-Physiognomien unzertrennlich scheint. Pétion's Nachfolger ist sein Freund, der General P. Boyer, geworden. (*v. Stramberg.*)

PÉTION ([sic] de Villeneuve, Hieronymus), zu Chartres, um 1759 geboren, war, als der Sohn eines Procurators bei dem dasigen Présidial, von der Wiege an der Rechtswissenschaft bestimmt. Als Advocat trat er in die Welt; wenn alle Zeugnisse hierfür mangelten, so würden statt ihrer Pétion's Schriften, und was von seinen mündlichen Vorträgen aufbewahrt worden, dienen können. Redner oder Schreiber verleugnet er keinen Augenblick die Gewohnheiten eines Advocaten: am geläufigsten ist ihm die Kunst, die wichtigsten Gegenstände, in sofern sie ihm hinderlich sind, in den Hintergrund zu schieben, und über Nebendinge einen Strom von Worten auszugießen, die, dem Genius der Sprache zufolge, den Unerfahrnen hinreißen können, an sich aber nur den seichten Schwätzer verrathen. Dazu gesellte sich, was wol öfter in der Welt sich zutragen mag, daß der Schwätzer, regelmäßig nur die Inferiorität als Gegner findend, allmälig zu einem Selbstvertrauen ohne Gleichen sich gesteigert hatte, und demnach sich berufen wähnte, die höchsten und tiefsten Fragen der Wissenschaft oder der Staatsverfassung in Unfehlbarkeit zu entscheiden. Die Überzeugung dieser Unfehlbarkeit, welche in jedem Ausdrucke, in jeder Miene sich verrieth, eine schöne Gestalt, eine mächtige, wohlklingende Stimme, übten häufig eine magische Gewalt auf die Zuhörer, die in der Begeisterung nicht wahrnahmen, daß nur mit Gemeingut der Redner sich behelfe, und daß er außerhalb des Plauderstuhls unbeholfen, ungeschickt, in der Wissenschaft ein Fremdling sei, der verwegen und kopfüber in den Ocean der Politik sich stürzend, auch keine Ahnung von irgend einem vernünftigen Zwecke, von einem Ziele habe. Als Advocat versuchte Pétion sich in Druckschriften, auch in kleinen, unerheblichen Poesien; dann schrieb er, veranlaßt durch die von einer gelehrten Gesellschaft in Teutschland gestellte Preisfrage, über die Mittel, dem Kindermorde zu steuern. Seine Abhandlung: **Moyens proposés pour prévenir l'infanticide** (Oeuvres I, 1—23) wurde nicht gekrönt, bietet nicht einen brauchbaren Gedanken. Ihr folgte 1782, und wurde begierig gelesen, eine Abhandlung, betitelt: **Les Lois civiles et l'administration de la justice ramenées à un ordre simple et uniforme** (p. 33—242). Der Herausgeber, indem er Pétion's Gabe, die wichtigsten Schöpfungen der Revolution im Voraus zu beleuchten, bewundert, muß zugeben: „on ne peut se dissimuler cependant que ce n'est qu'un essai, qui était susceptible de bien plus grands développements. L'auteur était très-jeune, quand il l'a composé.“ Das Nämliche gilt von dem **Essai sur le mariage, considéré sous des rapports naturels, moraux et politiques; ou moyens de faciliter et d'encourager les mariages en France** (p. 243—394). „Rien de plus moral que cet ouvrage,“ rühmt der Herausgeber von einer Schrift, worin des Vaters eheliche Verbindung mit der Tochter gerechtfertigt; „mais le divorce paraissait alors un scandale, et le mariage des prêtres une impiété. On voit que ces idées de philosophie et de réforme sont entrées de bonne-heure dans l'âme de l'auteur. Tous ses ouvrages sont dégagés de préjugés.“ Die Schrift ward durch eine von der Akademie zu Chalons-sur-Marne ausgegangene Frage veranlaßt, verfiel aber alsbald, wie billig, der Vergessenheit. Advocat und Halbwisser konnte Pétion in dem Beginn der Revolution um die zu ergreifende Partei nicht zweifelhaft bleiben. Mit großem Eifer widmete er sich der Verbreitung der neuen Ideen, zuerst mittels einer an die Notablen gerichteten Bittschrift, worin des dritten Standes Berechtigung zu einer doppelten Vertretung nachgewiesen. Dieser schloß sich an, **Lettre d'un citoyen de l'ordre du Tiers, à l'assemblée des Notables, servant de réponse aux observations du Parlement** (II, 7—35). Bald darauf veröffentlichte Pétion einen **avis aux habitans des campagnes**, um die Wähler abzuhalten, Edelleute als ihre Repräsentanten an den Reichstag abzusenden. Die ungemessene Haltung des Schriftchens veranlaßte den Generalprocurator des Parlaments, seinem Substituten in Chartres die gerichtliche Verfolgung des Verfassers und der Verbreiter aufzugeben. Aber die Gerichtshöfe hatten sich bereits ihrer Macht begeben, und unbekümmert um die Vergangenheit, war Pétion nur be-

hafte Sanction verschiedener constitutioneller Bestimmungen, und gegen das bekannte Banket der Gardes-du-corps[4]). In der Sitzung vom 26. October sprach er gegen den Antrag des Constitutionscomité, wonach die Befugniß, zu der Nationalrepräsentation erwählt zu werden, von der Entrichtung eines Steuerminimums von einer Mark Silber abhängen sollte: **tout homme**, beantragte er, **qui a des talens et qui n'a pas de fortune, doit être éligible, si les électeurs le jugent capable.** Die Majorität war gegen ihn, und blieb es am 17. November, als er den Beschluß, daß die Zahl der von jedem Departement abzusendenden Deputirten von der dreifachen Basis der Bevölkerung, des Umfangs und des Steuerbetrags abhängen sollte, angriff. Pétion wollte die Bevölkerung allein gelten lassen, wurde aber von Vorn herein in dieser Angelegenheit mit Ungunst gehört, weil er in der allgemeinen Discussion die Nützlichkeit der provinziellen Interessen und die Nothwendigkeit, sie möglichst aufrecht zu erhalten, in Schutz genommen hatte. Auch seine Abhandlung über die Preßfreiheit (**II, 351 — 390**) blieb unbeachtet. Größere Aufmerksamkeit hingegen erregte sein ganzer vier Monate lang angekündigter, und am 27. März 1790 vorgetragener Finanzplan, vermöge dessen, um der Circulation aufzuhelfen, in jedem Departement eine Leihbank, in Paris eine Centralbank angelegt werden sollte (**Discours sur l'établissement des caisses territoriales en France, suivi d'un projet du décret, II, 183 — 207**). Der Antrag wurde an ein Comité von zwölf Personen, zur Hälfte aus dem Comité der Finanzen und zur Hälfte aus dem Comité des Ackerbaues und der Industrie zu erwählen, verwiesen, wurde auch auf Befehl des Hauses gedruckt. Bald darauf kamen die Ereignisse auf S. Domingo zur Sprache. Verschiedene Pflanzer verdankten der Vermittelung Barnave's die Lossprechung von den gegen sie erhobenen Anklagen. Pétion wollte die Unschuld dieser Pflanzer nicht anerkennen, und ließ sich zumal angelegen sein, die farbigen Leute zu bedeuten, daß eine Partei in der Nationalversammlung gerüstet stehe, alle ihre Foderungen zu begünstigen. Von dem an nahm Pétion in jeder Verhandlung über die Colonien regelmäßig das Wort (als Probe, **Discours sur la traite des noirs, III, 51 — 126**, und **Discours sur les troubles de S. Domingue, 139 — 180**); er wurde einer der thätigsten Genossen in der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen, und das Zeugniß kann ihm nicht versagt werden, daß er aus allen seinen Kräften gewirkt habe, die Grausamkeiten auf S. Domingo und den endlichen Verlust dieser reichen Besitzung herbeizuführen. Auch die folgenreiche Schöpfung der Assignaten kommt großentheils auf Pétion's Rechnung. „**M. Pétion a été le premier,**" heißt es in der Einleitung zu seinem Vortrage über diesen Gegenstand **III, 209 — 223, à prouver, dans un discours très-étendu et bien raisonné, la nécessité de créer des assignats.** Die Rede wurde in der Sitzung vom 16. April 1790 gesprochen. In der Sitzung vom 27. Mai stritt Pétion vereint mit Barnave und den Gebrüdern Lameth wegen des Rechts über Krieg und Frieden; sie wollten dasselbe der Nation zugewendet wissen. Die Discussion wurde ganzer zwölf Sitzungen hindurch fortgesetzt, denn Mirabeau war für den Hof. Die von Pétion gehaltene Rede (**III, 291 — 339**) ist vielleicht das beste, das er zu Stande gebracht hat; um so ungeschickter zeigte er sich in den Verhandlungen über die Einverleibung von Avignon (**III, 245—288**). Doch darüber ein Urtheil zu fällen, war der Versammlung nicht gegeben, sie gedachte nur der Leistungen Pétion's am 27. Mai, und verehrte ihn von dem an als einen ihrer vorzüglichsten Redner. Des steigenden Einflusses froh, suchte der Deputirte von Chartres vornehmlich gegen Mirabeau ihn zu wenden. Den Republikanern, als deren ersten Repräsentant man Pétion betrachten kann, war Mirabeau nicht ohne Ursache verdächtig geworden. Als dessen feuriger Widersacher trat Pétion bei jeder Gelegenheit auf, zumal in dem Vorschlage von Penalitäten gegen die Emigranten. Noch vor Ende des Jahres war Pétion zu der Präsidentschaft erwählt worden, und Mirabeau's Absterben befreite ihn von einer allzu drückenden Überlegenheit. Die Entwürfe einer Reaction, wie Mirabeau sie sich gedacht, traten in den Hintergrund, und in seiner äußersten Bedrängniß ergriff der König den Gedanken der Flucht, die in Varennes ihr kurzes Ziel finden sollte. Die königliche Familie zurückzuführen, wurden von Seiten der Nationalversammlung drei Deputirte abgesendet, Barnave, la Tour-Maubourg, Pétion. Auf den Deputirten von Chartres achteten König und Königin im Laufe der Reise nur wenig; ihre Aufmerksamkeiten hatten einzig Barnave zum Gegenstand, als denjenigen, der eben damals die Nationalversammlung regierte. Stets unvorsichtig, konnte die Königin sich nicht enthalten, einstens ihr Misfallen an Pétion auszudrücken. Den Dauphin auf dem Schoße haltend, spielte er mit dessen blonden Locken, und sicherlich ohne böse Absicht, zupfte er den Prinzen über die Gebühr. Das Kind schrie, gleich nahm es die Mutter zu sich, mit den Worten: **donnez-moi mon fils, il est accoutumé à des soins, à des égards, qui le disposent peu à tant de familiarités.** Von der andern Seite benahm sich Pétion mit auffallender Ungezogenheit[5]). Von dem

4) **Sommes nous ici,** fragt er in der ersten Aufwallung, **pour nous faire donner ou pour donner des lois?** Dann fährt er fort: **depuis long-temps la liberté nationale est menacée. Je ne parle pas des cris de *vive le roi*, portés jusqu'aux nues dans cette orgie, ils ont retenti dans cette assemblée, ils retentissent dans tous les coeurs; mais, quelles imprécations n'y a-t-on pas proférés contre l'assemblée nationale! Doit-elle être insultée dans son sanctuaire? Je passe à la réponse du roi. Vous avez reconnu qu'il ne pouvait jamais refuser la constitution, en arrêtant qu'on ne lui en demanderait pas la sanction, mais l'acceptation. Le délegué de la nation ne peut la régir que par les lois par lesquelles elle veut être gouvernée. Le roi vous dit cependant: que vos lois sont imparfaites, qu'il les accepte, quant à présent, qu'elles expriment le voeu présent de l'assemblée.... Il doit accepter pour toujours; le voeu de l'assemblée ne peut pas varier il est celui de la nation. Enfin, si j'explique l'esprit de la réponse du roi, il se rend aux circonstances; elles changeront; il croira pouvoir changer.**

5) **Sa rudesse républicaine,** klagt die Königin, **était outra-**

an wurde für Pétion eine persönliche Sache, was bisher nur Principienstreit gewesen. In der schrecklichen Auffahrt nach den Tuilerien (25. Juni) saß im Grunde des Wagens, zwischen Barnave und la Tour-Maubourg, die Königin, während der König, Madame Elisabeth und Pétion den Vordersitz eingenommen hatten, Barnave den Dauphin, Pétion die Madame royale auf dem Schoße hielt. Barnave wie Pétion hatten an die Nationalversammlung von dem Gange der Reise zu berichten. Dieser sprach: je n'ai rien à ajouter aux faits généraux qui vous ont été exposés par mon collégue; mais je crois devoir vous rendre compte d'un fait particulier qui pourrait être altéré dans l'opinion publique. Il vous a dit avec beaucoup de raison que les gardes nationales ont donné, dans cette circonstance, les preuves de leur dévoûment et de leur zèle pour le maintien de l'ordre. Cependant, lorsque la voiture, contenant les membres de la famille royale, a été arrêtée devant le château des Tuileries, il y a eu un mouvement qui pourrait être mal interprété, quoiqu'il n'ait cependant été occasionné que par un excès de zèle. Le peuple et la garde nationale ne demandaient autre chose que l'exécution de la loi, mais craignant que les particuliers qui étaient sur le siége de la voiture, ne s'échappassent, ou même ne fussent pas arrêtés, ils voulurent s'emparer de leur personne. In der Wahrheit hatten die den Wagen umringenden Gurgelabschneider keine andere Absicht, als die drei, gebunden auf dem Bock sitzende, Gardes-du-corps aufzuhängen, vielleicht auch der königlichen Familie dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Eindrücke, die die Reise in Pétion's Gemüth zurückgelassen, sollten alsbald in den öffentlichen Angelegenheiten sich geltend machen. Der erste, hat er in dem Jacobinerclub die Frage, le roi sera-t-il, peut-il être jugé aufgeworfen, in der Weise zwar, daß er in Bezug auf die erste dieser Fragen, in welcher jene um die Inviolabilität begriffen, sich äußert: je ne conçois pas comment cette question en peut faire une; car à consulter le bon sens, la déclaration des droits, la constitution, les usages des peuples libres, ceux de nos ancêtres, les opinions des auteurs les plus estimés, un roi criminel inviolable est la monstruosité la plus révoltante. In dem gleichen Sinne sprach er in der Nationalversammlung vom 13. Juli: als Staatsbürger, als öffentlicher Beamter, ist der König dem Gesetze unterworfen. Wäre er über das Gesetz erhaben, so würde er ein Despot sein. Um unverletzlich zu sein, muß man unfehlbar sein. Oder soll der König ungestraft morden dürfen? Was wollt Ihr thun? Den König erhalten? er ist, sagt man, eine öffentliche Gewalt, und eine solche kann nicht bestraft werden. O der elenden Ausflucht! Ein Richter ist nicht die Gerechtigkeit, ein König nicht das Königthum, oder überhaupt ein abstractes Wesen. Eure Beschlüsse sprechen seine Absetzung aus, dem zufolge ist er nicht allezeit unverletzbar. Ich gestehe, daß in meinen Augen die Frage, ob dem Könige der Proceß gemacht werden könne, keine Frage ist. Der König, sagt man, war entweder frei, oder er war es nicht. Frei, konnte er reisen, wohin er wollte; dem Unfreien kann Niemand verargen, daß er seine Fesseln zu brechen suchte. Ich behaupte, daß der König unter keinem Vorwande die Flucht nehmen konnte. Je freier der Mensch, je mehr muß er seinen Amtspflichten ergeben sein, je freier, je mehr ist er ein Sklave des Gesetzes. Pflicht und Gesetz ketteten den König an die Nationalversammlung. Ich verlange, daß der König gerichtet werde, entweder von der Nationalversammlung, oder von einer zu diesem Zwecke berufenen Nationalconvention." Über die Elemente einer solchen Convention hatte der Redner bereits früher sich ausgesprochen (Discours sur les conventions nationales, II, 289 — 349); den Fall annehmend, daß der König in seine Gewalt wieder eingesetzt werde, ließ er seine Opinion sur un conseil d'exécution électif et national, durch den Druck verbreiten (III, 399 — 415). Einen solchen Fall abzuwenden, setzte er zugleich alle seine Mittel in Bewegung; es wird behauptet, er habe die beiden Bittschriften vom Champ-de-Mars, das Schicksal Ludwig's XVI. betreffend, angegeben, und seinem Freunde und Landsmann Brissot allein die Sorge für deren Abfassung und Circulation überlassen. Diese Umtriebe erlagen den Bajonetten der Nationalgarde auf dem Marsfelde (17. Juli) und eine Beängstigung, unerklärbar allen denen, die nicht von der Nichtswürdigkeit und Feigheit jener Demagogen durchdrungen waren, lastete auf der eben noch so übermüthigen Partei. Es sonderten sich die Feuillans von den Jacobinern ab, es schieben aus dem Jacobinerclub alle Mitglieder der Nationalversammlung bis auf sechs, zuletzt bis auf drei; es schien die Gesellschaft in ihrer Existenz bedroht. In dieser Lage hat Pétion ihr die wesentlichsten Dienste geleistet, gleichwie er selbst seine Proben von Standhaftigkeit und Umsicht in der Führung einer Partei ablegte. Sein Manifest, lettre de J. Pétion à ses commettans, sur les circonstances actuelles (III, 419 — 433), hat unglaublichen Einfluß geübt[6]; die

geante, il mangeait, buvait dans la berline du roi avec malpropreté, jetant les os de volaille par la portière, au risque de les envoyer jusque sur le visage du roi; haussant son verre, sans dire un mot, quand madame Elisabeth lui versait du vin, pour indiquer qu'il en avait assez, ce ton offensant était calculé, puisque cet homme avait reçu de l'éducation, aussi Barnave en fut révolté. Pressé par la reine de prendre quelque chose: Madame, répondit Barnave, les députés de l'assemblée nationale dans une circonstance aussi solennelle, ne doivent occuper vos majestés que de leur mission, et nullement de leurs besoins. Le roi avait commencé à parler à Pétion sur la situation de la France et sur les motifs de sa conduite, qui étaient fondés sur la nécessité de donner au pouvoir exécutif une force nécessaire à son action pour le bien même de l'acte constitutionnel, puisque la France ne pouvait être république. Pas encore, à la vérité, lui répondit Pétion, parceque les Français ne sont pas assez mûrs pour cela. Cette audacieuse et cruelle réponse imposa silence au roi, qui le garda jusqu'à son arrivée à Paris.

6) Elle influa beaucoup sur la conservation de la société des jacobins, qui parut, pendant quelques instans, anéantie et détruite de fond en comble. M. Pétion resta ferme à son poste, brava tous les orages avec le plus grand calme, mit beau-

durch ihn vorgeschlagene und durchgesetzte Epuration des Jacobinerclubs rehabilitirte die Gesellschaft in der öffentlichen Meinung und machte es ihr möglich, aus dem Kampfe mit den Feuillans über die Paternität der verschiedenen Gesellschaften in den Provinzen siegreich hervorzugehen; Pétion, zum Präsidenten des Jacobinerclubs erwählt am 25. Juli, konnte sich schmeicheln, als Bannerträger nicht nur, sondern auch als die eigentliche Stütze der republikanischen Partei allen seinen Nebenbuhlern den Rang abgewonnen zu haben. Eine immense Popularität lächelte ihm, hieß Robespierre der tugendhafte, so war Pétion der unbestechliche geworden; er, welcher selbst das Zeugniß sich gibt, d'être bon fils, bon époux, bon père, bon citoyen. Vollständig in den Hintergrund geschoben war der Vorwurf, der in der Adresse aux provinces (December 1789) ihm gemacht worden war: un Pétion de Vileneuve, chez qui vous n'aviez pu distinguer que la confiance de la sottise, et qui vil instrument des factieux, est comme les crieurs de la foire que l'on fait aboyer à la porte des théâtres, pendant que dans l'intérieur on joue la pièce. Der Auflösung der Constituante folgte in kurzen Zwischenräumen die Wahl eines Maire der Stadt Paris, an Bailly's Stelle. Pétion, Begleiter der Frau von Genlis und der Tochter des Herzogs von Orléans, der Mademoiselle de Chartres, wie sie damals hieß, oder der Madame Adelaïde [7]), befand sich noch in London, ohne Zweifel beschäftigt, im Namen seines hohen Committenten, des Herzogs von Orléans, mit den Häuptern der verschiedenen Parteien in England zu unterhandeln, als die Meldung, er sei für besagte Wahl in Vorschlag gekommen, ihn eiligst nach Hause foderte. In dem Scrutinium vom 16. November betheiligten sich von den 80,000 thätigen Bürgern der Stadt Paris nur 10,632, davon stimmten für Pétion 6708, für la Fayette 3123, für Dandré 77, die übrigen zersplitterten sich unter Robespierre, Fréteau, Camus, Tronchet, den Grafen von Provence drei, den König einer. Pétion wurde demnach am 18. November als Maire introducirt [8]), unter den Umständen der größte Triumph, zu welchem die demokratische Partei gelangen konnte. Dieses erkennend, bereitete sie dem neuen Maire für seinen Besuch in dem Jacobinerclub an demselben 18. November eine wahre Ovation. Der alte Dussault bestieg die Rednerbühne, sprach in kurzen Absätzen wenige Worte, die er mit dem Rufe beschloß: je regarde M. Pétion comme mon s'els! c'est bien hardi sans doute. Il descend de la tribune, fügt der Berichterstatter hinzu, et M. Pétion sélance dans ses bras. Ce triomphe du sentiment a fait éprouver la plus douce sensation à tous les coeurs. Als das Programm seiner Verwaltung veröffentlichte Pétion einen wohl gedachten und deutlichen coup d'oeil rapide sur l'état dans lequel je trouve la place de Maire de Paris (IV, 14 — 28), welchem eine gehörig vorbereitete, mit Lebhaftigkeit ausgeführte Expedition gegen die Spielhöhlen folgte. Hierauf beschränken sich aber im Wesentlichen Pétion's administrative Leistungen, zumal seine Zeit und seine Aufmerksamkeit ausschließlich durch die Bewegungen und den Kampf der Parteien in Anspruch genommen werden sollten. Im December 1791 kam der stille gegenseitige Haß der Jacobiner und Feuillans zum Ausbruch; die Verhandlungen darüber mittheilend (IV, 31 — 49) klagt Pétion: la conduite que j'ai tenue dans cette circonstance délicate, est defigurée et calomniée de la manière la plus étrange. Voici les pièces; je les présente au public sans aucun commentaire. Zu entschieden war Pétion in seinen republikanischen Ansichten, um nicht als Gegner der Feuillans aufzutreten. Ein Brief von ihm am 6. Febr. 1792 an Buzot geschrieben, spricht hinreichend seine Gesinnungen in dieser Hinsicht aus. Er will *alliance de la bourgeoisie et du peuple*, ou si on aime mieux: union du tiers-état contre les privilèges, während in der Meinung der Feuillans, die Bürgerschaft nur durch Verbindung mit den vormaligen privilegirten Ständen das Volk im Zaume halten konnte. Dieses Schreiben, die aristokratische Unterscheidung zwischen Bürgerschaft und Volk, foderte die rein demokratische Partei zu den grimmigsten Verunglimpfungen des Schreibers heraus, gleichwie er, den Unterschied zwischen denen die haben und die begehren, deutlich artikulirend, zu allen fernern Verbrechen der

---

coup de sagesse dans sa conduite, ne négligea aucune mesure de prudence pour éclairer les esprits, pour dissiper l'illusion qui les aveuglait, et sa lettre ne fut pas une des moins efficaces pour faire tomber le triple bandeau, dont presque tous les yeux étaient couverts.

7) Giftig und ergötzlich hat, in den spätern Zeiten der Zerwürfniß, Camille Desmoulins diese Reise, welche noch zwei andere junge Damen, Pamela und die Sercey, mitmachten, besprochen: N'est-ce pas un fait que Pétion a fait le voyage de Londres dans une dormeuse avec madame Sillery et mesdemoiselles d'Orléans, Paméla, Sercey, qu'on pouvait appeler les trois Graces, et qui pressaient son genou vertueux et heureusement incorruptible (Pétion, l'incorruptible, der Unbestechliche, oder auch Unverwüstliche) et que c'est à ce retour qu'il a été nommé maire de Paris. Pourquoi ce voyage si suspect? Quelle negociation si importante avait exigé qu'un si grand personnage que Jerôme Pétion passât la mer et s'abouchât avec Pitt. Von dieser Reise schreibt sich vermuthlich der Genlis Zuneigung für Pétion her, und die Hochachtung, welche sie ihm bis zu dem Königsmorde bewahrt zu haben versichert. Von dem Verehrten sprechend konnte Camille es sich nicht versagen, auch der Verehrerin einige freundliche Worte zuzuwenden: Cette madame de Genlis, dont les demangeaisons allaient toujours en se dépravant, et qui avait remplacé celle si naturelle de faire des Dunois et de la musique par celle de faire des livres, celle d'être auteur de comédies, par celle d'être docteur de Sorbonne, et enfin les douceurs de la dévotion, de la vie contemplative, et d'être moine, par les plaisirs de la politique, de la vie active, et d'être surintendante et premier ministre, après qu'elle aurait fait de son élève, mademoiselle d'Orléans, une petite reine.

8) Le peuple l'a reçu avec les plus vifs applaudissemens, le conseil-général de la commune l'a reçu avec une indifférence extrême. Avant qu'on l'installât, un membre du conseil-général a demandé la parole et a interpellé Mr. Pétion de declarer comment il avait acquis le droit de citoyen actif depuis un an. M. Bailly a répondu, que puisque les sections avaient jugé M. Pétion digne d'être Maire de Paris, sans doute elles savaient bien ce qu'elles faisaient, et reconnaisaient qu'il avait les qualités requises (les tribunes applaudissent).

Revolution die Losung gab, und einen Samen ausstreute, der den kommenden Geschlechtern die gedeihlichsten Früchte verheißt. Pétion erkannte mit Schrecken die Beleidigung, die er dem Volke angethan; daher suchte er Genugthuung zu geben in dem Beschlusse vom 11. Febr. 1792, wegen der Pikenmänner. Cet arrêté parut dans un moment où il était bien nécessaire. Le citoyen en habit bleu regardait avec dédain le citoyen armé d'une pique: des divisions se manifestaient chaque jour, et on était sur le point d'en venir aux mains. Sous tous les rapports cet arrêté était infiniment précieux, eigentlich aber nur den Revolutionsmännern, deren Sieg nicht länger dem aufmerksamen Beobachter zweifelhaft erscheinen konnte seit die Höfe des Volks, mit Piken bewaffnet, den Dienst der Nationalgarde paralysirte. Es wird Niemanden befremden, daß der König, in dem Schrecken über eine Einrichtung, die den Rest gesellschaftlicher Ordnung bedrohte, zwei Decrete sanctionirte, denen er bisher seine Zustimmung verweigert hatte, nämlich die Entlassung der meuterischen Soldaten des Schweizerregiments Chateau-Vieux, und die Beschlagnehmung der Emigrantengüter, auch am 13. Februar ein Schreiben an die Municipalverwaltung richtete, worin er gegen jeden ihm zugemutheten Gedanken einer abermaligen Entweichung protestirte. Das Schreiben wirkte dergestalt versöhnend, daß die Municipalität den Beschluß faßte, dem König aufzuwarten, um ihre aufrichtige Anhänglichkeit zu bethätigen. Was auch Pétion hiervon dachte, er mußte der Stimmenmehrheit weichen, und bei dem König um Audienz für den Municipalrath bitten. Die Stunde wurde festgesetzt, Pétion ließ, um den König zu kränken, auf sich warten, und erschien um eine ganze halbe Stunde zu spät. Der Besuch wurde nicht mehr angenommen, worüber Pétion sich mit vieler Heftigkeit gegen die im Vorzimmer befindlichen Minister beschwerte. Auch seinen Begleitern suchte Pétion seine Gefühle aufzudringen, doch ohne sonderlichen Erfolg. Vielmehr beeilte sich der Municipalrath, seine Unhöflichkeit zu entschuldigen und eine zweite Audienz zu begehren. Des membres, schreibt Pétion, vinrent me prier de me mettre à leur tête. Je refusais en témoignant combien j'étais indigné que des magistrats fussent assez bas pour ne pas sentir l'affront qui leur avait été fait. In den Verhandlungen über die Vereidung der constitutionellen Leibwache des Königs ließ Pétion nicht minder bösen Willen vermerken, bis die Nationalversammlung am 13. Februar die Eidesformel genau vorschrieb. Kaum war die Anklageacte gegen den Minister Delessart am 10. März durchgegangen, und schon am folgenden Tage führte Pétion die Municipalität vor die Schranken der Nationalversammlung. Mit lautem Händeklatschen empfangen, sprach er: die Municipalität von Paris kommt, Ihnen unter so wichtigen Zeitläuften das Opfer ihrer patriotischen Bewunderung darzubringen. Durch die Gewalt des Blitzes wird der von bösartigen Dünsten erfüllte Luftkreis gereinigt. Unsere ganze Umgebung war verpestet, ein wohlthätiger Schlag hat die Luft gereinigt. Es ist also wahr, daß die Verantwortlichkeit der Minister kein leerer Schall mehr ist, daß das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterschied trifft. Um so auffallender wird es, daß Pétion um dieselbe Zeit gegen die rothe Mütze sich erklärte. Sein Schreiben in dieser Angelegenheit vom 19. März (IV. 75—78), wurde in dem Jacobinerclub verlesen: à mesure qu'on le lisait, des bonnets rouges tombaient des têtes, si bien que lors qu'elle fut finie, il n'en existait plus. Die Patrioten, die etwa an dieser Ansicht des Maire Ärgerniß genommen hatten, mußten bald in der Festlichkeit Genugthuung finden, die er den von den Galeeren entlassenen 40 Soldaten von dem Regiment Chateau-Vieux bereitete (15. April). Die Departementalverwaltung bot alle ihre Kräfte auf, ein solches Scandal zu verhindern; öffentliche Ehrenbezeigungen, schreibt in dem Journal de Paris der Herzog von Liancourt, Leuten zu erweisen, welche durch das Gesetz des Meuchelmordes und des Aufruhrs schuldig befunden worden, heißt dies nicht den entgegengesetzten Tugenden Hohn sprechen, jenen Tugenden, welche in dem Charakter des französischen Kriegers den Grundzug ausmachen und ausmachen sollen? Am 14. April noch machte die Departementalverwaltung den letzten Versuch, die schmähliche Farce zu hintertreiben. Auf ihre Vorstellungen wollte Pétion nicht hören, nur versprach er, daß das Fest ruhig ablaufen solle, daß es nicht als öffentliches Fest zu gelten habe und daß er die möglichen Folgen auf sich nehme. Diese Erklärung wurde auf Befehl der Departementalverwaltung an allen Straßenecken angeheftet. Hingegen schrieb Pétion, um sein Verfahren zu rechtfertigen, die Lettre de M. le Maire de Paris à ses concitoyens, vom 6. April 1792 (IV. 83—86). Über dieses Schreiben ergoß Andreas Chénier eine wol nur zu gerechte Kritik *). Noch vernichtender sprach Dupont de Nemours in einem an Pétion gerichteten Schreiben sich aus, welches zu widerlegen der Maire sich vergeblich abmühte (IV. 97—117), aber trotz dem allen wurde das Fest gefeiert, ärmlich, lächerlich und ohne alle Theilnahme des Volks, wie Mallet du Pan schreibt, oder aber „schöner und rührender," berichtet Pétion selbst, „wie es jemals ein Fest gegeben. Das Gefühl der Freiheit zeigte sich in seiner ganzen Kraft; die bewunderungswürdigste Ordnung lenkte den Zug. Durch Kornähren war der Geist des Festes angedeutet und es dienten diese Kornähren zugleich, die Bürger in Reihen zu halten. In anmuthiger Weise vertraten Ähren die Stelle der Bayonette, und eine viel größere Gewalt übten sie als die Waffen der Des-

*) J'aurais tort d'oublier l'affectation qui règne dans cette lettre, comme dans tous leurs écrits, de désigner quiconque s'est soulevé contre la turpitude de cette fête, comme un artisan de manoeuvres et un intrigant. M. Pétion! les intrigans sont ceux qui se dévouent aux intérêts d'un parti, pour obtenir des applaudissemens et des dignités. Les intrigans sont ceux qui font plier, ou qui laissent plier les lois sous les volontés des gens à qui ils se croient redevables. Les intrigans sont ceux qui étant magistrats publics flattent lâchement les passions de la multitude qui règne et les fait régner, et injurient, et outragent, et appelent intrigans les citoyens courageux qui ne veulent ni régner ni obéir à d'autres lois que les lois mêmes.

poten. Fröhlichkeit und Lust walteten aller Orten. Das Volk zeigte sich in seiner Größe, stolz auf das ihm geschenkte, ungemessene Zutrauen, und als eine Ehrensache betrachtend, sich dieses Zutrauens würdig zu erhalten. Der Anblick des Märzfeldes war prächtig. Dort bewegte sich eine unzählbare Menge, die sich ohne Zwang allen Vergnügungen der Unschuld hingab, und der reinsten, durch keine Gewissensbisse zu trübenden Freude die Herzen öffnete. Niemand war betrunken, Niemand wurde geschlagen: in allen Beziehungen hehr blieb das Fest, das erste Beispiel eines Festes, bei welchem das Volk lediglich und allein seiner eignen Hut anvertraut war. Frankreich ist gerettet, sagte ich zu mir selbst, und daß ich mich Allem ausgesetzt habe, um ein solches Fest hervorzurufen, betrachte ich als den wichtigsten jemals dem Vaterlande zu leistenden Dienst." Zu keiner Zeit vielleicht hat Pétion hoch wie damals in der öffentlichen, oder, genauer, in der Meinung der Unruhestifter gestanden, derjenigen, auf welche in solchen Zeiten allein es ankommt. Denn die tugendhaften und friedlichen Bürger haben niemals, und also auch nicht in den Zeiten der Gefahr, eine Meinung. Die Rede, die Pétion am 29. April in der Sitzung des Jacobinerclubs vortrug, um die erbitterten Gemüther zur Einigkeit zu ermahnen, hatte eine magische, wenn auch vorübergehende Wirkung [10]). Mit besserem Erfolge setzte Pétion den stillen Kampf gegen das Königthum fort. Wie eben die Nationalversammlung sich mit dem angeblichen österreichischen Comité beschäftigte und hierdurch eine mehr als gewöhnliche Gährung veranlaßte, schrieb Pétion an den Commandanten der Nationalgarde, wegen der Besorgniß, fondée sur des probabilités et des indices einer Entweichung des Königs. Die Folgen einer solchen Mittheilung gar wohl erwägend, richtete Ludwig XVI. am 23. Mai ein Schreiben an die Municipalität, um jene Verleumdung auf das Bündigste zu widerlegen. Pétion replicirte am 24. Mai, und weil die Departementalverwaltung das Schreiben des Königs aller Orten hatte anheften lassen, verfügte der Maire ein Gleiches für seine Antwort, und soll überdies veranstaltet haben, daß sein Placet aller Orten über jenem des Königs zu stehen kam, welches jedesmal zugleich von seinen Colporteurs mit Koth beworfen werden mußte. Große Freude wenigstens hat Pétion um den Hergang empfunden [11]). Die Aufregung, welche sich in der Demonstration gegen die Tuilerien und den König am 29. Mai offenbarte, war großentheils Folge der Kunstgriffe und Einflüsterungen des Maire. Um sein Werk zu krönen, sagte Pétion am Morgen desselben Tages der Nationalversammlung: la masse des citoyens de Paris est excellente. La nuit a été calme et rien n'annonce un jour orageux. Montrez vous constamment élevés à la hauteur de vos fonctions; déployez ce caractère auguste, dont la nation vous a investis. Alors soyez surs, non pas seulement de la tranquillité de Paris, mais de celle de la France entière. Die Versammlung hatte sich für die Dauer jener Bewegung permanent erklärt, auf Pétion's nicht minder lügenhaften Bericht vom Morgen des 31. Mai wurde die Erklärung zurückgenommen. Am andern Tage (1. Juni) erließ die Municipalität den Beschluß, durch welchen die Feier des Frohnleichnams möglichst beschränkt werden sollte. Der Artikel 2 dieses Beschlusses verfügt: que les citoyens soldats ne devant se mettre sous les armes que pour l'exécution de la loi et la sûreté publique, la garde nationale ne peut être requise pour assister aux cérémonies d'un culte quelconque. Der größere Theil der Nationalgarde nahm von solchem Winke keine Notiz. Une partie de la garde nationale se conduisit très-mal. Elle méconnut la voix des magistrats; elle se rendit armée aux processions et servit de cortège. Weil zu gleicher Zeit in der Nationalgarde eine Adresse circulirte, worin gegen die Errichtung eines Lagers von 20,000 Gurgelabschneidern in der Nähe von Paris protestirt wurde, weil der König dem Decret für die Bildung dieses Lagers seine Genehmigung verweigerte, weil la Fayette in Wort und Schrift seine Abneigung gegen den Gang der Dinge, und sein Mitleid für den unglücklichen König offenbarte, fühlten die Jacobiner die Nothwendigkeit, durch eine drohende Demonstration den König und seine Familie, die Nationalversammlung und die Nationalgarde, in Furcht zu setzen. Es erfolgte der Aufruhr vom 20. Juni. Von den bewaffneten Zusammenkünften der Vorstädter S. Antoine und S. Marceau in Kenntniß gesetzt, und von ihrem Vorhaben, die Tuilerien zu bestürmen, schrieb die Departementalverwaltung am 19. an den Maire, ihn an seine Pflicht zu erinnern. Pétion versprach, jede bewaffnete Versammlung zu verhindern, doch könne er, setzte er hinzu, den Bürgern nicht verwehren, sich unbewaffnet zu versammeln. Statt dem Aufruhr zu wehren, schrieb er um Mitternacht an die Departementalverwaltung, und verlangte, daß der Aufruhr autorisirt und den zusammengelaufenen bewaffneten Rotten erlaubt werden solle, in Gesellschaft der Nationalgarde auszurücken. Durch Beimischung des Gesindels wollte er die Nationalgarde in Unthätigkeit erhalten. Es wurde ihm geantwortet, die Verwaltung könne nicht erlauben, was dem Gesetze zuwider sei. Bei dieser Antwort blieb es, als der Maire Morgens um fünf Uhr sein Ansuchen wiederholte, aber in seinem Entschlusse ließ er sich nicht irren. Wenige Stunden später ertheilte er den Befehl, den zu ertheilen die Departementalverwaltung sich geweigert hatte. Gegen vier Uhr Nachmittags wurde das Schloß von dem Pöbel erstiegen: gegen sieben Uhr vernahm man von den nächsten Straßen her den Ruf: Vive Pétion! Gleich darauf betrat er den Saal, in welchem der König belagert war. Er drängte sich durch den Haufen, der mit Beifallklatschen ihn empfing, und zugleich zu einer Gasse sich öff-

10) Le discours (IV, 121—131) de M. Pétion fit un grand bien, mais ce bien ne fut que momentané; la paix s'établit, ce fut pour un instant; les haines se reveillèrent bientôt, et tous ceux qui n'étaient pas les partisans des opinions de Robespierre, éprouvèrent tant de désagréments, qu'ils furent obligés peu à peu et successivement de déserter. 11) Er erzählt: Le roi écrivit et placarda contre moi une lettre très-platte et fausse en principes. Je lui fis une réponse, que je placardai de même et qui eut du succès. Cette guerre polémique entre un roi et un simple maire était un exemple nouveau. Il ne fut pas inutile.

ie
ied
Stu
Perf
dafür
heute
hörte
die
gen,
gehe
dete:
au
pou
répo
Le
qu'il
par
cher
Diese,
Wirku
ten fe
Ausbr
werde
im N
derhole
gann
vez ri
si vous
compro
vous le
temps
public
Alles rein
Sergent
versammelt
Damit G
daß der
verhüten,
und nochma
mit den Wo
Vous avez
libres. In
nicht; von d
connait les
où je ne co
malheurs
rendu à la
pour et de
Unverschämt
den Tages
war in Beg
in des Kön
nig Alles
Er ist
für seine

proposition de Pétion est insignifiante, doch war sie eben hinreichend, um alle Leidenschaften der Parteien herauszufodern. Boyer-Fonfrède, Givadet sprachen von Seiten der Gironde, diesem setzte Marat ein vil oiseau tais toi entgegen, Robespierre aber eine seiner durchdachtesten, malitiösesten Reden, welcher sodann Vergniaud die ganze Gewalt seines rednerischen Talents entgegenstellte. Abgemacht wurde nichts. In der wachsenden Gefahr der Partei erheben sich mehre der Girondisten in verjüngter Kraft, daß sie nicht selten der Umstände würdig sich zeigen, Pétion aber, wenn er auch wiederholt seinen politischen Muth auf der Rednerbühne bewährt, scheint vielmehr in seinen Conceptionen zu ermatten. Am 12. April wird er durch Poultier, der statt die Ansicht des Kriegscomité vorzutragen, verrücktes Zeug über die zwei zur Untersuchung gezogene Generale Lanoue und Stengel plauderte, zu einem heftigen Ausfalle veranlaßt[28]). Nach einer langen Unterbrechung, durch das Geräusch der Gegner veranlaßt, sucht Pétion die eigentliche Lage seiner Freunde darzustellen, wie sie, ohne Unterlaß der Gegenstand der boshaftesten Verleumdung, stets durch den Ruf, à quoi bon s'occuper des individus, passons à l'ordre du jour, abgehalten werden, ihre Rechtfertigung, die so glänzend ausfallen muß, zu führen. Il est impossible à l'honnête homme de contenir son indignation, lorsqu'il se voit insulté avec audace par des êtres flétris du sceau de la réprobation. Oui, je fais le serment de poursuivre les traitres: oui, il faudra que Robespierre enfin soit marqué comme autrefois les calomniateurs (Neues Murren). Je ne serai content que lorsque j'aurai vu ces hommes qui veulent perdre et perdraient enfin la liberté, la république, laisser leur tête sur l'échafaud (Schwacher Beifall). Je prouverai jusqu'à l'évidence quels sont ceux qui trahissent la république, quels sont ceux qui, à force de calomnies et de crimes, la font détester avant qu'elle soit établie; ils crient sans cesse au peuple: Levez vous. Eh! quand il sera deboût, que pourrez-vous lui dire? Qu'a-t-il à renverser? Qu'a-t-il à égorger, si ce n'est la Convention nationale? (Robespierre, C'est nous qu'on veut faire égorger.) Ein heftiges Murren erfüllt den Saal, eine Stimme ruft: taisez-vous, dictateur du 10. août. Pétion wird jetzt heftig. On dit sans cesse: vous êtes le complice de Dumourier, le complice de d'Orléans. Infâmes que vous êtes! et qui donc périrait le premier, si leurs conspirations réussissaient. Jamais, je le déclare, non jamais je ne transigerai avec la tyrannie (Unterbrechung durch Marat). Un vil scélérat qui a preché le despotisme. C'est vous qui êtes un scélérat, brüllt Marat; taisez-vous scélérat, rufen mehre dem Interlocutor zu. Nous ne devons pas souffrir qu'on nous menace sans cesse du poignard des assassins — C'est vous, schreit wiederum Marat. Große Aufregung. Je vous demande que vous m'assassiniez, je suis un homme vertueux aussi. Mit diesen Worten drängt sich David hervor. Pétion fertigt ihn ab und verfolgt seine Rede gegen die Verleumder. N'a-t-on pas osé dire à une certaine société, que moi, par exemple, j'étais complice de d'Orléans. Eh! ne sait-on pas, ce qui s'est passé? Ne sait-on pas, que lorsqu'il était question d'expulser les Bourbons, je lui ai donné un conseil qui peut-être eût sauvé la patrie? Il n'a pas suivi mon conseil. Fragt David: Pétion, étiez vous en correspondance avec Egalité fils? Pétion: oui, oui, oui, cent fois oui; et il eût été à desirer qu'il n'en eût pas eu avec d'autres, il ne serait pas un traître aujourd'hui, et il serait loin de la France.... Je ne prétends pas faire sans cesse lutte de poumons, de déclamations, je ne veux ni approbation, ni improbation, mais je veux le calme, je veux la liberté. Déjà nous avons lutté par écrit; cet homme qui sait que je le connais, Robespierre, je l'avoue, s'est bien conduit dans l'assemblée constituante, mais je l'avoue aussi, je n'ai jamais conçu ses motifs. Si l'on parvient à dissoudre la Convention, que restera-t-il? l'anarchie? Dann verfällt der Redner in das Lieblingsthema, von seinen Tugenden, Vorzügen und Verdiensten. Résumez-vous! rufen Mehre. Eh bien! je vais me résumer. Je demande si on a quelque inculpation à faire contre un collégue, au lieu d'apporter des présomtions, des déclamations, on écrive et on signe la dénonciation. Je demande que les calomniateurs soient punis; et dans l'affaire actuelle je demande que le rapporteur soit censuré pour s'être permis de présenter un préambule qui n'était pas adopté par le comité et que défendaient vos décrets. Poultier entschuldigte sich und die Versammlung schritt zur Tagesordnung. Die Katastrophe, die abzuwenden Pétion so wenig Gebrauch von seinen Fähigkeiten zu machen wußte, rückte im Gewaltschritte vorwärts. Am 15. April übergab der Maire von Paris eine Adresse der Sectionen, worin die Entfernung von 22 Deputirten, coupables du crime de félonie envers le peuple, beantragt, und am 2. Juni 1793 verhängte der Convent über eine große Anzahl seiner Mitglieder, Pétion darunter, Hausarrest. Mit mehren seiner Unglücksgefährten flüchtete Pétion nach dem Calvadosdepartement, wo eine ohnmächtige Insurrection eine Zeit lang ihn beschützte. Die unblutige Niederlage der Rebellen nöthigte ihn zu fernerer Flucht, es gelang ihm, in Gesellschaft seiner Freunde Quimper zu

---

res de la section y soient mandés. Si ce sont eux qui ont signé le projet d'adresse, je ne doute pas que la Convention ne les envoie au tribunal revolutionnaire.

28) Je demande, beginnt er, la censure du membre qui s'est permis de lire son opinion individuelle sous le nom d'un comité. Et moi, entgegnet Robespierre, je demande la censure de ceux qui protégent les traitres. P. Je demanderai en effet, que les traitres et les conspirateurs soient punis. R. Et leurs complices? P. Oui, leurs complices et vous-même. Il est temps enfin, que toutes ces infamies finissent; il est temps que les traitres et leurs calomniateurs portent leurs têtes sur l'échafaud, et je prends ici l'engagement de les poursuivre jusqu'à la mort. R. Réponds aux faits? P. C'est toi que je poursuivrai.

küste, im Lande Ariaka, das gegenwärtige Bedur, eine marattische Festung am Krisna. (*Ptolem.* VII, 1. Mannert 5. Th. Ind. p. 192.) (*Krause.*)

PETIS (François), französischer Orientalist, geboren 1622, stammte aus einer englischen Familie. Sein Oheim mütterlicher Seite, Claude Gaiclet, bekleidete die Stelle eines Dolmetschers der türkischen Sprache. Durch ihn ward Petis bewogen, sich dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen. Im J. 1652 ward er Secretair und Dolmetscher des Königs für die türkische und arabische Sprache. Vierzig Jahre hindurch versah er dies Amt mit gewissenhafter Berufstreue. Seine Sprachkenntnisse zeigte er in einer Übersetzung der Histoire de France ins Türkische. Er gab außerdem die drei Bände der Voyages en Orient heraus, die sein Freund Thevenot handschriftlich hinterlassen. Auf Befehl des Ministers Colbert übersetzte er die Vorrede des Abul-Khair-Tasch Kuprizaden, und das darin enthaltene Gedicht über das Leben des Dschingis Khan. Colbert war äußerst zufrieden mit dieser Arbeit. Er trug dem Verfasser auf, eine ausführlichere Geschichte jenes Eroberers zu schreiben, mit Benutzung der vorzüglichsten morgenländischen und abendländischen Quellen. Zehn Jahre beschäftigte sich Petis mit diesem Werke. Alter und Kränklichkeit hinderten ihn, es zu vollenden. Er starb zu Paris am 4. Nov. 1695, zwei Monate nach der Verheirathung seines Sohnes, und ward in dem Kirchspiel St. Jacques de la Boucherie beerdigt. Die Histoire du grand Genghis-Can (Dschingis-Khan), premier empereur des Mogols et Tartares, erschien zu Paris 1710 in einem Duodezbande, herausgegeben von seinem Sohne, der ein Verzeichniß der Nachfolger jenes Eroberers bis auf Tamerlan und außerdem ein Register der bei dem Werke benutzten Schriftsteller hinzufügte. Dies sehr geschätzte Werk empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Concision des Styls. Doch stößt man auf mehre Irrthümer in den Eigennamen und in der Chronologie. Zu wünschen wäre, daß der Verfasser die geographischen Beschreibungen, statt die Erzählung dadurch zu unterbrechen, in die Noten verwiesen hätte. Petis ist auch Verfasser eines Dictionnaire turc-français et français-turc, und hat den Catalogue raisonné aller türkischen und persischen Manuscripte, die zu seiner Zeit sich in der königlichen Bibliothek befanden, abgefaßt *). (*Heinr. Döring.*)

PETIS DE LA CROIX. 1) François, Sohn von François Petis, geboren 1653 zu Paris, beschäftigte sich nach dem Beispiele seines Vaters von Kindheit an mit den orientalischen Sprachen, und daneben mit der Mathematik, Astronomie und Geographie. Auch die schönen Künste, besonders Musik und Zeichnen, hatten viel Reiz für ihn. Er war kaum 16 Jahre alt, als der Minister Colbert ihn nach der Levante schickte, um sich dort in seinen Sprachstudien zu vervollkommnen, und zugleich die Sitten, die Religion, die Künste und Wissenschaften des Orients kennen zu lernen. Im October 1670 schiffte Petis sich zu Toulon ein, erreichte Alexandrien und nach einer stürmischen Seereise Aleppo. Während eines viertehalbjährigen Aufenthalts in dieser Stadt lernte er das Arabische und Türkische, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Poesie und Musik der Araber. Er übersetzte den Vertrag, den der französische Gesandte Nointel damals mit der Pforte abgeschlossen hatte. Ins Arabische übertrug er die Histoire de la campagne de Louis XIV. en Hollande, um die lügenhaften Berichte der Holländer von jenem Feldzuge zu widerlegen. Die Exemplare dieses Werkes verbreitete er im ganzen Orient. Für die königliche Bibliothek kaufte er Handschriften, Münzen und 1200 Maroquinhäute, zum Einbande eines Theils der Bücher der königlichen Bibliothek. Als er am 1. April 1674 Aleppo verließ, schlug er den Weg nach Diarbekir, Mussoul und Bagdad ein, ging den Tigris hinab bis nach Bassora, schiffte sich dort ein und landete zu Bender-Ryk, einem kleinen persischen Hafen. Er besuchte Schiras, und traf am 8. August zu Ispahan ein. Dort lernte er alle Dialekte des Persischen und beschäftigte sich mit der Musik der Perser. Er sammelte die Formulare einer großen Zahl gerichtlicher und diplomatischer Acten, sowie Memoiren über die Wissenschaften und Künste Persiens, und sandte dieselben nach Frankreich, nebst musikalischen Instrumenten und einer großen Sammlung von Sämereien und Pflanzen. Am 20. Juni 1676 verließ er Ispahan, und kam durch Kachan, Kom, Tauris und Kurdistan nach Diarbekir, von wo er nach Constantinopel reiste. In der ebengenannten Stadt, wo er am 3. December eintraf, vervollkommnete er sich in dem Studium der tatarischen Sprache und der orientalischen Diplomatik. Während seines vierjährigen Aufenthalts zu Constantinopel ward er den französischen Gesandten Nointel und Guilleragues in mehrfacher Weise nützlich. Als er zu Ende des Jahres 1680 nach Frankreich zurückkehrte, stattete er dem Minister Colbert Bericht ab über seine Reise. Ludwig XIV., der ihn im folgenden Jahre in der königlichen Bibliothek besuchte, ließ sich einige Handschriften erklären, die Petis aus der Levante geschickt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Vertrag Frankreichs mit dem Kaiser von Marokko zu übersetzen. Im J. 1682 erhielt er eine Anstellung bei der Marine, in der Eigenschaft eines Dolmetschers der orientalischen Sprachen. Er ward zugleich zum Secretair bei der Gesandtschaft ernannt, die damals an den Kaiser von Marokko, Muley Ismael, geschickt ward. Die Rede des französischen Gesandten sprach er arabisch mit so vieler Eleganz und Reinheit, daß der Kaiser und der ganze Hof seine Überlegenheit des Geistes anerkannten. In den zwei nächsten Jahren begleitete er die Generallieutenants Duquesne, Tourville und Amfreville auf ihren Feldzügen gegen Algier. Er nahm dort an den Friedensverhandlungen im J. 1684 Theil, übersetzte den Friedenstractat ins Türkische, und machte ihn bekannt vor dem versammelten Divan. Als Dolmetscher begleitete er den türkischen Gesandten, der vor Ludwig XIV. erschien, um ihn um Verzeihung zu bitten. Dieselben Functionen versah er 1685 bei einem andern Gesandten, der, von dem Dey Mezzomorto geschickt, 25 Pferde aus der Berberei mitbrachte. In demselben Jahre begleitete er das Geschwader des Marschalls Estrées gegen Tunis. Er übersetzte die abge-

*) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 477 sq.

militaire, tiré des archives des Princes othomans; traduit du turc. (Paris 1725. 12.) Lettres critiques de Hadgi Mohammed Effendi, traduites du turc par *Ahmed Frengui*, renégat flamand. [Paris 1735. 12. [4])]; außerdem hinterließ er handschriftlich mehre Übersetzungen arabischer Werke. Er gab die von seinem Vater übersetzte Histoire de Timur Bec (Tamerlan) heraus, und schrieb darin das Avertissement, lieferte auch einen Auszug jenes Werkes, der in den Händen seines Schwiegersohnes geblieben ist. Die Relation de ses voyages ist ebenfalls nicht gedruckt worden und scheint verloren gegangen zu sein [5]). (*Heinrich Döring.*)

PETISTAGUIT, Fluß in Canada, welcher sich unter 50° nördl. Br. und 66° 26′ mit dem St. Lorenzstrome verbindet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT, auch PETITE, heißt in Frankreich eine schwach intonirte und einfüßige, dem Flageolettone ähnliche Orgelstimme. (*G. W. Fink.*)

PETIT. 1) P., Port, Hafen auf der Küste von Peru und in der Nähe des Äquators gelegen; 2) P. Sereg, auch Little Sark genannt, kleines, zur englischen Insel Sark, unter deren Südspitze es sich nahe am Lande findet, gehöriges Eiland. (*G. M. S. Fischer.*)

Petit, s. Petitschrift.

PETIT. 1) Adrian, mit dem Beinamen Coclicus, geboren 1500, was aus einem Holzschnitte in ganzer Gestalt hervorgeht, unter welchem lateinische Verse zu seinem Preise stehen, welche Gerber in seinem neuen Lexikon anführt. Man findet auch seinen Namen Petitus, Adrianus Coclicus. Außer einem Compositionswerke, das zu Nürnberg 1552 gedruckt wurde, von welchem Lebensjahre auch sein Bildniß ist, das wahrscheinlich für diese Sammlung gemacht wurde: Consolationes ex Psalmis Davidicis, 4 voc., hat man noch von ihm ein Lehrbuch, welches in der Bibliothek zu München aufbewahrt wird, gewöhnlich aber in den musikalischen Literaturbüchern fehlt: *Petit Coclici* (*Adr.*) Compendium musices, in quo praeter caetera tractantur: de modo ornate canendi, de regula contrapuncti, de compositione. (Norimberg. 1552. 4.) Der Mann war ein Schüler Josquin's (s. d. Art.), dessen Hauptname von Kiesewetter in seiner Preisschrift: „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" (Amsterdam 1829.) Coclicus angegeben wird. Derselbe nennt noch in derselben Zeit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. einen Petit Jean, von welchem Proben zu finden sind in dem Sacr. cant. 5 voc. Antw. 1546 und 1547, bei Til. Susato. Gerber führt ihn unter dem Namen Jean de Latre an, der ihm auch gewöhnlich beigelegt wird. Noch ein anderer le Petit wird von Kiesewetter genannt, von dem sich in einer handschriftlichen Liedersammlung der wiener Bibliothek Einiges vorfindet. Er gehört derselben Zeit an. In Paris ließ ein Petit 1788 sechs Duos für zwei Violinen als op. 1 drucken. (*G. W. Fink.*)

2) Alexis Thérèse, ein geschickter Physiker und Mathematiker, geboren zu Vesoul, im Departement der obern Saône, den 2. Oct. 1791. Seine Anlagen entwickelten sich sehr frühzeitig und die Centralschule zu Besançon, in welcher er seine philologischen und mathematischen Studien begann, hat vielleicht nie einen jüngeren Schüler gehabt. In der Mathematik machte er hier so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem eilften Lebensjahre alle Kenntnisse besessen haben soll, die von einem Aspiranten der polytechnischen Schule gefodert wurden. In die eben genannte Anstalt konnte man jedoch nicht vor dem 16. Jahre aufgenommen werden; daher trat Petit, der an dem berühmten Mathematiker und Physiker Hachette einen Gönner gefunden hatte, auf dessen Veranlassung und Vermittelung in eine von mehren Professoren der polytechnischen Schule gegründete Unterrichtsanstalt zu Paris, wo er sich bald so auszeichnete, daß man ihn zum Repetenten für seine Mitschüler machte. Sobald er das nach dem Reglement der polytechnischen Schule erfoderliche Alter erreicht hatte, meldete er sich zu den Prüfungen und wurde als der Erste von allen mit ihm zugleich Zugelassenen aufgenommen. Nachdem er den gewöhnlichen zweijährigen Cursus in dieser Anstalt gemacht hatte, zeichnete man ihn noch mehr aus, indem man ihn ganz außer der Reihe der mit ihm zugleich entlassenen Schüler aufführte und ihn sogleich als Lehrer dort zu behalten bemüht war, indem man ihm das Amt eines Repetenten in der Analyse übertrug. Im folgenden Jahre wurde er zum Repetenten der Physik an der polytechnischen Schule und zugleich zum Professor dieser Wissenschaft an dem Lycée Bonaparte (nachher Collège de Bourbon) ernannt. Im J. 1811 erwarb er den Grad eines docteur ès-sciences und setzte durch die, bei einem so jungen Manne seltene, hohe Klarheit und Eleganz, womit er die übliche Disputation führte, alle Mitglieder der Facultät, die dabei zugegen waren, in Erstaunen. Dieses hohe Talent verschaffte ihm schon im J. 1814 die Ernennung zum Professor-Adjunct an der polytechnischen Schule, bei deren Reorganisation im J. 1815 er Titular-Professor wurde. Im J. 1818 erwählte ihn die philomathische Gesellschaft in Paris zu ihrem Mitgliede.

Im November 1814 hatte Petit eine Tochter des Wegebaumeisters Carrier geheirathet, und war dadurch ein Schwager seines Freundes Arago geworden. Glücklich als Gatte, als Freund und Mitarbeiter solcher Männer wie Arago, Biot, Dulong u. A., als ein von seinen Schülern höchst geachteter und geliebter Lehrer, als Gelehrter von täglich wachsender Berühmtheit, hatte Petit fast nichts zu wünschen als Dauer dieses Zustandes; allein nur zu bald nahm dies Glück ein Ende. Schon im April 1817 starb Petit's Frau und kurz darauf zeigten sich bei ihm selbst Spuren frühen Alters und eines unheilbaren Brustübels, welchem er am 21. Juni 1820 erlag. Ein auf seinem Grabe von den Zöglingen der polytechnischen Schule errichtetes Denkmal zeigt von deren Dankbarkeit und Liebe gegen ihn. Petit's schriftstellerische Arbeiten sind fol-

4) Das Werk enthält Aufklärungen über die Sitten, Gebräuche, die Religion und Regierungen der Morgenländer. Der Verfasser und der Übersetzer sind fingirt. 5) s. Biograph. univers. T. XXXIII. p. 480 sq. Goujet in dem Mémoire sur le Collège royal.

1757. 4.), mit einem traité complet d'ostéologie. Dezeimeris erwähnt noch einer anonymen Schrift: **Le Miroir, comédie en un acte et en vers libres, par M**. (Paris 1747.)** und **Traité des maladies des femmes enceintes, en couches et des enfans nouveaux nés, rédigé sur les leçons d'Ant. Petit, par *Baignares* et *Perral*. (Paris 1779.) 2 Voll.** (*J. Rosenbaum.*)

4) François Pourfour du Petit, ein geschickter Augenarzt, wurde zu Paris am 24. Juni 1664 geboren; ein sehr mangelhaftes Gedächtniß erschwerte ihm die classischen Studien ungemein, erst die Vorträge über Physik, welche er nach vollendetem Schulcursus hörte, weckten die schlummernden geistigen Kräfte und ließen ihn bald bedeutende Fortschritte machen. Um seine physikalischen Kenntnisse zu vermehren, machte du Petit eine Reise durch Belgien und Frankreich, wurde zu la Rochelle mit einem gewissen Blondin bekannt, welcher ihm nicht nur seine Bibliothek, seinen botanischen Garten und sein Naturalienkabinet zur freien Benutzung anbot, sondern auch Unterricht in den Anfangsgründen der Anatomie ertheilte und so die Neigung zum Studium der Medicin in du Petit weckte. Dieser begab sich 1687 nach Montpellier, wo er Chirac's Vorträge hörte, 1690 den Doctorgrad empfing und nun nach Paris zurückkehrte, wo er Anatomie unter Duverney, Botanik unter Tournefort und Chemie unter Lémery studirte, deren Freundschaft er sich bald erwarb; hierauf wandte er sich dem Studium der Chirurgie in der Charité zu und wurde 1693 als Arzt in der flandrischen Armee angestellt. In dieser Stellung ertheilte er den Hilfsärzten Unterricht in der Anatomie, Chimie und Botanik, und sammelte sich ein sehr bedeutendes Herbarium. Nach dem Frieden von Ryswick, 1697, kehrte du Petit nach Paris zurück, ging aber beim Ausbruch des Successionskrieges wieder zur Armee und verließ dieselbe erst 1713 nach dem Frieden von Utrecht, um sich nun für immer in Paris niederzulassen, wo ihn die Akademie der Wissenschaften 1722 in die Reihe ihrer Mitglieder aufnahm. Vorzugsweise waren es die Krankheiten der Augen, mit deren Behandlung sich du Petit jetzt beschäftigte und namentlich suchte er die Operation der Cataracte durch Instrumente und neue Methoden zu verbessern. Er starb am 18. Juni 1741. Außer einer nicht unbedeutenden Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften schrieb du Petit: **1) Trois lettres d'un médecin des hôpitaux du roi à un autre médecin de ses amis sur un nouveau système du cerveau. (Namur 1710. 4.) 2) Dissertation sur une nouvelle méthode de faire l'opération de la cataracte. (Paris 1727. 12.) 3) Lettre dans laquelle il est démontré que le crystallin est fort près de l'uvée et où l'on rapporte de nouvelles preuves de l'opération de la cataracte. (Paris 1729. 4.) 4) Lettres contenant des réflexions sur ce que M. Herquet, D. M. a fait imprimer touchant les maladies des yeux. (Paris 1729. 4.) 5) Lettres contenant des reflexions sur des découvertes faites sur les yeux. (Paris 1732. 4.)** (*J. Rosenbaum.*)

5) Jean, in der Normandie geboren, war am Anfange des 15. Jahrh. einer der bedeutendsten Theologen der Sorbonne von Paris. Besonders dadurch hat er sich einen Namen gemacht, daß er die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes aufstellte und ihn selbst von dem Standpunkte des Christenthums aus vertheidigen wollte. Er kann in dieser Beziehung als ein Vorgänger der Jesuiten angesehen werden. Die Veranlassung für Jean Petit mit jener ebenso unsittlichen als staatsgefährlichen Lehre aufzutreten, ward durch ein blutiges Ereigniß in Frankreich herbeigeführt. Als König Karl VI. von einem periodischen, aber doch unheilbaren Wahnsinn überfallen worden, entstand unter den Prinzen des königlichen Hauses ein wildes Treiben um dem Besitz der im Namen des wahnsinnigen Königs zu führenden Herrschaft. Johann, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, war unter diesen Prinzen der beiweitem mächtigste, verwegenste und entschlossenste. Beinahe scheint es, daß die Seitenlinie der Valois von Burgund, die sich damals in diesem Johann darstellt, den Gedanken gehabt, den Wahnsinn Königs Karl's VI. zu benutzen, um die Hauptlinie des Hauses allmälig vom Throne zu drängen und sich selbst auf denselben hinauf zu bringen. Johann von Burgund, Oheim des unglücklichen Königs, wie weit immer seine Entwürfe mögen gegangen sein, scheint in dem Herzoge von Orléans, dem königlichen Bruder, ein Hauptthinderniß derselben gefürchtet und gehaßt zu haben. Sie hatten sich schon mit den Waffen in der Hand bekämpft, aber es war eine Versöhnung unter ihnen gestiftet worden, und am 22. Nov. 1407 hatten sie sich brüderliche Freundschaft geschworen. Johann von Burgund hatte in diesem Augenblicke die Mörder schon bestellt, durch welche der Herzog von Orléans am folgenden Tage in Paris getödtet ward. Im Anfange versuchte Burgund zu bergen, daß die That von ihm veranstaltet, daß er der Mörder sei. Er selbst soll ausgerufen haben, daß ein abscheulicherer Verrath noch nie in Frankreich verübt worden sei. Da er aber bald gewahrte, daß es damit nicht gehen könne, weil die Sache zu klar und zu offen, erklärte er zuerst, daß der Teufel ihn verführt, den Herzog von Orléans ermorden zu lassen. Aber auch dieses war nur ein Wort in augenblicklicher Verlegenheit gesprochen. Der Herzog, seines Anhangs in Frankreich und der Gunst besonders, die er beim Volke von Paris genoß, sich bewußt, entschloß sich bald die blutige That nicht allein zu entschuldigen, sondern sie zu rechtfertigen. Drei berühmte Theologen der pariser Sorbonne erbieten sich, die Rechtfertigungsgründe zusammenzubringen. Johann erwählt sich aus ihnen Jean Petit, als den angesehensten und bedeutendsten. Mit Frechheit, aber auch mit den Waffen in der Hand, damit die Gewalt der Frechheit Bahn brechen könne, ist Burgund aufzutreten gesonnen. Er eilt zuerst, wie es scheint, von Jean Petit sogleich begleitet, in sein Herzogthum Burgund und seine Grafschaft Flandern. Dort wird vor den Ständen der Mord offen eingestanden, aber als eine That, die Frankreichs Wohl nothwendig gemacht, bezeichnet, zu Hilfe und Unterstützung aufgefodert. Das tiefe sittliche Verderben dieser Zeit offenbart sich auch darin, daß Burgund's That nirgends ein

llung er nun vorzugsweise den Unterricht zu verbessern
te. Zahlreiche Neider erwuchsen ihm durch diese Be-
ʒungen wie durch seinen glänzenden Ruf, und er wurde
nehr als einen persönlichen wie wissenschaftlichen Streit
lochten, wobei ihm besonders auch sein gänzlicher Man-
an classischer Bildung vorgeworfen ward, was ihn
nlaßte, noch in seinem 40. Jahre Lateinisch zu lernen.
t starb am 20. April 1750. Außer zahlreichen Auf-
n, welche in den Memoiren der Akademie der Chirur-
und in denen der Akademie der Wissenschaften nieder-
gt sind, schrieb er: Traité des maladies des os,
s lequel on a représenté les appareils et les
chines qui conviennent à leur guérison. (Paris
5. 12. Leyde 1708. 8. Paris 1723, 1735, 1741,
9 und von Louis mit einer historisch-kritischen Ein-
ng Paris 1759. 2 Vol. 8. Teutsch Dresden 1711.
Bde. Berlin 1743.) Nach seinem Tode gab De Lesne,
r seiner Schüler, heraus: Traité des maladies chi-
gicales et des opérations qui leur conviennent;
rage posthume, publié par *de Lesne*. (Paris 1774.)
Vol. avec fig. Supplément par *de Lesne*. (Paris
6. IIe édit. Par. 1780. 3 Vol. IIIe édit. Par. 1790.
Vol.) Ein Sohn von Petit war am 28. Mai 1710
ren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und vom
er selbst den Unterricht in der Chirurgie; 1730 wurde
Maître en chirurgie, 1732 Mitglied der Akademie der
senschaften, Substitut seines Vaters an der Chirurgen-
le, erhielt im folgenden Jahre den Titel eines Chirur-
aide-major der Armee und machte als solcher den
zug von 1733—1735 mit, kehrte dann nach Paris
ck, um sich mit der Ausarbeitung mehrer Abhandlun-
zu beschäftigen, starb aber bereits am 19. Aug. 1737,
ein selbständiges Werk herausgegeben zu haben.

7) Marc Antoine, berühmter Chirurg zu Lyon,
de in dieser Stadt am 3. Nov. 1766 geboren. Sein
er war frühzeitig gestorben und seine Mutter konnte
mit Aufopferung den unverkennbaren Talenten ih-
Sohnes Gelegenheit zur Ausbildung verschaffen, da-
erfüllte der Sohn auch den Wunsch der Mutter und
dte sich, nachdem er seine Schulbildung zu Beaujeu
ndet, ungeachtet seiner Neigung zu den Wissenschaf-
zur Erlernung der Chirurgie in seiner Vaterstadt mit
m solchen Eifer, daß er in seinem 17. Jahre beim
curs über die Stelle eines Chirurgien interne in der
rité zu Lyon den Sieg errang; 1785 ging er nach
is, um seine Studien fortzusetzen, und erhielt hier ge-
Ende des Jahres von der École pratique die goldene
ismedaille; 1787 kehrte er nach Lyon zurück und wurde
rurgien interne am Hôtel de Dieu, dessen Administra-
ihn 1788 zum Chirurgien en Chef designirte, wenn
zuvor noch drei Jahre in Paris gewesen und drei an-
Jahre als Aide major im Hôtel de Dieu fungirt habe.
Petit die nöthigen Mittel zu einem so langen Aufent-
in Paris fehlten, so wurden ihm dieselben von Trollier
Fetan vorgestreckt, ohne daß dieser jedoch die Summe
r zurücknahm, weshalb Petit davon ein Stipendium
tte. In Paris erwarb sich Petit die Freundschaft De-
t's und bildete sich unter ihm zu einem der ausgezeich-
netsten Chirurgen; um sich aber auch in der innern Heil-
kunde zu vervollkommnen, ging er nach Montpellier, wo
er sich an Dumas anschloß, am 25. Oct. 1790 seine
Dissertation de phthisi laryngis vertheidigte und den
Doctorgrad erhielt; im folgenden Jahre kehrte er nach
Lyon zurück, nahm die Stelle eines Aide major am Hôtel
de Dieu an, welche er bis 1793 bekleidete, worauf er
einige Monate flüchten mußte, dann aber ungehindert seine
Stelle als Chirurgien en chef antrat, welche er mit gro-
ßem Eifer und dem ganzen Aufwande seines Talentes
verwaltete, indem er zugleich nach Desault's Vorbilde kli-
nische Vorträge und anatomische Demonstrationen hielt,
sodaß seine sechsjährige Dienstzeit bereits abgelaufen, ohne
daß man seine Stelle einem andern übertrug; indessen riß
ihn der Tod am 7. Juli 1811 mitten aus seiner glän-
zenden Laufbahn. Er starb zu Villeurbanne bei Lyon an
einem schmerzhaften Unterleibsleiden. Außer mehren Jour-
nalaufsätzen und Gedichten, denn auch den Musen opferte
Petit, besitzen wir von ihm: 1) Eloge de Desault, pro-
noncé à l'ouverture des cours d'anatomie et de
chirurgie de l'Hôtel de Dieu de Lyon. (Lyon 1795.)
50 Seiten. 2) Essai sur la meilleure manière d'ex-
ercer la bienfaisance dans les hôpitaux. (Lyon an
VI. [1798].) 3) Discours sur la douleur, prononcé
à l'ouverture du cours d'anatomie et de chirurgie
de l'hospice général des malades de Lyon, le 28.
brumaire an VII. Lyon et Paris (1799). 4) Essai
sur la médecine du coeur Lyon 1806. II. édit. au
quel on a joint les principaux discours prononcés
à l'ouverture des cours d'anatomie, d'opérations et
de chirurgie clinique de l'Hôtel de Dieu. (Lyon
1823, mit den Lobreden von Parat und Dumas.) 5)
Onan, ou le tombeau du mont Cendre, fait histori-
que (poëme). (Lyon et Paris 1809.) 6) Collection
d'observations cliniques, par M. A. Petit; ouvrage
posthume, publié par *Ant. Lusterburg* et *Théodore
Jobert*, avec une notice historique sur M. A. Pe-
tit. (Lyon 1815.) Vergl. *M. Dumas*, Hommage ren-
du à la mémoire de M. A. Petit, suivi de notes.
(Paris 1811.) *Cartier*, Eloge de M. A. Petit. (Lyon
1812.) *Parat*, Eloge de M. A. Petit. (Lyon 1812
4.) (*J. Rosenbaum*.)

8) Maria, spielte in den letzten Jahren Louis' XIV.
von Frankreich eine gewisse Rolle und erlangte eine bei-
nahe diplomatische Bedeutung. Sie soll zu Moulins im
J. 1675, wahrscheinlich in sehr untergeordneten Verhält-
nissen, geboren sein. Sie mag sich zeitig nach Paris be-
geben und dort das Leben einer galanten Abenteurerin ge-
führt haben. Im J. 1702 hält sie ein Spielhaus in der
Rue Mazarin, wo sie viele Verbindungen mit der vor-
nehmen und lüderlichen Welt gewonnen zu haben scheint.
So war sie auch mit dem marseiller Kaufmann Fabre,
welcher der Handelsagent seiner Stadt in Constantinopel
war, und dessen Gattin als Concubine im Hause des
Grafen Ferriol, des französischen Gesandten bei der Pforte,
lebte, bekannt geworden. Louis XIV. war auf den Ge-
danken gekommen, eine Gesandtschaft an den Schah Huss-
sein von Persien zu senden, besonders wahrscheinlich um

den Beobachtungen der zu seiner Zeit vorgefallenen Naturphänomene, welche er in die Journaux des Savants hat einrücken lassen, besitzt man von ihm mehre einzelne Schriften, wovon folgende die bemerkenswerthesten sind: 1) Discours chronologiques contenant les maximes pour discerner les parfaites chronologies etc. (Paris 1636. 4.) 2) L'usage ou le moyen de pratiquer par une règle toutes les opérations du compas de proportion etc. (Paris 1634, enthält auch Reductionstafeln der fremden Maße ꝛc.) 3) Avis sur la conjonction proposée des mers océane et méditerranée par les rivières d'Aude et de Garonne etc. in 4. 4) Observations touchant le vide faites pour la première fois en France. (Paris 1647. 4.) Die Form dieser Schrift ist die eines Briefes an den damaligen französischen Gesandten Chanut in Schweden. 5) Discours touchant les remèdes, qu'on peut apporter aux inondations de la rivière de Seine dans Paris etc. 1658. 4. 6) Observationes aliquot eclipsium; Dissertatio de latitudine Lutetiae et magnetis declinatione; Novi systematis mundi confutatio. Diese drei Schriften sind der Astronomia physica von Du Hamel (Paris 1659 oder 1660 und Nürnberg 1681. 4.) angehängt. Petit theilte mit dem italienischen Astronomen Maria die Meinung, daß sich die geographische Breite der Örter ändere und suchte dies in Bezug auf die Breite von Paris zu beweisen. Es hat sich indessen gezeigt, daß dies ein Irrthum sei, zu welchem die ungenauen ältern Beobachtungen leicht verleiten konnten. Das von Petit widerlegte neue Weltsystem ist dasjenige, welches J. Bonai in seinem Abrégé de l'astronomie inférieure damals eben vorgetragen hatte. 7) Dissertation sur la nature des comètes, avec un discours sur les pronostics des éclipses, et autres matières curieuses. (Paris 1665. 4.) Dieses Werk hatte Petit auf den Wunsch Ludwig's XIV. geschrieben, um das durch die Erscheinung des Kometen von 1664 erschreckte Volk zu beruhigen. Seine darin aufgestellten Ansichten sind nach Montucla's Zeugniß [2]) ziemlich richtig. 8) Lettre touchant le jour auquel on doit célébrer la fête de Pâques. (Paris 1666. 4.) Er vertheidigt darin den römischen Kalender. 9) Dissertation sur la nature du chaud et du froid. (Ibid. 1671. 12.) Im Anhang dieser Abhandlung ist die Beschreibung eines von Petit erfundenen arithmetischen Cylinders. Außer diesem Instrumente hatte Petit noch einige andere erfunden, z. B. eins zur genauen Messung des Durchmessers der Sterne, welches Cassini sehr schätzte. Petit hatte die meisten berühmten Gelehrten seiner Zeit in Frankreich, Italien und Holland zu Freunden. Es war ihm sehr darum zu thun, nicht mit dem Dichter Pierre Petit verwechselt zu werden, den er, wie er an Vossius schreibt, sehr gering schätzte. Außer den bereits angeführten Quellen für das Leben unseres Petit citirt Weiß (a. a. O.) einen Artikel der Bibliothèque de Richelet von Leclerc, der lesenswerthe Untersuchungen über diesen Mathematiker, und das Journal de Verdun (vom Juli und August 1738), welches Nachrichten über ihn und seine Familie enthalten soll. (*Gartz.*)

2) Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 642.

10) Pierre, ein berühmter französischer Gelehrter, der sich durch den Umfang seiner Kenntnisse und die Menge seiner Schriften einen Namen gemacht hat. Seine Geburt muß in das Jahr 1617 fallen; denn obschon sich nirgends darüber eine bestimmte Angabe findet, so läßt doch sein Tod, der ihn im 71. Lebensjahre 1687 traf, nur jene Annahme zu und widerlegt Patin's Irrthum, nach welchem er etwa 1629 geboren sein müßte. Sein Vater, Greffier von St. Victor in Paris, ließ ihm eine gute Erziehung geben. Nachdem er die vorbereitenden Studien vollendet hatte, wandte er sich nach Montpellier, um dort Medicin zu studiren, und erwarb sich die medicinische Doctorwürde, in der Absicht; ärztliche Praxis in seiner Vaterstadt zu beginnen. Allein dort mußte er sich bei der Facultät einer neuen Prüfung unterwerfen, die, wenn man dem Berichte einer kleinen Streitschrift [1]) trauen kann, nicht besonders günstig für ihn ausfiel. Er habe sich so verlegen gezeigt und so wenig antworten können, daß er die Würde eines Baccalaureus mehr der Nachsicht der Facultät und seinen Thränen, als seinen Kenntnissen zu verdanken habe. Indessen ist hierbei auf die Heftigkeit des Gegners und seine Erbitterung zu achten und wol ein gut Theil der schön ausgeführten Erzählung in Zweifel zu ziehen. Viel Sorgfalt verwandte er später nicht auf die Medicin und der ärztlichen Praxis scheint er ganz entsagt zu haben. Desto mehr wandte er sich der alten Literatur und der Philosophie zu und fand dafür in seinem vertrauten Freunde Menage einen Rather und Förderer. Durch die Empfehlung desselben wurde ihm die Erziehung der beiden Söhne des Präsidenten v. Lamoignon übertragen und später in das Haus des Präsidenten der Rechnungskammer, Nicolai, eingeführt, der ihn als gelehrten Lebensgenossen um sich haben wollte und auf das Freigebigste für ihn sorgte. Seit dieser Zeit hat er seine Zeit ganz den Beschäftigungen mit der Wissenschaft widmen und sorgenfrei leben können. Schon in ziemlich vorgerücktem Alter verheirathete er sich trotz der Gegenvorstellungen seiner Freunde mit einem ganz jungen Mädchen; auch ererbte er durch den Tod seines ältern Bruders einiges Vermögen, das ihm freilich, da er erst durch einen langwierigen Proceß in den Besitz gelangen konnte, mehr Kummer als Freude machte und das er auch mit einem jüngern Bruder theilte. Er starb nach der gewöhnlichen Angabe am 12., nach andern am 13. [2]) Dec. 1687 und wurde zu St. Etienne begraben. Die seinem Namen entsprechende Statur des Körpers hat zu manchem Witzwort Veranlassung gegeben, dem freilich seine Verehrer die geistige Größe desto schärfer entgegenzustellen pflegten.

Bei der großen Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit

1) Es ist die Spongia spurcissimi et anonymi cujusdam libelli, qui sic inscribitur: libelli famosi in P. Petitum editi (16 S. 4.), aus welcher Niceron (Memoir. T. XX. oder 9. Th. S. 172 der Übersetzung) die betreffende Stelle vollständig mittheilt. 2) Dieses sagt Nicaise, der ihn Idibus Decembribus sterben läßt; Muncker sagt pridie Id. Dec. und dieses Datum findet sich am häufigsten.

662, die Cynogamia s. de Cratetis et
ıoribus (Paris 1667), ein Eucharisticon
tavinis 1684, das größere Gedicht Thea
hes in 1000 Versen etwa das Lob des
aris 1687 *)] und andere, von denen die
t sind in der Sammlung Selectorum poe-
l. acc. dissertatio de furore poetico
die aber ziemlich selten geworden ist.
tquelle der Nachrichten über ihn ist der
Nicaise an Grävius, welcher vor der Aus-
eri Nepenthes steht: aus ihm hat Nice-
. 163—173) der teutschen (im 11. und
:) Ausgabe geschöpft und diesem sind wie-
wie Weiß (in der Biogr. univ.), gefolgt.
el, war am 25. Dec. 1594 zu Nimes ge-
Vater Geistlicher bei der reformirten Ge-
Da er den Sohn gleichfalls zu dem geist-
estimmte und ihn dereinst zu seinem Nach-
zu sehen wünschte, so ließ er ihn zu Genf
Knabe hatte schnelle Fortschritte gemacht
eine ziemlich umfassende Kenntniß alter
erworben. Schon im 17. Jahre wurde
angenommen und vorläufig bei der Kirche
t beschäftigt; bald darauf erhielt er eine
heologie, sowie der griechischen und hebräi-
Da er mit unermüdlichem Fleiße arbeitete,
in rascher Folge mehre gelehrte Werke
den Ruf seines Namens weit verbreiteten
n ausgezeichnetsten Zeitgenossen in freund-
ndung brachten. Dies lenkte die Aufmerk-
lischen Stände auf ihn, welche ihn für eine
anecker zu gewinnen suchten. Vergeblich,
nwesenheit in der Heimath zu schätzen und
an dieselbe zu fesseln wußte. Selbst die
rten ihn und Papst Urban VIII. bemühte
zu einem Besuche der vaticanischen Biblio-
einzuladen. Er starb am 12. Dec. 1643,
olge seiner angestrengten Arbeiten. Die
n liegen in folgenden Werken, die ich in
Folge aufzählen werde, vor: 1) Miscella-
X. (nicht XI.) (Paris. 1630. 4.) 2) Va-
num in sacram scripturam libri IV.
4.) 3) Leges Atticae (Paris. 1635.
Berk, was auch in der holländischen Aus-
madverss. ed. Petr. Wesselingius. L.
em heutigen Standpunkte der Wissenschaft
nehr entspricht, einer neuen Umarbeitung
unwürdig wäre, da ein reichhaltiges Ma-
hier großer Fleiß zusammengebracht hat,
dankenswerth ist; jetzt kann man bei Be-
n nur die größte Vorsicht anempfehlen, in-
nicht verstandenen oder falsch verstandenen
rs von Rhetoren Gesetze, die nie existirt
oder nie in Athen gegolten haben, als attische ableitet. Überhaupt ist Fleiß das Hauptverdienst dieses Buchs; an juristischem Scharfsinn, an politischer Einsicht fehlt es ihm ebenso wie an historisch-philologischer Kritik. 4) Discours chronologiques contenant l'intention, l'ordre et les maximes des parfaites chronologies pour les discerner des mauvaises. (Paris. 1636. 4.) 5) Observationum libri III. (Paris. 1642. 4.) 6) Diatribe de jure principum edictis ecclesiae quaesito nec armis vindicato. (Amstelod. 1649.) Außerdem stehen die Eclogae chronologicae de anno et periodo veterum Romanorum in dem Thesaurus von Grävius (8. Theil) und die de anno Attico bei Gronov (9. Theil) wiederholt [6]), ein commentarius in canonem paschalem in der Ausgabe des Hippolytus von Fabricius (Hamburg 1718). Ein Commentar zum Josephus soll zu Oxford sich finden in der Bodley'schen Bibliothek.

Petit war kein ausgezeichneter Kopf, aber ein sehr gelehrter Mann, dessen Kenntnisse sich nicht auf das classische Alterthum beschränkten, sondern auch die orientalische Literatur umfaßten. In Zusammenstellung der verschiedenen Nachrichten über chronologische Verhältnisse, über Cultus, Sitten und Gebräuche bewährt sich sein Fleiß, aber scharfsinnige Combination fehlt. Das sieht man noch mehr da, wo er sich als Kritiker versucht, was übrigens nicht grade häufig geschieht. Saumaise griff ihn oft an, aber leider zu heftig und leidenschaftlich. Selbst die Darstellung ist nur mittelmäßig.

Sein Leben schrieb sein Schwiegersohn Peter Formi zu Grenoble 1673 in lateinischer Sprache; mir ist es nicht zu Gesicht gekommen. Ein Verzeichniß seiner Bibliothek ist 1645 zu Paris in Quart gedruckt. (*Eckstein.*)

12) Traugott Wilhelm le P., geboren zu Eisleben am 24. Juli 1748, verdankte den dortigen Lehranstalten seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1765 bezog er, dem Studium der Rechte sich widmend, die Universität Leipzig. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er 1772 kursächsischer Hofadvocat und späterhin Stadtschreiber in seiner Vaterstadt Eisleben. Er starb dort am 24. Febr. 1800. Als ein Mann von gründlichen Kenntnissen in seinem Fache zeigte er sich in einigen kleinen Schriften und Abhandlungen: De origine, fatis et progressu curiarum provincialium. (Lips. 1769. 4.) Epistola, in qua asseritur, latrocinium inter gentes figmentum esse. (Ib. 1770. 4.) Diss. epistolica, qua continetur historia jurium comitum Imp. S. R. G. sub regibus Francorum stirpis Merovingicae. (Ib. 1770. 4.) De origine juris hereditarii comitum Imp. S. R. G. in comitatibus et inde pendente origine cognominum eorum, seu nominum gentilitiorum. (Ib. 1771. 4.) u. a. m. Anonym gab Petit Gellert's freundschaftliche Briefe heraus. (Leipzig 1770.) *)

(*Heinrich Döring.*)

---

rücklich Nicaise; bei Rotermund steht 1685 und
r Ausgabe von 1655, die er von Niceron hat.
der 1653, wie oft angegeben wird. Selbst der
Jahre 1642 in Quart scheint mir zweifelhaft.

6) Beide waren 1632 erschienen.

*) Vergl. Waiz gelehrtes Sachsen. S. 183. Weidlich's biographische Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 2. Th. S. 178. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 10. Bd. S. 335 u. fg.

PETITAIN (Louis Germain), geboren am 17. Februar 1765 zu Paris, studirte im College Mazarin und widmete sich der Jurisprudenz, verließ aber die Laufbahn eines Advocaten, die seiner Sinnesart nicht behagte, ward Commis in den Bureaux zur Inventur der Nationalgüter, dann Secretair bei Regnault de St. Jean d'Angely, später bei dem Präfect Corbigny, und ward dann zu Trier und in Westfalen im Verwaltungsfache angestellt. Er war Untersteuereinnehmer zu Paris, als er am 12. Sept. 1820 starb. Petitain hat mehre politische Broschüren geschrieben [1]), unter denen vorzüglich eine ihm Ehre macht. Sie führt den Titel: Un mot pour deux individus auxquels personne ne pense et auxquels il faut penser une fois. (Paris an III.) Obgleich diese Schrift nach dem Sturz Robespierre's erschien, hatte Petitain doch den Muth und die hochherzige Gesinnung, seine Stimme zu Gunsten der Kinder Ludwig's XVI. zu erheben, die damals in dem Tempel verhaftet waren. Im J. 1814, zur Zeit der Restauration, sah man D. F. Moreau de Mersan [2]) den Ruhm reclamiren, der erste gewesen zu sein, der für die berühmten Waisen gesprochen [3]). Eine Note im Moniteur [4]) erinnerte, daß es Laisné de Villevêque gewesen sei, der am 18. Juni 1795 in die Nouvelles politiques, nationales et étrangères einen Artikel zu Gunsten der Madame Marie Therese Charlotte de Bourbon einrückte; und dieser Letztere vindicirte wieder das Verdienst, daß er den ersten Schrei für die Gefangenen des Tempels habe hören lassen. Mersan hatte nichts zu antworten und schwieg. Allein Petitain's Schrift war früher erschienen, als die von Laisné de Villevêque, die erst zehn Tage nach dem Tode Ludwig's XVII. ans Licht trat. Petitain, der nur aus Mitleid und Menschlichkeit im J. 1795 geschwiegen, verlangte im J. 1814 keinen Lohn. Außer einigen Artikeln in der Decade, in dem Journal de Paris und in den von Röderer herausgegebenen Mémoires d'économie publique, de morale et de politique, hat man von ihm ein Lustspiel in 1 Act: Les Français à Cythère. Es ist in Prosa geschrieben, mit Gesängen vermischt und erschien 1798 zu Paris im Druck, erlebte jedoch keine Vorstellung auf der Bühne. Petitain schrieb außerdem: Question proposée par l'Institut national: L'émulation est-elle un bon moyen d'éducation? (Paris 1801. Quelques Contes, par *G. P.*, eilf Erzählungen enthaltend. Annuaire du Département de Loir et Cher, pour l'an 1806. 12. Supplément à la première partie de l'Annuaire de 1806. 12. Späterhin gab Petitain auch die Annuaires de 1807, 1808, 1810—1812 heraus. Die von ihm besorgte Ausgabe der Oeuvres de J. J. Rousseau. (Paris 1810—1820.) 22 Voll. läßt jedoch viel zu wünschen übrig, und ist selbst unvollständig. Sie liefert einen Beweis, daß es ihm an Geschmack und Kritik fehlte. Das Supplément zu den Confessions ist verdienstlos. Vorzüglich aber zeigt der Mangel an chronologischer Ordnung in dem Briefwechsel Rousseau's, daß Petitain eine Arbeit unternommen, der er durchaus nicht gewachsen war. Unbefriedigend ist auch die beigefügte Table générale analytique des matières contenues dans les Oeuvres de J. J. Rousseau. Was die im 22. Bande enthaltenen Schriften und Fragmente betrifft, die sich auf Rousseau und seine Werke beziehen, so wäre eine sorgfältige Auswahl ebenfalls wünschenswerth gewesen [5]). (*Heinrich Döring.*)

PETIT-À LA MAIN [*]) oder Main-Fleurie, eine französische Papiersorte im Bogen von 13⅐ Zoll Breite, 10⅐ Zoll Höhe, wovon das Rieß acht Pfund wiegt. (*Karmarsch.*)

PETITARUS, ein Fluß in Akarnanien, in der Nähe der Stadt Stratos. Perseus von Makedonien schlug fünf Mill. Pass. von genannter Stadt sein Lager auf, nachdem er mit seinem Heere über den Petitaros marschirt war (*Liv.* XLIII, 23). (*Krause.*)

Den Namen Petitarus führte bei den Alten ein Fluß, welcher jetzt Fluß von Chaliki genannt wird. Er entsteht durch die Vereinigung des Thoas, welcher am Fuße des zum Pindus gehörigen Bababerges entspringt und deshalb auch Babafluß genannt wird und des Thesstius (jetzt Veternico), und bildet mit diesen den Hauptquellfluß des Achelous (Aspropotamos). Die erwähnte Vereinigung erfolgt bei einem von drei Kalogern bewohnten Kloster der heil. Jungfrau (Panagia). Der Petitarus ist hier schon tief und reißend. Eine, bereits von den Römern erbaute, Brücke von vier Bogen führt über denselben. Sie wird die Brücke von Panagia oder die Ogenellibrücke genannt †). (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT BLANC, ältere französische Silbermünze, welche um das Jahr 1340 unter Philipp von Valois aufkam und Anfangs aus sehr feinem Silber geprägt wurde, sodaß sie den Namen Blanc mit der That führte, auch Veranlassung zu den sogenannten Weißgroschen gab. Dieser Feingehalt nahm jedoch immer mehr ab, sodaß er endlich bis zum Billon herabsank. Die Petits Blancs, sogenannt im Gegensatze des Grand-Blanc, traten mit diesem an die Stelle des Gros Tournois, galten 5—6 Deniers (der Grand-Blanc 10—12 Deniers) und trugen ein sehr verschiedenes Gepräge. Nach diesem hat man Blancs à la Couronne, à l'étoile, à la fleur de Lis rc. Vergl. den Art. Petit Tournois und *Le Blanc*, Traité historique de Monn. de France. p. 13. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-BOURG. 1) Ein sehr schönes Lustschloß, in welchem sich Ludwig XIV. während seiner letzten Lebensjahre, so oft er nach Fontainebleau reiste, sowie auch der Regent oft aufzuhalten pflegten. Es liegt auf dem linken Seineufer, eine Lieue nordwestlich von Corbeil. 2) P.-B. des Herbiers, Gemeindedorf im französischen Vendéedepartement (Poitou), Canton Herbiers, Bezirksstadt

---

1) s. das Verzeichniß derselben in der Bibliographie de la France 1820. p. 617—620. 2) Er starb am 20. Jan. 1818. 3) s. Poëmes élégiaques de Treneuil. (Paris 1817.) p. 224. 4) Vom 17. Febr. 1818.

5) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 501 sq.

*) Die Composita von Petit, welche man hier nicht findet, suche man unter dem zweiten Worte der Zusammensetzung.

†) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. Tom. II. p. 192—207.

Bourbon Vendée, ist eilf Lieues von dieser entfernt und hat eine Succursalkirche und 910 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-BURGUNDER (Petit-Bourgogne), ein gemeinschaftlicher Name der leichtern Sorten burgunder Weine, namentlich Tavel, Lirac und Roquemaure. (*Karmarsch.*)

PETIT-CAVALIER, eine französische Papiersorte, deren Bogen 17⅓ Zoll breit und 15⅙ Zoll hoch sind. (*Karmarsch.*)

PETIT-CODIAK, Fluß im britisch-nordamerikanischen Neubraunschweig, welcher sich in den Chegnectokanal, einen Arm der Fundybai (s. d. Art.), ergießt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petit-cornet, s. Petit-Raisin.

PETIT-DIDIER (Matthieu), geboren am 18. Dec. 1659 zu St. Nicolas in Lothringen, studirte in dem Jesuitencollegium zu Nancy, und trat hierauf 1675 in der Abtei St. Michel in die Congregation der Benedictiner von St. Vannes und St. Hydulphe. Von dem Generalcapitel ward ihm dort 1682 der Unterricht der jungen Geistlichen in der Philosophie und Theologie übertragen. Sein Geschmack und seine Kenntnisse empfahlen ihn als Lehrer. Die heilige Schrift und die hebräischen Alterthümer waren Hauptgegenstände seiner Studien. Auch in der Kritik übte er sich, angeregt durch die theologische Polemik seiner Zeit; 1699 ward er zum Abt zu Bonzenville gewählt, erhielt jedoch diese Würde nicht, da der Herzog von Lothringen sie seinem Bruder Franz ertheilte. Nicht ohne Widerspruch des Capitels ward er 1715 Abt zu Senones. Er reiste 1725 nach Rom, wo Benedict XIII. ihn zum Bischof von Macon ernannte, und ihm die Priesterweihe ertheilte. Während dieser Ceremonie sagte er ihm viel Schmeichelhaftes über seine Schriften, in denen er der Infallibilität des römischen Stuhls das Wort geredet. Petit-Didier überlebte diese Auszeichnung nicht lange. Er starb plötzlich in seiner Abtei zu Senones am 4. Juni 1728.

Seine Remarques sur les premiers tomes de la bibliothèque ecclésiastique de Dupin, drei Bände, in den Jahren 1691—1696 gedruckt, waren die Frucht einer Beurtheilung jener Bibliothek, die er gemeinschaftlich mit mehren Benedictinermönchen unternommen, die unter seiner Leitung eine Art von Akademie gebildet hatten. Die von ihm herausgegebene Apologie des Lettres provinciales contre les entretiens de Cléandre et Eudoxe, besteht aus 17 Briefen an den Pater Daniel, in den Jahren 1697 und 1698 gedruckt. Der letzte dieser Briefe ist nicht von Petit-Didier geschrieben und weit älter. Er leugnete überhaupt späterhin, in den Documentis sanae et orthodoxae doctrinae, jene Autorschaft ab. Petit-Didier schrieb ferner: Défense de la préséance des Bénédictins sur les Chanoines réguliers (1698). Dissertations critiques, historiques et chronologiques sur l'Ancien Testament. (Toul. 1700. 4.); eine theologische Abhandlung zu Gunsten der Infallibilität des Papstes. (Luxemburg 1724.) [1]) Dissertation historique et théologique sur le sentiment du Concile de Constance touchant l'autorité de l'infaillibilité des papes. (Luxembourg 1725. 12.) [2]) Lettres à Dom Guillemin, en faveur de la bulle Unigenitus et des instructions pastorales du Cardinal de Bissy; Justification de la morale de la discipline de l'église de Rome et de toute l'Italie contre le Parallèle de la morale des Payens et de celles des Jésuites. (1727. 12.) Beigelegt wird Petit-Didier ein Traité historique et dogmatique des privilèges et exemptions ecclésiastiques. (1699. 4.) Er ist noch Verfasser von Mémoires sur quelques contestations particulières. Handschriftlich hinterließ er einen Traité de controverse, mehre Abhandlungen über das neue Testament, Bemerkungen über Lebrun's Werk von der Liturgie und mehre Auszüge aus Augustin und andern Kirchenvätern [3]).

(*Heinrich Döring.*)

PETIT-ÉCUS, Écus-Blanc, Louis-Blanc, werden die von Guldengröße seienden halben Laubthaler Frankreichs genannt, deren 16 Stück auf die rauhe Mark gingen. Der Avers dieser Münzen hatte als Umschrift: LVDOV. icus D. ei G. ratia FR. anciae ET. NAV. arrae REX., sowie das Brustbild des Königs. Auf dem Reverse befand sich die Umschrift: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM mit der Jahrzahl, dann ein ovales, mit Lorbeerzweigen umkränztes Wappenschild, in welchem sich die französischen Lilien befanden. Als Randschrift war auf den Stücken zu lesen: SALVVM FAC REGEM DOMINE. (*K. Pässler.*)

PETITE-FLEUR-DE-LIS, eine französische Papiersorte, deren Format 24 Zoll breit, 19 Zoll hoch ist, und wovon das Rieß 36 — 38 Pfund wiegt (ungefähr unserm Klein- oder Mittelregal Schreibpapier entsprechend). (*Karmarsch.*)

PETITE-PENCE, Bai auf der Südküste von Labrador mit der Mündung des gleichnamigen Flusses. (*G. M. S. Fischer.*)

PETITE-PIERRE, LA, teutsch Lützelstein, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement des Niederrheins (Alsace, Elsaß), Bezirksstadt Saverne (Zabern), liegt vier Lieues von dieser entfernt, am Fuße des altenburger Berges, auf welchem das feste, von Veteranen besetzte, Bergschloß Lützelstein steht, in welchem ein Commandant, ein Artillerieofficier und ein Geniegarde angestellt sind. Es ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, sowie eines Lutherischen Consistoriums, zu welchem neun Pfarrkirchen mit ihren Filialen gehören, und hat eine Lutherische und eine katholische Pfarrkirche, in deren ersterer mehre Grafen von Lützelstein und Veldenz begraben liegen, und mit Imstall, einem Meierhofe von sechs Häu-

1) Das Werk ward angegriffen in einem Briefe des Abbé Debonnaire, vom 18. März 1724, le faux Prosélyte betitelt; ferner in einer Abhandlung des Pater de Genne², und am Schlusse von Lenfant's Geschichte des Conciliums zu Constanz.

2) Bald nachher erschien eine andere Abhandlung, in welcher untersucht wird, ob man nicht durch das Aufrechthalten der Infallibilität des Papstes die Freiheiten der gallicanischen Kirche vernichte. 3) s. Biogr. univers. XXXIII. p. 503 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 3. Th. 1429 fg.

Auflage zurücknehmen und durch eine andere ersetzen, welche die zuerst von ihm gegebene Antwort enthielt.

Der Gegenstand, welchen wir so eben besprochen haben, bildet einen wichtigen Punkt in der englischen Geschichte, bei deren Darstellung in diesem encyklopädischen Werke es dem Verfasser mehr darauf anzukommen schien, den Zusammenhang der Ereignisse, welche England zu dem machten, als was es uns gegenwärtig entgegentritt, in gedrängter Kürze dem Leser vor die Seele zu führen, als bei den Einzelnheiten zu verweilen, und ihrer Charakteristik den gelehrten Apparat hinzuzufügen, dessen er dazu bedurfte. Ähnliche Gründe bestimmten ihn, bei der Abfassung der Statistik jenes Landes und insbesondere des Abschnitts, welcher sich mit der englischen Verfassung beschäftigt, die Literatur dieses Gegenstandes zu übergehen. Indessen ist doch dieselbe ungern vermißt worden. Er glaubt daher die erste passende Gelegenheit ergreifen zu müssen, um diesem Mangel abzuhelfen, und läßt nunmehr eine Übersicht der Schriften folgen, deren Studium vornehmlich dazu beitragen kann, Licht über die Verfassung Englands und ihre allmälige Ausbildung zu verbreiten.

Man wird diese Schriften in mehre Classen absondern können, und zu der ersten diejenigen rechnen, welche sich mit der Geschichte des Staats überhaupt beschäftigen, und uns zwar mit den Fortschritten der englischen Verfassung bekannt machen, aber diese doch, durch die verschiedensten Ereignisse und Verhältnisse anderer Art verdeckt, nicht mit voller Klarheit hervortreten lassen. Ihnen gebührt daher auch nur eine untergeordnete Bedeutung, und ihre allgemeine Erwähnung kann als genügend betrachtet werden. Von ihnen nennen wir mit Übergehung derjenigen, welche nur einzelne Abschnitte der englischen Geschichte behandeln, die Werke von Rapin de Thoyras, von David Hume, von Robert Henry und von Lingard, von welchen die beiden ersten der angelsächsischen Periode weniger Fleiß und Sorgfalt zugewandt haben und der letzte beschuldigt wird, die Katholiken bisweilen auf Kosten der Wahrheit begünstigt zu haben. Ein sehr gediegenes Werk verspricht die Geschichte Englands von Lappenberg zu werden, wovon aber nur erst zwei Bände erschienen sind, die nicht über das J. 1154 hinausgehen. Zur zweiten Classe rechnen wir die Schriften, welche die Geschichte der englischen Verfassung zum Gegenstande haben. An ihrer Spitze steht gewiß mit Recht John Millar, An historical view of the English government from the settlement of the Saxons in Britain to the revolution in 1688. (London 1786.) IV vol., und vierte Originalauflage 1817. Der vierte Band ist mehr politischen als geschichtlichen Inhalts und daher von Schmidt, in dessen Übersetzung des Werks (Jena 1819. 1820. 3 Bde.) weggelassen worden. Wie anerkennenswerth Millar's Forschungen aber auch sind, so genügen sie doch den Anforderungen nicht, die wir in Teutschland an Unternehmungen dieser Art zu machen pflegen. Die Quellen könnten noch umfassender und gründlicher benutzt und mit noch größerem Scharfsinne behandelt worden sein. Indessen steht ihm doch an Gründlichkeit beiweitem nach Lord John Russel's History of the English government and constitution from the accession of Henry VII. (London 1824.) Es enthält noch die Regierung Georg's III. und ist als das Product eines bedeutenden Staatsmanns schon wegen seiner Urtheile über die Verfassung seines Vaterlandes sehr beachtenswerth. Im J. 1825 erschien davon eine teutsche Übersetzung zu Leipzig von Kritz. Tiefer in den Gegenstand eingehend ist das Werk von Henry Hallam: The constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II. (London 1827. II vol. 4.), wovon ein genauer Abdruck zu Paris 1827, 4 Bde., und zu Leipzig 1828 eine teutsche Übersetzung von Rüder in drei Bänden in Octav erschien, worin die Geschichte der englischen Verfassung von dem Übersetzer bis 1828 fortgeführt ist. Von den Zeiten vor Heinrich VII. handelt Hallam in seinem bekannten, von B. J. F. von Halem in zwei Bänden (Leipzig 1820) übersetzten, die Geschichte der Verfassungen im Mittelalter darstellenden Werke. Die Verfassungsangelegenheiten des britischen Reichs in der neuesten Zeit behandelt die kleine, aber lehrreiche Schrift: England in der Reform. (Berlin 1835.) Zur dritten Classe zählen wir die Werke, welche eine Sammlung der Gesetze enthalten, worauf sich die englische Verfassung stützt. Es gibt ihrer zwar mehre, wie die von Martens (Göttingen 1794) erschienene, worin neben den englischen auch die schwedischen und dänischen Reichsgrundgesetze enthalten sind, aber sie sind überflüssig geworden durch The statutes of the Realm, printed by command of K. George III. from original records and authentic Manuscripts. (London IX vol. fol.) Mehr blos die rechtliche Form der Parlamentsverhandlungen betreffend ist Edgar Taylor's the book of Rights, or constitutional acts and parliamentary proceedings. (London 1833.) Endlich stellen wir viertens noch einige Werke zusammen, welche eine Darstellung der englischen Verfassung enthalten. An ihrer Spitze verdient ohne Zweifel das von Blackstone zu stehen, dessen Wichtigkeit schon aus den 15 Auflagen abzunehmen ist, die es erlebte. Die beste hat Christian besorgt. Ihr Titel ist: Commentaries on the laws of England. (London 1809. 4 vol.) H. F. C. von Colditz lieferte davon eine teutsche Übersetzung im Auszuge, und fügte die neuern Gesetze und die Entscheidungen von John Gifford hinzu. (Schleswig 1822. 2 Bände.) Inzwischen ist, wenn wir lediglich die Verfassung herausheben, wol kein Werk soviel gelesen worden, als das von De Lolme, eines Genfers, der es zuerst 1771 in französischer und 1775 in englischer Sprache verfaßte. Es erlebte eine Menge von Auflagen, von welchen die 1816 erschienene den Titel führt: The Constitution of England; or an account of the english Government, in whitch it is compared both with the republican form of government and the other monarchies in Europe. (London.) Hiernach ist die teutsche Übersetzung gemacht, welche Dahlmann mit einer Vorrede begleitet hat. (Altona 1819.) De Lolme beging aber den großen Fehler, daß er das, was ein Product von Jahrhunderten war, so hinstellt, als sei es als ein Ganzes, nach einem bestimmten Plane, hervorgebracht worden. An sein Werk

schließt sich an: Die Staatsverfassung Großbritanniens von Schmalz. (Halle 1806.) George Custance's Schrift: A concise view of the Constitution of England, III. ed. improved and enlarged. (London 1808. 1 vol.) enthält nicht nur eine kurze Darstellung der englischen Verfassung, sondern auch die Geschichte ihrer Ausbildung, und bespricht zugleich die Gesetze, das Gerichtswesen und mehre andere wichtige Verhältnisse des öffentlichen Lebens, und alles dies nimmt einen so geringen Raum ein, daß man von Vorn herein nichts Gründliches erwarten wird. Eine teutsche Übersetzung dieser Schrift ist Braunschweig 1827 erschienen. Mit vielem Geiste verbreiten sich die Lettres sur l'Angleterre (Parre 1825), deren Verfasser der Baron Staël-Holstein ist, über die Hauptpunkte der englischen Verfassung. Sie durften daher auch hier nicht übergangen werden. Scheidler hat sie ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: Über die Verfassung, Verwaltung und den Gemeingeist Englands. (Jena 1825.) Mit ihnen verwandt sind die Reisen des Fürsten Pückler-Muskau und Friedrich's von Raumer, welche schätzenswerthe Beiträge über den vorliegenden Gegenstand enthalten. Schließlich gedenken wir auch noch des ausführlichen Artikels: Englische Staatsverfassung, welcher sich in dem Staatslexikon von C. von Rotteck und C. Welcker befindet. (*Eiselen.*)

PETITIO PRINCIPII nennt die Logik einen nicht selten vorkommenden Fehler im Schließen, nach welchem man einen zu beweisenden Satz durch einen selbst noch zu beweisenden Satz beweisen will. Die Petitio principii findet sowol im Ober- als im Untersatze statt, fällt häufig mit der sogenannten Demonstratio in circulo zusammen und der Irrthum bei ihr ist oft nicht leicht aufzufinden. Beispiele sind leicht zu bilden. Eins der bekanntesten ist der aus der Inspiration hergenommene Beweis für das Dasein Gottes, sowie der Beweis, welchen die Kirchenväter für die Ewigkeit Christi daher nahmen, daß Gott der Vater von Ewigkeit genannt werde, da sich ein Vater nicht ohne Sohn denken lasse. Man vergl. d. Art. Schluss und Trugschluss. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-MAITRE. Die wörtliche Übersetzung gibt „kleiner Herr" oder „kleiner Meister," weshalb die teutschen Puristen für Petit-maître das Wort Kleinmeister und für das Wesen eines solchen das Wort Kleinmeisterei schufen. Es wird aber das Wort Petit-maître bei den Franzosen mehr in einem lobenden, bei den Teutschen mehr im tadelnden Sinne gebraucht. In einem französischen Vocabulaire heißt es: Petit-maître, jeune homme avantageux, décisif, qui a des manières libres, d. i. ein junger Mann von vortheilhafter Bildung, entschiedenem Charakter (absprechend) und freien Sitten. In Teutschland dagegen bezeichnet man mit dem Worte Petit-maître mehr einen Stutzer, Gecken rc., kurz einen Menschen, welcher, ohne die Mittel dazu zu besitzen, gern den Herrn oder großen Mann im Kleinen spielen möchte. Er trägt das Haar wie Titus, den Bart à la Henri quatre, die Hände hält er wie Napoleon auf den Rücken, die Prise nimmt er wie Friedrich der Große, Brille, Operngucker und Lorgnette spielen bei ihm eine ebenso große Rolle wie Ringe und Uhrketten; überall sucht er sich durch sein Äußeres bemerklich zu machen; überdies weiß und kann er Alles, hat alles gehört, gesehen und gelesen, und während man über seine Albernheit lacht, glaubt er, man lache über seinen Witz. Man findet Petits-maitres unter allen Classen und in allen Altersstufen; nicht zu verwechseln sind sie mit den sogenannten Elegants, welche sich stets möglichst fein und à la mode kleiden und zwar grade, weil dies die Mode der feineren, gebildeteren Welt erfodert. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-MORAIN, le, Fluß, welcher bei dem Dorfe Ecury im franz. Marnedepartement aus einem Etang entspringt, bei S. Prix, Montmirail und St. Ouen vorbeigeht und sich im Seine- und Marnedepartement nach einem Laufe von 15 Lieues unterhalb la Ferté sous Jouarre in die Marne ergießt. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-NOIR und Saulcois, Gemeindedorf im franz. Juradepartement (Franche Comté), Canton Chemin, Bezirksstadt Dôle, liegt 5¼ Lieues von dieser entfernt auf einer von dem Doubs gebildeten Insel und hat 122 Feuerstellen und 1104 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETIT-NOM-DE-JÉSUS, eine französische Papiersorte, 15 Zoll breit, 11 Zoll hoch, das Rieß acht Pfund schwer (etwa dem Klein-Postpapier der teutschen Fabriken vergleichbar). (*Karmarsch.*)

PETITORIUM (Petitorische Klage, petitorischer Proceß), diejenige Klage, derjenige Proceß, welche zu ihrem Gegenstand ein Recht selbst haben, während bei dem ihnen gegenüberstehenden Possessorium der Gegenstand nur der Besitz ist [1]). Die ganze Lehre hat dadurch früher an Verwirrung gelitten, daß man nicht diesen erwähnten Gegenstand, sondern die Verfahrungsart als Eintheilungsgrund ansah [2]). Der Ausdruck Petitorium wird übrigens nur im Gegensatze vom Possessorium gebraucht, und weil das Petitorium die Regel ausmacht [3]), so wird im gewöhnlichen Sprachgebrauche, wenn man von einer petitorischen Klage, einem petitorischen Processe nicht in jenem Gegensatze spricht, die Bezeichnung des petitorischen, als sich von selbst verstehend, weggelassen. Bei den Römern standen Petitorium und Possessorium nicht so bestimmt einander gegenüber. Erst durch die Glosse und das kanonische Recht hat sich dies so gebildet. Das römische Recht hatte zur Schützung des schon wirklich vorhandenen Besitzes die actiones momentariae possessionis s. momenti, wodurch dem Kläger augenblicklich (in momento) geholfen wurde, und dies waren die Rechtsmittel zur Erhaltung eines noch bestehenden, aber angegriffenen und zur Wiedererlangung eines schon vorhanden gewesenen, aber widerrechtlich entzogenen Besitzes — interdicta retinendae vel recuperandae

1) Knorr, Anleitung zum gerichtlichen Proceß. Einl. §. 3. Hellfeld, Jurisprudentia forensis. §. 1835. 1838. Glück, Pandektencommentar. 3. Th. §. 272. S. 595 fg. Danz, Grundsätze des ordentlichen Processes. §. 57. 2) Danz a. a. O. Note a. 3) Knorr a. a. O. §. 6.

[illegible]

Schon in den römischen Gesetzen [9]) wir[illegible] [illegible] das Possessorium dem Petitorium [illegible] [illegible] longe commodius est. ipsum pos[illegible] [illegible]versarium ad onera petitoris compelle[illegible] [illegible] possidente petere [illegible]), weil Ersteres eine[illegible] [illegible] und schnellern Gang, ein summarisches [illegible]. Es werden auch in der Regel keine, ein[illegible] Ausführung bedürftige Einreden (exceptione[illegible] [illegible] darin zugelassen [11]). Indessen waren [illegible] der Besitzprocesse doch nicht klar genug vorg[illegible] [illegible] letztere oft sehr lange dauerten und die [illegible] [illegible] des Besitzstandes zu Thätlichkeiten fü[illegible] [illegible] bildete sich, bestätigt durch die Reichsgesetze, [illegible] daß die Gerichte dem, der die letzten ruhige[illegible] [illegible] nachweisen konnte, den Besitz zu[illegible] possessorium summariissimum) und dem Un[illegible] [illegible], entweder im Petitorium sein Re[illegible] im Possessorium dasjenige auszuführen, was ihm [illegible] possessorium ordinarium) ihm den [illegible] [illegible] konnte. Häufig werden aber auch jetzt, [illegible] Erlangung eines geordneten Besitzstan[illegible] Possessorium oder Petitorium provisorische Besitz[illegible] [illegible]. Daher gilt jetzt schon lange, gege[illegible] [illegible] das Possessorium [illegible] ohne Anführung einiger Gründe, Petitorium [illegible] die Regel, daß die Anstellung Petitorium [illegible] das Possessorium vorzuziehen ist, we[illegible] [illegible] Beweismittel für Ersteres sich [illegible]. Eine andere Frage aber ist, ob nicht Beid[illegible] [illegible] werden könne? Das römisch[illegible] [illegible] diese Frage, das kanonische [16]) beja[illegible] [illegible] bei diesem Widerstreite der Gesetze, vo[illegible] [illegible] aus: Nihil commune [illegible] proprietas [illegible] cum possessione, un[illegible] [illegible] daß die Entscheidung des Possessorium [illegible] gegen das Petitorium erwirkt, daß der, [illegible] erfolgter Sachentschei[illegible] [illegible] kann, daß eine peti[illegible] [illegible] nur dann als sich [illegible] wenn ein remedium re[illegible] [illegible] mit dem Petitorium gehäuft [illegible] denkbar ist, daß der [illegible] auf seine Sache ge[illegible] [illegible] wegen des Rechtes [illegible] im Besitze ge[illegible]

[illegible] 10) Gen[illegible] [illegible] von Mer[illegible] 11) Schweppe a. a. [illegible] 3. Th. §. 273. S. [illegible] quasi possessio [illegible] Rechtsmitteln, in der [illegible] für Civilrecht und [illegible] S. 166 fg. 13) In [illegible] 14) Berger, [illegible] Nr. 12. 15) Fr. [illegible] 44. 2 16) c. 3. et [illegible] 2. 12. 17) Fr. [illegible] possess. 41. 2 Knorr a. [illegible] Collegium [illegible] §. 25 et 26.

(1700) entschieden hat, die Früchte in dem Falle, wenn Petitorium und Possessorium zugleich angestellt wurden, von Anfang an, entgegengesetzten Falles aber nur von der Litiscontestation im Petitorium an zu erstatten wären. Geht man aber von dem, in der Natur der Sache liegenden Grundsatze aus, daß, wer eine Sache mit Unrecht besitzt, sie mit allen Früchten herausgeben muß [39]), daß das Erkenntniß im Possessorium blos die Nachtheile des ungewissen Besitzstandes heben, aber nicht über das Recht entscheiden soll, daß daher ebendeshalb das Possessorium durch das Petitorium ganz absorbirt wird (s. o. S. 182); so muß man sich für eine unbedingte Herausgabe aller Früchte von dem im Petitorium unterliegenden Besitzer erklären. (*Buddeus.*)

PETITOT (Jean), ein berühmter Email- oder Schmelzmaler des 17. Jahrh., geboren zu Genf 1607, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen und Modeliren von seinem Vater, der Bildhauer war; dieser bestimmte seinen Sohn zur Goldschmiedkunst, und auf dessen Wunsch lernte er die Emailmalerei, wegen der bei den Goldschmiedarbeiten öfter vorkommenden Dingen. Dieses geschah zum großen Vortheil für den jungen Mann, indem er sich später diesem Kunstzweige ganz hingab. Mit einem ihm nahe befreundeten Mitschüler, Namens J. Bordier, seinem nachherigen Schwager, mit dem er auch nachher sich in die meisten Arbeiten dergestalt getheilt hat, daß sein Schwager die Kleider und den Grund, er selbst das Übrige malte, mit diesem also reiste er zu seiner weitern Ausbildung nach Italien und England, um hier nicht allein die ältern Kunstwerke zu studiren, sondern auch die berühmtesten dortigen Chemisten kennen zu lernen. Besonders nützlich wurde für ihn in London die Bekanntschaft eines D. Mayn, welcher ihm seine chemischen Kenntnisse mittheilte und ihn auch dem König Karl I. vorstellte. Dieser die Künste beschützende Monarch war über des Künstlers Leistungen höchst erfreut, gab ihm mehre Aufträge, die er sämmtlich sehr gut ausführte; zum Dank dafür wurde er später vom König in den Ritterstand erhoben. Es scheint, daß er sich besonders die Gemälde des Van Dyck zum Vorbilde genommen hat, eine große Zahl von berühmten Bildnissen dieses Meisters werden genannt, welche der Künstler theils für den Hof, theils für den vornehmsten Adel in nicht kleinem Maßstabe copirte. Man bewunderte unter andern das neun Zoll hohe Bildniß der Gräfin Rachel von Southampton. Da, abgesehen von den ältern herrlichen Schmelzmalereien von Limoges, welche schon im 16. Jahrhundert das Vorzüglichste darin leisteten, wenig Bedeutendes aus andern Werkstätten hervorgegangen ist: so wurden die Leistungen von Petitot um so mehr sowol zu seiner Zeit als auch später geschätzt und gewürdigt. Die spätern traurigen Ereignisse unter der Regierung Karl's I. nöthigten den Künstler England zu verlassen, er ging nach Paris, wo er ebenfalls von Seiten des Hofes sehr reichliche Beschäftigung fand und viele Bildnisse von König Ludwig XIV. nach Mignard und Le Brun, sowie auch andere Gemälde vollendete. Man bewunderte unter meh-

39) Fr. 16. §. 1. D. de [illegible] (A. K.)

ren seiner Arbeiten das Bildniß von der Duchesse de la Vallière, ein Gemälde, dessen Ruhm sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, indem 1809 jenes Gemälde in Paris für die Summe von 9000 Francs verkauft wurde. Die Widerrufung des Edicts von Nantes hatte auch für den Künstler mancherlei Mishelligkeiten zur Folge, indem seine freien und offen ausgesprochenen Ansichten über die kirchlichen Verhältnisse ihn bei einigen Geistlichen verhaßt machten, was seine Arretirung herbeiführte; aus dem Gefängniß wurde er jedoch auf Befehl des Königs wieder entlassen. Er kehrte später nach seinem Vaterland zurück, wo er sich zu Vevay niederließ und dort im Kreise seiner Familie von dem bedeutenden Vermögen lebte, was er sich in England und Frankreich erworben hatte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland theilte er sein erworbenes Vermögen mit seinem obengenannten Freunde Bordier, welcher ihn auf seinen Reisen begleitet hatte. Sein Tod erfolgte 1691 zu Vivis im Canton Bern. Petitot's Arbeiten zeigen von großem Fleiß und hoher Vollendung; zugleich zeichnen sie sich durch einen kräftigen blühenden und lebendigen Farbenton aus, was ihnen einen großen Reiz gibt. Die Mehrzahl seiner Arbeiten befand sich im Museum zu Paris, wo über 40 seiner Gemälde gezählt wurden. (*Frenzel.*)

Petit-Pestel, s. Waid.

Petit-Pied, s. Kanten.

PETIT-PIED. 1) Nicolas, geboren zu Paris um das Jahr 1630, stammte aus einer angesehenen Familie. Er ward 1658 Doctor der Sorbonne und 1662 Rathsschreiber (Conseiller clerc) beim Chatelet, wobei er zugleich das Pfarramt zu St. Martin bekleidete. Als er 1678 in Abwesenheit des Lieutenants des Königs, als der älteste geistliche Rath bei dem erwähnten Hofgericht präsidirte, gerieth er dadurch mit den weltlichen Räthen in einen weitläufigen Streit, der 1682 durch ein königliches Rescript zu Gunsten des Klerus entschieden ward. Er fand dadurch Veranlassung zu einem ausführlichen Werke unter dem Titel: Traité du droit et des prérogatives des ecclésiastiques dans l'administration de la justice séculière. Dies Werk 1705 zu Paris in Quart gedruckt, ward lange Zeit sehr geschätzt. Petit-Pied starb als Kanonikus der Kirche zu Notre-Dame in dem ebengenannten Jahre, dem 75. seines Lebens.

2) Nicolas, Neffe des Vorigen, geboren zu Paris am 4. August 1665, ward 1692 Doctor der Sorbonne, und erhielt 1701 den Lehrstuhl der heiligen Schrift in jenem berühmten Collegium. Ein lebhafter Widerspruch gegen den Cardinal von Noailles bei einem Gewissensfall über den Unterschied der That und des Rechts führte für ihn mannichfache Widerwärtigkeiten herbei. Aus Beaune verwiesen, begab er sich zu dem Pater Quesnel nach Holland. Von dort aus griff er in mehren Schriften die Jesuiten an und Bissy, den Bischof von Meaux. Seine Reflexions sur un mémoire du Duc de Bourgogne, das aus den nachgelassenen Papieren des Herzogs auf Befehl des Königs gedruckt ward, erschienen sehr unpassend zu einer Zeit, wo ganz Frankreich den Tod jenes

Fürsten beweinte. Auf Befehl des pariser Parlaments ward seine Schrift verbrannt. Petit-Pied war einer der heftigsten Gegner der Bulle Unigenitus, die er in Flugschriften, Memoiren und selbst in größern Werken lebhaft bestritt. Man hat unter andern von ihm über diesen Gegenstand ein Examen théologique de l'instruction pastorale du Clergé, in drei Duodezbänden, und Réponses aux Avertissements de Mr. Languet, Evêque de Soissons, in fünf Duodezbänden.

Unter der Regentschaft kehrte Petit-Pied wieder nach Frankreich zurück. Durch die neue Sorbonne ward er wieder in seine Stelle eingesetzt, doch bald nachher nach Issoudun verwiesen. Man beschuldigte ihn, daß er, in Einverständniß mit dem Pfarrer Jubé zu Anieres bei Paris, mehre Neuerungen in der Liturgie, besonders in der Messe, begünstigt habe. Herr von Lorraine, Bischof von Bayeux, nahm sich seiner an, und er verfaßte für diesen Prälaten mehre Verordnungen. Als er nach dem Tode des Bischofs verhaftet werden sollte, floh er nach Holland. Sein Eifer und die Fruchtbarkeit seiner Feder blieben auch dort sich gleich. Außer einigen Schriften über Materien des Jansenismus schrieb er mehres über verschiedene Gegenstände, unter andern über den Wucher. Auch nahm er Theil an dem von Legros herausgegebenen Werke: Dogma ecclesiae circa usuram. Die Thorheiten der Verzuckungen, die Manie des Figurismus und die Parteilichkeit der Gazette ecclésiastique bekämpfte er unablässig, was nicht wenig dazu beitrug, daß er die Erlaubniß erhielt, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Ein Streit entspann sich zwischen ihm und andern Appellanten über den von Fourquevaux verfaßten Traité de la Constance chretienne. Petit-Pied tadelte mehre Ausdrücke in dieser Abhandlung. In drei Briefen, in den Jahren 1733—1734, setzte er seine Gründe aus einander. D'Etemere, Legros, Fourquevaux und einige Ungenannte antworteten ihm. Der Streitpunkt war sehr subtil und betraf die verschiedenen Grade der Furcht und des christlichen Vertrauens, und die relative Verminderung oder Vermehrung dieser beiden Tugenden. Petit-Pied veröffentlichte über diesen zufälligen Streit nichts weiter, als seine Nouveaux Eclaircissements sur la crainte et la constance. Sie wurden im Mai 1735 in Quart gedruckt. Ein anderer Streit, in den er gleichfalls verwickelt war, erhob sich einige Jahre nachher bei Gelegenheit einer Suite de ses Eclaircissements (1740) und eines Dernier Eclaircissement sur la distinction des vertus théologales (1741). Der Gegenstand des Streites hatte sich verändert, und betraf die Natur und den Unterschied der theologischen Tugenden. Petit-Pied ward durch den D. Delan unterstützt in seinem Kampfe gegen Boursier und die Gebrüder Desessarts. Jener warf ihm vor, daß er von der Lehre des Port Royal und der Appellanten sich entfernt, und gegen diese letztern sich heftige Ausfälle erlaubt habe. Mitten unter diesen Streitigkeiten lieh Petit-Pied seine Feder Bossuet, dem Bischof von Troyes, um einige Neuerungen zu vertheidigen, die durch jenen Geistlichen in seinem Missal eingeführt worden waren. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß Petit-Pied der Verfasser von drei Instructions pastorales sei, die unter Bossuet's Namen 1737—1738 erschienen.

Petit-Pied starb zu Paris am 7. Jan. 1747. Er hinterließ einige Manuscripte, unter andern ein Examen pacifique de l'acceptation et du fonds de la Bulle Unigenitus. Dies Werk ward 1749 in drei Duodezbänden von Nivelle herausgegeben, mit einem langen historischen Vorbericht, in welchem er mehre Einzelheiten über das Leben und die Werke Petit-Pied's mittheilt. Dieser Vorbericht ward bei einer zweiten Auflage wesentlich verändert. Ein anderes von Petit-Pied nachgelassenes Werk ist sein Traité de la liberté, ebenfalls von Nivelle 1755 in Quart herausgegeben. Petit-Pied war einer der fruchtbarsten und scharfsinnigsten Schriftsteller. Die Zahl seiner Werke beläuft sich, nach Moreri, auf 81. So unbeugsam er in seinen Ansichten war, so sanft und mild soll er im geselligen Leben gewesen sein*). (*Heinr. Döring.*)

PETITPIERRE. 1) Jacob Ferdinand, ein reformirter Landprediger in dem, zur Schweiz gehörenden, Fürstenthum Neuchatel, dessen Name vorzüglich durch die dortigen Bewegungen bekannt geworden ist, wozu er durch seine theologischen Ansichten Veranlassung gegeben hat. Er war von Neuchatel gebürtig und wird zuerst 1758 als Pfarrer der Gemeinde Aur Ponts erwähnt. Bei einer Versammlung der Geistlichkeit den 27. April 1758 klagte das Consistorium der Gemeinde La Sagne, wo Petitpierre auch zuweilen predigte, daß er, der helvetischen Confession und den im Fürstenthum Neuchatel-geltenden Dogmen zuwider, die Lehre der Origenes verbreite, daß die Höllenstrafen nicht ewig seien, sondern auch die Verdammten endlich selig werden. Nach den damaligen, unprotestantischen Begriffen, welche das Wesen des Christenthums in die pünktliche Handhabung aller vorgeschriebenen Dogmen setzten, foderte ihn die Synode zur Verantwortung auf. Er erklärte sich, durch sein Gewissen gedrungen, seine Ansicht zu behaupten, wurde dann aber mit der Ermahnung entlassen, dieselbe nicht öffentlich zu verkündigen, damit keinerlei Unruhe dadurch erregt werde. Petitpierre scheint sich nun wirklich einstweilen der öffentlichen Verkündigung seiner Meinungen enthalten zu haben, und wurde daher auch durch die Synode im J. 1759 zum Pfarrer zu Lachaur-de-Fonds gewählt. Allein den 8. Mai 1760 wurde der Versammlung der Geistlichkeit von einem Theile seiner Pfarrkinder berichtet, er lehre, daß die Hölle ein Ende nehmen werde, und errege in seiner Gemeinde Zwistigkeiten; überdies brauche er nicht den anerkannten Katechismus, sondern einen von ihm selbst verfertigten. In entgegengesetztem Sinne war aber eine Zuschrift eines bedeutenden Theiles der Gemeinde abgefaßt, welche jene Klagen misbilligte und ihre völlige Zufriedenheit mit Petitpierre bezeugte. Gegen seine übrige Amtsführung wurden auch von seinen Gegnern keine Klagen vorgebracht. Petitpierre, der zwar als denkender Kopf erscheint, aber sich ebenso wenig als seine Collegen über die Beschränktheit jener Zeit erheben konnte, legte auf

*) s. Nivelle a. a. O. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 506 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 1430.

solche dogmatische Spitzfindigkeiten allzu große Wichtigkeit. Als ihn die Synode wieder ermahnte, sich öffentlicher Mittheilung seiner Ansichten zu enthalten, äußerte er sich in seiner Vertheidigung, gereizt durch den Widerstand, schon lebhafter, und lehnte jede Schuld der in der Gemeinde entstandenen Zerwürfnisse von sich ab. Einer neuen Versammlung der Geistlichkeit, den 4. Juni 1760, legte er dann eine ausführliche Vertheidigungsschrift vor, mit der Erklärung, daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, sich dem auferlegten Stillschweigen zu unterziehen. Die Synode aber bestätigte ihren vorigen Beschluß, und gab ihm einen Monat Bedenkzeit. In der Zwischenzeit aber entwickelte Petitpierre neuerdings zu Lachaux-de-Fonds seine Ansichten in einer Predigt, nach deren Beendigung eine Bittschrift für ihn an den Präsidenten des Staatsraths zur Unterschrift vorgelegt wurde. Die Gegenpartei sandte dagegen eine Bittschrift an die Synode, denn die Parteiung in der Gemeinde wurde nach und nach heftiger. Da der Präsident des Staatsrathes einen Mittelweg empfahl, so gab die Synode wirklich eine etwas gezwungene Erklärung ihres frühern Beschlusses: Sie verstehe unter dem auferlegten Schweigen über diese Lehre nicht ein absolutes Schweigen, wenn etwa einzelne Pfarrkinder den Pfarrer darüber fragen; sondern sie verbiete ihm nur das absichtliche Verkündigen dieser Lehre, sei es öffentlich oder im Besondern. Zugleich wurde die Sendung von zwei Mitgliedern nach Lachaux-de-Fonds beschlossen zu Stillung der Streitigkeiten, und der Präsident des Staatsrathes sandte, nach dem Wunsche der Geistlichkeit, zwei Staatsräthe mit. Da aber Petitpierre erklärte, daß er sich dem Beschlusse der Synode nicht unterwerfe, so wurde er auf einen Monat von seiner Stelle suspendirt, und hierauf den 6. Aug. 1760, da er in seiner Widersetzlichkeit beharrte, durch die Synode entsetzt. Nach den Fundamentalgesetzen, welche unter dem Namen Articles généraux bekannt sind, und im J. 1707 von König Friedrich I. bei Erwerbung des Fürstenthums förmlich angenommen und beschworen wurden, war die Synode völlig dazu berechtigt, und es war dies auch nicht das erste Beispiel. Es heißt nämlich im ersten Artikel: Que la compagnie des Pasteurs jouisse librement de tous ses droits, et en particulier de celui, qu'elle a, et dont elle est en possession, d'élire, de suspendre, de déposer et changer les ministres, et de juger des choses, qui concernent le St. ministère, sans qu'on puisse y apporter aucun empêchement. Durch diese Entsetzung erhielt nun aber die Sache eine ganz andere Wendung, und wurde zu einem Streite der Stände des Fürstenthums mit dem Staatsrathe und der königlichen Regierung. Petitpierre und seine Partei wandten sich mit einer Bittschrift an den König. Der Staatsrath ließ der Synode, welche sich den 20. August wieder versammelte, erklären, daß er erwarte, die Wahl werde verschoben werden, bis über die Bittschrift entschieden sei; vorher werde kein neuer Pfarrer anerkannt werden. Die Geistlichkeit begab sich hierauf ins Schloß zu dem Präsidenten, und erklärte ihm, daß sie heute noch die Wahl vornehmen und ihm den Gewählten vorstellen werde. Dies geschah. Da aber der Präsident erklärte, daß er zwar gegen die Person nichts einzuwenden habe, den Gewählten aber weder annehmen noch verwerfen könne, so erwiederte die Geistlichkeit, da durch seine Weigerung die Articles généraux verletzt werden, so sehe sie sich genöthigt, die Hülfe der übrigen vier sogenannten Corps de l'état anzurufen. Diese waren die Bürgerschaften von Neuchatel, Landeron, Boudry und Valangin. Die fünf Corporationen, an deren Spitze die Geistlichkeit stand, hatten 1707, während der Erledigung des Fürstenthums eine ewige Verbindung zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten geschlossen (association générale des corps et communautés). Von ihren Abgeordneten waren damals die Articles généraux als Wahlcapitulation den Bewerbern um das Fürstenthum vorgelegt worden, und sie mußten seither bei jedem Regentenwechsel von dem Fürsten oder seinem Bevollmächtigten beschworen werden, ehe die Huldigung geleistet wurde. Da nun auch die Vorstellungen, welche die vier Bürgermeister der Stadt Neuchatel (les quatre ministraux) gemeinschaftlich mit den Geistlichen und im Namen des Rathes von Neuchatel machten, vergeblich waren, so wurden die Abgeordneten der fünf Corporationen versammelt. Es ist dabei bemerkenswerth, daß auch diejenigen von Landeron, obgleich die katholische Religion dort allein galt, Theil nahmen, weil es sich überhaupt um die Articles généraux handelte. Indessen waren auch diese Vorstellungen vergeblich. Der Staatsrath hatte den Streit nach Berlin berichtet, und erwartete von dorther die Entscheidung, indessen die Geistlichkeit und die übrigen vier Corporationen nach der Verfassung foderten, daß der Streit im Lande selbst müsse entschieden werden. Unterdessen war die Parteiung zu Lachaux-de-Fonds immer heftiger geworden. Petitpierre wurde endlich den 15. Sept. 1760 durch die Geistlichkeit auch von ihrem Stande ausgeschlossen. Er appellirte nun an den König selbst, wurde aber vom Stadtrathe zu Neuchatel auch seines Bürgerrechtes verlustig erklärt, und der Rath zu Valangin bestrafte diejenigen Einwohner von Lachaux-de-Fonds, welche eine Petition an den König gesandt hatten. Zwei Staatsräthe, Chaillet und Ferdinand Osterwald, welche sich mit Heftigkeit gegen solche Schritte, als gegen Anmaßungen und Eingriffe in die Rechte des Fürsten erklärten, wurden vom Rathe zu Neuchatel in ihrem Bürgerrechte suspendirt, und Osterwald's Schrift: Considérations pour les peuples de l'état, ou examen des articles généraux, verboten und die Exemplare verbrannt. Je länger die Entscheidung über die Anerkennung des neuen Pfarrers verzögert wurde, desto mehr mußten sich die fünf Corporationen in der Meinung bestärken, daß die Absicht sei, dem Lande seine Freiheiten zu entreißen. Sie beschlossen daher in einer Versammlung den 16. Dec. 1760, sich an Bern zu wenden und gemäß dem alten Burgrechte und frühern Beispielen den Rath daselbst als Richter über die Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und den Unterthanen anzurufen. Dieser ganze Gang der Sache mußte auf Friedrich den Großen einen höchst ungünstigen Eindruck machen, zumal da er nur die einseitigen Berichte des Staatsrathes

und die Klagschriften von Petitpierre und seinen Anhängern kannte. In einem königlichen Rescripte an den Staatsrath vom 28. Jan. 1761 werden diesem ernstliche Verweise wegen Schwäche und Furchtsamkeit in dieser Sache gegeben. Der Geistlichkeit wird das Misfallen des Königs erklärt, wegen der Art, wie sie zu Werke gegangen, jedoch mit der Versicherung, daß keine Eingriffe in ihre wirklichen Rechte geschehen sollen. Ebenso wird den vier Corps wegen des Recurses an Bern, den vier Ministralen wegen des Verfahrens gegen die zwei Staatsräthe und dem Rathe von Valangin wegen Bestrafung derjenigen Einwohner von Lachaux-de-Fonds, welche an den König appellirt hatten, das königliche Misfallen erklärt. Dieses Rescript machte aber einen höchst ungünstigen Eindruck, besonders weil darin der Ausdruck gebraucht war: „die Suprematie des Königs;" denn nach den Articles généraux kam dem Könige die Suprematie in Religionssachen keineswegs zu. Daher erneuerten die fünf Stände den 18. Febr. 1761 ihre Association vom J. 1707, und es heißt in der Urkunde, sie verbinden sich de réunir tous nos soins et nos efforts, non seulement pour la conservation des droits et autorités de Sa Majesté, notre auguste Souverain, mais encore pour celle de nos franchises et libertés respectives. Mit den nämlichen Ausdrücken wurde die Association den 25. März 1762 erneuert. Ganz verschieden von dem vorigen lautete nun aber ein zweites Rescript an den Staatsrath vom 14. April 1761. Der König sehe, daß der Staatsrath den Sinn des ersteren Rescripts nicht recht gefaßt habe. Der König erkläre also noch ein Mal, daß seine Absicht nie gewesen, einen Eingriff in die Rechte und Privilegien der Geistlichkeit zu thun, oder seine Suprematie über die Schranken, welche durch die Articles généraux festgesetzt seien, auszudehnen; sondern einzig, allen seinen Unterthanen pünktliches und unparteiisches Recht zu halten. Der Gouverneur werde bald nach Neuchatel kommen; unterdessen solle der Staatsrath auf Aussöhnung wirken. Die Rechtfertigungsschrift, welche die fünf Stände den 5. März 1761 dem Präsidenten des Staatsrathes übergaben, war nämlich in der Zwischenzeit nach Berlin gesandt worden, und Friedrich war zu erhaben über die kleinliche Eitelkeit gewöhnlicher Menschen, als daß er auf den früher ergriffenen falschen Maßregeln beharrt wäre. Der Versuch, den Streit zur Entscheidung nach Berlin zu ziehen, wurde aufgegeben, und Friedrich äußerte: „da es die Articles généraux so wollen, so könne er nicht hindern, daß die Neuchateller ewig verdammt werden." Petitpierre blieb daher entsetzt, und die Privilegien der Stände blieben in Kraft. Im J. 1763 wurden dann die beiden des Bürgerrechtes verlustig erklärten Staatsräthe, Ferdinand Osterwald und Chaillet, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Übrigens lag der Grund der Heftigkeit, womit die andern Stände sich sogleich der Geistlichkeit gegen den Staatsrath annahmen, in Misvergnügen, welches schon vorher gegen die königliche Verwaltung stattfand. Im J. 1748 war nämlich die Regie aufgehoben und die Verpachtung der Einkünfte des Königs eingeführt worden. Die Willkürlichkeiten, welche sich die Pächter erlaubten, hatten schon 1752, 1755 und 1756 fruchtlose Vorstellungen gegen dieses System veranlaßt, und der Unwille fand dann in dem Streite der Geistlichkeit mit dem Staatsrathe, eine, vielleicht nicht unwillkommene, Gelegenheit sich zu äußern, da hier eine unleugbare Verletzung der ständischen Rechte versucht wurde. Der Streit über die Verpachtung brach nachher, 1766, als die Pachtverträge sollten erneuert werden, mit großer Heftigkeit aus, und wurde durch den Rath zu Bern entschieden. Von Petitpierre hat man noch, neben den auf diese Streitigkeiten bezüglichen Schriften (s. d. Anm.) Le Plan de Dieu envers les hommes, tel qu'il l'a manifesté dans la nature et dans la grace 1786 und Essais sur les études à faire dans le collège de Neuchatel 1789 *). (*Escher*.)

2) Karl, geboren 1720 zu Neufchatel von reformirten Ältern, stand in seiner Jugend als Kammerdiener oder französischer Sprachmeister in Diensten des Fürsten von Anhalt-Bernburg, den er auf mehren Reisen begleitete. In Altona, wohin er sich späterhin begab, sicherte er sich durch Privatunterricht im Französischen die Mittel zu seiner Subsistenz. Er bekannte sich seitdem weder zur reformirten Kirche, noch zu irgend einem andern Glauben, sondern neigte sich entschieden zum religiösen Separatismus. Im J. 1772 wollte er zu Altona eine Schule der Frömmigkeit stiften, und entwarf einen Schulplan, der jedoch von der Regierung gemisbilligt und das ganze Unternehmen dadurch vereitelt ward. Ebenso mislang ihm im J. 1773 die Vereinigung der Gläubigen aller Confessionen zu einer Gesellschaft, deren Zweck die Beförderung wahrer Glückseligkeit sein sollte. Unmuthig hierüber verließ er Altona nach einem zehnjährigen Aufenthalt. Seine weitern Schicksale sind unbekannt. Er soll sich späterhin zu Frankfurt am Main aufgehalten haben und in der Mitte der achtziger

*) Vergl. Apologie de Mr. Petitpierre, Pasteur de l'église de la Chaux de Fonds, — suivie d'une courte histoire de ses démelés avec la Classe. 1760. Mes reflexions. Ouvrage relatif aux dissensions, qui troublent le Comté de Neuchatel (1761). (Diese Schrift ist von Pfr. Sandoz). Beide Schriften finden sich ins Teutsche übersetzt in der Schrift: Drei Abhandlungen von den Höllenstrafen, nebst einer kurzen Nachricht, was sich zu Neuchatel dieser Lehre wegen zugetragen (1763). Considérations pour les peuples de l'état, ou examen des articles généraux (von Ferdinand Osterwald) (1760). Mémoire pour servir de réfutation à la brochure intitulée Considérations pour les peuples de l'état (Neuchatel 1761). Diese Schrift enthält zwei Abhandlungen, die eine von Friedrich Osterwald, die andere von Karl Albert Püry. Dagegen dann: Défense des principes et de l'auteur d'un écrit intitulé: considérations pour les peuples de l'état. Par *Ferdinand Osterwald* (Génève 1761). Diese Schrift, sowie die Considérations, greift die Rechte an, welche sich auf die Articles généraux gründeten. Sie wurde zu Bern und Neuchatel verboten. Püry ließ dagegen erscheinen: Quatorze Lettres de Mr. Ch. A. Pury, — adressées à Mr. Ferdinand Osterwald (Neuchatel 1762). Mémoire historique et raisonné tendant à légitimer la conduite, que la Compagnie des Pasteurs de cet état a tenue dans l'affaire concernant M. Petitpierre. (Neuchatel 1761.) Die beiden Rescripte des Königs finden sich im Journal encyclopédique vom Jahre 1761 (Tom. IV. P. I. p. 151—154) und ebendaselbst (Tom. VI. P. III. p. 133) findet man die Apologie pour les cinq corps de l'état.

deren Bogen 16 Zoll breit, 12 Zoll hoch sind, und wovon ein Rieß zehn Pfund wiegt. (*Karmarsch.*)

PETIT-ROYAL, eine französische Papiergattung von 20 Zoll Breite, 16 Zoll Höhe der Bogen, und 22 Pfund Gewicht im Rieß. Das Schmal-Median der teutschen Papierfabriken entspricht derselben. (*Karmarsch.*)

PETITSCHRIFT oder gradezu **PETIT** wird in den Buchdruckereien eine Abstufung der Schrift genannt, welche hinsichtlich ihrer Größe zwischen Colonel und Borgois steht, und auch Jungferschrift heißt. Im Französischen führt sie den Namen Petit-Texte. Ihr Kegel mißt $7\frac{1}{2}$ — $7\frac{3}{4}$ typographische Punkte oder $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{7}{24}$ pariser Linie, und beträgt die Hälfte von der Höhe des Tertiakegels. Unter den englischen Schriftgattungen entspricht ihr die Brevierschrift. (*Karmarsch.*)

PETIT-SOLEIL, eine Papiergattung der französischen Fabriken, deren Bogen 25 Zoll Breite und $17\frac{5}{6}$ Zoll Höhe haben. (*Karmarsch.*)

PETIT-TOURNOIS (**Turonus parvus** oder **niger, Obole Tierce, Maille blanche**) sind gleichbedeutende Namen einer silbernen Scheidemünze, welche König Philipp der Schöne von Frankreich um das Jahr 1310 zuerst hat prägen lassen. Es gab $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Tournois zu 15, 10 und 6 Sols, welche diesen Namen führten. Bei der Zerstückelung dieser Münzsorte, die im Anfange von gutem Silber war, beabsichtigte man, dieselbe immer geringer an Silber auszuprägen, um desto größern Gewinn daraus zu ziehen. Indem man auch diesen Plan zur Ausführung gebracht hatte, wollte Niemand dergleichen Münzen als vollgültig annehmen, sodaß man von Seiten des Königs zu den strengsten Mitteln, die Androhung der Todesstrafe im fernern Weigerungsfalle, schritt. In der desfallsigen königlichen Verordnung heißt es wörtlich: que nul ne soit si osé sur peine de corps et d'avoir, refuser Parisis ne Tournois, partant qu'ils ayent connoissance devers croix et devers piles qu'ils soient Parisis et Tournois*). Von jeder Art dieser Münzen hier eine Beschreibung: 1) eine von gutem Silber: Av. Als äußere Umschrift: BeNeDICTV:m SIT: NOME:n DoMINI. Ein Kreuz. Als innere Umschrift zwischen zwei Perlencirkeln: PHILIPPVS REX. Ein Kreuz. In dem innern Perlencirkel ein Kreuz. Rev. In einer breiten Lilieneinfassung, welche nach inwendig ein Perlencirkel begrenzt, das Stadtzeichen von Tours mit der Umschrift: TVRONVS CIVIS.

2) Von gutem Billon: Av. Wie bei Nr. 1, nur ist die Umschrift von Mönchschrift. Rev. FRANCORVM mit einem Kreuz als Umschrift in einer Lilieneinfassung.

3) Von schlechtem Billon: PhILIPPVS. REX. Ein Kreuz. In einem Perlencirkel ein größeres Kreuz. Rev. TVRONVS CIVIS. Ein Kreuz. In der Mitte das Stadtzeichen von Tours.

Nr. 2 ist ein $\frac{3}{4}$, Nr. 1 ein $\frac{1}{2}$, Nr. 3 ein $\frac{1}{3}$ Tournois. (*K. Pässler.*)

PETIVARS, wilder, doch sanfter und gastfreundlicher Stamm der Urbewohner des nordöstlichen Brasiliens. Sie durchbohren ihre Lippen und schmücken diese mit einem grünen Steine, welchen sie so hoch schätzen, daß sie seinetwegen auf alle übrigen Stämme mit Verachtung herabblicken. Nach Estella herrscht auch bei ihnen der Gebrauch, welcher sich bereits bei den alten Corsicanern und einigen altspanischen Völkern und jetzt noch bei vielen wilden, brasilischen Stämmen findet, daß der Mann statt der Frau einen Monat lang das Wochenbett hütet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETIVER (James). Dieser englische Beireis, wie man ihn nicht mit Unrecht nennen könnte, der als Sammler, Forscher und Schriftsteller alle drei Reiche der Natur mit großem Eifer, obgleich nicht mit gleichem Erfolge, umfaßte und durch seine Schriften, naturhistorischen Sammlungen und eine nach ihm benannte Pflanzengattung im Andenken der Nachwelt fortlebt, theilt das Schicksal so mancher großen Männer, daß Niemand weder seine Vaterstadt, noch seine Ältern zu nennen, Niemand das Jahr, noch den Tag seiner Geburt, noch sonst Etwas über seine frühesten Lebensverhältnisse anzugeben vermag. Nur soviel geht aus einer Stelle der Octavausgabe seines Gazophylaciums hervor, daß der nicht unberühmte Doctor Sherard ein Verwandter von ihm war [1]). Durch Doctor Pulteney wissen wir, daß er die Apothekerkunst bei dem Apotheker des londoner Bartholomäushospitals, Feltham, erlernt und sie späterhin bis an sein Lebensende als Apotheker des Charterhouse beim White-Croß in der Aldersgatestraße der gedachten Stadt selbständig und mit großem Glücke betrieben hat. Seine Officin war stets eine der besuchtesten, was er wol hauptsächlich gewissen Arcanen verdankte [2]), daher stammte wahrscheinlich der bedeutende Reichthum her, dessen Besitz es ihm möglich machte, sich seiner Sammelneigung zu überlassen. Diese Neigung entwickelte sich, wie es scheint, früh bei ihm, und brachte ihn mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, wie mit der niedrigsten Volksclasse in Berührung, doch fällt die Hauptperiode seiner Thätigkeit in die letzten Jahre des 16. und in die beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts. Die Begierde, seine naturhistorischen Sammlungen zu vermehren, ließ ihn mehre Schiffscapitaine und Schiffschirurgen für diesen Zweck in Sold nehmen, Kaufleute und Andere, welche in fremde Länder reisten, suchte er zu gewinnen, um sich durch sie merkwürdige Gegenstände zu verschaffen. Diese Personen versah er daher mit meist gedruckten Verzeichnissen von denjenigen Thieren, Pflanzen und Mineralien, in deren Besitz er sich gesetzt sehen wollte, und ertheilte ihnen überdies ausführliche, mündliche und schriftliche Anweisungen, wie sie zu verfahren hätten, damit ihm diese Naturalien sicher und wohlbehalten zukämen. Doch muß man nicht glauben, daß Petiver nur die Thätigkeit Anderer für diese Zwecke in An-

*) *C. Neller*, Dissert. de Turonensi parvo seu nigro. (Jen. 1762. 4.)

1) Es heißt daselbst p. 15: This serpent with several other animals, I find amongst some lape paintings which our worthy *Kinsman* Dr Sherard hath lately given me to figure etc. 2) Er verkaufte, wie man glaubt, diejenigen Arcana, welche er seinem Hortus Siccus Chirurgicus und Pharmaceuticus anhängte. Zu ihnen gehörte eine indianische Purganz, eine purgirende Marmelade, goldenes Wunderwasser, ein königliches Elixir ꝛc.

Im J. 1764 erschienen Petiver's sämmtliche Werke unter dem Titel: *Jacobi Petiveri* Opera [5]) (London in drei Foliobänden) [6]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETIVERIA. So nannte Plumier zu Ehren des londoner Apothekers Jacob Petiver (gest. 1718), welcher eine große Menge neuer Pflanzen bekannt machte (seine Schriften: Gazophylacium, Museum, Hortus siccus pharmaceuticus und in den Philosophical transactions sind gesammelt unter dem Titel *Petiveri* opera historiam naturalem spectantia. Vol. 1—3 mit 310 Kupfertafeln zu London 1764 in Folio erschienen), eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Phytolacceen, in welcher sie eine besondere kleine Gruppe (von Agardh und Link als eigene Familie betrachtet) bildet. Char. Der Kelch vierblättrig; keine Corolle; acht, sieben oder sechs Staubfäden; vier stehenbleibende, zuletzt zurückgeschlagene, steife Griffel; die Frucht ist ein mit den stehenden Griffeln gekröntes Nüßchen. Die einzige Art, P. alliacea *L.* (*Trew* ic. *Ehret.* t. 67, *Gärtner* de fruct. t. 75, var. P. octandra *Jacquin* stirp. amer. 201, *Plumier* gen. 50. ic. 219) ist ein westindisches Staudengewächs mit straffen, feinbehaarten Zweigen, abwechselnden, eiförmigen, unbehaarten Blättern und endständigen, blaßgrünen Blüthenähren. Das ganze Gewächs hat einen sehr starken Lauchgeruch und wird in Amerika sowol als fieberwidriges, diaphoretisches und diuretisches, auch anthelminthisches Heilmittel, als um Wollenzeuche gegen Motten zu schützen, gebraucht. Das Kauen der Wurzel soll gegen Zahnweh helfen. (*A. Sprengel.*)

PETKUM, ostfriesische Herrlichkeit und Dorf. 1) Die Herrlichkeit Petkum, zwischen Oldersum und Emden, an der Ems, welche hier eine Breite von ungefähr 300 Ruthen hat. Der Flächenraum dieser kleinen, vom Amte Aurich, von Oldersum, der Ems und dem Amte Emden umgrenzten Herrlichkeit beträgt nur $^2/_9$ □ Meilen, besteht aber aus einem in früheren Zeiten von der Ems angeschwemmten fruchtbaren Marschboden, der sich zur Cultur aller Getreidearten, auch des Rapsamens, eignet. Sie zählt gegen 500 Einwohner, die sich größtentheils vom Ackerbau und von der Viehzucht nähren.

Als zu Ende des 13. Jahrh. der friesische Bund oder die Republik der sieben Seelande, bestehend aus den niederländischen Provinzen Friesland und Groningen, dem jetzigen Ostfriesland, Jeverland, Butjadingerland und Stadtland (Stedingerland) sich auflöste und überall einzelne Mächtigere als Beherrscher einzelner Districte unter dem Namen von Häuptlingen (Hovetlingen) sich aufwarfen, bekam auch Petkum einen solchen Herrn. Wer der erste dieser petkumer Häuptlinge gewesen, läßt sich aus Mangel historischer Nachrichten nicht angeben. Nach der von dem ostfriesischen Historiographen Wiarda [1]) mitgetheilten genealogischen Tafel der Häuptlinge von Emden wird erst im 15. Jahrh. ein Urenkel des Wiard Abdena, Propsten und Drosten von Emden, welcher um 1312 lebte, Namens Emiko Abdena, als Häuptling von Petkum genannt. Wie dieser zum Besitze dieser Herrlichkeit gelangte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich erbeutete er sie in einer Fehde gegen dessen Vorbesitzer, da sein Vater Frerich Abdena, Propst zu Emden, noch nicht als Häuptling von Petkum genannt wird. Unter seinen Nachkommen zeichnete sich sein Enkel Gerd (1450) durch seine Kühnheit und durch seinen trotzigen Muth aus. Er wagte es nämlich, dem mächtigen Häuptling Wiard von Uphusen und Oldersum, der ihm die Obergerichtsbarkeit über Petkum streitig machen wollte, den Fehdehandschuh zuzuwerfen, und zwang denselben, unter Vermittelung des Grafen Ulrich, des Häuptlings Sibet von Esens und einiger Geistlichen zu einem Vergleich (1461), worin bestimmt wurde, daß Gerd und seine Nachkommen die Re-

---

copirt worden, letztere besonders bei den Amboynamuscheln, der erste bei den Muscheln überhaupt. Dieser Band enthält auch die bereits erwähnte Abhandlung: Some attempts; wenn wir nicht irren, auch die Petiveriana seu Naturae collectanea domi forisque auctori communicata, sowie eine Beleuchtung von Ray's System, soweit es die englischen Pflanzen angeht. Den zweiten Band zeichnen vorzüglich 72 Kupfertafeln aus, deren jede in zwölf Figuren englische Pflanzen nach der ersten und zweiten Ausgabe von Ray's Synopsis geordnet und benannt, enthält. Diese Tafeln, obgleich sie ebenfalls unvollendet, denn sie endigen mit Cuscata (*Ray*, Syn. ed. 2. 282), auch nicht fehlerfrei sind, haben dennoch ihren Werth, in sofern sie zeigen, welche von Ray's Pflanzen seinen Zeitgenossen bekannt waren und, wie aus der Flora Britannica hervorgeht, zur Entscheidung manches wichtigen Zweifels beitrugen. Auf diese 72 Kupfertafeln folgen a) vier Kupfertafeln, welche nützliche peruanische von Feuillée und zwei Tafeln, welche nützliche, hauptsächlich von Pomet copirte Medicinalpflanzen darstellen; b) fünf Tafeln mit im Meer sich findenden Thieren und Pflanzen und italienischen Gräsern, bei welchen Boccone, Barrelier und Andere zu Grunde gelegt sind; c) zwei Tafeln mit Ägyptischen dem Prosper Alpinus entnommenen Pflanzen; d) 20 Kupfertafeln, welche zu der Abhandlung gehören, die den Titel führt: Pterigraphia americana, continens plus quam cccc filicum variarum specierum und zum ersten Male 1712 zu London in Folio erschien; 17 dieser Tafeln enthalten Plumier's Filices und einige Fungi, und diese citirt Linné in seiner species Plantarum, drei dagegen Producte des Meeres, z. B. Algen; e) sechs Tafeln mit englischen Schmetterlingen, welche die Kupfer dieses Bandes beschließen. Sie werden von Erklärungsverzeichnissen und verschiedenen anderen Schriften begleitet, die größtentheils Originaldrucke sind, sodaß man annehmen muß, daß sie seit ihrem ersten Erscheinen bis zur Herausgabe und Einverleibung in die Gesammtausgabe in irgend einem Buchladen ungenutzt gelegen haben. Zu den besten Theilen dieser letzten Ausgabe gehört die 1716 zum ersten Male in Folio erschienene Concordia Graminum, Muscorum, Fungorum Submarinorum etc. Britannicorum, welche nicht nur von englischen Schriftstellern, sondern auch von Linné häufig citirt wird. Das Botanicum Anglicum, sowie den Hortus Siccus Chirurgicus und Pharmaceuticus übergehen wir, da sie eigentlich nichts sind als Zettel, deren Zweck war, sie, gleich einigen ähnlichen Veröffentlichungen Ehrhart's und Dickson's, getrockneten und für den Verkauf bestimmten Kräutern beizugeben.

5) Der Preis dieser Ausgabe, welche auch die mehrerwähnten Listen und Verzeichnisse, soweit man ihrer hat habhaft werden können, enthält, beträgt für die einfache Ausgabe 6, für die mit colorirten Insekten, welche für die beste gilt, 7, für die mit totalen Colorirungen 20 Guineas. 6) Vergl. Pulteney's Sketches of Botany, Petiver's eigene und Alb. Haller's Werke, Bibl. univ., *A. Rees*, Cyclopaedia. Vol. XXVII. Wir müssen hier bemerken, daß Haller wahrscheinlich nur eine unvollständige Ausgabe von Petiver's Werken besaß, woraus sich mancher Tadel erklärt, welchen er ihm macht, wie dies z. B. hinsichtlich der peruanischen Rinde der Fall ist.

1) Ostfriesische Gesch. I. Bd. Taf. 8.

beten, welche die Numismatiker Petchuen, Petong, Petum nennen, obgleich sie wahrscheinlich ebenfalls Pe-tung geheißen haben mag, da dies, wie bemerkt, der Name der Metallcomposition ist, aus welcher sie geschlagen wurde. Diese Münze war in sehr frühen Zeiten und, wie es scheint, bereits vor Christi Geburt in China gebräuchlich und erhielt sich vielleicht bis zur oder wenigstens bis in die Nähe der Mandschudynastie [1]). Von Gulden- oder Thalergröße trug der Petong mehre, jetzt unlesbare Schriftzeichen und Thierbilder, namentlich Drachenbilder (s. *Hager*, Med. Chin. p. 26), welche letzteren in China als Sinnbilder des für dieses Land hochwichtigen Wassers, besonders der Flüsse gelten, und hatte vier Löcher, vermittels welcher man diese Münzen zum Gebrauch aufreihete. Was nun das eigentliche Pe-tung oder weiße Kupfer der Chinesen selbst anbetrifft, so hat dieses ein sehr dichtes Korn, Silberglanz, nimmt eine feine Politur an und besteht aus einer Zusammensetzung oder Mischung von Kupfer, Zink und etwas Silber, doch hat man in einigen Pe-tungsorten auch ein wenig Eisen und Nickel gefunden. Diese letztere Sorte ist aber wol mehr Packfong oder Tutanego, wie Czelechowsky in seinem 1841 zu Wien in einem Bande erschienenen chemischen Wörterbuche das letztere Wort schreibt, und worin es S. 318 heißt: Die Bestandtheile des Tutanego hat man mit 40,4 Kupfer, 25,4 Zink, 31,0 Nickel und 2,6 Eisen gefunden. Denn über die Mischungsverhältnisse, welche die Chinesen bei der Pe-tungbereitung befolgen, wissen wir wenig, und nur soviel geht aus Staunton und Davis hervor, daß das Zink, in der chinesischen Handelssprache Tu-te-nag genannt, dabei eine Hauptrolle spielt. Bei dem erstgenannten Schriftsteller heißt es von diesem Zink: „Tu-te-nag ist, eigentlich gesprochen, aus reichem Erz (ore) oder Galmei gezogenes Zink. Das Erz wird zu Pulver gestoßen, mit Kohlenstaub vermischt und in irdenen Gefäßen über ein schwaches Feuer gestellt, welches das Metall in Dunstgestalt in einen gewöhnlichen Destillirapparat treibt, worauf Wasserverdichtung erfolgt. Das Galmei, aus welchem Zink auf diese Weise gezogen wird, enthält wenig Eisen und durchaus kein Blei oder Arsenik, welche in dem europäischen Galmei so gewöhnlich sind und welche fremdartigen Substanzen dazu beitragen, die durch sie bewirkten Zusammensetzungen zu färben und es zu verhindern, daß sie eine so feine Politur annehmen, wie das chinesische Pe-tung [2]). Über die Art nun, wie man wenigstens in Canton mit diesem Zinke verfuhr, um durch dasselbe Pe-tung zu bereiten, hörte D. Gillan, welcher sich 1792 im Gesandtschaftsgefolge des Lord Macartney befand, in der genannten Stadt, wie Staunton ebenfalls berichtet, Folgendes. Man schlug Kupfer in möglichst dünne Platten, worin die Chinesen nach Davis eine besondere Fertigkeit besitzen, und machte jene über einem so verstärkten Feuer, daß sie durch dasselbe beinahe bis zum Schmelzen erweicht wurden, rothglühend (red-hot). In diesem Zustande hing man sie in den Dunst des reinsten, in einem Sublimirgefäße über ein starkes Feuer gestellten Zinks und dieser Dunst durchdrang dann die erhitzten Platten in einem solchen Grade, daß er bei folgender Schmelzung weder verflüchtigt, noch calcinirt wurde, sondern fest mit demselben vereinigt blieb. Hierauf ließ man die Masse erkalten und diese erhielt einen helleren Glanz und ein dichteres Korn, als das auf europäische Art bereitete, weiße Kupfer. Davis scheint, was er über die Pe-tungbereitung selbst sagt, Staunton's Berichte genau gefolgt zu sein, und wir entnehmen ihm daher nur folgende Stelle, in welcher er von der Verwendung des Pe-tungs handelt. „Es ist," sagt er, „ziemlich dehnbar und dazu geeignet, es zu Kästchen, Schüsseln und verschiedenen anderen Utensilien verarbeiten zu können. Eine der sonderbarsten Anwendungen, die sie (die Chinesen) davon machen, geschieht bei der Fabrication gewisser Theekannen. Diese Theekannen sind von Thon und der Deckel ist von Metall; der Henkel und Schnabel sind in der Regel von dem Steine, den man Nierenstein nennt; die Seiten sind gewöhnlich mit Inschriften und der Metalldeckel mit Devisen verziert." Eine Abbildung macht eine solche Theekanne anschaulich. Man vergl. d. Art. Kupfer, weisses und Pakfong [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

PETORCA, kleine Stadt der Provinz Aconcagua im nördlichen Chile, 27 geogr. Meil. nördlich von Santjago, 25 Meil. von Quillota, 35 Meil. von Valparaiso, 15 Meil. von Aconcagua, an einem niedrigen und dürren Ausläufer der Andenkette gelegen, unter 31° 50′ südl. Br. Die Bevölkerung der armselig gebauten Stadt beträgt gegen 1000 Seelen, und ernährt sich meist vom Bergbaue. Die Gegend umher ist wasserarm und unfruchtbar, jedoch mit der chilenischen Palme (Jubäa) bedeckt, aus deren Safte (des Stammes) man durch Eindickung sogenannten Palmenhonig gewinnt. Ehedem galten die Goldbergwerke um Petorca für die reichsten des Landes, ältere Schriftsteller über Chile vergessen nie ihrer zu gedenken. Sie sind gegenwärtig sehr erschöpft, und da

---

1) Durch die Mandschudynastie kam eine Münze auf, welche Tschen genannt wurde, sie ist nach Davis aus Kupfer, Zink und wahrscheinlich etwas Blei (also aus einer Art von Pe-tung) zusammengesetzt und nicht den zehnten Theil eines Penny werth. Auf der einen Seite zeigt sie Namen und Titel des regierenden Kaisers nebst zwei Worten, welche soviel als laufender Werth bedeuten. Auf der Rückseite des Tschen steht eine tatarische Inschrift und in der Mitte derselben ist ein Loch befindlich, vermittels dessen man diese Münzen hundertweise zusammenreihet. Davis gibt (S. 351 der Übersetzung) eine Abbildung dieser Münze, welche, wie man sieht, die auffallendste Ähnlichkeit mit der im Texte erwähnten hat, sodaß man beide, der Hauptsache nach, für identisch halten kann. 2) Tu-te-nag is properly speaking, zinc extracted from a rich ore or calamine; the ore is powdered and mixed with charcoal dust and placed in earthen jars over a slow fire, by means of which the metal rises in the form of vapour in a common distilling apparatus and afterwards is condensed in water. The calamine, from whence this zinc is thus extracted contains very little iron and no lead or arsenic, so common in the calamine of Europe and which extraneous substances contribute to tarnish the compositions made of it and prevent them from taking so fine a polish as the pe-tung of the Chinese.

3) Vergl. *George Staunton*, An authentic Account of an Embassy from the king of Great Britain to the Emperor of China etc. (London MDCCXCVII. p. 540. 541.) China etc. von J. F. Davis, teutsch von Wesenfeld, 2. Theil. S. 198 fg.

sie eigentlich nur Seifen waren, so ist es sehr ungewiß, ob man bei fernerem Baue Erfolg haben werde. Die Menge des gewonnenen Metalls wird jetzt auf ungefähr 60,000 Pesos angegeben. (*Poeppig.*)

PETOSIRIS, ein Ägyptischer Priester und Astronom, dessen Manethon [1]) und Plinius [2]) erwähnen. Manethon nennt ihn seinen Freund und überschüttet ihn mit Lob, ohne bestimmtere Nachrichten über ihn zu geben. Plinius sagt: Aegyptia ratio, quam Petosiris et Necepsos ostendere, singulas partes [3]) in lunari circulo, ut dictum est, minimo, triginta tribus stadiis paulo amplius patere colligit; in Saturni amplissimo duplum [also 66 Stadien]; in Solis, quem medium esse diximus, utriusque mensurae dimidium [also $\frac{33+66}{2} = 49\frac{1}{2}$ Stadien]: quae computatio plurimum habet pudoris, quoniam ad Saturni circulum, addito signiferi ipsius intervallo, innumerabilis multiplicatio efficitur. Die Urheber dieser Berechnung setzten also die Erde in die Mitte der Planetenbahnen, welche sie als Kreise ansahen. Wie diese Astronomen die Länge der einzelnen Grade in Stadien ausgedrückt gefunden haben, sagt Plinius nicht; dagegen zeigen seine Angaben, daß die Ägypter dem Kreise des Mondes $33 \cdot 360 = 11880$, dem der Sonne $49\frac{1}{2} \times 360 = 17820$, dem des Saturns 23760 Stadien zuschrieben, woraus sich nun die Halbmesser dieser Bahnen berechnen lassen. Hiernach haben die Ägyptischen Astronomen den Abstand von der Erde für den Mond auf 1980, für die Sonne auf 2970, für den Saturn auf 3960 Stadien geschätzt; Angaben, welche schon Plinius als höchst unrichtig erkennt, und welche sehr geeignet sind, die hohe Meinung herabzustimmen, die Bailly und einige Andere von der Ägyptischen Astronomie hegen. (*Gartz.*)

PETOUNÉ. 1) P. Hotun, Stadt in dem zur chinesischen Tatarei gehörigen Gouvernement Kerin-Oube, welche unter 45° 15′ nördl. Br. und 124° 34′ östl. L. (n. d. Merid. v. Grenwich) liegend, 485 englische Meilen in nordöstlicher Richtung von Peking entfernt ist; 2) P., Kianen, Hafen der chinesischen Tatarei, neun englische M. nordwestlich von der ebengenannten Stadt gelegen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETOVIO (auch PÖTOVIO, *Ποτόβιον*, POTOVIUM und PETOBIO genannt), eine alte Stadt, welche von Einigen nach Noricum, von Anderen nach Pannonien versetzt wird. Als der Krieg zwischen Vespasianus und Vitellius begonnen worden, versammelten sich die Heerführer des Ersteren (als dieser noch nicht mit der Hauptmasse seines Heeres herangekommen) zu Petovio, dem Winterquartier der 13. Legion, um sich hier über den Kriegsplan und die vorzunehmenden Operationen zu berathen, woraus erhellt, daß diese Stadt nicht ohne Bedeutung war (*Tacit.* Histor. III, 1). Ammianus Marcell. (XIV. c. 37) nennt die Stadt eine norische; Ptolemäos hingegen (II, 15) eine pannonische. Die Tab. *Peuting.* (Tab. IV, c. Ind. p. 58 ed. *Conr. Mannert*) nennt sie Petavione und setzt sie in das Gebiet von Noricum. Auch wird sie im Itiner. *Antonini* erwähnt. Höchst wahrscheinlich ist das heutige Pettau an der Drau für ein Residuum des alten Petovio zu halten. Das uralte große Bergschloß Ober-Pettau mochte zur Zeit der Römer ein festes Castell sein. Man findet hier eine bedeutende Sammlung von römischen Denkmälern. Vergl. Franz Tschischka, Kunst und Alterthum im österreichischen Kaiserstaate. S. 165. (Wien 1836.) (*Krause.*)

Petr Steypir, s. hinter Petrowitsch.

PETRA, im Alterthume der Name von sieben Städten, die wir hier an einander reihen.

1) Petra, griech. *ἡ Πέτρα*, auch *αἱ Πέτραι*, hebr. הַסֶּלַע, Sela, d. i. der Fels (in dem Sinne einer Felsenstadt), war in alter Zeit die Hauptstadt der Edomiter, wie aus 2 Kön. 14, 7 erhellt, wo von dem judäischen König Amazja erzählt wird: „Er schlug die Edomiter im Salzthale (am Südende des todten Meeres), 10,000 Mann, und eroberte Sela im Streit, und nannte ihren Namen Joktheel bis auf diesen Tag.“ Dieser letztere Name יָקְתְאֵל bedeutet „die von Gott unterjochte,“ und kommt für Petra sonst nicht weiter vor; doch führte eine Stadt im Gebiet von Juda denselben Namen (Jos. 15, 38). Noch wird Sela in der Bibel erwähnt (Jes. 16, 1), wonach es im temporären Besitze der Moabiter gewesen, oder doch von ihnen besucht worden zu sein scheint (s. bes. Gesenius z. d. St.); ferner als Beispiel einer Felsenstadt (Jes. 42, 11), und als ein Punkt, bis in dessen Nähe das Gebiet der Amoriter zu Zeiten reichte (Richt. 1, 36). Doch wollen Andere das Wort in den beiden letzteren Stellen als Appellativum fassen und durch „Fels“ übersetzen. Endlich findet sich auch eine Hindeutung auf diese Edomitische Stadt in der Schilderung des hohen Felsennestes (Obadj. V. 3. 4. Jerem. 49, 16). Um das Jahr 300 vor Chr. bis um 200 nach Chr. Geb. war der Ort unter dem Namen Petra in den Händen der Nabatäer ein wichtiger Handelsplatz. Bald nach Alexander des Großen Tode unternahm Antigonus, nachdem er Syrien und Phönicien erobert hatte, zwei Kriegszüge gegen die Nabatäer. An die Spitze des ersten stellte er den Athenäus, der, nach einem Marsche von drei Mal 24 Stunden von Idumäa, d. h. (nach damaligem Sprachgebrauch) von dem Süden Palästina's aus, Petra überfiel, als ein großer Theil der Einwohner grade zu einem benachbarten Markte gegangen war. Er führte in kürzester Zeit eine Menge Silber und Waaren, insbesondere Weihrauch und Myrrhen fort. Aber die Nabatäer verfolgten ihn, überfielen sein Lager, und rieben sein Heer auf [1]). Nächstdem schickte Antigonus seinen eigenen Sohn, Demetrius, mit einem neuen Heere ab. Dieser fand aber die Nabatäer vorbereitet. Sie hatten ihre Heerden in die Wüste geschickt und sich mit ihren Schätzen in die Felsenstadt Petra geworfen, zu welcher, wie Diodor bei dieser Gelegenheit bemerkt, „nur ein einziger, durch Menschenhände gemachter, Zugang“ führte. Nachdem eine Zeit lang ohne entscheidenden Erfolg gekämpft worden, ließ sich De-

---

1) apud *Euseb.* Chron. I. 2) Hist. Nat. II, 23. 3) Partes nennt Plinius die Grade des Kreisumrings.

1) *Diod. Sic.* XIX, 94. 95.

metrius durch Geschenke abfinden und kehrte zurück [2]). Unter Augustus war, wie Strabo berichtet, Petra die Hauptstadt der Nabatäer; wie es scheint, stand sie schon damals unter römischem Einfluß. Er sagt, die Stadt sei von Felsen umschlossen, habe aber reichliche Quellen. Strabo's Freund, der Philosoph Athenodoros, hatte Petra besucht, und erzählte mit Verwunderung, daß er dort viele Römer und andere Fremde ansässig gefunden habe; auch rühmte er die friedlichen und geordneten Verhältnisse der Eingebornen unter einander im Gegensatz der Streitsucht jener Fremden [3]). Der Geschichtschreiber Josephus in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts erwähnt Petra häufig als die Residenz eines Königs von Arabia Petraea, welcher Name von dem der Stadt entlehnt scheint. Dieses peträische Königthum unter den Nabatäern scheint etwa 200 Jahre vor Chr. Geb. seinen Anfang gehabt zu haben. Zuerst wird ein König Aretas (d. i. arab. Hârith, حارث) erwähnt als Zeitgenosse des Antiochus Epiphanes kurz vor der Zeit der Makkabäer, um 166 vor Chr. Geb. [4]). Alexander Jannäus focht unglücklich gegen einen König Obodas von Petra um 93 vor Chr. Geb. (*Joseph.* Arch. XIII, 13, 5. Jüd. Kr. I, 4, 4.) In den nächsten Jahren wurde ein peträischer König, Aretas, König von Damask (*Joseph.* Arch. XIII, 15, 2. Jüd. Kr. I, 4, 8). Im J. 63 vor Chr. Geb. drang Scaurus bis Petra vor und schloß Frieden mit Aretas (*Joseph.* Arch. XIV, 5, 1. *Dio Cass.* XXXVII, 15). In den ersten Jahren Herodes des Großen war ein Malchus (d. i. arab. Malik) König (*Joseph.* Arch. XV, 6, 2). Zur Zeit, wo Älius Gallus auf Befehl des Augustus seine abenteuerliche Expedition gegen Arabien unternahm, war wieder ein Obodas König der Nabatäer, der aber alle Gewalt seinem Günstling Syllâus überließ (*Strab.* XVI, 4, 23). Sein Nachfolger hieß Äneas, nahm aber den Namen Aretas an. Augustus bestätigte ihn (*Joseph.* Arch. XVI, 9, 4. XVII, 3, 2). Später ist wieder die Rede von einem arabischen König Aretas, dessen Tochter Herodes Antipas ehelichte, aber wieder verstieß, um die Herodias zu heirathen, welcher Schritt ihm die Rüge Johannis des Täufers zuzog (Matth. 14, 3. Marc. 6, 17. Luc. 3, 19. *Joseph.* Arch. XVIII, 5, 1). Dies ist der Aretas, der nach 2 Korinth. 11, 32 die Stadt Damaskus eine Zeit lang inne hatte. Weiterhin erfahren wir, daß unter Kaiser Trajan um das Jahr 105 dieses arabische Königreich von dem Statthalter Syriens, Cornelius Palma, erobert und dem römischen Reiche einverleibt wurde [5]). Hadrian scheint die Stadt mit Privilegien bedacht zu haben, denn man findet auf einigen ihrer Münzen die Legende *Ἀδριάνη Πέτρα Μητρόπολις*. Andere Münzen tragen den Namen des Marc Aurel und Verus, des Septimius Severus, des Geta [6]).

Während der Römerherrschaft scheint sich der Handel von Petra, geschützt und unterstützt durch Anlegung von Straßen und Militairstationen, nicht blos erhalten, sondern auch noch gehoben zu haben. Noch heute finden sich Spuren dieser alten Straßen und einzelne römische Meilensteine [7]). Seit Anfang des 5. Jahrh. gehörte Petra zu Palaestina tertia und war ein christlicher Metropolitansitz unter dem Patriarchat von Jerusalem, wenigstens bis in die Mitte des 6. Jahrh., wie die kirchlichen Notitiä und Conciliennacten dieser Zeit ausweisen [8]). Seit Eroberung dieser Länder durch die Muhammedaner um 630 wurde das Christenthum daselbst zwar nicht sogleich verdrängt, denn die Christen zahlten hier gewiß wie anderwärts nur ihren Tribut an die Eroberer; aber allmälig ist dort der Islam zur alleinherrschenden Religion geworden, sodaß wir bei den Schriftstellern zur Zeit der Kreuzzüge nichts von einer dortigen christlichen Bevölkerung erwähnt finden.

Mit dem Verschwinden der griechisch- und römisch-christlichen Bevölkerung der Stadt scheint auch der griechische Name derselben, Petra, in Vergessenheit gerathen zu sein. Petra war die griechische Übersetzung der alten hebräischen und wol auch Edomitischen Benennung Sela. Aber nicht diesen alten Namen sehen wir nach Verdrängung des griechischen wieder auftauchen, wie das bei so vielen Ortschaften Palästina's und Syriens unter ähnlichen Umständen der Fall war, sondern es tritt an dessen Stelle der Name des Thales, in welchem die Stadt lag, ein Name, der den Ort mit der biblischen Geschichte in Zusammenhang bringt, nämlich „Vallis Moysi“ bei den Kreuzfahrern, und Wâdi Mûsa وادى موسى, d. i. das Thal des Mose, bei den Arabern. Unter König Balduin I. wurde zuerst im J. 1100 ein Kriegszug in diese Gegend unternommen. Man gelangte von Hebron aus um die Südspitze des todten Meeres, bei Segor, d. i. Zoar, vorbei, in fünf beschwerlichen Tagemärschen nach „Vallis Moysi,“ und kehrte nach dreitägigem Aufenthalt über Hebron nach Jerusalem zurück [9]). Eine nähere Verbindung mit jener Gegend führte wol etwas später die Erbauung der beiden Festungen Schobek und Kerak herbei, wodurch die Macht der Lateiner nach dieser Seite hin bedeutend erweitert wurde [10]). Der Name Vallis Moysi kommt zur Zeit Balduin's III. um 1144 wieder vor als Name einer Burg, welche im Besitz der Franken gewesen, aber von den Sarazenen erobert worden war. Balduin belagerte diese Burg mehre Tage, ohne etwas auszurichten, und nur erst, als er anfing, die vielen schönen Ölbäume der Umgegend zerstören zu lassen, wurde sie ihm übergeben. Die Benennung „Thal des Mose“ knüpft sich aber an die freilich ganz irrige Sage, daß hier der Ort gewesen, wo Mose das Wasser aus dem Felsen

---

2) *Diod. Sic.* XIX, 96–98. 3) *Strab.* XVI, 4, 21. 4) 2 Makk. 5, 8. 5) *Dio Cass.* LXVIII, 14. *Ammian. Marcell.* XIV, 8. Vergl. überhaupt Ritter's Gesch. des petr. Arabiens in den Abhandl. der berl. Akad. v. J. 1824. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 111 fg. 6) *Eckhel*, Doctr. numm. II, 503. *Mionnet*, Descript. des médailles ant. V, 587.

7) Burckhardt, Reisen in Syrien. S. 636 fg. 701 d. übers. Ritter a. a. O. S. 204. Robinson S. 115. Vergl. die Peutinger'sche Tafel. 8) s. *Relandi* Palaestina. p. 214 sq. 926. 933. 9) Gesta Dei per Francos. p. 581. *Wilerm. Tyr.* XVI, 6. Vergl. Wilken's Gesch. d. Kreuzzüge. II. S. 88 fg. 10) s. Wilken a. a. O. II. S. 402 fg. Robinson's Paläst. III, 119 fg.

stigsten Verhältnissen eine ganze Woche lang in Wadi Musa auf, und der erstere gab dann in seinem Prachtwerk: Voyage de l'Arabie Pétrée (Paris 1830. Fol.) Plane, Grundrisse und Abbildungen der merkwürdigsten Ruinengruppen und einzelnen Bauwerke und Skulpturen [19]). Schubert besuchte die Ruinen von Petra im März 1837; aber in seinem Reisebericht wirft er nur einen summarischen Blick auf diese Alterthümer, der Berg Hor und das Grab Aaron's scheinen alle andern Interessen bei ihm zu ersticken [20]). Der französische Reisende Bertou kam sehr unvorbereitet dahin im J. 1838, ja er hatte zuvor nicht einmal von Laborde's Werk Kenntniß genommen, und sein Bericht ist mehrfach unzuverlässig [21]). Kurz nach Bertou, nämlich am 31. Mai und 1. Juni 1838, betraten wiederum zwei gelehrte und sehr gewissenhafte Beobachter, Edward Robinson und Eli Smith, den Boden des alten Petra, und obwol ihre Nachforschungen durch ein gefährliches Abenteuer, welches sie zur plötzlichen Abreise nöthigte, gewaltsam unterbrochen wurden, so haben sie doch Manches zur Berichtigung und Vervollständigung der frühern Nachrichten beigetragen [22]). An sie müssen wir uns vorzugsweise halten; doch sollen namentlich auch Burckhardt und Laborde berücksichtigt werden.

Schubert schildert den Totaleindruck der Ruinen mit folgenden Worten: „In der That ein wunderlicher Bau, diese Felsen- und Höhlenstadt, einzig vielleicht in solcher Art und Größe unter allen jetzt bekannten Menschenwerken. Wohin man sieht, überall, wenigstens in dem, was zuvörderst ins Auge fällt, etwas Andres und Neues; eine Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie etwa bei einem Volksfeste in Rom an den Trachten der Menschenhaufen bemerkt wird, unter denen man den reichgekleideten Engländer oder Franzosen neben dem italienischen Fischer oder Lazaroni, den Soldaten oder Bürger neben den Geistlichen der verschiedenartigst gekleideten Orden bemerkt. Das Thal von Petra ist ein riesenhafter Saal, den die Natur mit aller Fülle der ihr selber eigenthümlichen Architektonik aufgeführt, seine Wände in orientalischem Geschmacke aufs Schönste ausgemalt hat, und in welchem sich alle Geschlechter und Jahrhunderte der ältern Baukunst versammelt haben, um da ihre Studien zu machen [23])." Der Hauptzugang zu dem Thale, derselbe ohne Zweifel, welchen Diodor als den einzigen bezeichnet, ist die die östliche Gebirgswand durchbrechende Kluft, es-Sik genannt, durch welche von Ain Musa her der Hauptquell des Flusses von Wadi Musa sich ergießt. Doch ist dies keineswegs der einzige Zugang überhaupt; denn auch von Nordost und von Südwest her führen Wege hinein, und das Thal ist eigentlich nur auf der Ost- und Westseite von hohen Felsenwänden

19) Von den Abbildungen gehören zu Petra selbst die Tafeln 33—69. Die englische Bearbeitung des Laborde'schen Werkes (London 1836. 1838) steht dem französischen Originale in jeder Hinsicht nach, sie gibt nur einen Theil der Abbildungen in verkleinertem Maßstabe. 20) v. Schubert, Reise in das Morgenland. 2. Bd. S. 425 fg. 21) Bertou's Bericht steht im Bulletin de la Société de Géogr. (Paris 1839. Juin p. 274. Oct. p. 113 etc.) Vgl. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 767 fg. 22) Robinson und Smith, Palästina und die südlich angrenzenden Länder. (Halle 1841.) 3. Bd. S. 58 fg. 23) Schubert a. a. O. S. 425.

eingeschlossen [24]). Schon am obern Theile des Baches, wo die Schlucht noch etwa 150 Fuß breit ist und die Sandsteinklippen zu beiden Seiten nur erst 40 bis 50 Fuß Höhe haben, fangen alsbald zu beiden Seiten die in den Felsen gearbeiteten Gräber an, theils Aushöhlungen der röthlichen Sandsteinmasse, theils von den Felsen ganz abgetrennt, sodaß zwischen ihnen und der Felswand ein Durchgang gehauen ist und die so entstandenen Gräber eine isolirte viereckige Felsmasse bilden, mit flachem Dach und nach ägyptischem Geschmack am obern Theil etwas schmaler als unten, manche mit Säulen und künstlich gearbeiteten Façaden, alles in der Regel aus dem Ganzen ausgehauen, bisweilen auch eins über dem andern, sodaß eine Art Stockwerk entsteht. Dabei wird die Schlucht allmälig immer enger, die Seitenwände immer höher bis zu dem eigentlichen Sik hin, wo das Thal sich bis zu zwölf Fuß verengt und durch einen schönen Bogen führt, der hoch hinauf die eine Felswand mit der andern verbindet, unten mit Pfeilern und Nischen verziert, die, wie es scheint, zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren [25]). Die Seitenwände der Schlucht erreichen in dieser Gegend eine Höhe von 80 bis 100 Fuß; aber der Boden fällt stark ab, und weiterhin beträgt die Höhe wol 200 bis 250 Fuß. Dabei ragen die Klippen an einigen Stellen soweit vor, daß man vom Thalgrunde aus den Himmel nicht sieht. Der Bach ist mit Oleandern, wilden Feigen und anderm Gebüsch bewachsen. Es zeigen sich Spuren von Auspflasterung des Wasserbettes und von andern Arbeiten zur Wahrung und sorgfältigen Vertheilung des Wassers. Die Länge dieser romantischen Kluft, die übrigens viele Krümmungen hat, beträgt ungefähr eine halbe Stunde. Wo das Sik zu Ende ist, tritt man in einen ähnlichen, aber breitern Wadi heraus, der von Süden kommt und von hier in nordwestlicher Richtung weiter geht. Der Mündung des Sik gegenüber fällt sogleich in der westlichen Felswand die prächtige Façade eines ganz aus dem schönen farbigen Sandsteinfelsen gehauenen Gebäudes ins Auge, welches die Araber Khasne nennen, d. h. der Schatz, weil sie glauben, in der Urne, die den Gipfel der Façade krönt, habe Pharao seine Reichthümer verborgen; sie trägt viele Spuren von Flintenkugeln, und noch jetzt feuern die Araber, wenn sie vorüberziehen, ihre Gewehre darauf ab, um die Urne endlich einmal zu zerschmettern und den eingebildeten Schatz zu heben. Die Urne steht etwa 100 Fuß hoch vom Boden des Thales. Kein anderer Bau in Wadi Musa ist so vollkommen erhalten wie dieser, nur die eine von den sechs Säulen des Portikus ist weggebrochen. Burckhardt scheint einen falschen Eindruck erhalten zu haben, wenn er behauptet, daß diese weggebrochene wie auch die ihr entsprechende Säule zunächst dem Eingange aus drei Stücken aufgebaut worden; wenigstens behauptet Laborde, daß auch diese Säulen, wie das ganze Gebäude, aus dem Felsen gehauen seien [26]). Unten zwischen den zwei äußern Säulen des Peristyls auf jeder Seite des Eingangs steht

24) Robinson a. a. O. S. 76. 25) Laborde gibt eine Abbildung davon unter dem Namen eines Triumphbogens, Voyage de l'Arabie Pétrée. pl. 56. 26) Burckhardt, Reisen in Sy-

man nicht sehr hoch vom Boden die Statue eines halbbekleideten Mannes, der ein Pferd am Zügel führt. Sonst ist an dem untern Stock des Gebäudes, abgesehen von dem verzierten Gesims des Haupteinganges und zweier Seitenthüren, nur der glatt gehauene Felsen zu sehen. Desto mehr Bildwerk bemerkt man an dem schön gearbeiteten Architrav und an dem obern Theile, der eine Art zweites Stock ausmacht. Zunächst über dem Peristyl läuft quer über in der ganzen Breite der Front eine Reihe sphinxartiger Gestalten mit verschlungenen Schweifen, je zwei gegen einander gekehrt und jedesmal getrennt durch etwas, das einem Gefäß ähnlich sieht. In dem darüber befindlichen dreieckigen Giebelfelde nimmt, nach der einen Abbildung bei Laborde [27]), sehr deutlich ein (römischer) Adler die Mitte ein unter Arabesken zu beiden Seiten. Vier solche Adler sieht man noch auf den obersten Zinnen des Gebäudes. In der andern Zeichnung jedoch, die von Linant herrührt [28]), sind diese Adler nicht so deutlich zu erkennen. Zu jeder Seite jenes Giebelfeldes steht gerade oberhalb der äußersten Säulen des Perystyls ein Löwe. Über dieser Zwischenpartie ruht dann das zweite Stockwerk, in der Mitte eine Rotunda, von Säulen getragen, oben geziert mit der schon erwähnten Urne, und neben der Rotunda zu jeder Seite ein viereckiges Geschoß, ebenfalls mit Säulen eingefaßt und mit balkenähnlicher Bedachung, auf deren Ecken jene vier Adler zu sehen sind. Zwischen den Säulen stehen Statuen, in der Mitte am vordern Theil der Rotunda eine nackte weibliche Figur mit dem Füllhorn, an den Seitengeschossen ebenfalls nach Vorn ein Krieger mit Schild und Hellebarde und in den tiefern Fronten zu beiden Seiten der Rotunda geflügelte weibliche Wesen mit einem Ring oder Kranz in der Rechten und einem Palmzweig in der linken Hand. Andere Statuen verschwinden auf dem Bilde hinter den Säulen. Das Innere des untern Stockes entspricht ganz und gar nicht der Pracht des Äußern. Man findet da nur einen regelmäßig viereckigen Raum, 16 Fuß lang und breit und etwa 25 Fuß hoch, hinter demselben eine zweite kleinere Kammer, und zu jeder Seite des Hauptraumes ein kleines Nebengemach mit einer Thür nach dem großen Zimmer und einer Thür nach der äußern Vorhalle. In Betracht des prachtvollen Äußern dieses Bauwerks sollte man vermuthen, daß es zu einem Tempel oder zum Palast eines Fürsten gedient habe; aus den einfachen Verhältnissen des Innern dagegen möchte man eher schließen, daß es nichts als ein Familiengrab, wenn auch wol ein fürstliches Grab gewesen.

Von der Khasne an läuft der Fluß nordwestlich und das Thal wird allmälig breiter; in die Felswände zu beiden Seiten sind auch hier viele Gräber gearbeitet, das Äußere derselben verschiedenartig, zuweilen prächtig, das Innere fast immer sehr einfach und eng. „Die Wände derer, die ich besuchte," sagt Burckhardt [29]), „waren ganz eben und ohne Zierathen. In einigen sind kleine Seitenkammern mit Vertiefungen im Felsen zur Aufnahme der Todten; in andern fand ich zu demselben Zwecke auf dem Fußboden unregelmäßige kleine Vertiefungen von der Figur eines Sarges. Einmal zählte ich zwölf Vertiefungen der Art, und dazu hatte die Mauer eine tiefe Nische. Die gewöhnlichste Form dieser Gräber, von Außen gesehen, ist die einer abgestumpften Pyramide, und da sie so gemacht sind, daß sie einen oder zwei Fuß aus der Masse des Felsens hervortreten, so haben sie von Fern gesehen das Ansehen einzeln stehender Gebäude. Auf jeder Seite der Front ist gewöhnlich ein Pilaster und auch die Thür ist selten ohne einige geschmackvolle Verzierungen. Ich glaube nicht, setzt Burckhardt hinzu, daß in Wadi Musa zwei Gebäude einander vollkommen gleich sind an Umfang, Gestalt und Verzierung. An einigen Stellen sind drei Grabmäler, eins über dem andern eingehauen, und die Seite des Berges ist so steil, daß es unmöglich scheint, sich dem obersten zu nähern." Man findet in dem Prachtwerke von Laborde verschiedene Gräber abgebildet.

Das Thal biegt sich bald nach Norden, und wird breiter, auch nimmt die Höhe der Seitenwände allmälig ab. Grade an diesem Einbug liegt links ein römisches Theater, das ganz aus der Felsenmasse gehauen ist. Die Area hat 120 Fuß im Durchmesser, in der dahinterliegenden Bergwand sind 33 Reihen von Sitzen eine über der andern ausgehauen, wovon jede etwa 100 Personen aufnehmen kann, sodaß hier mehr als 3000 Zuschauer Platz fanden. Zur Seite und in den östlichen Bergwänden gegenüber sieht man eine große Menge von Gräbern, welche in so drohender Nähe bei dem der Schaulust und dem Vergnügen gewidmeten Theater einen seltsamen Contrast bilden. Man findet bei Laborde auf Taf. 39 eine sehr schöne und effectvolle Ansicht dieser Scene, von der Höhe des Theaters aus genommen. Ein kleineres Bild vom Theater gibt Taf. 40 von Linant gezeichnet.

Nicht weit nördlich vom Theater hören die niedrigen Klippen auf, welche den Bach einschließen; aber die dahinter liegende östliche Reihe der Felsen tritt nun hervor und zieht sich nach Norden hinauf. Sie enthält eine große Anzahl zum Theil sehr schön und in dem mannichfaltigsten Stile gearbeiteter Gräber. Der Bach aber wendet sich an der erwähnten Stelle westlich und durchschneidet die innere Ebene, welche das Terrain der alten Stadt bildete. Diese hat etwa ¼ Stunde ins Gevierte, ist in Osten und Westen von hohen senkrechten Felswänden eingeschlossen und steigt dagegen im Süden und Norden mehr allmälig zu den außen liegenden höhern Ebenen an. Dieses Terrain von ungefähr einer Stunde im Umfang ist von einer großen Menge von Grundmauern und Ruinenhaufen bedeckt; behauene Steine und Bruchstücke von Säulen liegen umher, auch erkennt man die Überreste von gepflasterten Straßen. Das Bett des Flusses war theilweise ausgemauert, ja eine Strecke weit überbaut. Er nimmt von beiden Seiten her mehre Wasserabflüsse aus den umliegenden Bergschluchten auf und mag zur Regenzeit sehr reißend sein; im Sommer aber versiegt er schon, ehe er in die Ebene der alten Stadt heraustritt, obwol am westlichen Ende derselben an verschiedenen

rien. S. 708. *Laborde* p. 57. Burckhardt nennt übrigens dies Gebäude Kaßr Faraun, d. i. das Schloß Pharao's.

27) Voyage de l'Arabie Pétrée. pl. 54. 28) Ib. pl. 53.

29) Reisen in Syrien. S. 710 fg.

Stellen wieder Wasser hervorquillt. Die ansehnlicheren Ruinen findet man auf dem diesem Bande beigegebenen Plane bemerkt. Namentlich stößt man hie und da auf die Grundmauern und umgestürzten Säulen eines Tempels. Auch einen Wasserbehälter und ein paar zerstörte Brücken gibt es dort. Nahe dem Ufer des Baches nach den westlichen Bergen zu passirt man die Reste eines mit der Front nach Osten zu gekehrten Triumphbogens von schwülstiger Architektur [30]) und gelangt dann ganz nahe den Klippen zu dem großen Gebäude, welches die Araber Kaßr Far'ôn, d. i. das Schloß Pharao's, oder nach Burckhardt, Kaßr bent Faraun, das Schloß der Pharaonentochter, nennen. Laborde beschreibt dasselbe unter dem Namen einer Tempelruine, sein Werk enthält zwei Zeichnungen davon [31]). Es ist die am besten erhaltene Maurerarbeit des ganzen Thales, aber ohne besondern architektonischen Werth und wahrscheinlich aus später Zeit. Das Innere ist in mehre Gemächer und Stockwerke abgetheilt, sodaß es schwerlich ein Tempel gewesen sein kann. Auf der Anhöhe südlich von dem Kaßr steht eine einzelne Säule, welche die Araber Zubb Far'ôn, d. i. das Schaamglied Pharao's, nennen. Sie ist aus mehren Stücken zusammengesetzt und hängt mit den Grundmauern eines Tempels zusammen [32]).

Die westlichen Klippen bestehen ebenfalls aus röthlichem Sandstein und sind höher als die im Osten, nämlich bis zu 300 oder 400 Fuß hoch. Die Wand ist auch hier voll Gräber, und einige davon liegen sehr hoch oben. Nur sind sie im Allgemeinen nicht so prachtvoll gearbeitet wie die in dem östlichen Berge. Hier liegt unter andern das eben nur in Arbeit genommene und unvollendet gelassene Grab, welches Laborde beschrieben (S. 55) und abgebildet hat (Taf. 34). Es ist dies darum merkwürdig, weil es zeigt, daß die Arbeitsleute bei dem Ausmeißeln der Façaden nach Abglättung der Vorderwand des Felsens von Oben anfingen; denn bei dem in Rede stehenden Grabe sind nur erst die oberen Theile der Säulen fertig gearbeitet und nach Unten zu sieht man nichts als die noch unbearbeitete Felsenwand. Das Wasser des Baches fließt hier westlich in eine Schlucht hinein, deren Seitenwände ebenfalls kleine Gräber haben. In südwestlicher Richtung von hier liegt der Berg Hor, von welchem her Schubert nach Wadi Musa kam. Im Nordwesten aber fand Laborde noch ein großes, sehr gut erhaltenes Monument, jetzt Ed-deir genannt, d. h. das Kloster. Es liegt hoch oben in den nordwestlichen Klippen, durch welche sich der oft beschwerliche Weg nach demselben hindurchwindet, obwol man überall die Arbeit von Menschenhand bemerkt, um den Zugang möglich zu machen; ja eine Strecke von 1500 Fuß sind sogar Stufen gehauen. Burckhardt hat nichts von dem Deir gesehen, Irby und Mangles beobachteten es nur aus der Ferne durch ein Teleskop. Es ist ganz aus dem Felsen gearbeitet; allerdings zwar in bizarrem Geschmack ausgeführt, macht es doch wegen seiner enormen Dimensionen den Effect eines riesenhaften Monolithen [33]). Im Allgemeinen hat die Structur eine gewisse Ähnlichkeit mit der, welche wir oben bei der Khasne kennen gelernt haben, doch ist sie roher und massenhaft übertreibend. Das Innere besteht aus einem einfachen viereckigen Raume. Robinson hält das Gebäude für einen Tempel, der später in eine griechische Kirche umgewandelt wurde.

Solcher Art sind die Überreste der Stadt, deren Bewohner, den Ägyptern gleich, mehr auf eine stattliche Behausung ihrer Todten als auf Prachtpaläste für die Lebenden bedacht gewesen zu sein scheinen. Der Schutz der umgebenden Felsenklippen und der frische Strom hat sie wol in dieses Thal gelockt, das in Betracht der beschwerlichen Communication nach Außen und der großen Sommerhitze, die hier herrscht, auch seine Ungemächlichkeit haben mußte. Auf den europäischen Reisenden macht außer der wunderbaren Bearbeitung der Felsenwände auch die natürliche Bildung der Klippen und Thäler, sowie die eigenthümliche Färbung der Felsen einen großartigen Eindruck. „Sie bieten nicht — das sind die Worte Robinson's — eine todte Masse von mattem, monotonem Roth dar, sondern eine endlose Mannichfaltigkeit heller lebendiger Farben von dem dunkelsten Carmoisin bis zum sanftesten Blaßroth, zuweilen auch in Orange und Gelb überspielend. Diese wechselnden Schattirungen sind oft durch wellenförmige Linien deutlich markirt, was der Oberfläche des Felsens eine Aufeinanderfolge von glänzend schillerndem Colorit verleiht, gleich den Farben gewässerten Seidenzeuchs, und den imposanten Effect der ausgehauenen Monumente bedeutend erhöht [34])." Der vorherrschende Stil der Monumente ist ein gemischter. Unverkennbar zeigt sich in demselben theils ägyptischer, theils römisch-griechischer Einfluß, jener in den abgestumpften Pyramidalformen und in den unten breiteren, nach Oben ins Schmale zulaufenden Façaden, dieser aber in den Säulenordnungen und anderen Zierathen, zuweilen mit jenem gemischt, zuweilen entschieden vorherrschend, wie in dem prachtvollen korinthischen Grabe bei Laborde [35]) und dem mit den Dorischen Säulen, welches Irby und Mangles beschreiben. Das Überladene und Gezierte auch in den mehr classischen Formen führt auf eine verhältnißmäßig spätere Periode der Kunst um die Zeit Christi und in den nächstfolgenden Jahrhunderten. Doch mögen einzelne Monumente älter sein. Beiweitem die meisten derselben, soweit sie aus dem Felsen gearbeitet sind, haben sicherlich die Bestimmung von Grabhöhlen gehabt, gewiß nur wenige mögen als Göttertempel anzusehen sein; und selbst der Umstand, daß manche offenbar in späterer Zeit als christliche Kirchen gedient haben, beweist nicht streng gegen ihre frühere Bestimmung für die Todten, denn ein Blick auf die Katakomben Italiens belehrt uns eines Andern.

Wie durch die Weichheit des Sandsteins in diesem Thale überall die Sculpturarbeiten sehr erleichtert worden sind, so liegt ebendarin wol ein hauptsächlicher Grund,

30) Doppelte Abbildung von zwei verschiedenen Seiten bei Laborde Taf. 37 und 38. 31) s. Laborde S. 55, 56 und Taf. 35 und 36. 32) Taf. 33 bei Laborde stellt die Säule dar.

33) s. Laborde S. 59, und die Abbildung daselbst auf Taf. 45. Vergl. Robinson's Palästina. III, 86. 34) Ebend. III, 79 fg. 35) Laborde S. 58 und Taf. 48.

daß uns hier so wenige Inschriften erhalten und daß diese wenigen, wie wir hören, sehr verwischt oder verstümmelt sind. Burckhardt bemerkt in dieser Beziehung (S. 718): „Ich sah mehre Stellen, wo Inschriften gestanden haben, aber sie waren alle verwischt." Laborde fand innerhalb Wadi Musa an einem Grabe eine dreizeilige lateinische Inschrift, welche nach seiner Angabe (S. 59) den Namen eines in Petra verstorbenen römischen Statthalters [illegible] Praetoris [illegible] enthält. Die Inschrift selbst hat Laborde nicht mitgetheilt. Ebenso wenig hat er eine zweite, in großen griechischen Charakteren bestehende, mitgetheilt, die er in dem Sik fand, aber trotz der Beihilfe einiger gelehrter Hellenisten nicht entziffern konnte. Robinson fand nördlich von Wadi Musa endlich unter Zelte und Rangiers an einem Grabe eine Inschrift in vier langen Zeilen und unmittelbar darunter einen einzelnen Schriftzug in größeren Verhältnissen. Die Inschrift ist gut geschnitten und, weil sie unter dem Vorsprung eines Gesimses steht, vortrefflich erhalten. Die Schrift war dieselbe, wie in den berühmten Felseninschriften der sinaitischen Halbinsel. Die Reisenden copirten die Inschrift, aber sie haben sie nie veröffentlicht[36]).

Schließlich machen wir noch auf ein paar Erwähnungen aufmerksam, welche Petra betreffen, deren vollständige Discussion aber nicht an diesen Ort gehört. Eine Spur ist Bochart in Irrthum[37]), wenn er das nabatäische Petra für einerlei hält mit der arabischen Stadt el-Hidschr, wo es nach den arabischen Geographen Felsenhöhlen gibt. Er las nämlich diesen arabischen Namen الحجر mit falschen Vocalen wie el-hadschar, was den Stein bedeuten würde. Denn liegt Hidschr mehre Tagereisen südlich von Wadi Musa und die Vergleichung mit Petra fällt also ohne weiteres weg. Zweifelhaft wenigstens ist die Angabe des Josephus, daß Petra ehedem Arekeme (Ἀρεκέμη) oder Arkem (wie an einer andern Stelle statt Ἄκεμ zu lesen ist) geheißen habe[38]). Denn Rekem רקם steht in den chaldäischen Übersetzungen des Pentateuch vielmehr für Kades Barnea, und das er-Rakim الرقيم der Araber scheint weiter nördlich gelegen zu haben[39]). Endlich ist zu bemerken, daß der Name Petra besonders in späterer Zeit, wo man das nabatäische Petra aus dem Gesichte verlor, eine Zeit lang auf Kerak im Osten des todten Meeres und gelegentlich auch auf Rabbath Moab in derselben Gegend angewendet wurde[40]); ja die Diöcese des Bischofs von Kerak wird noch heutzutage von den Geistlichen in Jerusalem arabisch Betra بطرا und griechisch Πέτρας genannt[41]). (*E. Rödiger.*)

Eine zweite Stadt dieses Namens war Petra in Lykaonia, welche sehr unbedeutend gewesen sein mag. Vergl. Sickler 2. Th. S. 364. Ein drittes Petra war eine kleine Felsenfestung am Pontus, an der Küste von Phasis, nahe am Flusse Bathys, auf einem steilen Felsen gelegen, der nur von einer Seite den Zugang erlaubte. (*Procop.* Pers. II. 17.) Sie wurde erst vom Kaiser Justinianus angelegt und darauf von den Persern erobert. In der späteren Zeit kommt sie nicht weiter vor. Vergl. Mannert 6. Th. 2. S. 361 fg. Ein viertes Petra (Πέτρα) lag auf der Insel Sicilien (*Ptolem.* III. 4), welches von Silius Italicus (*Pun.* XIV. 248) Petraea genannt, nicht mit Petrina zu verwechseln ist. Nördlich lag in ihrer Nähe ein berühmter Tempel der Mater Magna. Mannert (9. Th. 2. S. 417) hat beide Städte verwechselt, welche Sickler (1. Th. S. 415) mit Recht unterschieden hat. Gegenwärtig heißt der hier sich befindende Ort Petralia Soprana. S. d. Mappa geogr. ant. insulae et regni Siciliae von L. Const. Lotter. Im Mittelalter hatte sie den Namen Petra Heliä. Vergl. *Ph. Cluver.* Sicilia ant. p. 367 sq., welcher überhaupt über Petra ausführlicher handelt, ohne jedoch auf den oben berührten Unterschied einzugehen. Eine fünfte Stadt Petra lag in Pierien, und war einst von den Thessaliern und Perrhäbern eingenommen worden, worüber sich Philippos, der König von Makedonien, bei den römischen Gesandten beklagte. (*Liv.* XXXIX. 26.) Eine sechste Stadt dieses Namens lag im Lande der Mäder (Mädica), und wurde einst vom König Philippos III. von Makedonien belagert, worauf sich die Einwohner ergaben und Geiseln stellten. Allein nach dem Abzuge des Königs verließen sie ihre Stadt, und zogen sich auf die benachbarten Gebirge in feste Plätze zurück (loca munita), um ihre Freiheit zu bewahren. (*Liv.* XL. 22. 23.) Während des Krieges mit den Römern hatte Perseus in diese Stadt eine Besatzung gelegt. (*Liv.* XLIV. 32.) Die beiden letztgenannten Städte sind von den neueren Bearbeitern der alten Geographie gänzlich übergangen worden. Eine siebente Stadt Petra (Petra deserti genannt) lag in Palästina, in der Nähe des alten Rabath, mit einem Metropolitanbischof, zu welchem ein Suffragan-Bischof auf dem Berge Sinai gehörte. (*Jac. de Vitriaco* in Hist. Hieros. 1077.) Der Ort hatte lange in Trümmern gelegen, bis sich 1131 n. Chr. Geb. hier unter König Fulco durch den heidnischen Bundesfürsten Pincerna Anfangs ein Castell, späterhin eine neue Stadt erhob. Vergl. Ritter Erdk. 2. Th. 3. Abth. S. 372 1. Ausg. (*J. H. Krause.*)

Daran knüpfen wir die Orte, welche in neuerer Zeit diesen Namen führen, nämlich 8) Ein Dorf oder vielmehr kleine Stadt der Insel Metelino oder Mytilene, wie sie die Schiffer, oder Midüllü (Lesbos der Alten), wie sie die Türken nennen, liegt unter 39° 27' nördl. Br. und 26° 14' östl. L. auf einem fast unzugänglichen Felsen der Nordküste und besitzt eine, gegen alle Winde geschützte Rhede. 9) Ein Dorf im türkisch-asiatischen Sandschak Akserai (Kappadocien) des Ejalets Karaman, liegt am Fuße der Hobulbabakette, vielleicht auf der Stelle von Sepatra. 10) Ein Dorf, welches neun Stunden von Larissa entfernt ist. In dem bei demselben befindlichen gleichnamigen Engpasse (zwischen Phokis und Böotien) schlugen die Grie-

36) S. Robinson's Palästina I, 432. 37) *Bocharti* geogr. sacr. (Francof. 1674. 4.) p. 312. 38) *Joseph.* Arch. IV. 4, 7. 7, 1. 39) Man sehe das Nähere bei Robinson III, 760 fg. 40) *Relandi* Palaest. l. c. K. v. Raumer's Palästina S. 424 fg. der 2. Aufl. und dessen Beiträge zur bibl. Geogr. (Leipzig 1843.) S. 44 fg. Robinson's Palästina III, 761 fg. 41) Burckhardt's Reisen in Syrien S. 654 fg.

chen unter Odysseus im Juli 1823 den türkischen Pascha Selim und nöthigten ihn zum eiligen Rückzuge *).
(*G. M. S. Fischer.*)

PETRAEA, PETREA. Diese von Houstoun nach seinem Gönner, dem Lord Petre, so benannte Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Lantaneen der natürlichen Familie der Verbeneen. Char. Der Kelch glockenförmig, am Rachen durch fünf doppelte, abgestutzte Schuppen verschlossen, mit fünftheiligem, sehr großem, gefärbtem, oder trockenhäutigem Saume, dessen Fetzen ablang-lanzettförmig sind; die Corolle kleiner als der Kelch, mit sehr kurzer Röhre und fünfspaltigem, fast gleichem, offenstehendem Saume; die Staubfäden innerhalb der Corollenröhre mit elliptischen, aufrechten Antheren; der Griffel einfach, mit stumpfer Narbe; die Kapsel umgekehrt-eiförmig, zweifächerig, das eine Fach fehlschlagend. Die sechs bekannten Arten sind als kletternde oder aufrechte Sträucher oder Bäume mit gegenüberstehenden, lederartigen, meist ganzrandigen Blättern und traubenförmigen, weißen oder violetten Blüthen im tropischen Amerika einheimisch. 1) P. volubilis *L.* (*Houst.* reliqu. t. 11. *Jacquin* stirp. amer. t. 114. *Gärtner* de fruct. t. 177. *Lamarck* illustr. t. 539) in Westindien, Mexico und Brasilien; 2) P. rugosa *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. 2. p. 228) in Caracas; 3) P. arborea *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (l. c. in Columbien; 4) P. racemosa *Nees* et *Martius* (Nov. act. nat. cur. 11. p. 72); 5) P. subserrata *Chamisso* (Linnaea 7. p. 368 und 6) P. denticulata *Schrader* (Götting. gel. Anz. 1821. S. 721) in Brasilien. P. dentata *Spreng.* (Syst. veg. 2. p. 761) ist nach Chamisso's Angabe Patagonula americana und P. oblonga *Spreng.* (l. c.) eine Banisteria.
(*A. Sprengel.*)

PETRAEE (Πετραίη). Name einer der Töchter des Okeanos bei Hesiod (Theog. 357), d. h. die Göttin des vom Felsen herabströmenden Wassers. (*H.*)

PETRÄISCHES ARABIEN (Historische Übersicht.) Unter peträischem Arabien versteht man das durch den Durchgang der Israeliten berühmte, von Ägypten, Palästina, Syrien und der großen Halbinsel Arabien begrenzte, zwischen den beiden Armen des arabischen Meerbusens in Gestalt einer Halbinsel die heiligen Berge und die Wüste von Sinai umgebende, nördlich bis zur tiefen Einsenkung des todten Meeres, bis zum Arnon, dem Rubicon des israelitischen Heerführers reichende, klippen- und felsenreiche Passage-Land, welches zu keiner Zeit eine in bestimmten Linien abgeschlossene Herrschaft bildete. Die Bezeichnung selbst, ἡ Πετραία Ἀραβία, rührt von den griechischen Erdbeschreibern, besonders von Ptolemäus her, seit der Hauptort des Landes Petra die Residenz einer eigenen von den Nabatäern (Edomitern, Idumäern) erhobenen Königsfamilie wurde. Erst in neueren Zeiten ist in Folge einer irrigen, wenngleich der steinigen Beschaffenheit des an grünen Gewächsen armen Landes entsprechenden Übersetzung der Name des steinigen Arabiens aufgekommen, welche den Arabern ebenso fremd ist, als die Bezeichnung eines glücklichen Arabiens [1]). Die arabischen Geographen, besonders Abulfeda, rechnen einen Theil dieses Landes zu Syrien (Al-Scham, d. h. das zur Linken von Meccah als dem Mittelpunkt der Welt gelegene Land), einen andern zum östlichen Arm des arabischen Meerbusens (Bahhr el Kolsum, erythräisches, rothes Meer), wo Ailah (bei den Hebräern Elath, jetzt Akaba) eine Zeit lang zur Herrschaft der peträischen Könige gehörte. Selbst die hier südlich angrenzende arabische Küstenprovinz Hedschaz, welche man gewöhnlich mit dem peträischen Arabien der Griechen zusammenstellt, kann nur in seinem nördlichsten Küstenstrich diesem Lande zugesellt werden, wenn sie gleich das Vaterland der Midianiter, und des alten Stammes der Thammud (Thamudai bei den Griechen) ist, von welchem man nicht allein die mit Höhlenwohnungen versehene Stadt Hedscher, sondern auch wol die älteste Bevölkerung der Felsenstadt Petra herleiten muß. Vergl. meine Abulfedea Arabiae descr. p. 76. 77. 78.

Man kann die Geschichte des peträischen Arabiens, welche gleich wichtig für die historische Kunde der angrenzenden größeren Ländersysteme (von Ägypten, Palästina, Syrien und Arabien selbst) ist, in folgende Zeiträume theilen. In der ältesten, hebräisch-phönicisch-ägyptischen, Periode wo sich mannichfache, im alten Testament benannte Nomadenvölker hier zusammendrängten, bleibt es zwar noch dunkel, ob nicht die ersten Pharaonen, auf welche so viele Ortsbezeichnungen und selbst einige Reste der Felsenstadt Petra hinweisen, ihre Herrschaft bis hierher erstreckten. Aber der Durchzug der Israeliten aus Ägypten über den westlichen Arm des arabischen Meerbusens (unweit Suez), der Widerstand, den ihnen die Völker des peträischen Arabiens, die Edomiter oder Idumäer (vermeintliche Nachkommen Esau's), die Amalekiter und Moabiter leisteten (die Midianiter, unter denen Jethro, der Schwiegervater Mosis, wohnte, erzwangen erst späterhin einen israelitischen Tribut und wurden von Gideon zurückgedrängt), der lange Aufenthalt der Israeliten in der wüsten Gegend des Gebirges Sinai, wo sie mit Mannah, d. h. mit den harzigen, wachsartigen Körnern des dortigen Tamarisken-Gesträuchs gespeiset wurden, sind unzweifelhafte Lichtpunkte dieses dunklen Zeitraumes, der bis zu dem auch für Petra wichtigen Fall von Tyrus, oder bis zum Anfange des 4. Jahrh. v. Chr. Geb. reicht. Die nomadischen Handelsvölker des peträischen Arabiens, besonders die Edomiter oder Idumäer, welche zur Zeit der israelitischen Könige im Besitz der Nordküste des arabischen Meerbusens (bei Elath oder Ailah und dem benachbarten Eziongeber) und des westlichern früher von den Amalekitern bewohnten Landes waren, standen nämlich als Zwischenhändler und Karawanenführer in genauer Verbindung mit den semitischen Königen von Tyrus und Sidon, man mag es nun diesem freundschaftlichen

*) Vgl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce, T. III. p. 681. Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, teutsch bearbeitet von Christian Niemeyer. 4. Bändchen. S. 217.

1) Vergl. über diese unrichtige Abtheilung meine Abhandlung in den allgem. geogr. Ephemeriden. 14. Bd. S. 11.

Verhältnisse, oder dem vorübergehenden Siege David's über Idumäa zuschreiben, daß dessen Nachfolger Salomo als Bundesgenosse des Königs Hiram von Tyrus durch jenen arabischen Meerbusen einen Seehandelszug nach Ophir, d. h. nach den südlichen Handelsküsten und Stapelplätzen der arabischen und indischen Producte, unternehmen konnte. Mit dem Falle von Tyrus (unter Alexander dem Großen), in dessen Folge sich jener Zwischenhandel der bisherigen Gefährten und Stammesverwandten der Phönicier mehr nach Pelusium und Alexandrien zog (auch die benachbarten südlicheren Handelsstädte von Palästina erhoben sich jetzt), begann eine Krisis für die Bewohner des peträischen Arabiens, deren Hauptstamm von nun an unter dem Namen der Nabatäer (unechte Araber, von Nabajoth, einem Sohne Ismael's, so genannt) auftritt. Man kann diese zweite Periode, die syrisch-ägyptische (der Seleuciden und Ptolemäer) oder auch die der Begründung des peträischen Reiches nennen. Sie beginnt mit dem Jahre 311 v. Chr. Geb., wo Antigonus, der asiatische Nachfolger Alexander's, nach Eroberung des nördlichen Theils von Idumäa, zuerst durch seinen Feldherrn Athenäus, hierauf durch seinen Sohn Demetrius die Nabatäer, ein durch Handel berühmtes, freiheitliebendes und mit leichter Reiterei versehenes Volk in dessen eigenem, südlich vom todten Meer durch enge Pässe und Wüsten geschütztem Lande angriff [2]). Die Ptolemäer, welche ihren Seehandel von den Westküsten des arabischen Meerbusens bis nach Persien und Indien zu erweitern suchten, begnügten sich Anfangs, der Seeräuberei der Nabatäer am älanitischen Golf Schranken zu setzen; die nachherige Eröffnung der Handelsstraße von Gaza am mittelländischen Meer zu Gunsten der Nabatäer beweist aber, daß diese unentbehrlichen Zwischenhändler jetzt selbst als Kaufleute auf eigene Rechnung in freundschaftlichen Verbindungen mit den Ägyptischen Königen standen. Auch scheinen einige architektonische Überreste von Petra zu verrathen, daß die Ptolemäer gleich den ältesten Pharaonen ihre Colonien oder Factoreien bis zu diesem so glücklich gelegenen Emporium ausdehnten. Während der Herrschaft der letzten Ptolemäer tritt Petra immer selbständiger als die Residenz eines bedeutenden einheimischen Königshauses auf.

Die römische Periode des peträischen Arabiens beginnt mit der Kriegshilfe, welche ein peträischer König Malcho (Malchus, unstreitig Melek, d. h. König) im J. 47 v. Chr. Geb. dem Julius Cäsar gegen Alexandria, die Ägyptische Hauptstadt, leistete. Die Nabatäer, um diese Zeit unter einer regelmäßigeren Gesetzgebung zu immer größerem Wohlstande gelangt und im Besitz einer zahlreichen Reiterei, begannen schon damals selbständige Eroberungskriege gegen die Grenzstädte von Palästina zu führen, und selbst in dem weiter südlich von Ailah gelegenen Küstendistricte (des jetzigen Hedschas) gehörte Jambia (Janbo) zu den Besitzungen ihrer Könige. Diese Lage des nabatäischen Reiches zugleich mit der Politik ihrer Könige als römischer Bundesgenossen, enthüllt uns der Feldzug, welchen Augustus gegen Arabien durch Älius Gallus unternahm. Der peträische König Obodas, dessen Verwandter (und Nachfolger) Aretas weiter südlich in der Gegend von Hedschas regierte, versprach zwar die Unterstützung und Leitung des römischen Heeres, aber dessen Statthalter oder Vormund (Epitropos), Scylläus, sorgte mehr für die Verproviantirung der nabatäischen, als der römischen Krieger, sodaß Älius Gallus nach einer sechsmonatlichen Irrfahrt unverrichteter Sache zurückkehrte. Scylläus ward in Rom selbst mit dem Tode bestraft und die zweideutige Stellung der peträischen Könige verwandelte sich in bittere Feindschaft, als sie ihre letzten vergeblichen Kräfte anstrengten, um die von ihnen eroberten Grenzstädte Palästina's und Jerusalem selbst gegen Titus und Vespasianus zu retten. Trajan bediente sich seines syrischen Statthalters, Cornelius Palma, um dem nabatäischen Reiche (dessen letzte Könige Vincent in seinem Periplus verzeichnet hat) ein allmäliges Ende zu bereiten. Unter den Münzen Hadrian's findet sich schon eine mit der Inschrift Adriane Petra Metropolis. Das peträische Arabien ward im 2. Jahrh. n. Chr. Geb. als eine besondere zu Palästina gezogene Provinz, als Palaestina tertia, unter einem römischen Dux oder Präfectus dem Weltreich einverleibt. Die Nabatäer, wie ehemals wieder Nomaden (noch einmal kommen sie im Kriegsdienste des Kaisers Julian vor, *Ammianus Marcellinus* XIV.), erscheinen von nun an unter dem Namen der Scenitae oder Zeltbewohner, und als Sarazenen (Sarakenae), in dem schon von Ptolemäus so genannten, bei den schwarzen Bergen, d. h. dem Gebirge von Sinai liegenden wüsten Lande Sarakene [3]).

Der Einfluß der römischen Herrschaft auf das peträische Arabien zeigt sich durch Anlegung regelmäßiger noch in ihren Resten erkennbarer Straßen (von Gaza und Ailah bis Petra Metropolis, auch Petra magna genannt, bis Jerusalem nördlich, und bis Damaskus westlich) durch eine Reihe längs dieser Straßen gegen die streifenden Araber gerichteter Festen (unter ihnen Charak, Karak, oder Bothra = Bostra, bald nachher Sitz eines Erzbischofs, und Kharak-Schobak, zur Zeit der Kreuzzüge mons regalis genannt, vielleicht auch einige andere mit dem Namen Petra belegte Bergfesten [4]), durch groß-

2) Vergl. den Art. Petra. Red.

3) Anderwärts auch Charazene genannt (Vergl. Seetzen in der monatl. Corresp. von Zach. 1808 Nov.), was nach der Analogie des im peträischen Arabien häufig wiederkehrenden Namens Charak (siehe die folgende Anm.) eine felsige Berggegend bedeutet. Wenigstens ist diese Ableitung des Wortes Sarazenen, arabisch Scharakijuna (irrig durch Räuber übersetzt) immer noch wahrscheinlicher als jede andere. Vergl. übrigens Mannert Geogr. d. Gr. u. Römer, 2. Auflage. VI. 1. 130. 143. 153 und Büsching's Asien. II. Th. 1, 516. 517.

4) Man muß bei dieser Gelegenheit in Beziehung auf zwei, sowol von Seetzen als Laborde, in der Nähe von Petra magna bemerkte Flecken Namens Bedra bemerken, daß diese letztere Bezeichnung einer der weichen arabischen Aussprache entsprechenden Verunstaltung zuzuschreiben ist, die wol auch bei dem Ortsnamen Bothra, griechisch Bostra stattfand; daß auch das Wort Karak oder Charak (es mag nun aus dem Arabischen oder aus dem Griechischen stammen) von den Römern immer durch Petra übersetzt wird, und daß die Grundbedeutung einer ausgehauenen Felsenstadt, selbst in dem arabischen Namen Al-Rakim liegt, womit namentlich Abulfeda (in der Tabula Syriae) die Hauptstadt Petra bezeichnet (bei *Josephus* Arrekeme), sodaß sich

artige Bauten in der Hauptstadt Petra, endlich seit Constantin dem Großen durch Einführung des Christenthums, welches hier eine von der römischen Kirche gänzlich abgesonderte für die Geschichte Asiens wichtige Richtung nahm. In dieser christlichen, durch Eusebius und Hieronymus und durch die Acta der ältesten Kirchenversammlungen noch allzu wenig aufgehellten Periode findet man zuerst die unter dem Schutz der römischen Kaiser aufgeblühten Städte des petråischen Arabiens — Palaestina tertia — unter dem Patriarchen von Jerusalem, welchen der Patriarch von Antiochien in der Regel unterstützte, hierauf mit dem wachsenden Ansehen des Metropoliten von Bothra und des Erzbischofs von Petra in größerer Unabhängigkeit und unter einzelne Bischöfe vertheilt. So erscheinen in den Unterschriften der Kirchenversammlungen des 4. und 5. Jahrh. unter dem Erzbischof von Petra die Bischöfe von Ailah, Sinai, Pharan, Elusa, Pheano (unbekannt) und neben ihnen noch Episkopate zu Zoar, Chrysopolis, Augustopolis und an anderen jetzt unbekannten Orten. Hier begann mit großer Heftigkeit der Kampf der von den byzantinischen Kaisern geschützten orthodoxen Kirche gegen die Nestorianer und monophysitischen Ketzer des Orients, die im petråischen Arabien Zuflucht und Anhang fanden, sodaß allein unter Justinian tausend ihrer Vorsteher (Bischöfe) bis hierher verstoßen wurden; wobei die Nachkommen der Nabatäer und ihre Häuptlinge, jetzt praesules foederatorum Scenitarum genannt, als christlich gewordene Araber, zum Schutz der vertriebenen Geistlichen an der syrisch-palästinischen Grenze aufstanden, während andere petråische Araber oder Ismaeliten am Berg Sinai, wie Antoninus Martyr gegen Ende des 6. Jahrh. erzählt, noch immer das bald weiße, bald schwarze Marmorbild der Mondgöttin Alitta (Allat der Araber) verehrten. Diese Anarchie bereitete den ersten moslemischen Eroberern den Weg. Die arabisch-muhammedanische Periode des petråischen Arabiens beginnt im 7. Jahrh., wo der Glanz der Handelsstadt Petra sammt allen jenen bischöflichen Sitzen plötzlich verschwindet. Der ersten Niederlage der Moslemen durch ein tapferes Heer von christlichen Arabern und Romanen bei Muta, etwas südlich von Kharak, folgten bald die Siege Muhammed's, Abubekr's und Omar's, der Fall von Kharak und Jerusalem. Das petråische Arabien ward nun ein Passageland arabischer Völkerzüge nach Ägypten und Afrika. Zur Zeit Abulfeda's, dessen moslemische Annalen jetzt eine Hauptquelle der Geschichte dieses Landes werden, findet man einen Ägyptischen Statthalter in Ailah. (Vergl. meine Abulf. Arabiae descriptio p. 79.) Nur einige Ortsnamen des großen Straßenzuges von Ailah nach Petra, nach Jerusalem und Damaskus, und die von Balduin befestigte, von Saladin wieder eroberte Bergfeste Kharak-Schobak (mons regalis bei Wilhelm, Erzbischof von Tyrus) tauchen in der Geschichte der europäischen Kreuzzüge wieder auf. Die christlichen Pilger in dem hierauf folgenden Zeitraum der Itinerarien (Peter von Suchem 1336, Johann Tucher 1479, Bernhard von Breidenstein 1483, Fabri, Breuning, Reitzschitz u. A.) geben nur Aufschluß über den durch den Durchgang der Israeliten berühmten Meerbusen von Suez, über das Gebirge von Sinai, über Ailah (Akaba) und über die ganze Umgegend des todten Meeres, des Jordans und des gelobten Landes [5]). (*v. Rommel.*)

hierdurch die Ptolemäische Bezeichnung eines petråischen Arabiens hinlänglich rechtfertigt.

PETRÄOS. 1) Unter diesem Beinamen wurde Neptun in Thessalien verehrt und ihm zu Ehren auch ein Wettkampf gehalten. (*Pind.* Pyth. IV, 138 [245] u. das. Schol. u. Ausl.) 2) Name eines Centauren bei Hesiod (Scut. Herc. 178. *Ovid.* Met. XII, 330). (*H.*)

PETRÄUS (Eskild), Bischof zu Åbo in Finnland im 17. Jahrh., nebst M. Stodius, H. Hoffmann und G. Matthäi, Übersetzer der ersten vollständigen finnischen Bibel, welche, nachdem Michael Agricola, nachheriger Bischof zu Åbo, 1548 das neue Testament und 1551 und 1552 Theile des alten Testamentes in finnischer Sprache herausgegeben, 1642 in gr. Fol. zu Stockholm auf Betrieb des frommen und thätigen Bischofs Isaak Rothovius erschien; Luther's Übersetzung liegt zum Grunde. Unter Anderem ward von Petråus auch eine Auslegung aller Sonn- und Festtagsevangelien (Åbo 1653) verfaßt. (*v. Schubert.*)

PETRAIA. Ein von Graf Münster (Beiträge zur Petrefactenkunde ꝛc.) errichtetes Genus nur fossil vorkommender Thiere, von denen es noch nicht zu ermitteln gelang, ob sie vielleicht mit Cyathophyllum oder Anthophyllum verwandt sind, wo sie alsdann zu den Zoophyten gehören würden, die einen Übergang zu den Phyllidiern bilden.

Das Gehäuse ist einschalig und mehr oder weniger kegelförmig; die Spitze, womit das Thier an fremden Körpern festgesessen zu haben scheint, ist stumpf oder etwas gebogen. Das entgegengesetzte offene Ende ist kreisrund, und innen ist das Gehäuse bis gegen die Spitze hohl und nie glatt, vielmehr längsgerippt oder gefurcht; außen bestehen Längsstreifen.

Münster unterscheidet folgende fünf Arten: P. radiata (S. 42. t. 3. fig. 4). Von der Form der Patella *Duclosii.* Der mit Quereinschnitten versehenen Außenfläche entsprechen Furchen auf der Innenseite.

P. decussata (S. 43. t. 3. fig. 1). Sehr verlängert konisch; außen schwach längsgestreift, von feinen Querstreifen durchschnitten oder eingeschnürt. Die Innenseite mit scharfen Rippen, welche breite Rinnen begrenzen.

P. semistriata (S. 43. t. 3. fig. 2). Hoch kegelförmig, nur die untere Hälfte längsstreifig, oben mit entferntstehenden Querstreifen versehen; die Spitze mehr oder

5) Vergl. überhaupt Mannert's Geogr. d. Gr. u. Römer a. a. O. Büsching's Erdbeschreibung von Asien (11. Th. unter Palästina, dem petråischen Arabien und Hedschas). Ritter's Erdkunde 2. Th. 217. 221. 374, ganz vorzüglich Ritter über die Geschichte des petråischen Arabiens in den Abhandlungen der berliner Akademie, Jahrgang 1824 (gedruckt 1826). Burckhardt's Reise nach Arabien übersetzt von Gesenius und *Leon de Laborde*, Voyage de l'Arabie Petrée (Paris 1830), nebst meiner Recension dieses Werkes in den göttingischen Anzeigen 1834. Stück 32.

weniger gebogen. Innen laufen breite Rinnen, welche nach der Basis hin durch einen Kiel getheilt sind.

P. tenuicostata (S. 44. t. 3. fig. 3). So lang und schmal kegelförmig wie Dentalium; außen mit feinen scharfen Rippen versehen, innen fein gefurcht.

P. *Kochii* (S. 44. t. 3. fig. 5). Der P. decussata ähnlich, doch außen stärker gestreift, und die Rinnen der Innenseite mit einem schärfern Kiel in der Mitte.

Diese Versteinerungen rühren aus dem Clymenienkalk von Schübelhammer und aus dem Orthoceratitenkalk von Elbersreuth im Fichtelgebirge, also aus jüngern Übergangsgebilden. (*Herm. v. Meyer.*)

PETRALIA. P. Sottana, sicilisch-neapolitanische Parlamentstadt im Demonathale und am Fuße des nebrodischen Gebirgs gelegen. Sie ist in südlicher Richtung 17 englische oder etwas über drei teutsche Meilen von Mistrella entfernt und zählt gegen 6500 Einwohner, welche sich mit Oliven- und Weinbau beschäftigen. (*Fischer.*)

PETRARCA (Francesco). Wir müssen, was wir über diesen nicht blos als Dichter, sondern, von seinen Zeitgenossen wenigstens, noch ungleich mehr als Gelehrten, als Philosophen, als Geschichtsforscher und als Staatsmann, höchst verehrten Mann zu sagen haben, mit dem auffallenden Geständniß beginnen, daß wir nicht im Stande sind, nach unserer Art zu reden, seinen Familiennamen anzugeben. Sei es, was aber freilich kaum denkbar ist, daß dieser Name nur zufällig weder in den Werken des Mannes selbst, noch in so vielen, zum Theil kurze Zeit nach seinem Tode, über ihn erschienenen Schriften erwähnt worden ist, sei es, was unendlich wahrscheinlicher, daß seine Familie, welche zwar zu den achtbaren, aber nicht zu den edlen [1]) gehörte, keinen eigentlichen Geschlechtsnamen geführt, wie es damals in Italien häufig und noch später auch in vielen andern Ländern Sitte war und noch ist, den Taufnamen eines Kindes mit dem Taufnamen des Vaters zu verbinden. So hieß unser Dichter Francesco, sein Vater hatte Pietro di Parenzo, d. h. Sohn des Parenzo, geheißen, und er selbst hätte also Francesco di Pietro heißen sollen. Allein nach Art der Florentiner war der Name des Vaters in schmeichelnder Diminutivform in Pietracco oder Petracco, Pietraccolo, oder lateinisch Petraccius, Petracchus, Petraccolus, Petraccha verändert worden. Lange Zeit nannte sich daher der Dichter selbst und wurde von andern, z. B. noch in dem Decret der Republik Florenz vom Jahre 1351, welches seine Zurückberufung ins Vaterland aussprach, Franciscus Petracchi, i. e. Petracchi filius, genannt. Wann und aus welchen Gründen, vielleicht nur des Wohllauts wegen, er veranlaßt wurde, diesen Namen in Petrarca, oder vielmehr Petrarcha [2]), wie er fast allgemein geschrieben wurde, zu verwandeln, ist unbekannt. Einer seiner ältesten Biographen, Dominicus Aretinus, sagt ausdrücklich: Petrarcha communiter dicitur, cum debeat dici Petraccha.

Über wenige Männer seines Jahrhunderts ist soviel geschrieben worden als über ihn. Die Schriften, in welchen sein Leben, sein Charakter, seine Werke, seine politische und literärische Thätigkeit geschildert werden, bilden eine kleine Bibliothek. Die reichste und zuverlässigste Quelle gewähren ohne Zweifel seine eignen Werke, welche in vielen Ausgaben vorhanden sind; weniger indessen die eigentlich gelehrten Arbeiten, als die überaus zahlreichen Briefe, wovon aber leider noch sehr viele in den Bibliotheken von Paris, Florenz, Rom, Turin und Mailand ungedruckt liegen, und die gedruckten weder vollkommen chronologisch geordnet, noch auch nur immer mit richtigen Überschriften und Unterschriften versehen sind, sodaß man sehr oft entdecken muß, das angegebene Datum sei falsch und der Brief an einen ganz andern Mann gerichtet, als den die Überschrift nennt. Die Herausgabe der sämmtlichen von Baldelli gesammelten Briefe wäre daher eine auch für die politische und Literärgeschichte des 14. Jahrhunderts sehr wichtige Unternehmung. Auch die Zahl der eigentlichen Biographen Petrarca's ist sehr bedeutend; die älteren indessen, weil sie fast nur die Sage ihrer Zeit ohne alle Untersuchung niedergeschrieben, sind von geringem Werthe und erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Reihe der mit immer zunehmendem Fleiße aus den Werken des Dichters und der allgemeinen Geschichte schöpfenden und kritisch sichtenden Arbeiten, ohne daß man doch trotz so vieler und so reichlich fließender Quellen sagen könnte, daß einige und grade die für uns interessantesten Verhältnisse des Dichters dadurch vollständig aufgeklärt seien. Die vollständigste Aufzählung sowol aller Ausgaben der italienischen Gedichte Petrarca's, als auch aller über ihn erschienenen Schriften, ist in Marsand's Biblioteca Petrarchesca (Milano 1826. 4.) [3]) zu finden. Alle diese Werke hier anzuführen würde zu viel Raum wegnehmen. Wir begnügen uns daher, nur die wichtigsten eigentlichen Biographen des Dichters, welche mit sehr geringen Ausnahmen bei diesem Artikel benutzt worden sind, kurz zu erwähnen.

An die Spitze aller Biographien Petrarca's müssen wir eine kleine, erst kürzlich von dem um den Petrarca höchst verdienten Advocaten, Domenico Rossetti, zu Triest, entdeckte lateinische Schrift Boccaccio's setzen. Sie ist in einem Codex der Palatina zu Venedig gefunden worden und führt den Titel: De vita et moribus Domini Francisci Petrarchae de Florentia secundum *Joh. Boccaccii* de Certaldo. Es geht daraus hervor, daß sie

1) Variar. ep. 4. In qua (Florentia) majores mei, non tam fumosis imaginibus quam clara fide conspicui, longa serie senuerunt. 2) Das hinzugefügte h ist nicht leicht zu erklären. Es bleibt nämlich zweifelhaft, ob er es in spätern Jahren, als er eine, wenn auch nur geringe, Kenntniß des Griechischen erwarb, seinem Namen, um ihm eine griechische Endigung zu geben, beigefügt; oder ob es nicht vielmehr geschehen, um die Aussprache für alle Casus zu fixiren. Ohne h hätten die Italiener Petrarcae Petrartsche gesprochen, und nur durch das hinzugefügte h wurde die dem Nominativ analoge Aussprache Petrarke gesichert. Dieser Vermuthung steht indessen wieder die allgemein dem Petrarca selbst beigelegte Grabschrift entgegen, in welcher Petrarcae mit parce und arce, also artsche gesprochen reimt; und in dieser Stelle wenigstens müßte man daher die uns gewöhnlichere Form Petrarcae beibehalten. Ein weitläufiges Gerede über die Form dieses Namens ist zu finden in Petrarca redivivus von Tomasini (p. 246–270).

3) Vergl. *Rossetti*, Raccolta per la bibliografia del Petrarca. (Trieste 1834.)

nach 1343 und vor 1348 zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo Boccaccio noch nicht die persönliche Bekanntschaft Petrarca's gemacht hatte; sie redet daher im Präsens von ihm, ist natürlich unvollständig und mehr ein Erguß der Bewunderung als eine eigentliche Biographie. Ein zweites Manuscript dieses Werks ist in einer breslauer Bibliothek entdeckt worden. Es ist von einem sonst unbekannten Augustinermönch, Fra Pietro de Castelletto, welcher das Werk dadurch zu dem seinigen zu machen sucht, daß er erstlich fast die ganze Arbeit Boccaccio's abschreibt, dann, um sie fortzusetzen, ein Bruchstück aus der Leichenrede des Bonaventura de Peragua auf Petrarca aufnimmt, zuletzt wieder zum Boccaccio zurückkehrt und die von diesem angefangene Liste der Werke Petrarca's vervollständigt. Beide Werke hat Rossetti zuerst herausgegeben [4]), es ist aber für das Leben Petrarca's nichts daraus zu lernen.

Nächst diesem Werke sind die eigentlichen, aber, wie schon gesagt, ganz unkritischen Biographen Petrarca's folgende:

Dominicus Bandini aus Arezzo, daher gewöhnlich Dom. Aretinus genannt (gest. etwa 1415), hat das Leben Petrarca's in seinem Fons memorabilium und zwar im 5. Buche, welches De viris claris virtute vel vitio handelt, beschrieben. Mehus hat es im ersten Bande seiner Vita Ambrosii Camaldulensis p. 197 abdrucken lassen.

Filippo Villani, ebenfalls im Anfange des 15. Jahrhunderts gestorben. Bei *Mehus* p. 195 und bei *De Sade* Pièces justificatives. Nr. 2. Eine italienische Übersetzung davon gab Mazzuchelli (Venet. 1747. 4.) nach einem sehr abweichenden Manuscript heraus. Dies letztere ist nun auch vom Kanonikus Moreni (Florenz. 1826) unter dem Titel: Vitae Dantis, Petrarchae et Boccaccii a *Philippo Villani* scriptae herausgegeben.

Sicco Polentone, kurz nach dem Tode Petrarca's in Padua geboren, hat in seinem ums Jahr 1433 geschriebenen De illustribus linguae latinae scriptoribus auch den Petrarca angeführt. Diese kurze und ganz unbedeutende Biographie hat Mehus (p. 198) abdrucken lassen. Marsand in seiner Biblioteca Petrarchesca führt einen besondern Abdruck s. a. et l. an, vermuthlich aus dem 15. Jahrhundert. Auch Rossetti Raccolta etc. hat ihn unter Nr. 8. Tomasini hat diese Biographie in seinem Petrarca redivivus (p. 185) aber als das Werk eines Ungenannten aufgenommen.

Alle diese berichten nur ganz einfach, was man eben zu ihrer Zeit noch vom Petrarca sich erzählte, Wahres und Falsches durch einander, ohne die leiseste Spur einer eignen Nachforschung. Auch ist es auffallend, daß keiner von ihnen der Laura auch nur mit einer Sylbe erwähnt; kaum daß sie der italienischen Gedichte Petrarca's gedenken. So verschwand ihnen der Dichter vor dem Gelehrten, und so groß war die Ehrfurcht, die sein Name einflößte, daß man sein Andenken zu entweihen geglaubt hätte, wenn man von seiner Liebe oder gar von seinen Kindern geredet hätte.

Auch Coluccio Salutati (gest. 1406) hat das Leben Petrarca's geschrieben. Mehus will es noch gesehen haben, das Manuscript ist aber seitdem verloren gegangen. Der erste, welcher der Laura, wenn auch sehr oberflächlich und nicht ohne bedeutende Irrthümer, erwähnt, ist der Anonymus, dessen italienisch geschriebenes Leben Petrarca's in der seltenen römischen Ausgabe der Gedichte Petrarca's von 1471 abgedruckt und dann von Marsand in seine Biblioteca Petrarchesca aufgenommen worden ist. Es muß aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sein.

Paulus Vergerius, dessen lateinisches Leben Petrarca's in Tomasini (Petr. rediv. p. 175) und bei De Sade (Pièces justificatives. p. 13) abgedruckt ist, hat sich verständigerweise vorzüglich an Petrarca's Epistola ad posteritatem gehalten. Er war 1349 oder 1351 zu Capo d'Istria geboren und hat lange in Padua als Erzieher der Kinder des Francesco da Carrara gelebt. Er ist der erste, welcher die Werke Petrarca's sich genauer angesehen.

Das italienisch geschriebene Leben Petrarca's von Leonardo Bruni aus Arezzo (geb. 1370, gest. 1444), welcher erst päpstlicher Secretair und dann Kanzler der Republik Florenz wurde, ist höchst oberflächlich und unbedeutend. Es ist in Tomasini (Petr. rediv. p. 207) und dann in den Ausgaben der Gedichte 1472, 1482 und der Trionfi 1524 zu finden; zuletzt einzeln von Cinelli (Florenz. 1671) und von Redi (1672) herausgegeben.

Janotius Manettus, gest. 1459, dessen De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccatii, Mehus unter dem Titel Specimen historiae liter. florentinae (Florent. 1747.) herausgegeben [5]), ist mehr ein Lobredner als ein Biograph. Er ist nicht abgeneigt, seinem Dichter eine nie verletzte Jungfräulichkeit beizulegen, und meint daher, die italienischen Gedichte müßten wol anders verstanden werden, als gewöhnlich geschieht.

Auch Girolamo Squarciafico, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, hat ein lateinisches Leben Petrarca's geschrieben, welches theils in der Ausgabe der lateinischen Werke Petrarca's (Venet. 1503), theils in den baseler Ausgaben der sämmtlichen Werke Petrarca's zu finden ist, theils einzeln herausgegeben von Joh. Heinr. Acker. (Rudolstadt 1711. 12°.) Er hat sich ganz an seine Vorgänger, vorzüglich an Paul Vergerius, gehalten und wenig Eigenes hinzugefügt.

Als gänzlich unbedeutend müssen hier die vielen Vite del Petrarca, welche jeder Herausgeber der Gedichte glaubte schreiben zu müssen, übergangen werden, wie namentlich die von Bernardo Lapini da Siena oder Ilicinio, von Antonio da Tempo, Filelfo, Fausto da Longiano, Silvano da Venafro, Bernardino Daniello; die Vita del Petrarca in der Ausgabe von Jean de Tournes (Lyon 1545), die in der von Guglielmo Rovillio (Lyon 1551), welche größtentheils nur die Arbeit Vellutello's enthält. Ebenso beschaffen ist die von Filippe de Malbeghen bei seiner französischen Übersetzung der Gedichte (Bruxelles

4) Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio, dal D. *Domenico Rossetti di Scander*, avvocato triestino. (Trieste 1828.)

5) Bei Tomasini Petr. rediv. (p. 195) steht nur das Leben des Petrarca.

1600), endlich die bei der französischen Übersetzung von Placido Catanusi (Paris 1669) und mehre andere. Eine Ausnahme davon macht Alessandro Vellutello, welcher, wenn auch unzuverlässig und flüchtig in der Erwähnung der meisten Lebensumstände Petrarca's, doch der erste gewesen ist, der sich Mühe gegeben, das so interessante Verhältniß des Dichters zur Laura, wenn auch, wie wir sehen werden, mit geringem Glück, aufzuklären. Er war ums Jahr 1520 zweimal in Avignon und suchte aus Kirchenbüchern und Archiven sich über die Person dieser Geliebten des Dichters Aufschluß zu verschaffen. Sein Leben Petrarca's erschien zuerst einzeln (Venet. 1525. 4.), dann in den vielen Ausgaben seines Commentars. Ausführlicher noch und weit genauer hat Giovan. Andrea Gesualdo das Leben des Dichters beschrieben[6]). Ohne die Hypothese Vellutello's über die Person der Laura ganz zu theilen, ist er doch mit ihr in soweit einverstanden, daß Laura nicht in Avignon geboren und unverheirathet gewesen sei.

An Fleiß und Gründlichkeit übertrifft alle frühern das Leben Petrarca's, welches Lodovico Beccadelli, geboren 1502 zu Bologna, etwa ums Jahr 1560 geschrieben. Es ist von einem Briefe an einen Freund begleitet, worin er angibt, daß er 20 Jahre früher mehre Monate in Carpentras gewesen, Vaucluse und die Gegend vielfältig besucht und die lateinischen Werke Petrarca's fleißig gelesen habe. Er verarbeitete seine Materialien im späteren Alter, als er Erzbischof von Ragusa geworden. Es wurde zuerst abgedruckt in Tomasini Petrarca rediv. (p. 213) und dann in der Cominianischen Ausgabe der Gedichte von 1722 und noch oft in späteren Ausgaben von 1732, 1739, 1756, 1768, 1774, 1775 und 1787.

Der schon oft erwähnte Filippo Tomasini (geb. zu Padua 1597) gab zuerst 1635, unter dem Titel: Petrarca redivivus, eine sehr unbedeutende Lebensbeschreibung des Dichters und der Laura heraus, worin er sich der Meinung Vellutello's über die Letztere anschloß. Später wurde er durch einen Brief des Joseph Maria Suarez, Bischofs von Vaisson, und durch einen Edelmann aus Avignon, Richard de Sade, welcher Letztere behauptete, Laura habe seiner Familie angehört, in seiner Meinung wankend gemacht, sodaß er in der neuen Ausgabe seines Petrarca rediv. von 1650 (p. 108) die Sache unentschieden läßt. In diese neue Ausgabe hat er noch, und das ist das einzige Verdienst dieses Werkes, mehre ältere, zum Theil bis dahin ungedruckte Leben des Petrarca aufgenommen, nämlich das des Paulus Vergerius, eines Anonymi (Sicco Polentone), des Gianozzo Manetti, des Lionardo Aretino und des Beccadelli.

Mehr ein Panegyrikus als eine Biographie ist das kleine sehr seltene Buch *Francisci Petrarcae* literarum phoenicis ac parentis vita. scriptore *Andrea Schroderen*, juris perito. S. l. 1622 (47 Seiten. 4.). Es ist fast ganz aus Stellen aus den Briefen und den andern Werken Petrarca's fleißig genug zusammengestellt.

---

6) Zuerst in der ersten Ausgabe seines Commentars. (Venet. 533. 4.)

Ein sehr ausführliches Leben Petrarca's soll sich nach Tiraboschi und Baldelli in der Ambrosiana und in der Riccardiana als Manuscript befinden; es wird einem Lelio de' Leli, ums Jahr 1530, einem Nachkommen des gleichnamigen Freundes Petrarca's, beigelegt.

Soweit die ältern Biographen. Unter den Neuern verdienen folgende Erwähnung.

Der bekannte Lud. Ant. Muratori, dessen Vita del Petrarca zuerst Modena 1711 erschien; eine eines solchen Mannes unwürdige, höchst flüchtig gearbeitete, unbedeutende Schrift.

Noch unbedeutender ist die Arbeit des Pierantonio Serassi in der Ausgabe des Canzoniere von 1746.

Ganz anderer Art ist das Werk des Joseph de Bimard, Baron de la Bastie, geboren zu Carpentras und wahrscheinlich ebendaselbst 1742 gestorben. Als Mitglied der Académie des inscript. et belles lettres las er in derselben 1740 ein erstes Mémoire über das Leben des Petrarca und sandte später 1741 und 1742 noch drei andere ein zur Beendigung des ersteren; ein viertes, welches eine kritische Revision aller Werke Petrarca's enthalten sollte, ist leider nicht erschienen. Diese Arbeiten finden sich in den Mémoires de l'Acad. des incript. et belles lettres T. 24 und 27. Er ist der Erste, welcher, eigentlich ohne Vorgänger, mit großem Fleiße und gesunder Kritik sich in den Werken Petrarca's gründlich orientirte und dadurch einem sogleich zu nennenden undankbaren Nachfolger unendlich vorgearbeitet hat. Der Ernst, die Würde und die Präcision seiner Darstellung verdienen das größte Lob, und es ist viel zu wenig gesagt, wenn wir seine Arbeit nur unendlich weit über alle frühern setzen. Seine Localkenntniß, da er einen großen Theil seines Lebens in den Gegenden zugebracht, wo Petrarca sich so oft aufgehalten, kommt ihm dabei nicht wenig zu statten.

Ein uns nicht zu Gesicht gekommenes Leben Petrarca's von Luigi Bandini (Florenz 1748) soll nach Baldelli genaue Untersuchungen über die Vorfahren Petrarca's enthalten, sonst aber mager und verworren sein.

Wir kommen nun auf den Mann, welcher allerdings mit bewunderungswürdigem Fleiße, aber auch mit unerträglicher Anmaßung und wahrhaft geckenhafter Eitelkeit alle seine Vorgänger und vorzüglich den trefflichen de la Bastie schnöde verachtend das weitläufigste und in vieler Hinsicht sehr brauchbare Werk über den Petrarca geschrieben. Es ist dies der Abbé De Sade aus Avignon, dessen Mémoires pour la vie de Pétrarque. (Amsterdam 1764. 3 vol. 4.) erschienen. Sein Hauptzweck war dabei, wie er selbst gesteht, der Welt und vorzüglich den Italienern zu zeigen, daß man bis auf ihn das Leben Petrarca's und vor allen die Person der Laura noch gar nicht gekannt habe. Seine nichts weniger als unumstößlichen Beweise in dieser letztern Hinsicht werden wir weiter unten kennen lernen.

Daß er von einem Vorgänger wie de la Bastie getragen und durch fleißiges Erforschen vieler, besonders in den pariser Bibliotheken noch ungedruckt ruhenden Briefe Petrarca's, mehre Lebensumstände des Dichters genauer erkannt, einige neue Thatsachen gefunden, andere berichtigt,

soll ihm nicht streitig gemacht werden. Aber bei alle dem hat ihn die Eitelkeit, seiner Familie die Ehre zu vindiciren, daß Laura ihr angehört habe, und der widrige frivole Geist der Zeit, in welcher er lebte, zu manchen gewagten und verkehrten Schlüssen und zu einer im Ganzen faden und witzelnden Darstellung verleitet. Dabei enthält das weitschweifige Werk zwar viel Unnützes und ganz Fremdartiges, läßt aber dagegen vieles andere, wie z. B. über noch ungedruckte Werke Petrarca's und über die Literatur seines Jahrhunderts überhaupt, vermissen [7]). Für die unglaubliche Arroganz, womit er die Italiener bei allen Gelegenheiten und vorzüglich in seinen Vorreden verhöhnt, hat ihn der gründlich gelehrte, nur fast zu bescheidene Tiraboschi im fünften Bande seiner Storia della letteratura Italiana gehörig, aber viel zu mild, zurecht gewiesen, und ihm eine nicht geringe Zahl von bedeutenden Verstößen gegen die Geschichte, die lateinische und italienische Sprache nachgewiesen. Eine andere sehr tüchtige Widerlegung von De Sade's Ansichten über Laura, von dem Lord Woodhousely, werden wir später kennen lernen.

Les vies des hommes et femmes illustres d'Italie (Paris 1767. 2 vol.), wo das Leben Petrarca's sich im ersten Bande befindet, kennen wir nicht. Ginguené in seiner trefflichen Histoire littéraire d'Italie hat Beide, De Sade und Tiraboschi, fleißig benutzt und einen sehr gründlichen Artikel über unsern Dichter im zweiten Bande geliefert.

Von neuern Italienern sind außer der schon erwähnten sehr gründlichen Arbeit Tiraboschi's und dem, was sich über Petrarca von Pelli in den Elogi degli uomini illustri Toscani (Lucca 1771. 4 vol.) und in den größern Werken von Andres (Storia d'ogni letteratura), Affò (Storia de' letterati Parmigiani), Corniani (Secoli della letteratura italiana), Maffei (Storia della letteratura italiana) und sonst zerstreut findet, noch besonders zu erwähnen: *Fr. Petrarcae* vita auctore *Angelo Fabronio*. (Parma 1799. 4.) *Baldelli*, Del Petrarca e delle sue opere (Firenze 1797). Mehr rhetorische als historische Darstellung, doch mit sehr fleißiger Berücksichtigung der Chronologie: *Ambrogio Levati*, Viaggi di Fr. Petrarca (Milano 1820. 5 vol.) und mehre später anzuführende Schriften des um den Petrarca in literärisch-historischer Hinsicht höchst verdienten Domenico Rossetti zu Triest. Ugo Foscolo's Essays on Petrarch (London 1823) ist in biographischer Hinsicht höchst unbedeutend.

Noch ist endlich hier ein Werk zu erwähnen, welches vielleicht einzig in seiner Art in der teutschen Literatur da steht und dies ist: Fr. Petrarca, dargestellt von Fernow, nebst dem Leben des Dichters, herausgegeben von L. Hain. (Altenburg und Leipzig 1818.) Diese angebliche Darstellung ist aber nichts anderes als eine von Anfang bis zu Ende rein wörtliche Übersetzung einer gar nicht uninteressanten Vorlesung über den Petrarca von Mérian in Nouveaux mémoires de l'académie de Berlin, année 1786. Es mag indessen wol sein, daß Fernow dies Memoire zu irgend einem Zwecke übersetzt hatte, und daß es nach seinem Tode von dem Herausgeber für dessen Arbeit gehalten worden ist.

In der folgenden Darstellung des Lebens und der Werke Petrarca's werden wir uns, wo seine eignen Worte angeführt werden, soweit sie ausreicht, der seltenen Ausgabe seiner Briefe, Genevae apud *Crispinum* 1601. 8., mit der Bezeichnung Ed. Gen.; für andere Werke und Briefe aber der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, Basileae 1554. Fol., unter der Bezeichnung Ed. Bas. bedienen.

Francesco Petrarca ward, vermuthlich als das erste Kind seiner Ältern, einen Montag, in einer frühen Morgenstunde, am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren [8]). Das Haus, in welchem damals die Ältern wohnten, in der Straße dell' Orto gelegen, wird noch jetzt daselbst gezeigt [9]). Seine Familie, mehr, wie er selbst sagt (Var. ep. 4), durch Rechtschaffenheit als durch Adel ausgezeichnet, stammte ursprünglich aus dem kleinen Orte Ancisa, 15 Millien, etwa drei Meilen, von Florenz; doch war sie schon seit langen Jahren in der Stadt ansässig. Unter seinen Vorfahren erwähnt Petrarca mit besonderer Liebe seines Urgroßvaters, Garzo, welcher, wie der Vater Petrarca's, Notarius gewesen und 104 Jahre alt geworden. Er schildert ihn [10]) als einen zwar ungelehrten, aber geistreichen, frommen und wegen hoher Rechtlichkeit allgemein geachteten Mann. Auch seine Nachkommen, sein Sohn Parenzo und sein Enkel Petracco, waren Geschäftsmänner. Petracco namentlich Notar und in mancherlei Staatsangelegenheiten, auch Gesandtschaften gebraucht, ward endlich Secretair delle riformagioni, einer Behörde, welche die Staatscontrole führte. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und ward als ein solcher im April 1302, wie Dino Campagni erzählt [11]), zugleich mit Dante und vielen Andern verbannt. Ebenderselbe berichtet, er sei im October desselben Jahres zu einer Geldstrafe von 1000 Lire, oder zum Verluste der rechten Hand verurtheilt worden, weil er angeblich ein Document verfälscht habe. Er hat mit Dante in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, wie Petrarca in einem Briefe an Boccaccio erzählt [12]), worin er noch erwähnt, daß ihm in seiner Kindheit einst der große Dichter sei gezeigt worden. Petracco, welcher unter den Verbannten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt zu haben scheint, wie er denn als Abgeordneter derselben bei dem Cardinal Niccolo da Prato genannt wird [13]), welchem der Papst die Beilegung der florentinischen Unruhen aufgetragen, hatte sich mit seiner Frau nach Arezzo zurückgezogen und von hier aus, vermuthlich in Person,

---

7) Eine teutsche Übersetzung seines Werkes ist: Nachrichten zu dem Leben des Fr. Petrarca. (Lemgo 1774. 6 Bde.) Den wesentlichen Inhalt desselben gibt *Susanna Dobson*, The life of Petrarch. (London 1776. 2 vol., davon die sechste Auflage London 1805 2 vol. mit Kupf.) und *Levesque* in Choix de poésies de Pétrarque. (Venise 1787. 2 vol. 16.)

8) Famil. VIII, 1. Senil. XIII, 3. 9) Es ist zwar fast ganz, aber auf den alten Fundamenten, neu erbaut. *Marsand*, Biblioteca Petrarchesca. p. XX, wo auch eine Abbildung desselben und die Inschrift, welche 1810 daran gesetzt worden. 10) Ed. Gen. Famil. VI, 3. 11) Bei *Muratori*, Script. rer. ital. T. IX, p. 501. 12) Ed. Gen. Famil. XII, 12. 13) *Baldelli* p. 188.

und später Seneca, Livius und andere römische Geschichtschreiber, waren die Lieblinge, deren Werke er beständig mit Entzücken las, deren Gedanken er sich aneignete, deren historischen Inhalt er sich einprägte und in so hohem Grade sich zu eigen machte, daß alle seine Schriften, auch selbst die einfachsten Briefe, Trostschreiben und andere ähnliche bis zum höchsten Überdruß von solcher historischen Gelehrsamkeit starren[38]). Die Vorliebe für diese Studien, zu welchen später die Lectüre einiger Kirchenväter und im höheren Alter auch die der heiligen Schrift kam, begleitete denn auch den Jüngling auf die Universitäten, welche er nach dem Wunsche des Vaters besuchte, um die Rechte zu studiren und flößte ihm den entschiedensten Widerwillen gegen dieses Fach ein, indem er behauptete, er könne das wahre Recht viel besser aus den Schriften Cicero's, Seneca's und anderer erlernen und könne sich nicht mit einer Wissenschaft befreunden, von welcher er nicht einen unredlichen Gebrauch machen wolle, einen redlichen aber kaum machen könne, ohne sich den Vorwurf der Unwissenheit zuzuziehen[39]). Kaum 14 Jahre alt, etwa 1318, mußte er nach Montpellier, wo er vier Jahre zubrachte, und von da 1322 nach Bologna, wo er ebenfalls drei Jahre zwar alle Theile des Civilrechts hörte[40]), aber ohne allen Erfolg[41]). Schon in Montpellier mußte der Vater sich überzeugen, wie wenig Neigung sein Sohn für die juristischen Studien hatte. Dieser hatte schon angefangen, Schriften der Alten zu sammeln, und verbarg sie sorgfältig den Augen des Vaters. Eines Tages aber entdeckte dieser sie doch und warf sie voll Unwillens ins Feuer, bis er doch endlich von der Verzweiflung des Sohnes gerührt die Rhetorik des Cicero und einen Virgil selbst wieder den Flammen entriß und sie dem Jünglinge lächelnd reichte, jenen, wie er sagte, um ihm bei seinem Studium zu dienen, diesen zu einer seltenen Erholung des Geistes[42]). Auch der Aufenthalt in dem damals höchst blühenden Bologna[43]) war für ihn vergeblich; er weiß uns wol von seinen jugendlichen Lustbarkeiten und von einer kleinen Reise nach Venedig[44]), aber nichts Erfreuliches von seinen juristischen Studien zu sagen. Man weiß nicht einmal, bei welchen Lehrern er in Montpellier und in Bologna gehört hat. Es werden uns zwar von verschiedenen seiner Biographen als solche Giovanni Calderino und Bartolommeo d'Ossa in Montpellier, sowie Cino da Pistoja und Giovanni d'Andrea zu Bologna genannt; allein Tiraboschi[45]) findet es schon darum höchst unwahrscheinlich, weil namentlich Calderino und Giovanni d'Andrea Canonisten waren und Petrarca nirgends sagt, daß er diese Disciplin studirt habe. Von Cino aber weiß man[46]), daß er von 1322—1326, also in den Jahren, in welchen Petrarca in Bologna war, in Siena die Rechte lehrte, also weder der Lehrer Petrarca's gewesen, noch überhaupt damals einen persönlichen Einfluß auf ihn gehabt haben kann. Ja, es ist gewiß, daß er niemals Professor in Bologna gewesen ist. Wenn er daher später als ein Freund Petrarca's erscheint, und dieser namentlich seinen Tod in einem Sonette beklagt[47]), so darf man daraus nur auf eine spätere, vielleicht nicht einmal persönliche, Bekanntschaft beider schließen, aus welcher diese Freundschaft entstanden. Die ganze Sage, daß Petrarca unter Cino in Bologna studirt und von diesem sei ermuntert worden, das Studium der Rechte nicht aufzugeben, scheint am Ende auf dem notorisch apokryphischen Briefe des Cino an Petrarca zu beruhen, welchen Doni in der Prose antiche 1547 hat abdrucken lassen. Der Tod seines Vaters, welcher etwa 1326 erfolgte, und dem Petrarca die Freiheit gab, von nun an ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu folgen, veranlaßte ihn Bologna zu verlassen und nach Avignon zurückzukehren, wo bald nachher auch seine Mutter in einem Alter von 38 Jahren starb[48]). Die väterliche, ihm und seinem Bruder Gherardo zugefallene Erbschaft, wäre vielleicht nicht ganz unbedeutend gewesen (Var. ep. 28. Ed. B.), sie ward ihnen aber durch die Unredlichkeit der Testamentsvollstrecker bedeutend geschmälert, sodaß er sagt, sie hätten ihm nur ein schönes Manuscript, welches sein Vater sehr hoch gehalten, vermuthlich einen Cicero, gelassen, nicht weil sie es ihm hätten erhalten wollen, sondern weil sie, mit wichtigerer Beute beschäftigt, dies für gering geachtet[49]). In einem Alter von 22 Jahren sich selbst überlassen, ohne Vermögen, ohne Beruf, blieb dem Petrarca und seinem Bruder kaum etwas anderes übrig, als sich dem geistlichen Stande anzuschließen und wenigstens vorläufig die Tonsur zu nehmen. Ihr Leben, wie es Petrarca selbst schildert, war übrigens, wie man es von ihrem Alter und in einer Stadt wie Avignon, wo das tiefste sittliche Verderben herrschte[50]), erwarten konnte. Man muß sich billig noch wundern, daß er von ihrem damaligen Leben nichts schlimmeres als Thorheiten zu berichten hat. So erinnert er in einem Briefe an seinen Bruder[51]) diesen, wie sie in ihrer Jugend soviel Noth gehabt mit ihrer Kleidung; mit welchem Fleiß sie ihre Locken geordnet und sich dabei den Kopf so zusammengeschnürt, daß die Spuren davon am Morgen auf der Stirn zu sehen gewesen; wie sie so den Windhauch gefürchtet, der die Haare oder die Kleider hätte in Unordnung bringen können; welche Qualen ihm die allzu engen Schuhe gemacht und wie sorgfältig sie sich vor Beschmutzung derselben gehütet; wie sie überall umhergelaufen, um gesehen und bewundert zu werden; wie sie endlich mit unsäglicher Mühe Verse gemacht, um ihre Liebschaften zu besingen. Diese Thorheiten hielten ihn

38) Aus Famil. VI, 4 sieht man, daß schon die Zeitgenossen fanden, er werfe bis zur Ungebühr mit historischen Beispielen um sich. 39) Famil. XI, 4. Ad post. und sonst. 40) Ad post. 41) Senil. XV, 1. 42) Ibid. 43) Ib. X, 2. 44) Ibid. 45) Storia della letteratura italiana. Ed. romana. T. V. p. 445. 46) *Ciampi*, Vita e memorie di M. Cino da Pistoja. (Pistoja 1826.) p. 61. 84. 110.

47) Son. 71. 48) Dies ergibt sich aus einem lateinischen Gedichte auf den Tod der Mutter, welches in den baseler Ausgaben unbegreiflicherweise als Schluß einer Epistel an Jacob Colonna (p. 1338) abgedruckt ist. Er sagt darin, er habe an ihrer Bahre geweint und wolle ihr so viele Verse widmen, als sie Jahre gelebt. Es sind aber 38 Verse; ein Einfall, der uns weder sehr kindlich, noch sehr poetisch dünkt. 49) Senil. XV, 1. 50) Sine titulo ep. 18. 51) Var. 28 vom Jahre 1349. Ebenso De contemtu mundi. Dial. II. Ed. Bas. p. 385.

indessen nicht von eifriger Fortsetzung seiner Studien ab, und seine Talente, wie dieser Eifer, erwarben ihm schon damals die Freundschaft bedeutender Männer, unter welchen er besonders einen Greis und päpstlichen Secretair, Giovanni di Firenze[52]), und den Rechtsgelehrten Raimundus Superantius[53]) (Soranzo) nennt, welcher Letztere ihm bereitwillig Bücher borgte und einige sogar schenkte, namentlich die Schrift Cicero's de Gloria, welche später durch die Nachlässigkeit Convennole's und wie es scheint für immer verloren gegangen ist. Die für sein ganzes Leben wichtigste Bekanntschaft, welche er schon damals machte, war aber die verschiedener Mitglieder des mächtigen Hauses der Colonna. Diese Familie, nach einigen aus Teutschland stammend, besaß große Güter im Kirchenstaate und gehörte der ghibellinischen Partei an, wie ihre mächtigen Gegner, die Orsini, der guelfischen. Sie hatten sich den unversöhnlichen Haß Bonifaz' VIII. zugezogen, welcher sie mit List und Gewalt aller ihrer Schlösser beraubte und sich überallhin zu zerstreuen nöthigte. Unter den damals lebenden sechs Brüdern dieses Geschlechts zeichnete sich Stefano Colonna der Ältere durch seinen unerschütterlichen Muth aus[54]). Er fand, nachdem er lange umhergeirrt, eine Zuflucht in Frankreich bei Philipp dem Schönen, welcher sich mit Freuden dieser Familie in seinem Zwiste mit Bonifaz bediente. Nach dem Tode des Papstes erlangten die Colonnas ihre Würden und zum Theil auch ihre Güter wieder. Der ältere Stefano lebte in Rom und zwei seiner Brüder als Cardinäle in Avignon. Stefano selbst hatte sieben Söhne und sechs Töchter; von den Söhnen sind Stefano der jüngere als Krieger, Giovanni, der ums Jahr 1326 zum Cardinal ernannt wurde und der nachmalige Bischof von Lombès Jacopo als Freund und Beschützer Petrarca's bekannt. Dieser Letztere hatte zugleich mit Petrarca in Bologna studirt, ohne ihn damals näher gekannt zu haben. Als er, bald nach dem Abgange Petrarca's, seine Studien beendigt, nach Avignon gekommen und ungeachtet seiner Jugend zum Bischof von Lombès ernannt worden war[55]), ward er aufmerksam auf Petrarca, dessen Gestalt, Wesen und wol auch die Liebe zur Dichtkunst, womit er sich schon damals eifrig beschäftigte, ihm gefielen, und nachdem er ihn ein und das andre Mal gesprochen, foderte er ihn auf, ihn nach seinem Bisthum Lombès, am Fuße der Pyrenäen, zu begleiten, wo Petrarca nach seiner eignen Aussage den glücklichsten Sommer seines Lebens zubrachte. Petrarca kann nicht Worte genug finden, die Milde, die Würde, die Gelehrsamkeit und die Sitten dieses Mannes zu rühmen. Nachdem sie nach Avignon zurückgekommen waren, stellte der Bischof seinen jungen Freund auch seinen übrigen Brüdern und selbst seinem Vater, dem älteren Stefano, vor[56]), mit denen allen er fortan in einem sehr freundlichen Verhältniß verblieb[57]), sodaß er lange Zeit in dem Hause des Cardinals Giovanni lebte und ein so unbedingtes Vertrauen bei ihm genoß, daß, als einst der Cardinal, um den wahren Grund einer zwischen seinen Dienern vorgefallenen Streitigkeit zu erfahren, seine sämmtlichen Hausgenossen und Angehörigen versammelt hatte, und eine eidliche Aussage von allen, selbst von seinem eignen Bruder Agapitus, Bischof von Luna, foderte, er sich, als die Reihe zu schwören an Petrarca kam, mit dessen bloßem Worte begnügte[58]). Unter den Personen, welche den Bischof nach Lombès begleiteten, lernte Petrarca zwei Jünglinge kennen, welche fortan die innigsten Freunde seines Herzens wurden. Er nennt den einen Lälius, den andern Sokrates. Der erstere, eigentlich Lello, ein Römer von Geburt, ging nach dem Tode des Cardinals Giovanni Colonna nach Rom, wo er bedeutende Ämter verwaltet[59]) und von Petrarca dem Kaiser Karl IV. dringend als ein alter Freund des Hauses Colonna und als ein durch Treue, Klugheit, Beredsamkeit und jegliche Tugend ausgezeichneter Mann empfohlen wurde[60]). Er soll auch gute lateinische und italienische Gedichte geschrieben haben[61]). Er starb an der Pest 1364[62]). Der, welchen Petrarca Sokrates nennt, war ein Niederländer von Geburt[63]), ausgezeichnet durch bedeutende Kenntnisse in der Musik und höchst liebenswürdig. Er scheint Avignon nie wieder verlassen zu haben und starb daselbst 1361 (Praef. ad Senil.). Petrarca selbst gibt das Jahr 1326, das 22. seines Alters (Senil. XV, 1) als dasjenige an, in welchem er die Bekanntschaft der Colonnas machte, und der Sommeraufenthalt in Lombès fällt ins Jahr 1330. Von diesen vier Jahren berichtet uns Petrarca nichts als den einen, aber freilich wichtigsten und für sein ganzes Leben entscheidendsten, Umstand, daß er nämlich am 6. April 1327, an einem Charfreitage, oder richtiger am Todestage Christi[64]), in der ersten Morgenstunde die Geliebte seines Lebens, Laura, zum ersten Mal erblickt habe. Tag, Stunde und Jahr gibt er selbst genau an Son. 176 und Trionfo della morte,

52) Senil. XV, 6. 53) Ib. 1. 54) Ed. Bas. p. 43. 55) Nach Giov. Villani (L. X. c. 70) war er es, welcher 1328 den Muth hatte, die päpstliche Bannbulle gegen Ludwig den Baier in Rom, auf dem Platze S. Marcello öffentlich zu verlesen und anzuschlagen, während der Kaiser im Vatican war, worauf er sich zu Pferde rettete. Sein Lohn war dies sehr unbedeutende Bisthum. 56) 1331, wie aus Famil. V, 3 sich ergibt.

57) Senil. XV, 1. Famil. IV, 6. 58) Famil. V, 2. 59) Baldelli (p. 258) citirt Famil. XV, 1. Cod. Laur. 60) Famil. X, 4. 61) *Baldelli* p. 258. 62) Senil. III, 1. 63) Bei *De Sade*, Pièces justificatives Nr. 4 ein Brief Petrarca's aus einem pariser Manuscript, worin er sagt: Sokrates sei Anneae Campiniae geboren, d. h. ohne Zweifel in dem Kempenlande, noch jetzt La Campine genannt, einer Heidegegend, die heutige Grenze zwischen Holland und Belgien, oder, wie Petrarca selbst angibt, zwischen dem Rheine, Holland und Brabant, wo aber kein Ort zu finden ist, dessen Name an Annea erinnerte. Vergl. De vita solit. L. II. Sect. X. c. 1. 64) Son. 3. 48. In beiden sagt er ausdrücklich: an diesem Tage sei Christus gekreuzigt worden. Nun aber war der 6. April 1327 und 1338 nicht der Charfreitag, sondern der Montag der Charwoche. Da nun aber das jüdische Passahfest jedes Mal auf den Vollmond des Märzmonates fällt, dieser aber in jenen Jahren wirklich auf den 6. April fiel, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Petrarca, um sich den Tag, an welchem er die Geliebte zuerst gesehen, denkwürdiger zu machen, diesen Umstand, den er durch die in Avignon wohnenden Juden leicht erfahren konnte, benutzt habe, um sagen zu können, er habe sie an dem Tage gesehen, wo man wenigstens allgemein glaubte, daß der Herr gekreuzigt worden sei. Vergl. Tassoni Anmerkungen zu Son. 3 und *De la Bastie*, Mémoire. I. p. 246.

aber nicht besitzen, die eigne Lust, endlich einmal jenes Rom zu sehen, welches ihm im Glanze der Geschichte und des Christenthums der ehrwürdigste Ort der Erde schien, vielleicht auch der Wunsch, sich von seiner Liebe zu zerstreuen, veranlaßten ihn, wahrscheinlich noch Ende 1336, nach Rom zu reisen. Er machte die Reise, wie aus einigen Gedichten zu schließen ist [77]), zur See. Unmittelbar nach Rom zu gehen, erlaubten die Kriegsunruhen nicht; er blieb daher einige Wochen zu Capranica, einem Schlosse, welches dem Schwager seines Freundes, dem Orso dell' Anguillara, gehörte, von wo ihn Jacopo Colonna mit seinem Bruder, dem jüngern Stefano, in Begleitung von 100 Bewaffneten, Ende Januars 1337, abholte. In Rom selbst wohnte er auf dem Capitol, wo sich die Amtswohnung des Stefano Colonna, damals Senators von Rom, befand. In Begleitung eines in Rom lebenden Oheims seines Gönners, Giovanni di S. Vito und des Paolo Annibaldi, aus einer vornehmen Familie, den einzigen Männern, welche sich um die Alterthümer Roms bekümmerten, durchstrich er die Stadt und die Gegend, und seine Briefe an den Cardinal Colonna zu Avignon drücken seine Bewunderung aus über alles, was er dort sah und worunter sich manches befand, was seitdem verschwunden ist [78]), und zugleich seinen Unwillen über die Gleichgültigkeit der Römer für diese Denkmäler ihrer Stadt [79]). Von Rom aus erließ er auch ein zweites poetisches Schreiben an den Papst [80]), um ihn, wiewol vergeblich, zur Rückkehr nach dieser Stadt zu bewegen. Wie lange er sich in Rom aufgehalten, läßt sich nicht bestimmen. Aus einem Briefe an einen Freund [81]) und einer nach seiner Rückkehr geschriebenen Epistel an Jacopo Colonna [82]) muß man vermuthen, daß er zur See und zwar mit dem weiten Umweg um Spanien herum bis an die Küsten Englands [83]) zurückgekehrt sei. Im August 1337 war er ohne Zweifel wieder in Avignon [84]). In ebendiesem Jahre kaufte er sich in Vaucluse an. In ebendieses Jahr, und zwar in den Anfang desselben, als er noch in Rom war, fällt die Geburt eines Sohnes, Giovanni, dessen Existenz De Sade zuerst entdeckt hat. Petrarca redet nur selten und undeutlich von ihm und wir wissen daher durchaus nichts über das Verhältniß, dem dieser Sohn das Leben verdankte; doch ist es wahrscheinlich, daß die Mutter desselben dem Petrarca später auch die Tochter Francesca geboren, welche ihren Vater überlebte. Der Sohn hatte ihm viel Sorge und Noth gemacht und starb, kaum 24 Jahre alt, 1361, als er eben Hoffnung der Besserung zu geben anfing [85]). Die Geburt dieses Sohnes in einer Zeit, wo des Dichters Liebe zur Laura ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, wenn man seinen eignen gleichzeitigen Schilderungen trauen darf [86]), läßt einen tiefen Blick in seinen Charakter werfen, und zeigt, daß es ihm zwar nicht an Empfänglichkeit und Begeisterung für reine Liebe, wie für alles Edle und Große, wol aber an innerer Kraft fehlte, den von ihm bei jeder Gelegenheit, und wie oft zur Unzeit, zur Schau gestellten Grundsätzen und Ansichten gemäß zu handeln. Merkwürdig genug, und ein Beweis, wie leicht in jener Zeit solche Verirrungen selbst an Personen, welche der Kirche angehörten, wie Petrarca, genommen wurden, ist der Umstand, daß er dieses unsittlichen Verhältnisses auch nicht mit einem Worte in dem Secreto suo erwähnt, worin er doch sonst mit merkwürdiger Aufrichtigkeit die geheimsten Fehler seines Charakters enthüllt. Unter den Gründen, welche ihn bestimmten, die Einsamkeit in Vaucluse aufzusuchen, scheinen folgende die wichtigsten gewesen zu sein. Bei seiner Rückkehr von Rom fand er den Aufenthalt in Avignon, wo Habsucht, Ehrgeiz, Kriecherei und Cabalen aller Art herrschten, mehr als je unerträglich [87]); zu stolz, um sich durch niedrige Künste die Gunst der Großen zu verschaffen, auch wol verdrießlich, daß er, der von den Edelsten seiner Zeit mit der höchsten Auszeichnung behandelt wurde und dessen Dichterruhm sich schon sehr verbreitet hatte, doch bis jetzt noch wenig Vortheile dadurch erlangt hatte, glaubte er wol das verletzte Selbstgefühl, den Ehrgeiz und die Eitelkeit, die ihn rastlos nach Auszeichnung zu streben antrieben, nicht besser befriedigen, nicht sicherer zu größerem Ruhme gelangen zu können, als wenn er einen Weg einschlug, entgegengesetzt dem der gewöhnlichen Weltmenschen [88]) und ebendadurch geeignet, Aufsehen zu erregen, welcher ihm zugleich Muße und Gelegenheit gewährte, sich durch zahlreiche Schriften berühmt zu machen. Daß auch der Wunsch, durch Einsamkeit und Entfernung seine Liebespein zu mildern, etwas zu seinem Entschlusse beigetragen, wollen wir gern glauben, wenngleich er selbst bezeugt, daß es ihm damit sehr schlecht gelang [89]); unentschieden aber müssen wir es lassen, ob nicht auch vielleicht die Geburt jenes Sohnes und das dadurch doch vielleicht erregte nachtheilige Urtheil der Welt dazu beigetragen, ihm Entfernung aus jenen Verhältnissen wünschenswerth zu machen. Bei der Wahl des Orts selbst ward er wol theils durch frühere Jugendeindrücke [90]), theils durch die Nähe von Avignon (die Entfernung beträgt nur etwa drei Meilen) bestimmt, wie er denn schon, ehe er sich dort niederließ, oft jene Thäler und Berge will aufgesucht haben, um seine Seele zu beruhigen [91]). Er kaufte sich dort ein Bauernhäuschen mit zwei kleinen Gärten [92]), und hat allerdings mit den Unterbrechungen, wozu seine rastlose Unruhe ihn oft genug antrieb, einen großen Theil seines Lebens dorzugebracht und die meisten und die bedeutendsten seiner Werke dort entweder geschrieben, oder doch begon-

II, 9. Auch Boccaccio, in der oben erwähnten kleinen Schrift, war dieser Meinung.

77) Son. 51—53. 78) Famil. VI, 2. 79) In welchem Zustande die meisten Kirchen und Denkmäler. Ep. II, 5. Spes mihi etc. Vergl. Ep. II, 13. Dum memini etc. 80) Ep. I, 5. Exul inops etc. 81) Famil. III, 1. 82) Ep. I, 7. Quid faciam etc. 83) Usque ad oceani terminos circumactus. De contemtu mundi. Ed. Bas. p. 404. 84) Famil. III, 2. 85) Senil. I, 1. 2.

86) Ep. I, 7. Quid faciam etc. 87) Ad post. 88) Daß dies mehr als Vermuthung sei, geht aus seinem eignen Geständniß De contemtu mundi L. II. Ed. Bas. p. 389 hervor. 89) Ep. I, 7. 90) Senil. X, 2. 91) Famil. VIII, 3. 92) *Boccaccio*, De fontibus etc. Famil. XXIII, 8. Aus einem Manuscript der pariser Bibliothek bei *De Sade* T. I. p. 346.

und allem Fleiß, welchen der Dichter lange Zeit daran gewendet, nicht allein unvollendet und lückenhaft geblieben, sondern es zeigt auch, daß Petrarca damit etwas seine Fähigkeiten weit Übersteigendes unternommen hatte, indem es nichts als eine schleppende und hochtrabende, mit unsäglich langen Reden untermischte Erzählung der Hauptbegebenheiten aus dem Ende des zweiten punischen Kriegs enthält. Nach einer Anrufung Christi und einer Dedication an den noch lebenden König Robert, dem er 1341 einige Bruchstücke des Gedichts vorgelesen und der ihn gebeten hatte, das Werk ihm zu dediciren[33]), erzählt in den zwei ersten Büchern der Schatten des Publius Scipio seinem Sohne im Traume die Begebenheiten des Kriegs in Spanien, und verkündigt ihm den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung in Afrika und die künftigen Schicksale Roms. Im dritten Gesange wird die Entstehung Carthago's und Roms, letztere von Lälius erzählt, welchen Scipio an den Syphax geschickt hat und der im vierten auch noch von den Thaten Scipio's in Spanien berichtet. Hier ist eine bedeutende Lücke[34]), denn im fünften Gesange ist der Krieg schon ausgebrochen, Syphax schon überwunden und wir erfahren den Untergang der Sophonisbe. Von nun an folgt das Gedicht der Geschichte Schritt für Schritt. Im sechsten kehrt Hannibal aus Italien zurück; der siebente enthält die Schlacht bei Zama, der achte eine Gesandtschaft der Carthager nach Rom und den Frieden; der neunte die Rückkehr Scipio's nach Rom und seinen Triumph. Dies sollte auch nach der Anlage der Schluß des Gedichts sein; das Ziel hat der Dichter also erreicht, aber an der innern Ausarbeitung und Vollendung fehlt viel, wie schon angegeben. Welch einen unendlichen Werth er übrigens auf dies Werk gelegt, geht aus vielen Umständen hervor. Schon im Traume Scipio's verkündigt ihm der Vater, indem er die spätere Zukunft Roms schildert, es werde in den kommenden Jahrhunderten ein Jüngling ihrer beider Thaten besingen. Im neunten Gesange redet er noch viel bestimmter. Hier erzählt Ennius auf der Rückfahrt dem Scipio, es sei ihm in der Nacht vor der Schlacht von Zama der Schatten Homer's erschienen und habe ihn aufgefodert den Scipio zu besingen, zugleich aber ihm verkündigt: nach 300 Lustren werde ein Jüngling, Franciscus mit Namen, in einem geschlossenen Thale (Vaucluse) unter Lorbeeren sitzend die Thaten Scipio's in einem Gedichte, Africa genannt, verherrlichen und die Geschichte der Römer schreiben. Ja selbst seine Dichterkrönung wird vorausgesagt, und beim Triumphzuge Scipio's vergißt er nicht zu erinnern, daß auch er diesen Weg aufs Capitol gemacht. Am Schluß endlich beklagt er den Tod des Königs Robert von Neapel. Anders soll er über dieses Werk im Alter gedacht haben. Paulus Vergerius berichtet, daß, wenn in seiner Gegenwart von diesem Gedichte gesprochen worden sei, er Trauer und Unwillen geäußert habe, ja in einer Randglosse zum Schreiben Ad posteritatem will Vergerius gelesen haben, daß Petrarca sein Werk selbst verbrannt habe, was indessen doch nicht geschehen ist. Vom Verbrennen muß Petrarca indessen wol öfter gesprochen haben[35]), da auch Boccaccio in einem Briefe an den Schwiegersohn Petrarca's, Francesco da Brossano, sich ängstlich erkundigt, ob dies köstliche Werk den Flammen sei übergeben worden, wie der Verfasser oft gedroht habe[36]). Soviel ist gewiß, daß es Petrarca bei seinem Leben sorgfältig verborgen hielt, sei es, daß er es nicht in seinem unvollendeten Zustande wollte erscheinen lassen und doch nicht den Muth hatte, es zu vollenden; wie er denn in spätern Jahren sich wenig mit poetischen und fast ausschließlich mit historischen Arbeiten beschäftigte; sei es, daß der Tadel, welchen einige wider seinen Willen bekannt gewordene Verse der Afrika erfahren, ihn so sehr verdrossen, oder so ängstlich gemacht hatte, daß er die Herausgabe nicht wagte. Diese wenigen Verse, an der Zahl 34[37]), welche den Tod des Mago, Bruders des Hannibal, erzählen, und den Schluß des sechsten Buches ausmachen, hatte Petrarca einem Freunde, Barbato von Sulmona[38]), auf sein dringendes Bitten und unter der Bedingung mitgetheilt, daß sie nicht weiter bekannt würden. Sie wurden es doch, und wurden von vielen unpassend gefunden. Wie tief sich Petrarca dadurch verletzt fühlte, zeigt ein Brief an Boccaccio (Sen. II, 1), worin er äußerst empfindlich die Richtigkeit dieses Tadels auf vielen Folioseiten zu zeigen sucht[39]). Der große Ruf dieses Werks hatte schon bei Lebzeiten Petrarca's Mehre angetrieben, ihn in Gedichten zur Herausgabe aufzufodern[40]), und da er sich immer geweigert hatte, war man nach seinem Tode eine Zeit lang besorgt um das Schicksal dieses Werkes. Dominicus Aretinus sagt (*Mehus* p. 197) es sei noch nicht erschienen, und noch Filippo Villani (ib. p. 196) weiß nicht, ob es verbrannt worden sei oder nicht. Indessen hatte doch Boccaccio sogleich an den

33) Ed. Bas. p. 513. Petrarca hielt Wort, obgleich der König vor Beendigung des Werkes starb. 34) Diese Lücke hat nicht Ginguené, wie er sich rühmt, zuerst entdeckt, sondern schon Paulus Vergerius erwähnt ihrer ausführlich, und sie muß jedem auffallen, der nur eben das Gedicht liest.

35) Hatte ja doch Virgil der Äneis das nämliche Schicksal zugedacht. Vergl. Ed. Bas. p. 411. 36) Bei *Mehus* p. 205. Das Nämliche sagt auch das lateinische Gedicht Boccaccio's, an die Afrika gerichtet, worin er sie ermahnt, sich den Flammen zu entziehen und sich zu ihren Freunden in Florenz, Rom, Bologna, Paris zu flüchten, welches Rossetti (Op. min. III, 5) aus einer Handschrift der Marciana zuerst herausgegeben hat. 37) Diese 34 Verse haben ein wunderliches Schicksal gehabt. Petrarca selbst (Senil. II, 1) sagt, sie seien so verbreitet worden, daß er sie bei jedem Gelehrten gefunden. Hieraus erklärt sich, daß sie noch oft einzeln in Manuscripten vorkommen. Dies hat einen französischen Gelehrten und Herausgeber des Silius Italicus, Lefèvre de Villebrune, 1781 zu dem lustigen Irrthum verleitet, diese Verse dem 16. Buche des Silius Italicus nach dem 28. Verse einzuverleiben, als sein rechtmäßiges Eigenthum, welches Petrarca, zu dessen Zeit Niemand den Silius Italicus kannte, ihm abgeborgt und in seine Afrika plagiarisch aufgenommen habe. 38) Senil. II, 1. 39) Wie reizbar er überhaupt war und wie der geringste Tadel ihn empörte, sieht man aus Ep. III, 26. I, duce etc., worin er klagt, daß Jemand ihm vorgeworfen, eine kurze Sylbe lang gemacht zu haben. Vergl. Ep. II, 18. Sin tua etc. 40) So der florentinische Notar und Dichter Dominicus Sylvestri, dessen Verse Mehus (p. 230) anführt. Derselbe erwähnt (p. 311) eines Gedichtes des Colluccio Salutati in der Bibliothek zu Paris, welches die Überschrift führt: Collucii Pierii Salutati metra ad Petrarcam incitatoria ut Africae suae editionem proderet.

Schwiegersohn Petrarca's geschrieben [41]) und ihn um Nachricht und Mittheilung der Afrika gebeten. Es wurde für ihn eine Abschrift besorgt, die er indessen nicht mehr erhielt. Um so eifriger strebte nun Colluccio Salutati, nach Boccaccio's Tode, nach dem Besitze des Werks [42]), und Niccolò Niccoli reiste deshalb selbst nach Padua, um das Gedicht aus der Handschrift Petrarca's selbst abzuschreiben [43]). So ward die Afrika etwa 1376 nach Florenz gebracht, wo Colluccio die Absicht hatte, sie durchzusehen und dann Abschriften davon nach Paris, nach England und nach Bologna zu besorgen [44]). Dies unterblieb jedoch, weil Colluccio das Werk unvollendeter fand, als er vermuthet hatte [45]). Die Medicea zu Florenz besitzt zwei schöne Handschriften der Afrika, die eine von Fra Tedaldo, einem Franziskaner von Sta Croce und Freund Boccaccio's, eigenhändig vom Autographon Petrarca's abgeschrieben; die andere aus dem 15. Jahrhundert von Bartolomeo di S. Gimignano mit poetischen Argumenten zu jedem Gesange und vielen Erklärungen und Correcturen, welche vermuthlich von Colluccio Salutati herrühren [46]). Am Schluß enthält das Manuscript sechs Verse, welche sich sonst nirgends finden, und deren Sinn schwer zu bestimmen ist [47]). Die Abdrücke in den verschiedenen Ausgaben der Werke Petrarca's [48]) wimmeln von Fehlern. Die Afrika ist nie commentirt worden und von Übersetzungen sind nur zwei Versuche vorhanden. Die eine in ottava rima von Fabio Maretti (Venez. 1570) umfaßt die drei ersten Gesänge und ist ganz unerträglich. Die andere von einer Dame, der Gräfin Francesca Franco, die sich unter dem Namen Egle Euganea verbirgt (Padova 1776, in versi sciolti), unendlich besser als die erste, ist nicht über den ersten Gesang hinausgekommen [49]). Ein bis jetzt Ungenannter soll mit der Correctur des Textes beschäftigt sein und eine Übersetzung durch verschiedene Gelehrte beabsichtigen [50]). Von einer neuen Übersetzung von Montanari ist nur erst ein Gesang erschienen [51]).

Die Epistolae endlich oder Carmina, wie sie auch genannt werden, befinden sich in allen den oben schon angeführten Ausgaben, welche die lateinischen Gedichte überhaupt enthalten, und sind, was Correctheit des Textes betrifft, in dem traurigsten Zustande. Die Eintheilung in drei Bücher und die Vertheilung der Gedichte in diesen Büchern muß von den ersten Herausgebern herrühren; die Handschriften haben eine ganz andere Ordnung und keine Abtheilung in Bücher. Diese Gedichte von sehr verschiedenem Inhalte an viele verschiedene Personen gerichtet, gehören wie zu den anmuthigsten so auch zu den lehrreichsten Werken Petrarca's, da sie uns viele seiner Lebensumstände aufklären. Sie umfassen den Zeitraum von dem Anfange der dreißiger Jahre bis etwa zur Mitte der funfziger Jahre des Jahrhunderts; der jüngste Brief kann vielleicht 1358 geschrieben sein. Auch diese Gedichte sind erst durch die Bemühungen Rossetti's genießbar geworden; sie füllen den zweiten und dritten Band der vorhin schon erwähnten Opere minori del Petrarca.

Durch alle diese Werke, vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte und vor allen seine Africa, welche kaum begonnen schon die höchsten Erwartungen erregte, hatte sein Ruf sich überall hin verbreitet, und bald sollte er nun auch den Lohn dafür ernten, den er damals wenigstens für den höchsten hielt. Am 1. Sept. [52]) 1340 erhielt er in den Morgenstunden einen Brief vom römischen Senat, wodurch er aufgefodert wurde, die Dichterkrone in Rom zu empfangen; und an eben dem Tage, gegen Abend, traf ein Bote ein mit einer gleichen Einladung von dem Kanzler der pariser Universität, dem Florentiner Robertus de Bardis, diese Auszeichnung in Paris zu empfangen [53]). So war ihm denn ein Wunsch erfüllt, den er, wie er selbst gesteht, von Jugend an genährt hatte [54]), und der ihm, nach seinem eignen Zeugniß, vorzüglich darum so am Herzen lag, weil der Name der Lorbeerkrone (laurea) mit dem Namen der Geliebten soviel Ähnlichkeit hatte [55]). Bei der großen damals herrschenden Unkenntniß der wahren Verhältnisse des Alterthums war man überzeugt, Virgil und Horaz hätten diese Ehre empfangen, sowie auch noch spätere Dichter, namentlich Statius, und nur der traurige Zustand des sinkenden und untergehenden römischen Reiches hätte diese Sitte in Verfall kommen lassen. So war es denn natürlich, daß mit den ersten Versuchen in der neueren Dichtkunst auch der Wunsch entstand, jene vorausgesetzte Sitte wieder einzuführen, und es fehlt nicht an Beispielen von gekrönten Dichtern schon im 13. Jahrh. [56]). Hoffte doch selbst der unglückliche Dante noch einst den Tag zu erleben, wo er die Dichterkrone in seinem schönen St. Johannis Tempel empfangen würde, wo er die Weihe zum Christenthum empfangen habe [57]). Ob Petrarca wirklich geschwankt, welcher dieser Einladungen er folgen solle, lassen wir dahingestellt sein, da es für einen Mann, der ganz in Bewunderung des Alterthums lebte, dem Rom und das Capitol die heiligsten Örter auf Erden waren, wol kaum zweifelhaft sein konnte, daß die Lorbeerkrone dort zu empfangen jede andere denkbare Ehre übersteigen mußte. Dem sei, wie ihm wolle, er schrieb noch an dem Tage, an welchem

41) *Mehus* p. 205. 42) *Baldelli* p. 61. not. 43) *Mehus* p. 31. 44) Ib. p. 338. 45) Er hatte deshalb, aber vergeblich, an Francesco da Brossano geschrieben, in der Hoffnung, das oder die zwischen dem vierten und fünften Gesange fehlenden Bücher noch aufzutreiben. *Mehus* l. c. 46) *Baldelli* p. 223. 47) Bei *Mehus* p. 255. 48) Es sind ihrer sechs: 1) Venet. 1501. Fol. 2) Venet. 1503. Fol. 3) Basil. 1541. 8., enthält blos die lateinischen Gedichte. 4) Basil. 1554. Fol. 5) Basil. 1558. 8., enthält blos die lateinischen Gedichte. 6) Basil. 1581. Fol. 49) Vergl. *Rossetti* op. min. del Petr. T. I. p. XXIII, wo auch Proben von beiden Übersetzungen. 50) *Rossetti* op. min. T. III. p. VIII. 51) Saggio di traduzione della Scipiade di F. Petrarca, da *Giuseppe Ignazio Montanari*. (Pesaro 1836.)

52) De Sade, und nach ihm alle Neuere, geben den 23. August an: allein Baldelli (p. 292) versichert, in den Manuscripten stehe unter dem Briefe, welchen er an dem nämlichen Tage an den Cardinal Colonna geschrieben: ad fontem Sorgiae Kal. Sept. 53) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1251. 54) Rer. mem. L. I. in fine. Ed. Bas. p. 457. 55) De contemtu mundi. Dial. III. Ed. Bas. p. 403. 56) Vergl. *Tiraboschi* Storia etc. T. II. p. 46. 262 und T. V. p. 457. *Du Resnel*, Mémoires de l'Acad. des Inscript. T. X. 57) Parad. XXXV, 7.

die Briefe gekommen waren, an den Cardinal Colonna mit der Bitte, die Entscheidung zu übernehmen, und als diese, wie leicht vorauszusetzen war, für Rom ausgefallen, dankte er ihm auf das Freundlichste dafür und schrieb auch noch an den eben in seinem Bisthume sich aufhaltenden Bischof von Lombès, Jacopo Colonna [58]).

Auch die Canzone XII. Una donna, mag vielleicht damals entstanden sein. So glücklich sich Petrarca in diesem Augenblicke fühlen mochte, so muß doch die Erreichung dieses langgenährten Wunsches nur nach Überwindung sehr bedeutender Schwierigkeiten und Hindernisse möglich gewesen sein, wie er selbst später sich vom heil. Augustin sagen läßt [59]): „er schaudere, wenn er an die Mühe denke, die es ihn gekostet, obwol er doch von andern dabei sei unterstützt worden." Diese letzten Worte lassen wenigstens vermuthen, daß er seine Verbindungen mit mächtigen und mit gelehrten Männern emsig zur Erreichung seines Ziels benutzt habe, und daß namentlich, sowol die auch in Rom mächtige Familie Colonna, als jener Robertus de Bardis und ein gelehrter Geistlicher, Dionysius de Borgo Sti. Sepulchri, welche er auf seiner ersten Reise nach Paris kennen gelernt und wovon der letzte eben kürzlich über Avignon nach Neapel gegangen war, wo er sich der Gunst des Königs Robert in hohem Grade erfreute, wol nicht wenig dazu mögen beigetragen haben. Daß ihm aber König Robert vorzüglich zur Erlangung der Dichterkrone behilflich gewesen, gesteht er ganz offen [60]). Ebendaraus, und vielleicht auch aus dem Wunsche, jene ihm zugedachte Ehre im vollsten Maße zu genießen und dem Neide keinen Vorwand und keinen Zweifel an seiner Würdigkeit zu lassen, erklärt sich auch der etwas sonderbare Entschluß nicht geradewegs nach Rom zu gehen, sondern sich zuvor der Prüfung des für sehr gelehrt geltenden Königs Robert zu unterwerfen [61]), damit er auf dessen Zeugniß gestützt vor der ganzen Welt der Krone würdig erschiene.

Und so geschah es auch. Im Frühjahr 1341 schiffte er sich zu Marseille ein, obwol er die See fürchtete und sie nicht gut vertragen konnte [62]), und reiste auf diese Weise nach Neapel, welches er in den ersten Tagen des März erreichte. Der König, der ihn schon sonst ehrte, und dem er aufs Neue durch Dionysius de Borgo Sti. Sepulchri dringend war empfohlen worden, nahm ihn mit großer Freude auf und fand sich sehr geschmeichelt [63]), als Petrarca ihm seinen Wunsch eröffnete, die Dichterkrone nicht eher empfangen zu wollen, bis er vom Könige gehörig geprüft und derselben für würdig erklärt worden wäre. Petrarca schildert ihn nämlich als sehr gelehrt; er sei in der heiligen Schrift sehr bewandert gewesen, ein tiefer Kenner der Philosophie und der Physik, ein großer Redner; nur um die Poesie habe er sich bisher wenig bekümmert [64]). Über alle diese Gegenstände, sowie auch über Geschichte und über die Schriften der Alten [65]) hatte er während der vierzehn Tage bis drei Wochen, die er in Neapel zubrachte, viele und ausführliche Gespräche mit dem Könige, den er überdies auch noch auf Spazierritten begleitete, und was er ihm über die Poesie sagte, entflammte den König so, daß er bedauerte, dergleichen nicht früher gehört zu haben, und den Petrarca, welcher ihm einiges aus seiner angefangenen Afrika mittheilen mußte, dringend bat, ihm dies Gedicht zuzueignen [66]), welches der Dichter ihm versprach und auch, obwol der König bald nachher starb, treulich erfüllt hat. Endlich setzte der König einen Tag fest, an welchem er ihn öffentlich prüfen wollte, und da dieser erste nicht ausreichte, so wurden noch die zwei folgenden Tage hinzugenommen, nach welchen der König ihn öffentlich des Dichterlorbeers würdig erklärte [67]).

Gern hätte er es gesehen, wenn Petrarca die Krone hätte in Neapel empfangen wollen, gab indessen doch seinen Gründen nach und fertigte ihm ein feierliches Zeugniß seiner Prüfung für Rom aus [68]); ja er gab ihm das Kleid, welches er an diesem Tage trug [69]), damit Petrarca es an seinem Ehrentage anlegen möchte, und ernannte ihn noch überdies zu seinem Kapellan [70]). Nicht die königliche Majestät, nur das Alter, erklärte er ihm, könnte ihn abhalten, den Petrarca selbst nach Rom zu begleiten [71]), doch sollte ein hoher Beamter und Freund Petrarca's, auch als Dichter damals berühmt, Johannes Barrili, des Königs Stelle bei der Krönung vertreten. Dieser ward auf der Reise angegriffen und rettete sich nur mit genauer Noth, sodaß er nicht erscheinen konnte [72]). Dennoch muß wer anders, ein uns unbekannter und vermuthlich auch unbedeutender Mensch dem Petrarca vom Könige mitgegeben und bei der Feierlichkeit in Rom gegenwärtig gewesen sein, da Petrarca in seinem Briefe an den König seiner ausdrücklich erwähnt [73]). Petrarca mußte eilen nach Rom zu kommen, weil der damalige Senator, Orso dell' Anguillara (ein Schwager des Cardinals Colonna), sein Amt mit dem ersten Ostertage abgeben mußte, und doch die Krönung des geehrten Freundes vollbringen wollte. Sie fand daher am 8. April 1341, dem ersten Oster-

58) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1251 sq. 59) De cont. mundi Dial. III. Ed. Bas. p. 403. 60) Rer. mem. L. II. in fine. Ed. Bas. p. 457. Famil. IV, 2, wo er seinem Freunde Dion. de Burgo Sti Sepulchri schreibt, er werde bald nach Neapel kommen; riefe ihn der König, desto besser; wo nicht, so werde er schon einen Vorwand finden, um den Schein zu gewinnen, als sei er gerufen. In der Ecl. X. sagt er:

——— demum me frondibus *hisdem*
Exorno: celsos poteram nec prendere ramos,
Ni sublatum humeris tenuisset maximus Argus (i. e. Robertus).

61) Ad post. 62) De laur. sum. Ed. Bas. p. 1252. Famil. V, 5 in fin. 63) Ad post.

64) Rer. mem. L. I. in fin. Ed. Basil. p. 457. 65) So beklagte er unter andern sehr, daß so viele Bücher des Livius verloren gegangen und foderte den Petrarca auf, allen Fleiß anzuwenden, einige der fehlenden wieder aufzufinden, was diesem, wie viel Mühe er sich auch gab, doch nicht gelungen ist. Ed. Bas. p. 448. 66) Ad post. Rer. mem. L. III. Ed. Bas. 513. 67) Ad post. Bei dieser Prüfung muß Boccaccio, welchen Petrarca damals noch nicht kannte, gegenwärtig gewesen sein. Gen. Deor. L. XIV. c. 22 ap. *Baldelli* vita Boccacci. p. 19. 68) Ad post. 69) Epist. II, 1. Quid mea etc. 70) Das Document darüber bei Tomasini (p. 77) und De Sade (T. III. pièces justif. Nr. 16). Die Königin Johanna ließ ihm ein gleiches ausfertigen (Ib. Nr. 17). In beiden ist wol von Ehren und Privilegien, aber mit keinem Worte von Besoldung die Rede. 71) Ed. Bas. p. 1253. 72) Ib. p. 1254. 73) Ib. p. 1254.

tage, statt. Petrarca, mit dem Kleide des Königs Robert angethan, zog in feierlicher Procession, von 15 jungen Römern aus edlen Geschlechtern begleitet, auf das Capitol, wo das Volk sich schon zahlreich, durch Trompeten zusammenberufen, eingefunden hatte. Petrarca hielt nun über einen Vers Virgil's (man weiß aber nicht, welchen) eine kurze Rede, worauf der Senator das Wort nahm und nach einer Rede ihm die Lorbeerkrone aufs Haupt setzte, unter lebhaftem Beifallrufen der versammelten Menge; zum Beschluß hielt noch der alte Stefano Colonna, das Haupt dieser mächtigen Familie, eine Lobrede auf den Petrarca. Nach vollbrachter Feierlichkeit zog man in die Peterskirche, wo Petrarca seine Krone an dem Altar aufhängen ließ [74]).

Am nämlichen Tage ward ihm ein Document über diese Handlung im Namen der beiden Senatoren, Ursus Comes Anguillariä und Jordanus de Filiis Ursi (Orsini) (Letzterer war nicht anwesend) ausgefertigt, worin ausdrücklich bemerkt ist, er wäre als Dichter und Historiker gekrönt, auch sogar bei dieser Gelegenheit zum römischen Bürger ernannt worden, und zu beiden habe das der Sitte nach gefragte römische Volk durch Acclamation seine Zustimmung gegeben [75]).

So glücklich sich Petrarca in diesem Augenblicke fühlen mochte, das lang ersehnte Ziel seiner Wünsche, auf eine so glänzende Weise, erreicht zu haben, soviel anders dachte er darüber in späteren Jahren. In einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe an Boccaccio [76]), erklärt er jenes Streben nach dem Lorbeer für eitle Ruhmsucht und eitle Kühnheit, die ihn weder gelehrter noch beredter gemacht, wol aber den Neid geweckt, den Frieden seines Lebens zerstört hätten, sodaß er seitdem die Waffen gegen immer erneuerte Angriffe fast nicht habe aus den Händen legen können. Als aber Karl IV. 1355 den Freund Petrarca's, Zanobi da Strada [77]), zu Pisa krönen ließ, scheint Petrarca doch darüber empfindlich gewesen zu sein und den Briefwechsel mit jenem abgebrochen zu haben [78]).

Nach wahrscheinlich sehr kurzem Aufenthalt in Rom eilte Petrarca den Rückweg anzutreten; allein dicht vor den Thoren Roms stieß er mit seinen Begleitern auf bewaffnete Räuber, welche ihn nöthigten, nach der Stadt zurückzukehren, sodaß er erst am folgenden Tage unter starkem Geleite seine Reise fortsetzen konnte, und bald Pisa erreichte, von wo er, durch eben den Unbekannten, welcher ihn im Namen des Königs bis dahin begleitet hatte, sowol an den König selbst als auch an seinen Freund, Barbato von Sulmona, schrieb [79]). In beiden Briefen sagt er, der Überbringer werde das Nähere berichten, und ebendiesem Umstande ist es beizumessen, daß wir von seinem Aufenthalt in Rom nur das Wenige wissen, was oben erzählt worden ist. Auf der weitern Reise machte er einen kleinen Umweg, um in Parma seinen alten Freund Azzo da Correggio zu besuchen [80]). Er hatte ihn 1335 in Avignon kennen gelernt, wo Azzo nebst dem bekannten Rechtsgelehrten Wilhelm von Pastrengo die Sache seiner Neffen, Mastino und Alberto della Scala, vor der päpstlichen Curie zu führen hatte. Die Scaligeri hatten nämlich so eben die mächtige Familie de' Rossi aus Parma verdrängt und suchten nun dieses Besitzthum, welches ein päpstliches Lehn war, gegen die Ansprüche der Rossi zu behaupten. Petrarca, welchen Azzo im Hause des Cardinals Colonna kennen gelernt hatte, übernahm die Vertheidigung der Scaligeri und benutzte zum ersten und letzten Male in seinem Leben seine Rechtskenntniß für den neuen Freund öffentlich zu reden und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß die Scaligeri die päpstliche Bestätigung erhielten. Mit offenen Armen ward daher jetzt Petrarca von Azzo und seinen drei Brüdern, Guido, Simone und Giovanni, empfangen, um so mehr als sie eben jetzt wieder seines Rathes zu bedürfen glaubten. Azzo da Correggio nämlich war eben von Neapel zurückgekehrt, wo er sowol mit dem Könige als mit Gesandten des Luchino Visconti und auf seiner Rückreise heimlich mit den Florentinern ein Bündniß geschlossen hatte, um mit ihrer Hilfe und mit der der Gonzaga von Mantua und anderer Feinde der Scaligeri die Besatzung, welche diese in Parma hatten, zu vertreiben, und sich zum Herrn der Stadt zu machen, welches er auch am 22. März 1341, während Petrarca ihn begleitete, glücklich ausführte [81]). Der Vorwand war wie gewöhnlich, er wolle sein Vaterland befreien, und es muß eingeräumt werden, daß er und seine Brüder anfänglich wenigstens das Regiment mit großer Milde und Gerechtigkeit führten [82]). Zu allen den neuen Einrichtungen, welche

74) Ep. II, 1. — sacras mea laurea pendet ad aras; dies könnte poetischer Ausdruck sein und Squarciafico doch Recht haben, welcher sagt: Petrarca habe die Krone thoro (tholo) an den Schlußbalken oder das Gewölbe der Kirche aufgehängt. 75) Die hier erwähnten Umstände sind theils und vorzüglich aus dem gleich nach der Feierlichkeit geschriebenen poetischen Briefe Petrarca's an seinen Freund Joh. Barrili (Ep. II, 1), theils aus einem Briefe an einen andern Freund, Barbato von Sulmona in Neapel (Ed. Bas. p. 1254), theils aus dem Privilegium laureae receptae, theils endlich aus einem von Muratori (Rer. ital. script. T. XII. p. 540) aus einer Chronik von Monaldeschi genommenen Bruchstück, gezogen. Über den Tag der Krönung herrschen Widersprüche in den Angaben. Schon in dem Briefe an Jacopo Colonna (Ed. Bas. 1252) vor der Abreise nach Neapel geschrieben, ist der VI. Idus Aprilis (der 8.) als der Tag angegeben, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte; allein in dem vorhin erwähnten Briefe an Barbato wird dieser Tag als Idibus (der 13.) und im Privil. laur. recept. V. Idus (der 9.) angegeben. Diese beiden letzten Angaben sind aber evidente Schreib- oder Druckfehler, da es im Patente ausdrücklich heißt: die Feierlichkeit sei am Ostertage, und das war der 8. April, geschehen. Es gibt eine andere weitläufige Relation über diese Krönung (*De Sade* T. II. Nr. XIV.), angeblich von einem Freunde Petrarca's, Sennuccio del Bene (Epist. di Sennuccio del Bene della incoronazione di M. Fr. Petrarca [Firenze, *Marescotti* 1577. 8.]), welche aber von den tollsten Anachronismen wimmelt und das Ganze als ein Possenspiel behandelt. Schon Beccadelli ereiferte sich über diesen Betrug, welcher indessen manche spätere Schriftsteller getäuscht hat, und das Giornale de' Letterati. (T. VIII. p. 190) hat nachgewiesen, daß dieses Machwerk von einem Girolamo Marcatello, Kanonikus von Padua, herrühre, welcher es zuerst 1549 herausgab. 76) Senil. XVI, 1. Ebenso Ad post.

77) Vergl. *Matteo Villani* L. V. c. 26. 78) Vergleiche auch seine Äußerung über diese Krönung Ed. Bas. 1199. 79) Ed. Bas. p. 1252 sq. 80) Ad post. 81) *Giov. Villani* XI. c. 127. 82) Ad post. Vergl. die nicht in die Sammlung aufgenommene Canzone, Quel ch'ha nostra natura, worin er den

zu treffen waren, wünschten die Brüder den Rath und die Hilfe Petrarca's, welcher niemals den Schmeicheleien der Großen zu widerstehen vermochte, sobald er nur seine persönliche Freiheit und die Muße zu seinen Arbeiten sich dabei bewahren konnte. Er entschuldigte sich daher beim Cardinal Colonna [83]) und versprach Anfangs des Winters sich zu ihm zu begeben, was indessen erst später erfolgte. Der Aufenthalt in Parma und der Umgegend gefiel ihm bald so sehr, daß er sich ein kleines abgelegenes Haus zuerst miethete, dann kaufte [84]) und es später ganz neu aufbaute [85]), welches noch steht. Bei seinem Umherstreifen in der Gegend entdeckte er eine liebliche Waldgegend, Selva piana genannt, welche ihn so entzückte [86]), daß er, noch berauscht von seiner Krönung und ernstlich bedacht, seinen Ruhm zu behaupten, mit dem größten Eifer die Fortsetzung der Afrika unternahm [87]). Gewiß mußte es ihm auch sehr schmeicheln, daß er hier den Besuch eines alten, blinden Grammatikers [88]), d. h. eines Schulmannes, wie wir sagen würden, erhielt, welcher es als das höchste Glück seines Lebens betrachtete, den berühmten Mann noch gesehen (wie er selbst sich ausdrückte) und gesprochen zu haben. Der arme Greis war nach Neapel gekommen, in der Hoffnung, Petrarca dort zu finden: vom Könige beschenkt eilte er nach Rom, und als er den Dichter auch dort nicht fand, nach Pontremoli, seiner Heimath in Toscana, zurück. Als er aber erfuhr, daß Petrarca sich noch in Parma aufhalte, ging er, von einem Sohne und einem Schüler unterstützt, im Winter über den beschneiten Apennin, und so gelang es ihm, Petrarca zu treffen, bei welchem er drei Tage verweilte, und ihm voll Begeisterung Kopf und Hände küßte [89]). Mitten in dieser behaglichen Ruhe trafen ihn bald hinter einander die Nachrichten vom Tode dreier geliebter Freunde. Der eine Thomas von Caloria, oder von Messina, an welchen viele Briefe Petrarca's, zum Theil aber auch mit falschen Überschriften, vorhanden sind, war ein talentvoller Mann, welcher mit Petrarca in Bologna studirt hatte und sich auch einigen Ruf durch seine lateinischen Gedichte erworben hatte [90]). Er starb 1341 und in dem Briefe an dessen Bruder [91]) setzt ihm Petrarca eine sehr mittelmäßige Grabschrift in Distichen; auch erwähnt er seiner als eines Dichters in den Trionfi [92]). Der zweite Freund, welchen er in ebendiesem Jahre verlor, war sein erster Gönner, der Bischof von Lombès, Jacopo Colonna, welcher im September starb. Petrarca will, von der Nachricht seiner Erkrankung erschrocken, einen Traum gehabt haben, welcher ihm den Tod dieses geliebten Freundes in eben der Nacht verkündigte, in welcher er wirklich erfolgte [93]). Noch kurz vorher hatte ihm der Bischof in einem scherzhaften Sonette Glück gewünscht zur erlangten Dichterkrone [94]), worauf Petrarca nach dem Tode des Freundes das Antwortsonett schrieb: Pars II. p. 54 Mai non vedranno. Der Trostbrief an den Bruder des Verstorbenen, den Cardinal Giovanni Colonna [95]), ist wie alle ähnliche Schreiben Petrarca's übermäßig lang und voll Gemeinplätze. Herzlicher ist das kürzere Schreiben an seinen und des Verstorbenen Freund Lälius [96]). Der dritte Freund endlich, dessen Tod ihn in dieser Zeit betrübte, war der Bischof von Monopoli, Dionysius Robertus de Borgo Sti. Sepulchri, welchen er auf seiner ersten Reise in Paris kennen gelernt und großes Vertrauen zu ihm gefaßt hatte. Er hatte Paris 1339 verlassen, war über Avignon, wo Petrarca Umgang mit ihm hatte [97]), nach Neapel gegangen und dort vom Könige zum Bischof ernannt und in wichtigen Geschäften gebraucht worden. Er starb im Januar 1342, worüber Petrarca ein poetisches Trostschreiben an den König richtete [98]), worin er zugleich dem Verstorbenen eine Grabschrift setzte. Petrarca hatte nun beinahe ein Jahr in Parma zugebracht, als eine uns nicht näher bekannte Angelegenheit ihn nach Avignon zum Papste Clemens VI. rief. Papst Benedict XII. war den 25. April 1342 gestorben [99]), und schon am 5. Mai ward Pierre Roger, welcher Kanzler Philipp's von Valois gewesen war, zum Papste, unter dem Namen Clemens VI., erhoben. In seinem Charakter und seinem Leben bildete er einen entschiedenen Gegensatz gegen seinen Vorgänger; gutmüthig, freigebig, gebildet, ein Freund geselliger Freuden überschritt er nur allzu sehr die natürlichen Schranken seiner Stellung, und gab Veranlassung zu einem beispiellosen Sittenverderbniß seines Hofes, worüber Petrarca oft und bitter klagt [1]), obgleich er selbst sich mancher Auszeichnung von Seiten des Papstes zu erfreuen hatte und von ihm stets freundlich behandelt wurde. Die Römer, welche bei jeder neuen Papstwahl es zu erlangen hofften, daß der päpstliche Stuhl wieder nach Rom verlegt würde, sandten auch dies Mal eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der jüngere Stefano Colonna stand, an Clemens, welche diese Bitte und noch eine zweite vortragen sollte; daß nämlich das von Bonifaz VIII. eingeführte, alle hundert Jahre nur zu feiernde, Jubiläum künftig, damit möglichst jeder Christ es doch wenigstens einmal erleben könne, alle funfzig Jahre gefeiert würde. Bei einer zweiten Gesandtschaft, welche die, damals die bürgerlichen Angelegenheiten Roms leitenden, 13 buoni uomini im folgenden Jahre zu demselben Zwecke absandten, befand sich der später so berühmt gewordene Cola Rienzi als Wortführer. Die Behauptung De Sade, der überhaupt nur von Einer Gesandtschaft etwas weiß, daß die Römer den Petrarca, als den berühmtesten und beredtesten Mann seiner Zeit, zum Redner dieser Gesandtschaft ernannt hätten, ist von Papen-

---

Druck der Scaligeri und die Tugenden Azzo's mit einiger Übertreibung schildert.

83) Senil. V, 2. 84) Ad post. 85) Epist. II, 19. Si quid etc. 86) Ib. 17. Dulcis amice etc. 87) Ad post. 88) Baldelli (del Petrarca p. 71. not.) vermuthet, es sei Stramazzo da Perugia gewesen. 89) Senil. XV, 7. 90) *Mongitore*, Bibliotheca Sicula. T. II. 91) Famil. IV, 4. 5. 92) Trionfo d'amore c. IV. 93) Famil. V, 7. 94) Se le parti etc. im Anhang zum Canzoniere.

95) Famil. IV, 6. 96) Ib. 7. 97) Epist. I. 4. Si nihil etc. 98) Ib. 13. Flere libet etc. 99) Wie Petrarca von ihm dachte, s. Sine titulo I. Quid agis etc.

1) Siehe fast das ganze Buch Epist. sine titulo, vorzüglich Ep. 5. 8. 10. 11. 12. 16 und die bekannten vier Sonette 91. 105—107. Gegen Clemens VI. sind auch die Eklogen VI. und VII. gerichtet. Matteo Villani (L. III. c. 43) bestätigt das alles vollkommen.

cordt[2]) gründlich widerlegt worden. Wol befand sich Petrarca damals in Avignon und zwar, wie er selbst sagt, in Angelegenheiten Italiens, vermuthlich Parma's[3]), nicht aber als römischer Gesandter, was er, wenn es der Fall gewesen wäre, nach seiner Art gewiß oft genug in seinen Briefen und sonst erwähnt haben würde; auch machte er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Cola[4]). Hiermit fällt auch die andere Vermuthung[5]) weg, als ob er das lange Gedicht Epist. II, 5. Spes mihi etc. als mündliche Rede an den Papst bei dieser Gelegenheit gerichtet habe: er schrieb es nur, um seine eignen, wie die Wünsche der Römer dem Papst ans Herz zu legen. Wundern muß man sich aber billig über die geringe Erfindungsgabe Petrarca's, welcher in diesem Gedichte wieder, wie in den ähnlichen an Benedict XII. zu gleichem Zweck gerichteten[6]), keine andere Form zu finden weiß, als daß Rom, in der Gestalt eines verlassenen Weibes, ihren Gemahl zurückfodert und bei dieser Gelegenheit alle in ihren Mauern befindlichen Reliquien[7]) aufzählt und allen Jammer, den sie bisher erlitten, schildert, und wie ihre Tempel und Heiligthümer verfallen. Das Einzige, was, wie leicht vorauszusehen war, die Gesandten erlangten, war die Abkürzung der Jubelfrist von hundert auf funfzig Jahre. Für sein Gedicht erhielt Petrarca das Priorat von Migliarino in der Diöces von Pisa, welches ihm der Papst, wie es in der Urkunde heißt[8]), lediglich proprio motu, ohne daß Petrarca darum angehalten habe, ertheilte. In ebendiesem Jahre (1342) trat sein Bruder in den Karthäuserorden. Wir wissen zu wenig von dem Leben dieses Mannes, um mit Sicherheit die Gründe angeben zu können, welche ihn dazu bestimmten; doch scheint es allerdings, als ob der Tod einer Geliebten diesen Entschluß herbeigeführt habe[9]). Er trat in die Karthause von Montrieu, zwischen Aix und Toulon, in einer wilden, gebirgigen Gegend[10]).

Vom Ende Mai 1342 bis Anfang September 1343 blieb Petrarca theils in Avignon, theils in Vaucluse. Was uns auch De Sade von seiner in dieser Zeit aufs Neue in hellen Flammen auflodernden Leidenschaft für Laura zu sagen weiß, und welche Gedichte er auch, oft gewaltsam genug, zur Bestätigung seiner Meinung herbeizieht, daß Laura in diesem Zeitpunkte sich freundlicher als sonst erwiesen: soviel scheint wenigstens ausgemacht, daß Petrarca mit neu aufgeregter Leidenschaft auch neue Entschädigung für die Strenge Laura's gesucht und gefunden. Es ist wenigstens unendlich wahrscheinlich, daß ihm in diesem Zeitraume, etwa Anfang 1343, ein zweites Kind, seine Tochter Francesca, geboren wurde[11]). Einen späteren Zeitpunkt für die Geburt dieses Kindes kann man kaum annehmen, da er mehrmals auf das Feierlichste versichert[12]), er habe schon mehre Jahre vor dem Jubiläum (1350), vollkommner aber freilich seitdem, jeder sinnlichen Lust widerstanden und sie mit Abscheu betrachtet[13]). De Sade (T. II. p. 140) citirt aus einem Manuscripte (Famil. IX, 3) einen Brief, worin von einem Weibe die Rede sein soll, welches ihm viel Noth machte und die Ehe verlangte; vermuthlich ist das die Mutter seiner beiden Kinder[14]). Ohne diesen und die vielen noch ungedruckten Briefe Petrarca's zu besitzen, wird man über diesen dunklen Punkt wol nicht leicht zur Gewißheit kommen. Squarciafico's Bericht: die Tochter Francesca sei dem Petrarca zur Zeit, als er in seinem Linterno bei Mailand lebte, von einer Dame, aus der Familie Beccaria, geboren, ist durchaus grundlos. Petrarca kann nicht leicht vor 1355 dahin gezogen sein, und verheirathete seine Tochter 1361. Und doch will der Mann es von einem damaligen Gelehrten, Candidus December, gehört haben, dem es sein Vater, der noch mit Petrarca gelebt hatte, erzählt haben soll. Im Januar 1343 erhielt Petrarca Nachricht von dem Tode seines großen Gönners, des Königs Robert von Neapel, und wie tief ihn dieser Tod geschmerzt, wie groß seine Verehrung für diesen, doch eben nicht durchaus lobenswürdigen Fürsten gewesen, davon geben viele Briefe und Gedichte und viele Stellen in seinen übrigen Schriften Zeugniß[15]).

Fleißig wie immer vollbrachte Petrarca in diesem Jahre eins seiner bedeutendsten Werke, welches gewöhnlich De contemtu mundi L. III[16]) überschrieben ist, von ihm selbst aber Secretum suum genannt wurde, und auch wahrscheinlich erst nach seinem Tode bekannt geworden ist. Daß er es aber in diesem Jahre geschrieben, ergibt sich daraus, daß darin gesagt wird, er liebe nun Laura seit 16 Jahren[17]), und daß er von ihr als

---

2) Cola di Rienzo und seine Zeit S. 338. 3) Senil. VII, 1. Ed. Bas. p. 904. 4) Bei De Sade (T. II, 49) aus einem Manuscript. Famil. XIII, 6. 5) De Sade, Ginguené, Baldelli, Rossetti. 6) Epist. I, 2. Te cui etc. 5. Exul inops etc. 7) Und welche führt er unter andern hier an! Lac virginis; praeputium Christi; — Fragmenta vestis. Et custoditor in saecula nostra capillos; Digitum Agnetis etc. Wörtlich die nämlichen Herrlichkeiten rühmt er auch in einem viel später geschriebenen Briefe. Var. 42. Ed. Bas. p. 1036. 8) Bei *De Sade* T. III. pièces justif. p. 54. 9) Var. XX. Ed. Gen. p. 536. Vielleicht bezieht sich auch darauf Son. 70. La bella Donna. Baldelli (p. 191) citirt aus einem Manuscript der Laurentiana (Fam. XVI, 9), wo es heißt: der Tod der Geliebten habe den Bruder ex adolescenti vago et lubrico in virum stabilem atque constantem verwandelt. 10) Auf die dadurch begründete Verschiedenheit der Lebensweise beider Brüder bezieht sich Eclog. I.

11) Wenn auch nur dunkel, scheint er dies anzudeuten. De cont. mundi D. II. Ed. Bas. 390. 12) Ad post. Fam. VIII, 1. 13) Jenes (Fam. VIII, 1) schrieb er an seinem Geburtstage 1366; aus einem viel frühern Briefe, 1357, an den Jugendfreund Guido Settimo (Fam. X, 12), welcher sehr genaue Nachrichten über seine Lebensweise enthält, sieht man indessen, daß wenn er sich auch vor Verirrungen gehütet, er doch auch nach dem Jubiläum nicht frei von Anfechtungen geblieben. 14) Eine Übersetzung oder ein Auszug dieses Briefes bei *De Sade*, T. II. p. 379; er scheint aus dem Jahre 1347 zu sein. 15) Famil. IV, 3. V, 1. Eclog. II. Africa in fine. Epist. I, 1. Si mihi etc. 4. Si nihil etc. II, 6. Parthenopea etc. 7. Jam mihi etc. 8. Immemor etc. 9 Epitaphium Roberti. 11. Distrahis. Trionf. della fama. c. II. Rer. mem. L. I. Ed. Bas. 456. III, 513. 16) Ed. Bas. p. 373 sq. übersetzt von Orlandini (Siena 1517. 4. und Ven. 1520. 8.); neuerdings in *Ambrogio Levati*, Viaggi del Petrarca. T. II. p. 185. Teutsch in J. G. Müller's Bekenntnisse berühmter Männer. I. S. 25 fg. Besonders gedruckt: S. a. et l. (1472. Fol.) und Bernae (*Le Preux* 1600. 16.) 17) Ed. Bas. p. 398.

von einer noch lebenden spricht. Er erzählt in der Vorrede, es sei ihm eines Tags ein himmlisches Weib erschienen, die Wahrheit, welche den sie begleitenden heil. Augustin[18]) aufgefodert habe, den Petrarca über seine Irrthümer und Fehler aufzuklären. Dieser ist bereit dazu und so entsteht ein Gespräch zwischen Augustin und Petrarca, welches in Gegenwart der Wahrheit drei Tage hinter einander fortgesetzt wird. In dem ersten Gespräche oder Buche sucht Augustin ihn nur im Allgemeinen zu überzeugen, daß jeder selbst schuld ist an seinen Leiden; daß rechte Erkenntniß unseres Zustandes den Wunsch entzünden müsse, uns von unsrem Elend zu befreien, dieser Wunsch aber nur dann aufrichtig sei, wenn der Gedanke an den Tod jede irdische Leidenschaft aus unsrem Herzen verdrängt habe. Nach diesen etwas trivialen Gemeinplätzen der Mönchsasketik kommt Augustin nun in den folgenden Gesprächen auf die einzelnen Fehler und Leidenschaften seines Kranken zu reden und findet bald mehr oder weniger Widerstand bei ihm, welches ihm Gelegenheit gibt, mit liebenswürdiger Offenheit die geheimsten Falten des menschlichen Herzens zu erforschen und uns tiefe Blicke in den Charakter Petrarca's thun zu lassen. So ist im zweiten die Rede von Petrarca's Eitelkeit, als Schriftsteller und Dichter zu glänzen, von der Lust an den irdischen Gütern, vom Ehrgeiz, vom Zorn, von der Wollust und von einer gewissen Traurigkeit und Ekel am Leben, welche mit dem Namen Acedia bezeichnet wird. Im dritten Gespräch endlich ist zwar nur von der Liebe und von der Ruhmsucht, aber um so ausführlicher von der ersten die Rede. Aufrichtigere Geständnisse als diese hat vielleicht nie ein Mensch über sich selbst abgelegt.

Vermuthlich war es auch in diesem Jahre seines Aufenthalts in und bei Avignon, und zwar noch 1342, daß Petrarca die Bekanntschaft des Griechen Barlaam machte und einige nothdürftige Kenntniß des Griechischen durch ihn zu erlangen suchte. Barlaam war aus Seminara in Calabrien unweit Reggio gebürtig, wo damals, wie überhaupt im südlichen Italien, noch ein Theil der Bevölkerung griechischen Ursprungs war; durch seine gelehrten Kenntnisse hatte er sich zum Abte eines Klosters des heiligen Geistes in Constantinopel emporgeschwungen; aber ebenso unruhig und streitsüchtig als gelehrt sich viele Feinde gemacht[19]). Er ward 1339 vom Kaiser Andronikus III. nach Avignon gesandt, angeblich um über die Wiedervereinigung der lateinischen und griechischen Kirche zu unterhandeln, in der That aber, um vom Papste Hilfe gegen die den Kaiser bedrängenden Türken zu erlangen. De Sade[20]) glaubt fälschlich, Petrarca habe ihn schon damals nicht allein kennen gelernt, was wol möglich ist, sondern auch Griechisch von ihm gelernt, wovon sich wenigstens in den Schriften Petrarca's durchaus keine Spur vor dem Jahre 1342 findet. Barlaam, welcher unverrichteter Sache nach Griechenland zurückgekehrt war, verwickelte sich aufs Neue in spitzfindige theologische Streitigkeiten, verließ endlich Constantinopel und ging 1341 nach Neapel und von da nach Avignon, wo er 1342, und vorzüglich mit auf Petrarca's Betrieb, zum Bischof von Geraci in Calabrien ernannt wurde[21]) und dort 1348 starb. In dieser kurzen Zeit von wenigen Monaten, bis October 1342, hat Petrarca Umgang mit ihm gehabt und wirklich angefangen, Griechisch bei ihm zu lernen, wovon er indessen selbst gesteht, daß es nur sehr wenig gewesen[22]), sodaß er nicht im Stande war, den Homer im Original zu lesen[23]), und obgleich er sich rühmt, 16 Schriften des Plato zu besitzen, doch nur die lesen konnte, welche ins Lateinische übersetzt waren[24]). Später, 1358 und 1360, lernte er zwar noch einen andern calabresischen Griechen, den Leo oder Leontius Pilatus[25]), kennen, aber obwol er oft von ihm redet[26]), so sagt er doch nirgends, daß auch dieser sein Lehrer gewesen. Er ist also wol immer ein elementarius Grajus geblieben, wie er sich selbst nennt[27]), was auch daraus hervorgeht, daß, obwol er einen Homer besaß, er doch den Boccaccio so angelegentlich bat, ihm eine lateinische Übersetzung davon zu verschaffen[28]), welche er auch später erhielt; Boccaccio schickte ihm nämlich, etwa 1361, die von L. Pilatus angefertigte lateinische Übersetzung der Ilias und eines Theiles der Odyssee von seiner eignen Hand geschrieben[29]). Wie gering überhaupt damals noch die Zahl derer in Italien war, welche nicht etwa Griechisch verstanden, sondern auch nur das Bedürfniß fühlten, die Werke der Griechen kennen zu lernen, ersieht man aus einem an Homer gerichteten Briefe[30]) Petrarca's, vom Jahre 1360, welcher noch ungedruckt in einer pariser und einer mediceischen Handschrift vorhanden ist. Er führt darin solcher Griechenfreunde vier bis fünf in Florenz und Pisa, einen in Bologna, einen in Sulmona an; aber in ganz Rom gab es keinen.

Noch vor dem Ende 1343 im September mußte Petrarca abermals Avignon verlassen, um im Auftrage des Papstes und des Cardinals Colonna nach Neapel zu reisen. König Robert hatte nur zwei Enkelinnen, Johanna und Maria, die Töchter seines 1328 gestorbenen Sohnes, Karl, hinterlassen. Um sehr bedenkliche Ansprüche des Königs Karobert (Karl Robert) von Ungarn, Sohn des Karl Martel, eines älteren Bruders Robert's, auf die Krone zu beschwichtigen, hatte er schon 1333 seine älteste En-

---

18) Petrarca hatte eine große Vorliebe für Augustin. Seitdem ihm Dion. de Burgo S. Sepul. ein kleines Buch dieses Kirchenvaters, vermuthlich die Confessionen, geschenkt hatte, war dies Buch sein beständiger Begleiter auf allen seinen Reisen gewesen, und es mochte sehr abgegriffen sein, als er es im hohen Alter verschenkte. Senil. XIV, 7. 19) *Tiraboschi* V, 396. 20) T. I. 406 sq.

21) Var. Ed. Bas. p. 1102. 22) Bei Baldelli (del Petrarca p. 137) aus einem Codex. Vergl. De cont. mundi. Ed. Bas. p. 390. 23) Var. 21. Ed. Bas. Nikolaus Sigerus, welcher unter Clemens VI. eine Zeit lang als Gesandter des Kaisers in Avignon gewesen war, hatte ihm einen Homer aus Constantinopel geschickt, aber ihm sei er stumm, klagt er. 24) De ignorantia sui. Ed. Bas. p. 1162. 25) *Baldelli*, Vita del Boccaccio. p. 256. 26) Sen. III, 6. V, 4. VI, 1. XI, 9. 27) *Baldelli* del. Petr. p. 137. 28) Sen. III, 6. 29) Ib. V, 1. 2. 30) Famil. 24. Petrarca hatte die wunderliche Sitte, wenn ihm ein Werk der Alten zuerst in die Hände fiel, an den Autor einen Brief zu richten. Solcher Briefe ad quosdam ex veteribus illustribus haben wir ein ganzes Buch, welches sieben Briefe in Prosa und zwei poetische enthält. Ed. Gen. p. 657 sq. Ein Auszug aus dem hier gemeinten Briefe bei *Baldelli*, Vita del Bocc. p. 259.

die Sehnsucht nach seinem transalpinischen Helikon, wie er es nannte, ergriff, und er nun am 23. Febr. 1345, also nach etwa 14 Monaten, Parma heimlich verließ und unter großen Gefahren, wobei er in der Nacht mit dem Pferde stürzte und sich den rechten Arm beschädigte, über Scandiano und Modena nach Bologna entkam. Von hier muß er nach Verona gegangen sein, wo sein Freund Azzo da Correggio sich aufhielt. Hier fand er ein Manuscript der Briefe Cicero's ad familiares, welches ihn veranlaßte, nach seiner Gewohnheit einen Brief an Cicero zu schreiben, welcher das Datum 16. Juni 1345 trägt [47]), worin er den Cicero über seinen Wankelmuth in Beurtheilung seiner Zeitgenossen und über die Thorheit schilt, daß er, ein Philosoph, sich soviel um Staatsangelegenheiten bekümmert habe. Vermuthlich auch von hier aus schrieb er einen poetischen Brief an seinen Freund Sokrates in Avignon [48]), der ihn aufgefodert hatte, nach Avignon zurückzukommen, worin er fest entschlossen scheint dort, wo er war, zu bleiben. Dennoch finden wir ihn im November 1345 schon wieder auf dem Wege nach Frankreich [49]), wohin ihn ein uns unbekanntes Geschäft gerufen zu haben scheint [50]); und zwar nahm er seinen Weg, wegen der Unruhen in Italien, dies Mal über die Schweiz. Im December war er gewiß wieder in Avignon, wie ein zweiter an Cicero gerichteter Brief vom 19. Dec. 1345 beweist [51]). Über die Reise selbst, welche doch in jener Zeit und in solcher Jahreszeit gewiß manche Gefahr und manches Abenteuer darbieten mußte, fehlen uns alle Nachrichten. Daß er in Avignon gut aufgenommen worden, und daß überhaupt Clemens VI. ihm sehr wohlwollte, geht daraus hervor, daß er ihn, wie Petrarca mehrmals versichert, zu seinem Secretair machen wollte, auch ihm ein Bisthum angetragen hatte, welches er jedoch alles ablehnte, das erste, um nicht seine Freiheit und die Muße zu seinen Studien zu verlieren, das andere, weil er kein Amt, womit Seelsorge verbunden wäre, übernehmen wollte; er habe, sagte er, genug mit der Sorge um seine eigne Seele zu thun [52]). Im folgenden Jahre (1346) erhielt er jedoch ein Kanonikat in Parma. Der Tod des in Aversa ermordeten jungen Königs Andreas [53]) verleidete dem Bischof von Cavaillon den Aufenthalt in Neapel. Er kam Anfang 1346 nach Avignon zurück und hielt sich eine Zeit lang in seinem Bisthum und in Vaucluse auf, wo er viel mit Petrarca verkehrte. Die Frucht dieses erneuerten Umganges und ihrer gemeinschaftlichen Gespräche war das Werk De vita solitaria L. II [54]), welches Petrarca in diesem Jahre zwar geschrieben, aber erst viel später (1366) vollendet und herausgegeben hat [55]). Es ist nicht eigentlich die klösterliche Einsamkeit, von welcher hier die Rede ist, sondern vielmehr eine solche, wie sie Petrarca liebte und auch größtentheils sich zu erhalten wußte, die Stille und einsame Geschäftslosigkeit des Gelehrten im Gegensatz der Unruhe und der Zerstreuungen des Geschäftslebens in den Städten. Im ersten Buche wird nun in ziemlich bunter Unordnung das Glück des Einsamen im Vergleich mit dem Leben des Weltmanns gepriesen, und einige Einwürfe werden beseitigt. Im zweiten folgt eine unendliche Aufzählung von Allen, welche die Einsamkeit geliebt, von Adam und den Patriarchen an; alle Fromme und Kirchenväter, Päpste, Fürsten, die Braminen und Indier, die Philosophen und Dichter, Griechen und Römer werden hier in bunter Reihe aufgeführt und Rathschläge ertheilt, wie man sich in der Einsamkeit einzurichten habe, und das Lob der Einsamkeit beschließt das Werk. Ein ähnliches, De otio religiosorum L. II [56]), muß er ebenfalls um diese Zeit geschrieben haben, nachdem er seinen Bruder Gerhard in der Karthause besucht. Man hatte von ihm erwartet, daß er dort zu den Mönchen reden sollte, die Kürze der Zeit aber und die vielen freundlichen Gespräche hätten es ihm nicht erlaubt, sagt er in der Vorrede, darum wolle er ihnen nun im Zusammenhange schreiben, was er wie eine Biene aus ihren Gesprächen und ihrer Lebensweise gesammelt habe. Es sind die gewöhnlichen Gemeinplätze der Mönchsasketik, zu Gunsten eines von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Lebens.

Höchst überraschende Nachrichten, welche im Sommer 1347 aus Rom nach Avignon gelangten, regten die patriotischen Gesinnungen Petrarca's mächtig auf, und der unüberlegte Eifer, womit er sich in diese Angelegenheiten mischte, mag nicht wenig beigetragen haben, ihn gegen das Ende dieses Jahres zu einer neuen Reise nach Italien zu veranlassen. Cola Rienzi (eigentlich Niccolò di Lorenzo [57]), d. h. Sohn des Lorenzo, wovon Rienzi die Verstümmelung ist) von geringer Herkunft, aber durch Fleiß und Studium zu einiger, wenn auch nur oberflächlicher, Kenntniß des Alterthums gelangt, und von der Natur mit einem feurigen Geiste und großer Beredsamkeit ausgestattet, war schon 1343 mit unter den Gesandten der Stadt Rom an den Papst Clemens VI. gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatte Petrarca seine Bekanntschaft gemacht. Die Begeisterung Cola's für die, wenn auch wie damals ziemlich allgemein falsch aufgefaßte, Herrlichkeit des alten Roms, sein Abscheu vor den Plackereien und der tyrannischen Willkür des Adels, mußten ihm die Achtung und die Liebe Petrarca's erwerben, und es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß Cola schon damals einen Theil seiner Absichten mit Petrarca besprochen habe [58]). Er hatte damals dem Papste so wohl gefallen, daß er zum apostolischen Notarius in Rom ernannt wurde, ein Amt, welches sehr bedeutende Einkünfte gewährte. Seit längerer Zeit schon

weil er darin sagt, er habe dem Cardinal nun beinahe vier Lustren gedient, den er doch erst 1330 kennen lernte.

47) Ed. Bas. p. 780 mit der Jahrzahl 1340; in Ed. Gen. aber (p. 662) steht das richtige Datum. 48) Ep. III. 27. Ferdis amice etc. 49) Var. 36. Ed Bas.; in der Ed. Gen. ist es der 30. 50) De Sade (T. II. p. 238) führt aus einem Manuscript (Fam. 14, 4) die Worte an: Veni nuper ad curiam non sine magna causa, quae eos latuit et latebit. 51) Ed. Bas. p. 780. 52) Fam. II, 14. Var. 34. 53) Fam. 6, 5. 54) Ed. Bas. p. 256 sq. Fam. 8, 3. Einzeln s. a. et l. (1472.) F. (Bernae, *Le Preux* 1600. 16.) 55) Senil. 6, 6.

56) Ed. Bas. p. 331 sq. Fam. 8, 3 Einzeln: Bernae 1600. 16. 57) Der Familienname Gabrini, welcher ihm von Einigen beigelegt wird, findet sich in keiner Urkunde. 58) Ed. Bas. p. 596. Testis ego sibi sum, hoc quod tandem peperit, sub praecordiis habuisse, sed tempus idoneum exspectabat.

Thorheiten Rienzi's erfuhr [72]) und als er in Genua die Bestätigung dieser Nachrichten erhielt, eilte er sogleich, an den Tribun zu schreiben [73]), um ihm Vorwürfe zu machen und zu einem weisern Betragen zu ermahnen. Zugleich sieht man daraus, wie sehr Petrarca fürchtete, daß seine Feinde über ihn herfallen und ihn verspotten würden, wenn die von ihm geäußerten Hoffnungen zu Schanden würden. Er wagte es unter diesen Umständen nicht nach Rom zu gehen, wie es seine Absicht gewesen, sondern wandte sich nach Parma, welches Obizzo von Este indessen wieder an Luchino Visconti verkauft hatte. Hier erfuhr er erst den Untergang der Colonnas und bald darauf auch den gänzlichen Sturz des Tribunen, welcher vom Volke verlassen, von einer geringen Partei des Adels unter Anführung eben des Grafen Pipin von Minorbino, Pfalzgrafen von Altemura, welchen Petrarca einst aus der Gefangenschaft in Neapel befreien sollte, am 15. December herbeigeführt wurde [74]). Er rettete sich in die Engelsburg, von wo er nach einiger Zeit zum Könige von Ungarn entkam. Es möchte schwer sein, zu sagen, was Petrarca am meisten beklagte, ob den Untergang so vieler Edlen eines ihm befreundeten Geschlechtes, oder den Sturz des Rienzi. Betrachtet man aber die lebendige Theilnahme, welche er auch noch später dem unglücklichen Tribunen bezeigte und sein Benehmen gegen die noch lebenden Colonnas, so kann man kaum zweifeln, daß er seine wahre Herzensmeinung in jenen Worten ausgesprochen: keine andere Herrscherfamilie der Welt ist mir theurer, theurer aber noch ist mir die Republik, theurer Rom, theurer Italien [75]). Dem gemäß schrieb er erst spät an seinen ehemaligen Gönner, den Cardinal Johann Colonna, einen Trostbrief [76]), worin man deutlich seine Verlegenheit und die Mühe sieht, die er sich gibt, eine Trauer zu schildern, die nicht ganz aus seinem Herzen kam. Auch der bei dieser Gelegenheit an den Cardinal gerichtete poetische Trostbrief [77]) weiß keinen andern Trost aufzufinden, als daß in der alten Geschichte es unendlich viele ähnliche Unglücksfälle berühmter Familien, Städte und Reiche gegeben, welche hier alle aufgezählt werden. An den alten von ihm selbst so hoch verehrten Stefano Colonna in Rom, der nun fast alle seine Kinder verloren hatte, schrieb er gar erst am 12. September des folgenden Jahres [78]). Noch in dem nämlichen Jahre 1347 muß er zum ersten Male in Padova gewesen sein, wohin ihn der Beherrscher dieser Stadt, Jacopo da Carrara, der zwar durch Meuchelmord zur Herrschaft gelangt, aber übrigens ein die Wissenschaften liebender Mann war, schon oft dringend eingeladen hatte. Petrarca kann nicht Worte finden [79]), das Ehrenvolle seines Empfanges und seine Liebe für diesen Fürsten zu schildern, welchen er zu seinen liebsten Freunden zählte; auch erhielt er durch ihn 1348 ein Kanonikat in Padova [80]). Abwechselnd hielt er sich in dieser Zeit in Parma auf, wo er 1350 das Archidiakonat erhielt [81]) und von wo er sich in den ersten Tagen 1348 nach Verona begab, wo am 25. [82]) Januar ein furchtbares Erdbeben erfolgte, welches in Bologna, Padova, Venedig, Pisa, vorzüglich aber im äußersten Norden von Italien, in Kärnthen und Krain, sowie in Baiern unglaubliche Verwüstungen anrichtete [83]), und gleichsam der Vorbote jener bekannten fürchterlichen Pest war, welche in diesem Jahre Italien und Frankreich heimsuchte und sich in den zwei folgenden Jahren über alle Länder Europa's und bis nach Island verbreitete [84]); ja, nach Petrarca's Bericht, die nächst darauf folgenden 20 Jahre immer von Zeit zu Zeit in Italien wieder erschien; wie auch die Erdbeben noch sieben Jahre nachher häufig verspürt wurden [85]). Daß die von allen Seiten ihm zukommenden Nachrichten von den Verheerungen der Pest, welche nach einigen in Avignon allein in Zeit von drei Monaten 120,000 Menschen hinweggerafft haben soll, ihn mit Besorgniß um seine abwesenden Freunde und insbesondere um Laura erfüllten [86]), daß in einem solchen Zustande der Seele traurige Ahnungen sich in Träumen zu Bildern der Abwesenden gestalten konnten, wollen wir zwar glauben, ohne darum behaupten zu wollen, daß ihm Laura wirklich in der Nacht nach ihrem Tode im Traume erschienen sei, wie er in den Trionfi [87]) erzählt; obgleich er Ähnliches und noch viel bestimmter in einem prosaischen Briefe [88]) vom Tode seines Freundes, des Bischofs von Lombès, berichtet. Sie war am 6. April in der ersten Tagesstunde 1348 [89]) gestorben; allein bei der Schwierigkeit aller Communication in jener Zeit allgemeiner Verwirrung erhielt Petrarca die Trauerbotschaft erst am 19. Mai [90]), als er eben in Parma war, wohin er seinen Sohn zu einem dortigen Grammatiker, Gilbert von Parma [91]), zur Erziehung gebracht hatte. Wir unternehmen es nicht, den Schmerz Petrarca's über diesen Verlust zu schildern, mag er, wie Vellutello erzählt, mehre Tage ohne Nahrung zugebracht haben, oder mag er, wie ein unbekannter, aber gleichzeitiger Dominikaner [92]) von ihm sagt, der Verstorbenen so viele Seelenmessen habe lesen lassen und so viel Almosen vertheilt haben, daß er damit das schlechteste Weib aus den Klauen des Teufels hätte reißen können, das wollen wir gern auf sich beruhen lassen. Uns genügt zu wissen, daß er seine Trauer über den Tod der Geliebten in dem ganzen zweiten Theile seiner italienischen Gedichte, in den Trionfi und in der 10. und 11. Ekloge

72) Famil. 7, 5; er ist ex itinere 22. Nov. unterschrieben. 73) Fam. 7, 7. 74) *Villani* XII. c. 105. 75) Bei De Sade (T. II. p. 411) aus einer Handschrift von Fam. XI, 16. 76) Fam. 7, 13. 77) Epist. II, 15. Impia mors. 78) Fam. VIII, 1. 79) Ad post. 80) Pompeo Litta famiglie celebri. Fasc. XXII.

81) *Baldelli* p. 306. 82) Sen. X, 2. 83) *Villani* XII, c. 123. 124. 84) Boccaccio im Eingange zum Decamerone. 85) Sen. III, 1. X, 2 in fine. Fam. VIII, 7. 86) Vergl. die Son. 210—214, worin mehr oder weniger trübe Ahnungen ausgesprochen sind. 87) Trionf. della morte. c. II. 88) Fam. V, 7. 89) Son. 290. Tornami. Trionf. della morte. c. I.

L'ora prima era e'l dì sesto d'Aprile
Che già mi strinse ed or, lasso, mi sciolse.

90) Diese Angabe beruht auf der, wie wir sehen werden, sehr zuverlässigen, von Petrarca in einen Codex Virgil's geschriebenen Nachricht. In der von Marsand (Bibl. Petr. p. XXV sq.) herausgegebenen, bisher so gut wie unbekannten, Vita del Petrarca wird fälschlich der 29. Mai 1349 als der Tag angegeben, an welchem er die Nachricht erhielt. 91) Fam. VII, 17. 92) Bei *Tiraboschi* V. p. 450.

des Erzbischofs, Mr. Bontems, zuerst alle Taufregister der Umgegend von Avignon, aber vergeblich, nach Nachrichten über die Laura durchsucht; dann hätten sie alle alten Grabmäler untersucht und endlich seien sie in die Franziskanerkirche gekommen, wo sie in der ersten Kapelle zur rechten Hand, welche von der Familie De Sade gegründet worden, einen Grabstein mit verwischtem Wappen und ohne Inschrift gefunden hätten. Da nun die Mönche keine Auskunft darüber hätten geben können, so habe der Vicar den Stein aufheben lassen und man habe darunter anfänglich nichts als Erde, mit kleinen Knochen untermischt, gefunden, später aber neben einer Kinnlade ein bleiernes, mit einem Kupferdraht verschlossenes, Kästchen entdeckt, in welchem sie ein zusammengelegtes Pergament mit grünem Siegel und eine eherne Medaille gefunden, deren eine Seite leer, die andere aber eine kleine weibliche Gestalt gezeigt hätte, in der Stellung einer Frau, welche mit den Händen die Brust zu entblößen schiene, mit der Umschrift M. L. M. J. Diese Umschrift habe besagter Scève interpretirt: Madonna Laura morta jace. Dies Pergament habe ein Sonett enthalten, welches schwer zu lesen gewesen, doch habe es Scève, indem er es gegen das Licht gehalten, glücklich herausgebracht und eine Abschrift davon genommen.

Als bald darauf im September Franz I. auf der Reise nach Marseille durch Avignon gekommen und von dieser Entdeckung gehört, habe er den Stein wieder öffnen, die Büchse herausnehmen lassen und das Sonett gelesen, warauf er selbst das bekannte kleine Gedicht [15]) zu Ehren Laura's gemacht habe. Von dem im Grabe gefundenen Sonett gibt nun De Sade eine, wie er sagt, ganz genaue Abschrift, da zu seiner Zeit dies Pergament sich noch im Besitz des Abbé de Sade (er meint nämlich sich selbst) befand [16]). Es gehört wol nur wenig kritischer Sinn dazu, um hier eine Menge Schwierigkeiten und Zweifelsgründe zu entdecken, ja die ganze Geschichte für höchst apokryphisch zu halten. Zuerst muß es schon auffallen, daß keine von den namhaften Personen, welche diese ihnen so wichtige Entdeckung gemacht haben sollen, die geringste Nachricht davon ins Publicum bringt, sondern daß dies erst 17 Jahre nachher von einem Buchdrucker in Lyon geschieht. Dann muß man sich doch billig wundern, daß unterrichtete Männer erst überall sonst und nur ganz zuletzt, da ihre Nachforschungen anstellen, wo sie, wenn die Sage, daß Laura der Familie De Sade angehört habe, so allgemein war, gleich zuerst sich hätten hinwenden sollen. Sie suchen ferner in der ersten Kapelle zur rechten Hand und De Sade beweist (T. I. Note 12) daß die Kapelle der De Sade die dritte zur rechten Hand war. Die Mönche sollen keine Auskunft haben geben können über eine Grabkapelle, welche einer noch in Avignon blühenden Familie angehört. Man findet endlich die Büchse mit dem Pergament und der Medaille, und da man schon in dem Grabe der De Sade zu sein glaubt, werden die Buchstaben M. L. M. J. von Scève, Madonna Laura morta jace erklärt, ohne zu bedenken, daß doch hier ein durchaus nothwendiges Qui oder Hic fehlt. Von tausend andern möglichen Interpretationen dieser Buchstaben zu geschweigen, können diese Buchstaben vernünftiger Weise nicht diesen Sinn haben, denn die Italiener haben nie jace für giace geschrieben und das J leitet vielmehr auf jacet, also auf eine lateinische Inschrift. Nun aber setzt man wol Inschriften auf ein Grab, damit die Nachwelt den Inhalt erfahre, wer aber hat wol je eine solche Inschrift in ein Grab gelegt, wo die unendlichste Unwahrscheinlichkeit ist, daß sie je an das Tageslicht kommen werde und dabei den Stein ohne Inschrift gelassen? und welche ganz unzureichende Bezeichnung der Person geben diese Buchstaben, in einer Stadt, wo Hunderte vielleicht den Namen Laura führten? Das wollen wir gar nicht einmal erwähnen, daß es mit diesen Buchstaben und mit der ganzen Medaille wol nicht so ganz richtig sein kann, da sie, wie De Sade sagt [17]), seit 1730 sammt der Bleibüchse, die man im Kloster den Fremden sonst zeigte, verschwunden ist, und Tomassini, der zu einer Zeit schrieb, wo sie noch vorhanden war, eine ganz andere Figur und andere Buchstaben abbilden läßt. Bei ihm [18]) ist es eine bleierne nicht eherne Medaille, und die Gestalt, welche die rechte Hand auf die Brust legt, läßt mit der linken ein Band über dem Haupte flattern, worauf die Buchstaben: M. L. A. L und nicht M. J stehen, wobei in die Augen springt, wie leicht auf einer verrosteten Medaille ein A und ein M, ein L und ein I verwechselt werden konnten. Abgesehen aber von dem allen, fragen wir nur: wie soll denn diese Medaille in das Grab gekommen sein? Ist Laura, wie die Notiz im Virgil sagt, wovon nachher, an

---

15) En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce qui comprend beaucoup par renommée,
Plume, labeur, la langue et le savoir
Furent vaincus par l'aymant de l'aymée.
O gentil ame, étant tant estimée
Qui te pourra louer qu'en se taisant!
Car la parole est toujours réprimée
Quand le sujet surmonte le disant.

16) T. I. note 25.
Qui riposan quei caste e felici ossa
Di quell' alma gentile et sola in terra
Aspro 't duro sasso hor ben teco hai sotterra
El vero honor la fama e beltà. Scossa
Morte ha del verde Lauro svelta e mossa
Fresca radice e il premio di mia guerra
Di quattro lustri e più se ancor non erra
Mio pensier tristo eil chiude in poca fossa.
Felice pianta: in borgo de Avignone
Nacque e morì et qui con ella jace
La penna e'l stil, l'inchiostro e la ragione.
O delicate membra o viva face
Che ancor me cuoci e struggi, inginocchione
Ciascun prieghi il Signor te accepti in pace.
O Sexo
Morta bellezza indarno si suspira
L'alma beata in ciel vivrà in eterno
Pianga il presente e il futur secol privo
D'una tal luce: et io degli occhi e il tempo.
Jeder nur einigermaßen mit dem Italienischen vertraute Leser wird einsehen, daß diese genau nach De Sade abgeschriebenen, von groben Sprachfehlern wimmelnden, zum Theil sinnlosen Reime auch für den unwissendsten Italiener zu schlecht wären.

17) T. I. note p. 24. 18) p. 99.

ders ist es mit dem Orte, wo sie ge-
s gestehen, daß die Gedichte hierüber
hr unsichere Auskunft geben[23]); und
hauptet, sie sei in Avignon gestorben
werden wir ihm wegen der nicht abzu-
ät einer von Petrarca selbst geschriebe-
geben müssen. In der Ambrosiana näm-
n Coder des Virgil, mit dem Commen-
und einem schönen Miniaturgemälde,
nern für die Arbeit des Simon von
wird. Das Buch ist, wie Baldelli[24])
t, lange Zeit im Besitze Petrarca's ge-
dem es später seine Besitzer oft gewech-
die Ambrosiana gekommen. Es enthält
ungen, worin man die Hand Petrarca's
bt: von der nämlichen Hand findet sich
rsten, an den Deckel angeklebten, Blatte
tiz: Laura propriis virtutibus illustris
m celebrata carminibus, primum ocu-
ruit, sub primum adolescentiae meae
Domini 1327, die 6. mensis Aprilis,
Stae Clarae Avenione, hora matutina;
civitate, eodem mense Aprilis, eodem
dem hora prima, anno autem 1348, ab
illa subtracta est, quum ego forte
essem, heu fati mei nescius! rumor
per litteras Ludovici mei me Parmae
o eodem mense Majo, die 19 mane.
castissimum atque pulcherrimum in
minorum repositum est, ipso die mor-
am. Animam quidem ejus, ut de Afri-
neca, in coelum unde erat, rediisse
eo. Hoc autem ad acerbam rei memo-
quadam dulcedine scribere visum est,
m loco, qui saepe sub oculis meis re-
item nihil esse debere quod amplius
in hac vita, et effracto majori laqueo
de Babylone fugiendi, crebra horum
c fugacissimae aetatis aestimatione
Quod praevia Dei gratia facile erit,
nporis curas supervacuas, spes ina-
pectatos editus acriter et viriliter cogi-
ch manche Neuere*), namentlich Vellutello,
elche seiner Hypothese folgen, und selbst De
gen die Echtheit dieser Notiz einzuwenden
n sind, soviel muß jedem Kenner der Werke
euchten, daß uns hier seine ganze Sinnes-
, seine Ausdrücke und Lieblingsbilder un-
entgegentreten. Zum Überfluß aber hat
noch bewiesen, daß diese Notiz schon in
14. und 15. Jahrh. vorhanden ist, und bei
Buche 1795 vorgenommenen Reparatur
andern Seite des nämlichen Blattes noch
Notizen, von der nämlichen Hand, über
benheiten aus dem Leben Petrarca's zum
Vorschein gekommen, welche jeden, auch den leisesten Zweifel gegen die Authenticität dieser Notiz aufheben müssen. Was wir nun hieraus mit vollkommener Sicherheit entnehmen können, ist erstlich: daß Petrarca die Geliebte wirklich zuerst in der Clarenkirche in Avignon gesehen, während, zum Beweise, wie leicht man durch poetische Zeugnisse irre geführt werden kann, die Gedichte vielmehr auf ein erstes Zusammentreffen im Freien hätten schließen lassen[25]); und zweitens, daß sie in Avignon gestorben und in der dortigen Franziskanerkirche begraben liege, wie dies aber freilich nur sehr dunkel, und so daß man ohne diese Notiz und ohne die ausdrückliche Erklärung des Benvenuto von Imola viel eher ihr Grabmal auf dem Lande hätte suchen mögen, in der eilften Ekloge angedeutet ist[26]). Für De Sade's Meinung aber, daß Laura in Avignon geboren, dort als verheirathete Frau und Mutter von eilf Kindern gestorben sei, findet sich, wie man sieht, auch nicht die leiseste Bestätigung in dieser Notiz. Was endlich, wenn auch nur als negativer Beweis, die Richtigkeit der alten Sage von Laura's jungfräulichem Stande fast über alle Zweifel erhebt, ist Folgendes: In allen Schriften Petrarca's, in den vielen Hunderten von Gedichten, ist auch nicht eine einzige Stelle, worin er ihr eheliches Verhältniß erwähnte. Und wie wäre es doch zu begreifen, daß ein Dichter, welcher die unbedeutendsten Begebenheiten, Bewegungen und Zustände, ja Kleidung und Putz, ein unbedeutendes Augenübel seiner Geliebten als Stoff von Gedichten benutzt hat, auch nicht ein einziges Mal von ihrem Manne und ihren Kindern reden sollte; keinen Neid und keine Eifersucht in Beziehung auf den Mann, keine Furcht vor Gefahr, die ihm oder ihr von dieser Seite doch hätte drohen müssen, keine Sylbe von eilf Wochenbetten seiner Geliebten erwähnen sollte? Wie wäre es zu begreifen, daß ein Ehemann der damaligen Zeit ein solches Verhältniß, besonders wie es in der ersten Zeit der glühenden Leidenschaft Petrarca's gewesen sein muß, sollte geduldet haben, ohne daß man etwas von seinem Zorne und seiner Eifersucht erführe: denn daß doch die Liebe Petrarca's, wenigstens im Anfange seiner Leidenschaft, nach keinem andern als dem gewöhnlichen Ziel sinnlicher Liebe strebte, dafür sprechen mehr als eine Stelle in seinen Gedichten[27]). Wie sollte man es begreifen, daß auch in den nach ihrem Tode geschriebenen Gedichten, wo er sie oft redend einführt, sie mit keiner Sylbe ihrer Kinder, sondern nur des Geliebten und der auf Erden zurückgelassenen irdischen Hülle gedenkt[28])? Wie endlich es begreifen, daß in dem ernsten und höchst aufrichtigen Werke De contemptu mundi er sich vom heil. Augustin nur über die Heftigkeit seiner Lei-

0. 280 und die, wie wir sehen werden, zweifelhafte
. 24) Del Petrarca p. 177 sq. *) Bruce
ivier Vitatis.

25) Vergl. Ballata 8. Nuova angeletta. Canzone XV. Str. 6. Son. 157. Una candida. Ecloga III. Daphne ego te solam deserto in littore primum Adspexi — 26) Diese Stelle beweist beiläufig, welche Neigung selbst wahre Dichter in jener Zeit empfanden, das Einfachste durch bizarre allegorische Einkleidung zu verhüllen. 27) Sest. I et VII. Son. 58. 64. 135. Canz. IX. Str. 5. Noch viel deutlicher beschuldigt er sich selbst unreiner Absichten und der Anwendung aller Mittel, sie zu erreichen, in De contemptu mundi. Ed. Bas. p. 402. 28) Son. 261. Levommi. Trionf. della morte. c. II.

denschaft, keineswegs aber darüber tadeln läßt, daß seine Liebe einer Verheiratheten gelte und also nur Ehebruch zum Ziele haben könne? oder sollte in Petrarca's Augen dieser letzte Umstand wirklich als etwas ganz Unbedeutendes gegolten haben? Die einzige, aber freilich auch nicht zu lösende, Schwierigkeit, welche bei unserer Behauptung des unverheiratheten Standes Laura's zurückbleibt, ist die Frage: warum denn Petrarca sie nicht geheirathet hat? da doch die Gedichte Zeugniß genug geben, daß sie ihm nicht abgeneigt war, und die alte Sage, der Papst habe ihm die Erlaubniß angeboten zu heirathen und doch seine Pfründen zu behalten, wenigstens soviel beweist, daß dergleichen damals nichts Ungewöhnliches sein konnte. Das Einzige, was sich darauf antworten ließe; der Dichter habe nie ernstlich an eine Verbindung mit der Geliebten gedacht und habe, wie schon einige ältere Biographen sagen[29]), sein Phantasieleben nicht durch eine triviale Ehe zerstören wollen, würde wenigstens einen nicht unbedeutenden Schatten auf seinen Charakter werfen. Von den neueren Untersuchungen dieses Gegenstandes schließen sich die von Thomas Campbell (Life of Petrarca [London 1841.]) an De Sade an; die von Bruce Whyte (Histoire des langues romanes [Paris 1841.] T. III, chapitre 38) kommen zwar mit unserer Behauptung des jungfräulichen Standes der Laura überein, aber auf eine Weise, die wir unter keinen Umständen billigen können. Am wenigsten können wir mit dem Verfasser ein großes Gewicht auf ein von ihm entdecktes Leben Petrarca's legen, welches dem Luigi, einem Bruder des Simone Peruzzi, der ein Freund Petrarca's gewesen sein soll, beigelegt wird. Dies Leben, angeblich von einem Zeitgenossen, wimmelt von Anachronismus und den entschiedensten Unrichtigkeiten, die für einen Zeitgenossen ganz unbegreiflich wären[30]). Obwol Petrarca nach dem Tode der Laura sie wenigstens noch zehn Jahre lang[31]) besungen, so scheint doch kurze Zeit nach dem Verluste der ersten Geliebten ein anderes Weib einen, wenn auch nur flüchtigen, Eindruck auf ihn gemacht zu haben[32]), wovon ihn indessen der Tod auch dieser Zweiten bald wieder befreite[33]).

Nach dieser etwas langen, aber unvermeidlichen Abschweifung kehren wir zum Petrarca zurück, um seine späteren Lebensschicksale so kurz als möglich darzustellen. Das verhängnißvolle Jahr 1348 und die nächstfolgenden raubten ihm noch manchen seiner alten Freunde. Zuerst seinen großen Gönner, den Cardinal Giovanni Colonna, welcher 1348 zu Avignon starb[34]). Es blieb nun der fast hundertjährige Stefano Colonna noch allein zurück. In dem überaus langen, von römischen Beispielen strotzenden Trostbrief, welchen Petrarca dem Greise von Parma aus schrieb[35]), erzählt er, dieser habe ihm in Rom vor zehn Jahren vorausgesagt, er werde alle seine Kinder überleben, was nun auch eingetroffen. Im folgenden Jahre starben zwei seiner ältesten Freunde, der Kanzler der Universität Paris, Roberto de' Bardi, und vermuthlich auch in diesem Jahre Sennuccio del Bene, welcher lange der Vertraute seiner Liebe gewesen[36]). Zwei andere Freunde, Luca Christiano und Mainardo Accorso, welche gekommen waren, ihn zu besuchen, und die ihn nicht in Parma fanden, wurden auf der Reise nach Florenz im Apennin von Räubern ermordet[37]). Das Jahr 1350, in welchem, nach der Bewilligung Clemens' VI., das Jubiläum gefeiert werden sollte, rief Petrarca nach Rom. Er begab sich im Herbste dahin, nachdem er, aber vergeblich[38]), seinen Freund, Wilhelm von Pastrengo, aufgefodert, ihn zu begleiten. Auf dem Wege dahin betrat er zum ersten Mal seine Vaterstadt Florenz, in welcher er einige gelehrte Freunde erwarb. Hier war es auch, wo er Boccaccio zum ersten Male sah. Dieser, der ihn schon lange bewundert hatte, sandte ihm ein lateinisches Gedicht, ging ihm selbst entgegen, nahm ihn in sein Haus auf[39]) und schloß mit ihm eine Freundschaft, welche sich bis zum Tode Petrarca's erhielt, und wovon viele Briefe Zeugniß geben. Die andern Freunde, welche sich ihm in Florenz anschlossen, waren: der Grammatiker Zanobi da Strada und Francesco Bruni, beide später apostolische Secretarien, und Francesco di Nello, Prior der Kirche de' S. Apostoli, welchen Petrarca mit dem Namen Simonides zu bezeichnen pflegte. Auf dem Wege nach Rom hatte er das Unglück, von einem Pferde am Beine beschädigt zu werden, weshalb er lange das Bett hüten mußte und erst spät die üblichen Besuche in den Kirchen Roms leisten konnte[40]). Über den Aufenthalt in Rom selbst fehlen alle Nachrichten, nur weiß man, daß er, vermuthlich um die Langeweile seines Krankenlagers zu kürzen, einen Brief an Varro schrieb[41]), worin er versichert, daß er in seiner Jugend einiges von dessen Schriften gesehen, was seitdem vermuthlich verloren gegangen ist. Vielleicht sind auch die an Horaz gerichteten Hendekasyllaben[42]) aus dieser Zeit. Diesem Aufenthalte in Rom schreibt Petrarca es zu, daß er, obwol noch vollkommen rüstig, seitdem den Versuchungen der Sinnlichkeit nicht weiter ausgesetzt gewesen sei, ja, sie mit Abscheu betrachte[43]); womit manche spätere Äußerungen[44]) indessen im Widerspruche stehen. In Arezzo, welches er auf der Rückreise berührte, ward er von den Bürgern wie ein König empfangen[45]); man zeigte ihm das Haus, worin er geboren und welches der Besitzer nicht hatte vergrößern dürfen, und gab ihm feierlich das Geleit, als er den Ort wieder verließ[46]). Von Arezzo aus schrieb er auch einen Brief an Quinctilian[47]), dessen

29) Der Anonymus in *Marsand*, Bibl. Petrarchesca. p. XXVI. und Squarciafico. 30) Das wahre oder falsche Grabmal Laura's ist, wie alle übrige Denkmäler der Franziskanerkirche, während der Revolution zerstört worden, und Avignon besitzt jetzt auch nicht eine Reliquie mehr von ihr (Revue de Paris. [Bruxelles 1834.] T. VI. p. 133). Nach dem Convers.-Lex. s. v. Laura soll ihr Grabstein 1804 in die Hauptkirche von Avignon gebracht worden sein. 31) Son. 312. Tennemi Amor etc. 32) Canz. 23. Amor se vuoi etc. 33) Son. 230. L'ardente nodo etc. 34) Son. 229.

35) Famil. VIII, 1. 36) Son. 246. 37) Var. Ed. Gen. 38) Ep. III, 34. Tu quid agis etc. 39) Fam. XII, 12. 40) De Sade, aus einem ungedruckten Briefe an Boccaccio. T. III. p. 73. 41) Ad vir. ill. ep. V. 42) Am Schluß der Ed. Gen. der Briefe und in *Rossetti* op. min. T. III. Anhang p. 34. 43) Senil. VIII, 1. 44) Fam. X, 12. Ad Guidonem Septimum. 45) Lion. Aretino. 46) Sen. XIII, 3. 47) Ad vir. ill. Ep. VI.

Schriften er hier, aber in einer unvollständigen und zerrissenen Handschrift erhielt. Von hier ging er über Florenz[48]) nach Padua, wo er aber seinen Freund und Gönner, Jacopo da Carrara, nicht mehr fand; er war im December 1350 von einem seiner Verwandten ermordet worden. Petrarca berichtet die Umstände[49]) dieses Todes und setzte dem Ermordeten eine Grabschrift[50]). Auch mit dem Sohne Francesco blieb Petrarca bis an seinen Tod innig verbunden. Petrarca blieb bis zur Mitte des Jahres 1351 in Padua, mit Ausnahme einer kleinen Reise nach Venedig, wo er die Freundschaft des Dogen, Andrea Dandolo, gewonnen. In Padua scheint es auch gewesen zu sein, wo er den Winter benutzte, um seine Papiere zu ordnen. Mehr als tausend Gedichte und Briefe opferte er den Flammen; den Rest ordnete er einigermaßen und sendete die Sammlung der Briefe an seinen Freund Sokrates nach Avignon, die Gedichte aber an Barbato von Sulmona. Dieser Operation verdanken wir ohne Zweifel die Sammlung seiner Epistolae ad Familiares in 14 Büchern, sowie die der Variarum, derer Sine titulo und derer ad veteres illustres viros[51]), sowie andererseits die drei Bücher Carminum oder poetischer Briefe[52]). Hier in Padua war es auch, wo ihm durch Boccaccio ein feierliches Schreiben[53]) der Republik Florenz überreicht wurde, worin ihm die Zurückgabe seiner väterlichen Güter, welche die Republik an sich gekauft hatte, angekündigt und er eingeladen wurde nach Florenz zu kommen, um durch seine literärische Thätigkeit die am Ende des Jahres 1348 neu gestiftete Universität zu beleben. Seine Antwort[54]) zeigt zwar, wie sehr er sich dadurch geschmeichelt fühlte, doch muß er den Antrag später abgelehnt haben, da er nie wieder nach Florenz gekommen ist, und die Florentiner, darüber erbittert, nahmen die Schenkung wieder zurück[55]). Vermuthlich kurze Zeit vor dem Empfange dieser Einladung hatte er sich noch sehr bitter über die Ungerechtigkeit der Florentiner beschwert[56]). Von seiner gewöhnlichen Unruhe, deren er sich selbst oft beschuldigt, getrieben, vielleicht auch von dem Wunsche in vollkommener Ruhe und Abgeschiedenheit einige größere Arbeiten zu beendigen, eilte er noch im Sommer 1351 wieder nach Vaucluse, wo er etwa Ende Juni ankam. Er fand den Papst zwar älter, aber nicht weiser geworden und den Hof durch die Ernennung vieler und zum Theil 18jähriger Cardinäle, glänzender und üppiger als jemals[57]). Dennoch erwies man ihm soviel Vertrauen, daß vier Cardinäle, welchen der Papst aufgetragen hatte, über die neuen Unruhen in Rom zu berathschlagen, ihn auffoderten, sein Gutachten darüber abzugeben. Er that es in einem langen ungedruckten Briefe[58]), worin sich zwar sein gerechter Unwille gegen die Tyrannei des Adels, aber auch seine gänzliche Unfähigkeit, Zustände seiner Zeit zu erkennen und zu beurtheilen, offenbart. Er spricht als ob vom alten, noch unvermischten römischen Volke, von den Beherrschern der Welt die Rede wäre, wobei sich die Beziehungen auf die Päpste fast komisch ausnehmen. Dasselbe ungefähr wiederholte er in einem zweiten Briefe vom 25. December. Natürlich wurde von diesem Schreiben weiter kein Gebrauch gemacht. Ebenso wenig politischen Takt zeigte er aufs Neue in der Angelegenheit Rienzi's, welcher von Karl IV. als Ketzer an Clemens VI. 1351 ausgeliefert, jetzt im Gefängniß schmachtete. Er nahm sich auch jetzt seiner eifrig an und schrieb einen, freilich ganz erfolglosen, Brief[59]) an das römische Volk, worin er es ermahnt, sich seines Tribuns anzunehmen, seine Auslieferung zu verlangen, oder wenigstens ihm einen Vertheidiger zu senden. Die zunehmende Kränklichkeit des Papstes veranlaßte diesen, eine große Zahl Ärzte zu Rathe zu ziehen. Petrarca, welcher überhaupt eine geringe Meinung von den Ärzten seiner Zeit hatte, schrieb ihm und ermahnte ihn, sich nur an Einen zu halten. Dies Schreiben ward bekannt und zog ihm eine bittere Antwort von einem alten Arzte zu, worauf er durch eine verloren gegangene Schrift Insano et procaci medico antwortete[60]). Da der Streit nur heftiger wurde und seine Feinde Verleumdungen aller Art gegen ihn ausstreuten, rächte sich Petrarca durch das Buch Contra medicum quendam, Invectivarum L. IV[61]), welches, in einer höchst gereizten, leidenschaftlichen Stimmung geschrieben, wenig zu seinem Ruhme beiträgt.

Clemens VI. starb am 6. Dec. 1352 und an seine Stelle trat Innocenz VI., ein Mann von ernstem Sinn und strengen Sitten, aber, wie es scheint, von sehr geringer Bildung[62]), da er sich von einem Cardinale, einem Feinde Petrarca's[63]), hatte einreden lassen, dieser sei ein Zauberer, und zwar deshalb, weil er den Virgil lese[64]). Zehn Jahre später indessen muß er von dieser Meinung zurückgekommen sein, da er den Petrarca zu seinem Secretair machen wollte, was dieser indessen ausschlug und zwei seiner Freunde dazu in Vorschlag brachte. Sein dadurch gänzlich verändertes Verhältniß zum päpstlichen Hofe, der Verdruß, dort nicht mehr geehrt zu werden wie früher, scheint am meisten dazu beigetragen zu haben, ihm den Aufenthalt in Vaucluse und Avignon zu verleiden. Er verließ Frankreich, ohne den Papst auch nur gesehen zu haben[65]) und für immer, im Mai 1353 und kehrte nach Italien zurück[66]). Merkwürdig genug wurde bald nachher Vaucluse von Räubern überfallen, welche das Dorf und das Haus Petrarca's verbrannten, wovon sich nur ein festes Gewölbe erhielt[67]). De Sade behauptet, daß man 50 Jahre vor seiner Zeit noch einige Spu-

48) Var. V. 49) Var. Ed. Gen. Epist. XV. 50) Bei *Rossetti* op. min. T. III. Anhang p. 9. 51) Praef. ad Ep. Fam. 52) Vergl. Carm. L. I, I, welches indessen andere auf Übersendung seiner italienischen Gedichte deuten. 53) Bei *Mehus* p. 243. 54) Var. 4. 55) Dies bisher unbekannte Factum geht aus einem von Boccaccio an Petrarca geschriebenen Briefe hervor, welchen Baldelli in einem Manuscript von Siena aufgefunden. 56) Ad Zenobium Florentinum. Ep. III. 9. Dulce iter etc. 57) *M. Villani* II. c. 48. III. c. 43. 58) Bei *De Sade* III. p. 157.

59) Sine titulo IV. 60) Senil. XV, 3. 61) Ed. Bas. p. 1200 sq. Es kann indessen erst nach 1355 beendigt worden sein, da er in der Vorrede von einem Ereignisse dieses Jahres redet. 62) *M. Villani* III. c. 44. 63) Vermuthlich Bertrando del Poggetto, welcher etwa 1350 gestorben war. 64) Senil. I, 3. 65) Ib. 66) Bei dieser Gelegenheit schrieb er Epist. III, 24. Salve etc. 67) Senil. X, 2.

Antwort erfolgte. Als er nun endlich erfuhr, daß der Kaiser sich nach Italien auf den Weg gemacht, schrieb er ihm noch in Eil einen ermunternden Brief[88]), worauf denn die Einladung erfolgte, nach Mantua zu kommen. Es war am 11. December, als er hinreiste, und die Kälte von ganz ungewöhnlicher Strenge, wodurch er sich jedoch nicht abhalten ließ; er kam den 14. December in Mantua an. Der Kaiser empfing ihn überaus freundlich, behielt ihn acht Tage bei sich, unterhielt sich Tage lang mit ihm, ließ sich seinen ganzen Lebenslauf erzählen, wünschte, daß er ihm sein großes Werk de viris illustribus dediciren möchte, stritt mit ihm über die Vorzüge eines thätigen oder einsamen Lebens, wollte ihn mit nach Rom nehmen und begleitete ihn endlich bei seiner Abreise bis über Piacenza hinaus. Dies alles und die kühnen Antworten, die er dem Kaiser gegeben, hat er ausführlich in einem Briefe[89]) erzählt, wobei er nicht vergißt, an den Empfang, welchen Plato beim Dionysius gefunden, umständlich zu erinnern. Wie wenig Karl IV. den Erwartungen Petrarca's entsprach, ist bekannt genug, und darüber erbittert schrieb er ihm einen Brief von großer Kühnheit[90]), welcher indessen das gute Vernehmen zwischen ihnen nicht gestört zu haben scheint: Gerüchte, welche sich im folgenden Jahre 1355 verbreiteten, daß der Kaiser, verletzt durch das Betragen der Visconti gegen ihn, an einen neuen Zug nach Italien denke, veranlaßten eine Sendung Petrarca's an den Kaiser[91]). Er erwartete ihn erst im Sommer einen Monat lang in Basel[92]) und mußte dann, um ihn zu sprechen, nach Prag reisen, wo er sich leicht überzeugte, daß der Kaiser mit ganz andern Dingen als mit einem Kriegszuge nach Italien beschäftigt wäre. Ein unbedeutender Briefwechsel entspann sich daraus zwischen Petrarca und den Bischöfen von Prag und Olmütz, welche er am Hofe des Kaisers kennen gelernt hatte[93]), und der Kaiser schickte ihm das Diplom eines Comes Palatinus mit einer schönen goldenen Kapsel, welche letztere er indessen zurücksandte[94]). Es muß billig auffallen, daß wir weder von dieser Reise in Länder, die den Italienern so gänzlich unbekannt waren, wie auch von andern Reisen Petrarca's nach merkwürdigen Örtern so gar keine Beschreibung in seinen Werken finden. Der ungewohnte Anblick der Länder, die abweichenden Sitten der Völker, die Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Natur müssen gar keinen Eindruck auf seine Seele gemacht haben[95]). Im September, in welchem Monat er seit einiger Zeit gewöhnlich am Fieber litt, war er in Mailand zurück. Hier bewohnte er ein kleines Haus in einer abgelegenen Gegend, unweit der Kirche des heil. Ambrosius, am westlichen Ende der Stadt, und außerdem hielt er sich oft eine italienische Meile von der Stadt, in der Nähe einer Karthause[96]), auf, bei einem lieblichen Orte, Garignano genannt, welchen er sein Linternum, zuweilen auch wol scherzweise Infernum nennt. Seine Lebensweise war höchst einfach, und über die Maßen fleißig opferte er dem Schlafe nur wenige Stunden[97]); oft fand ihn die Morgenröthe noch bei der Arbeit. Eine Hauptfrucht seines Fleißes war eins seiner weitläufigsten, wenn auch nicht wichtigsten Werke, die zwei Bücher De remediis utriusque fortunae[98]), welche er für seinen alten Freund Azzo da Coreggio verfaßte. Dieser einst mächtige Herrscher von Parma war jetzt genöthigt, als Flüchtling in Mantua bei den Gonzagas zu leben, wurde, und nicht mit Unrecht, von denen Della Scala zu Verona als Verräther gehaßt, war selbst mit den Viscontis gespannt und überdies von Gichtschmerzen gefoltert. Um ihn aufzurichten, schrieb Petrarca dies Werk, welches er etwa 1358 angefangen, aber wol erst 1360 beendigt hat[99]). Als ein seltenes Beispiel von Treue in der Freundschaft macht es seinem Verfasser alle Ehre, aber die Form ist nichts weniger als glücklich zu nennen. In der Vorrede wird von den wechselnden Schicksalen der Menschen gesprochen und Azzo als ein merkwürdiges Beispiel des Glücks und des Unglücks aufgestellt; beides sei schwer zu ertragen, am schwersten aber das Glück; beides müsse der Mensch durch Vernunft beherrschen. Daher nun die Form des Werkes, daß im ersten Theile Freude und Hoffnung die Güter, im zweiten Schmerz und Furcht die Leiden des menschlichen Lebens aufzählen und beide von der Vernunft widerlegt werden. Jeder Gegenstand, der als ein Gut oder als ein Leiden aufgeführt wird, gibt den Stoff zu einem Dialoge, deren der erste Theil 122, der zweite gar 132 enthält. So ermüdend und trivial das Werk uns erscheint, so machte es doch zu seiner Zeit großes Aufsehen und wurde in mehre Sprachen übersetzt[1]). In diesem Jahre 1358 machte er im October noch eine wunderliche kleine Reise nach Bergamo. Ein dortiger Goldschmied, Enrico Capra, ein wohlhabender, geschickter und verständiger Mann, hatte eine solche Liebe für Petrarca gefaßt, daß er sich alle seine

88) Famil. X, 1. 89) Ib. 3. 90) Ib. 18. 91) Er reiste im Mai ab. Fam. X, 12. Ed. Gen. 92) Kaum hatte er die Stadt verlassen, als sie von einem furchtbaren Erdbeben fast ganz zerstört wurde. Ed. Bas. p. 210. Sen. X, 2. 93) Bei *Mehus* p. 221 sq. 94) Fam. XII, 2. Ed. Gen. 95) Kommt er wohin, hat Goethe einmal von jemand gesagt, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thiere und Pflanzenreich völlig unbekümmert: überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder.

96) Sie existirt nicht mehr. 97) Fam. X, 12. 13. Epist. III, 18. Rus mihi etc. 98) Dies Werk füllt die ersten 254 Folioseiten der baseler Ausgabe. Einzeln gedruckt s. a. et l. (Argent. *Eggesteyn*, um 1474. Fol.) Cremonae 1492 Fol. Ven. 1515. 1536. Paris 1546. 1557. Lugduni 1577. 1584. 1585. Ven. 1595. Bernae 1600. 99) *Baldelli* p. 316, nach einer Handschrift. Er schenkte es 1360 oder Anfangs 1361 bei seiner Gesandtschaft in Paris dem Dauphin, später Karl V.

1) Karl V. ließ es von Nicolas Oresmes ins Französische übersetzen und so ist es gedruckt Paris 1523 und 1534 in Fol. Eine andere Übersetzung von Grenaille Paris 1644. 4. u. öfter. Von Hülf und Rath in allem Anliegen. Frankf. 1551. Fol. Zwei Trostbücher von Arznei und Rath, beide im guten und widerwärtigen Glück. Frankf. 1559. Fol. Trostspiegel im Glück und Unglück. Frankf. 1584. 1596. 1620. Fol. Nürnberg 1652. 4. Englisch von Twine, London 1579. 4. Böhmisch von Gelenius. 1501. Spanisch von Ant. Obregon. Bei Ebert wird eine andere Übersetzung von Franc. de Madrid (Sevilla 1534. Fol.) angeführt. Schon im Anfange des 15. Jahrh. übersetzte es der Camaldulensermönch Giov. di S. Miniato ins Italienische; diese Übersetzung ist ungedruckt geblieben; später der Florentiner Remigio (Venedig 1549. 8.) und öfter.

Werke anschaffte, sein Handwerk aufgab und in seinen alten Tagen sich noch ganz den Studien ergab. Als das höchste Glück seines Lebens aber betrachtete er es, den Petrarca einmal bewirthen zu dürfen. Petrarca gewährte ihm endlich diesen Wunsch und reiste in seiner Gesellschaft nach Bergamo, wo er von den Vornehmsten der Provinz und vielen Einwohnern feierlich empfangen, auch zu ihnen eingeladen wurde, aber seinem Worte treu das Haus seines Goldschmieds vorzog, welches er übrigens fürstlich eingerichtet fand und wo ihm ein köstliches Mahl und Bett bereitet waren. Der Mann war darüber so erfreut, daß seine Freunde für seinen Verstand und für sein Leben fürchteten. Am folgenden Tage kehrte Petrarca, feierlich von Vielen geleitet, nach seinem Linternum zurück [2]. Hier erhielt er im März 1359 einen Besuch von seinem Freunde Boccaccio, welcher einige Zeit bei ihm verweilte. Petrarca theilte ihm mehres von seinen Arbeiten, namentlich seine Eklogen, mit, und Boccaccio sandte ihm dagegen von Florenz aus einen Dante mit einem lateinischen Gedichte [3] zum Ruhme desselben. Zugleich, oder kurz nachher, schrieb er ihm aber, um sich zu entschuldigen, daß er den Dante so sehr gerühmt habe. Schon dies zeigt, daß man allgemein der Meinung war, Petrarca sei, wo nicht neidisch, doch leicht empfindlich über ein Lob, welches einem neuern Dichter gespendet worden, und der lange Brief an Boccaccio [4], worin er sich gegen den Vorwurf, den Dante zu verachten oder zu beneiden, vertheidigt, zeigt eben unwidersprechlich, daß er für die Größe jenes Dichters wenig Sinn hatte, und daß er sich selbst, weil er allen Ruhm nur von lateinischen Werken ableitete, weit über jenen erhaben wähnte [5].

Es geht ferner auch daraus hervor, daß er den Dante schon in seiner Jugend gelesen, aber absichtlich bei Seite gelegt hatte, um, wie er sagt, nicht auch selbst unwillkürlich zum Nachahmer zu werden. Daß er ihn aber wenigstens in seinen spätern Jahren nicht unaufmerksam gelesen, davon geben tausend Spuren in den Trionfi Zeugniß genug. Gegen Ende dieses Jahres verließ er seine Wohnung im westlichen Ende der Stadt und zog in das Kloster S. Simpliciano, welches nordwestlich außerhalb der Thore lag. Er war nämlich bedeutend bestohlen worden und sein Verdacht mußte auf seinen Sohn Johannes fallen, welchen er seit kurzem bei sich hatte und der ein lüderliches Leben führte [6]. Im folgenden Jahre ward ihm eine feierliche Gesandtschaft an den König Johann von Frankreich übertragen, welcher aus der Gefangenschaft in England zurückgekehrt war, und um sein Lösegeld aufzubringen, unter andern auch seine eilfjährige Tochter gegen eine bedeutende Summe dem achtjährigen Sohn Galeazzo Visconti's zur Ehe gab. Nach den Vermählungsfeierlichkeiten reiste Petrarca, Ende 1360, nach Paris [7]. Er fand das ganze Land von Pest und Krieg verödet und namentlich Paris und die dortige Universität im tiefsten Verfall [8]. Unter solchen Umständen konnte er wol nicht daran denken, den Bitten des Königs und noch mehr des Dauphins (später Karl V.) nachzugeben, welche ihn gern in Paris behalten hätten. Ebenso wenig folgte er den dringenden Einladungen des Kaisers, welcher ihm noch in diesem Jahre, als ihm ein Erbe (Wenzel) geboren, einen schönen goldenen Becher sandte [9]. Ein Jahr früher hatte ihm auch die Kaiserin Anna ihre Entbindung von einer Tochter freundlich angezeigt [10]. Noch in der Mitte d. J. 1361 verließ er Mailand, um nach Padua zu gehen, wo die nächsten Jahre sein gewöhnlicher Aufenthalt war. Die Pest, welche mit erneuerter Wuth Italien und namentlich Mailand, welches 1348 verschont geblieben war, heimsuchte [11], und dies Mal durch die nach dem Frieden zwischen England und Frankreich unbeschäftigten Banden zügelloser Krieger, meist Engländer und Franzosen, nach Italien war gebracht worden, scheint ihn nach dem noch nicht ergriffenen Padua geführt zu haben, wo er ohnehin ein Kanonikat besaß, und an dem Beherrscher, Francesco da Carrara, einen alten Freund fand. Hier erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn Johann, noch nicht 24 Jahre alt [12], eben in der Zeit, wo er anfing dem Vater bessere Hoffnungen zu geben, zu Mailand am 10. Juli an der Pest gestorben sei [13]. Bald nachher verheirathete er seine Tochter Francesca an einen mailänder Edelmann, Francesco da Brossano. Von ihren frühern Schicksalen, ihrer Erziehung und ihrem Aufenthalt wissen wir nichts; seit ihrer Verheirathung aber blieben sie und ihr Mann, welche eine sehr glückliche Ehe führten, stets im Hause Petrarca's. Der Tod seines Sohnes; der im Mai 1361 erfolgte aber ihm erst im August bekannt gewordene Tod seines ältesten Freundes Sokrates in Avignon [14], die

---

2) Fam. XII, 11. Ed. Gen. 3) Italiae jam certus honos etc. Es findet sich in manchen Ausgaben des Canzoniere und im fünften Buche der paduaner Ausgabe des Dante. Daß Boccaccio das Exemplar des Dante, welches er dem Freunde sandte, selbst abgeschrieben habe, ist eine ganz unverbürgte Sage, und am wenigsten kann es das Exemplar sein, welches man in der Vaticana dafür ausgibt, und welches Roveta 1820—23. 3 vol. 4. abgedruckt worden ist. 4) Fam. XII, 12. Ed. Gen. In diesem Briefe wird zwar Dante nicht genannt, aber es ist so sonnenklar, daß nur von ihm die Rede sein kann, daß Tiraboschi sich wol die Mühe hätte sparen können, es zweifelhaft machen zu wollen. Zum Überfluß hat Baldelli (Vita Bocc. p. 134) aus einem Briefe des Boccaccio bewiesen, daß Petrarca ihm über den Dante geschrieben habe, und neuerdings hat man eine Stelle im noch ungedruckten Commentar des Benvenuto v. Imola über die Div. Comm. gefunden, worin er einige Worte aus diesem Briefe Petrarca's anführt, indem er ausdrücklich sagt: das habe Petrarca, loquens de Dante ad venerabilem praeceptorem meum Boccatium, geschrieben. La Div. Comm. (Udine 1827.) T. III. p. 678. 5) Davon gibt auch Zeugniß Son. 133, worin er meint, Florenz habe noch nicht seinen Dichter, als ob er vom Dante gar nichts wisse.

6) *De Sade* III, 523 sq. aus ungedruckten Briefen. 7) Die Rede, welche er am 13. Jan. 1361 bei dieser Gelegenheit gehalten, befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. 8) *De Sade* III, 540. Sen. IX, 1. X, 2. 9) *De Sade* III, 559. 10) Seine Antwort Fam. XII, 8 ist eine unendliche Aufzählung berühmter und ausgezeichneter Frauen. 11) Matteo Villani (L. X. c. 46. 64) sagt, es seien in Mailand damals täglich 800 bis 1000, zuweilen sogar 1400 Menschen gestorben. In Avignon wüthete sie ebenso und schien mehr als 1348 die Vornehmen hinwegzuraffen. Sen. III, 1. 12) Sen. I, 1, 2. Var. 32. Ed. Gen. 13) Dies ergibt sich aus einer Notiz von der Hand Petrarca's im mailänder Virgil, bei *Baldelli* p. 181. 14) Die Notiz davon im Virgil der Ambrosiana. *Baldelli* p. 181.

ewigen Unruhen und die Gefahren der Pest bewogen ihn, im Januar 1362 Padua zu verlassen, mit der Absicht, sich noch einmal nach Frankreich zu begeben. Noch ein anderer Grund bestimmte ihn dazu. Der Papst hatte ihn, wie schon erwähnt, nachdem er von seiner Meinung, daß Petrarca ein Zauberer sei, zurückgekommen, zu seinem Secretair gewünscht, und Petrarca hatte dies abgelehnt[15]) und unter andern seinen Freund Simonides zu diesem Amte vorgeschlagen. Einstweilen nun wollte er nach Avignon und die Geschäfte übernehmen, bis Simonides selbst käme; allein er konnte nur bis Mailand gelangen, der weitere Weg war durch die Fehden der Visconti mit dem Markgrafen von Monferrat versperrt. Er wartete mehre Monate vergebens auf eine Antwort und Entscheidung des Papstes und kehrte endlich Mitte Mai zu Wasser auf dem Po nach Padua zurück[16]). Von hier aus wollte er nun auf die wiederholten dringenden Einladungen des Kaisers nach Prag gehen, allein auch auf dieser Seite wüthete der Krieg und machte den Übergang über die Alpen unmöglich[17]). Um nun einen soviel als möglich ruhigen Aufenthalt zu finden und der Pest, welche auch nach Padua gedrungen, zu entgehen, begab er sich in der Mitte 1362 nach Venedig[18]). Er hatte fast alle seine Bücher mitgenommen und beschloß nun sie der Republik Venedig zu vermachen, damit sie der Grundstein einer nach und nach zu bildenden öffentlichen Bibliothek würden[19]). Der Senat nahm das Anerbieten an und miethete für ihn und seine Bücher einen Palast am Hafen, mit zwei Eckthürmen, welcher ihm für zeitlebens eingeräumt wurde. Später, als Petrarca die Bücher dem heil. Marcus verehrt hatte, sind sie unter dem Dache der Kirche, in der Nähe der ehernen Pferde[20]), aber mit so wenig Sorgfalt aufbewahrt worden, daß Tomasini 1635 nur noch wenige, sehr unbedeutende, und auch diese theils vermodert, theils, wie er sich ausdrückt, in Stein verwandelt[21]), wiederfand. Ob er bei dieser Gelegenheit der Republik alle seine Bücher übergeben, oder nur einen Theil derselben, oder ob nach seinem Tode auch die noch in seinem Besitz befindlichen ebenfalls nach Venedig gekommen, muß unausgemacht bleiben. Letzteres ist indessen wahrscheinlich, da er in dem Schreiben an den Senat dem heil. Marcus seine Bücher, die er jetzt habe und die er künftig haben werde, anbietet, und da sein Freund Boccaccio sich nach seinem Tode bei seinem Schwiegersohn erkundigt[22]), was aus seiner köstlichen Bibliothek geworden, und wir weder in seinem Testamente, noch sonst wo ihrer Erwähnung finden. Hier in Venedig sah er zum letzten Male, im Sommer 1363, seinen Freund Boccaccio, welcher von dem Großseneschal Acciajuoli nach Neapel gelockt, und dort sehr nachlässig und übermüthig von diesem behandelt, seine Zuflucht zum Petrarca nahm, und sich wol drei Monate in seinem Hause aufhielt[23]). Bei dieser Gelegenheit hatte Petrarca auch einigen Umgang mit dem Calabresen Leontius Pilatus, welcher mit Boccaccio gekommen war, nach dessen Abreise nach Griechenland ging und auf der Rückkehr nach Italien auf dem Schiffe vom Blitz getödtet wurde[24]). Kaum weniger furchtbar als das Jahr 1348 war das Jahr 1363 für Petrarca, in welchem er in kurzen Zwischenräumen den Tod mehrer seiner liebsten Freunde erfuhr; Azzo da Correggio, Lälius, Simonides und Barbato von Sulmona starben schnell hinter einander[25]). Dagegen hatte er in Venedig schon seit längerer Zeit einen gelehrten und treuen Freund an Donato degli Albanzani, oder dal Casentino, gewonnen, welchen er gewöhnlich, wegen seines Vaterlandes, **Apenninigena** nannte. Er war Grammatiker, d. h. er lehrte die Humaniora zu Venedig, und war arm[26]), wie aus dem Testamente Petrarca's hervorgeht, worin dieser ihm alles erläßt, was Donato ihm etwa schuldig sein möchte. Später ward er nach Ferrara, als Erzieher des Marchese Niccolò da Este, berufen, und starb in dessen Dienste, als sein Kanzler, am Ende des 14. Jahrhunderts. Er hat unter andern das Werk Petrarca's **De viris illustribus** ins Italienische übersetzt, und einige noch ungedruckte Anmerkungen zu dessen Eklogen geschrieben. Um diese Zeit empfing Petrarca einen glänzenden Beweis hoher Achtung von Seiten der Republik Venedig. Auf Candia waren Unruhen ausgebrochen, und eine kleine venetianische Handelsflotte hatte beim Landen bedeutenden Verlust erlitten. Um diese Schmach zu rächen, suchten die Venetianer den berühmten Lucchino del Verme aus Verona, welcher lange die Truppen des Galeazzo Visconti geführt hatte, für ihre Dienste zu gewinnen, und bewogen auch Petrarca, der in freundschaftlichen Verhältnissen zu ihm stand, deshalb an ihn zu schreiben[27]). Er that es nicht allein, sondern um nach seiner Weise überall mit Belehrungen aus dem Alterthume bei der Hand zu sein, schrieb er für ihn noch eine eigene Instruction: **De officio et virtutibus imperatoris**[28]). Was der unter den Waffen ergraute Krieger zu diesen classischen Belehrungen gesagt haben mag, wissen wir zwar nicht, aber den Krieg beendigte er mit einem Schlage und fast ohne Blutvergießen, worüber ihm auch Petrarca seine Freude bezeugte[29]). In Venedig war großer Jubel über diesen Sieg, und es wurden viertägige Spiele auf dem Marcusplatze gefeiert, bei welchen dem Petrarca der Ehrenplatz zur Seite des Dogen Lorenzo Celso, auf dem Balkon der Marcuskirche, angewiesen wurde. Die Spiele bestanden in Ringelrennen und Turniren, ein Anblick, den man bis dahin wol noch nie in Venedig, wo es keine Pferde gab, noch geben konnte, gesehen haben mochte[30]). Obgleich von 1362—1368 Petrarca meist in Venedig lebte, so machte er doch von hier aus, besonders im Sommer, häufige Reisen, nach Pavia,

---

15) Sen. I, 3. 16) Ib. 2. Ed. Bas. p. 816. 17) Sen. I, 4. 18) Ib. 6 in fine. 19) Bei Tomasini (Petr. rediv. p. 83) steht das Schreiben Petrarca's an den Senat und die Antwort desselben vom 4. Sept. 1362. Petrarca's Absicht, damit eine öffentliche Bibliothek zu begründen, ist übrigens, wie man sieht, nicht erfüllt worden. 20) Ib. In sacrae aedis fastigio, apud equos aeneos, plateam versus. 21) Dictu mirum in saxa mutati. Ebendaselbst auch die Liste der Bücher. Solche unbedeutende Sachen konnte Petrarca nicht geschenkt haben, die wichtigsten müssen früher wo anders hingekommen sein. 22) Bei *Mehus* p. 205.

23) Sen. III, 1. 24) Ib. 6. Seine Bücher wurden aber gerettet. Ib. VI, 1. 25) Ib. III, 1—4. 26) *Boccaccio*, Geneal. Deorum. L. XV. c. 13. 27) Sen. III, 9. 28) Ed. Bas. p. 435. 29) Sen. IV, 1. 30) Ib. 2.

wo Galeazzo Visconti sich einen prächtigen Palast, die Citadelle, gebaut hatte [31]), und nach Padua, wohin ihn seine Freundschaft für Francesco da Carrara und seine Pflicht als Kanonikus, gewöhnlich um die Osterzeit, riefen. Seit 1362 war Urban V., ein frommer und wackerer Mann, Innocenz VI. gefolgt. Er hatte seit vier Jahren so viele Misbräuche abzuschaffen, so viele löbliche Einrichtungen zu treffen gesucht, daß Petrarca, immer noch von der Idee begeistert, den Sitz des Papstthums wieder in Rom zu sehen, endlich 1366 den Entschluß ausführte, von Venedig aus einen sehr langen, ernsten und eifrigen Brief an Urban zu schreiben, worin er ihn dringend auffoderte, nach Rom zurückzukehren [32]). Der Papst nahm diesen sehr kühnen Brief freundlich auf, lobte den Verfasser und wünschte ihn persönlich kennen zu lernen [33]). Mag auch dies Schreiben nur ein geringes Gewicht in die Wagschale gelegt haben [34]), Petrarca erlebte doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Erfüllung seines langgenährten Wunsches. Urban kam wirklich im Frühjahr 1367 nach Italien und traf im Herbst in Rom ein, worüber Petrarca ein freudiges Glückwünschungsschreiben an ihn erließ [35]); allein schon 1370 kehrte er nach Avignon, wohin ihn die englischen und französischen Angelegenheiten riefen, zurück, und starb bald nachher. Die endliche Rückkehr des päpstlichen Hofes nach Rom, unter Urban's Nachfolger, Gregor XI., 1377, erlebte Petrarca nicht mehr. Seine beiden Schreiben an den Papst, und besonders das zweite, worin er allerdings mit großer Bitterkeit von Avignon und Frankreich überhaupt redet, und vorzüglich den Cardinälen vorwirft, daß sie wegen ihrer schönen Paläste und des guten Weins [36]) der Versetzung des päpstlichen Stuhls nach Rom entgegen wären, hatten sowol am päpstlichen Hofe [37]) als auch sonst in Frankreich eine feindliche Stimmung gegen ihn erweckt, sodaß 1370, nach dem Tode des Papstes, ein Ungenannter eine heftige Schrift [38]) gegen ihn herausgab, worauf Petrarca in einer nicht minder leidenschaftlichen Contra cujusdam anonymi Galli calumnias [39]), 1371, antwortete. Urban V. war vorzüglich in der Absicht nach Italien gekommen, um in Verbindung mit dem ebenfalls an der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht nach Rom gezogenen Kaiser Karl IV. und mit mehren kleinern norditalienischen Fürsten, die ihm verhaßten Visconti zu vernichten. Ihre Kühnheit und Geschicklichkeit von der einen und der erbärmliche Eigennutz des Kaisers von der andern Seite vereitelten aber diesen Plan. Als Petrarca vergebens vom Galeazzo Visconti 1368 an den päpstlichen Legaten in Bologna, Angelic de Grimoard, Bruder des Papstes, als Friedensvermittler war geschickt worden [40]), wußte Bernabò Visconti glücklicher durch bedeutende Geldopfer die Habsucht des Kaisers zu befriedigen und seine Macht zu lähmen. Er begnügte sich, seine vierte Gemahlin in Rom krönen zu lassen, dem Papste bei allen Gelegenheiten eine selbst den Römern anstößige Unterwürfigkeit zu zeigen, und zog schimpflich, aber mit Gold beladen, wieder ab. Petrarca scheint ebendeshalb diesmal keine Art von Berührung mit ihm gehabt zu haben, wenigstens findet sich darüber nicht die leiseste Spur in seinen Werken. So wenig fürchteten die Visconti die gegen sie verschworenen Feinde, daß Galeazzo eben in dieser Zeit, 1368, seine Tochter Violante mit königlichem Prunke an Lyonel, Herzog von Clarence, Bruder Eduard III., zu Mailand verheirathete. Petrarca, als ein treuer Freund der Familie, war nicht allein gegenwärtig, sondern fand beim Festmahle seinen Platz an der Tafel, an welcher nur fürstliche Personen speisten. Mitten unter diesen Festen erhielt er aber die traurige Nachricht von dem Tode seines Enkels, Francesco, welchen er sehr geliebt, und welcher, wie er behauptet, eine überraschende Ähnlichkeit in seinen Gesichtszügen mit ihm hatte [41]). Das Kind starb, 2 Jahre 4 Monate alt, in Pavia, und Petrarca ließ ihm ein Denkmal setzen mit einer von ihm verfaßten poetischen Inschrift [42]). Kurz vorher, etwa im Juni, war Boccaccio noch einmal nach Venedig gekommen, um seinen Meister, wie er ihn nannte, zu sehen; hatte aber nur seine Tochter und ihren Mann, nebst ihrer ältesten Tochter gefunden [43]). Urban war sehr begierig Petrarca persönlich kennen zu lernen. Gleich nach Empfang des Glückwünschungsschreibens hatte der Papst ihm geantwortet und den Wunsch ausgedrückt, ihn zu sehen [44]). Petrarca entschuldigte sich mit dem üblen Zustande seiner Gesundheit. Er habe, schreibt er im October aus Padua, vierzig Tage lang am Fieber gelitten, und sei so schwach, daß er sich nur mit Hilfe seiner Diener in die benachbarte Kirche begeben könne [45]). Ein Jahr nachher, also 1369, hatte der Papst abermals an ihn geschrieben, und ihn aufgefodert, nach Rom zu kommen [46]). Petrarca konnte nicht länger widerstehen, aber der Zustand seiner Gesundheit war doch so bedenklich, daß er, bevor er die Reise antrat, am 1. April 1370, sein Testament eigenhändig aufsetzte [47]). Er machte sich in einem sehr aufgeregten Zustande auf den Weg, kam aber nur bis Ferrara, wo er 30 Stunden in völliger Bewußtlosigkeit lag und allgemein für todt gehalten wurde. Wieder zu sich gekommen, war er indessen zu schwach, um ein Pferd zu besteigen und mußte zu Schiffe nach Padua zurückkehren, von wo er dies alles am 8. Mai dem Papste

31) Sen. V, 1. 32) Ib. VII, epist. unica. 33) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1182. 34) Den Papst bestimmten wol eigentlich nur die schlimmen Verhältnisse zu den übermüthigen Visconti, und der Wunsch, mit dem Kaiser in Rom zusammen zu treffen, und die Angelegenheiten Italiens zu ordnen. 35) Sen. IX, 1. 36) Vinum Benuense nennt ihn Petrarca, der Anonymus Gallus wol richtiger Belunense; es ist vermuthlich der Vin de Beaune gemeint. 37) Sen. XI, 3. 38) Galli cujusdam anonymi in Franc. Petrarcam invectiva. Ed. Bas. 1169. 39) Ed Bas. 1178.

40) Dies war das letzte öffentliche Geschäft, welches er im Dienste der Visconti verrichtete. 41) Sen. X, 4. 42) Vix mundi novus hospes etc. Es sind zwölf elegische Verse, welche man in *Rossetti* op. min. T. III. App. I. p. 8 findet; sie sind vom Grabsteine, der sich jetzt in einem Privatmuseum befindet, abgeschrieben, da die Kirche S. Zeno, worin das Grabmal sich befand, abgebrochen worden ist. 43) Bei De Sade (T. III. p. 724) aus einer Handschrift. 44) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1183. 45) Sen. XI, 1. 14. 46) Contra Galli calumnias. Ed. Bas. p. 1183. 47) Ed. Bas. p. 1373.

schrieb [48]). Der Krankheitsanfall in Ferrara scheint der Vorbote und Anfang fortgesetzter Leiden gewesen zu sein, wenigstens klagt er in einem Briefe an seinen Bruder [49]), daß seine Gesundheit in den letzten drei Jahren sehr gelitten habe. Um sich größere Ruhe zu verschaffen, verließ er noch im J. 1370 Padua und zog nach dem Dorfe Arquà [50]), am südlichen Abhange der euganeischen Hügel, etwa zwei Meilen von Padua, wo er sich in einer milden und reizenden Gegend ein kleines Haus erbaute [51]) und Wein- und Obstgärten darum anlegte. Hier hat er in Gesellschaft seiner Tochter und seines Schwiegersohnes die letzten vier Jahre seines Lebens zugebracht. Er kränkelte viel, oft wurde er von plötzlichen Fieberanfällen und von Bewußtlosigkeit ergriffen [52]), welche mehr als einmal die Ärzte seinen nahen Tod befürchten ließen. Ebenso schnell erholte er sich aber auch wieder, und wer ihn in der Nacht glaubte sterbend verlassen zu haben, fand ihn oft am andern Morgen wieder mit der Feder in der Hand [53]). Ein Feind aller Ärzte blieb er hartnäckig bei seiner allerdings sehr angreifenden Lebensweise. Er schlief wenig, pflegte mitten in der Nacht aufzustehen und die Metten zu beten [54]), fastete viel, regelmäßig jeden Freitag genoß er nichts als Brod und Wasser, und lebte auch sonst meist nur von Brod und Früchten, und trank viel Wasser [55]). Seine Entfernung von der Stadt schützte ihn nicht vor zahlreichen Besuchen, welche ihm oft lästig wurden. Sein Hauswesen bestand außer den schon erwähnten Mitgliedern seiner Familie, in mehren Dienern, einem alten Hauskaplan und mehren, oft fünf bis sechs, Abschreibern, welche aber schwer zu bekommen waren. Pferde hielt er stets und zwar wenigstens zwei. Man sieht daraus, daß er, wenn auch nicht eigentlich reich, doch wenigstens sich in guten Umständen befand. Seine Haupteinkünfte bestanden ohne Zweifel aus seinen Pfründen, unter denen das Archidiakonat in Parma und das Kanonikat in Padua wol die bedeutendsten waren; letzteres hätte ihm mehr eingebracht, wenn er in Padua residirt hätte. Ohne daher nach Ämtern und Würden zu streben, welche er vielmehr auf alle Weise zu vermeiden suchte, hätte er wol gern, besonders in seinen letzten Jahren, noch einige Beneficien vom Papste erlangt, wie sein Brief an seinen Freund Francesco Bruni, damals Secretair des Papstes, beweist [56]); allein es gelang ihm damit nicht, und man möchte sagen mit Recht, da er in allen seinen Schreiben an Päpste und Cardinäle immer seine Genügsamkeit, seine Verachtung des Reichthums, seine Uneigennützigkeit rühmt, immer versichert, er verlange nichts, und selbst auf die Auffoderung des Papstes Clemens VI., er solle nur fodern, sich nicht zu einer bestimmten Bitte hatte bewegen lassen. Man nahm ihn beim Wort, und er mußte die Kränkung erfahren, daß viele Unwürdige erhielten, wonach er sich heimlich sehnte, aber zu stolz war, die gewöhnlichen Wege einzuschlagen, um zu seinem Zwecke zu gelangen [57]). Wie sehr aber auch der Körper anfing, die Beschwerden des höhern Alters zu empfinden, der Geist Petrarca's erhielt sich kräftig und unermüdlich; er rühmt von sich, daß die Arbeit ihm nie mehr Vergnügen gewährt habe, als eben in diesen spätern Jahren [58]), und so hat er denn auch noch in Arquà mehre bedeutende Werke theils vollendet, theils ganz ausgearbeitet. Zuerst beendete er wol hier, 1371, das früher erwähnte Contra Galli calumnias; allein eine viel wichtigere Arbeit beschäftigte ihn ganz vorzüglich. Er hatte in Venedig, wo eine größere Freiheit der Meinungen und der Rede herrschte, als sonst irgendwo in seiner Zeit, mehre Anhänger einer damals in Italien weit verbreiteten, dem Christenthume entschieden feindlichen, Lehre kennen gelernt. Aristoteles, oder vielmehr die Commentare des Averroes über jenen Griechen, waren die Quelle jener ganz roh pantheistischen Ansichten. Ein Anhänger derselben hatte sich einst nicht entblödet gegen Petrarca, mit empörender Verachtung, nicht allein von den Kirchenvätern, welche er Schwätzer nannte, sondern auch von den Aposteln und von Christo selbst zu reden, unverhohlen seinen entschiedenen Unglauben auszusprechen und den Averroes über alles zu erheben, sodaß Petrarca, in tiefster Seele empört, ihm die Thüre wies [59]). Er hätte gern selbst die Waffen gegen diese Lästerungen ergriffen, da er sich aber auf diesem Felde nicht stark genug glaubte, so ermahnte er um so ernstlicher einen gelehrten Augustiner in Florenz, Luigi Marsili, gegen die Lehre des Averroes zu schreiben [60]). Dieser scheint es nicht gethan zu haben. Bald aber sah Petrarca sich selbst genöthigt, in dieser Angelegenheit die Feder zu ergreifen. Vier junge Venetianer, zum Theil aus den vornehmsten Familien [61]), hatten sich eine Zeit lang freundlich an Petrarca angeschlossen; bald aber nahmen sie ein Ärgerniß an seinem christlichen Glauben, hielten unter sich eine Art von Gericht über ihn und erklärten ihn förmlich für einen zwar guten, aber ungelehrten Mann [62]). Das war dem von einem ganzen Zeitalter gepriesenen und hochverehrten Manne denn doch zu viel, und schon 1367, auf der Reise nach Padua, begann er das Werk: De ignorantia sui ipsius et multorum [63]), und vollendete es zu Arquà. Unter dem Scheine großer Demuth leuchtet dennoch eine übergroße Meinung von seinem eigenen Werthe daraus hervor, und mit vieler Selbstzufriedenheit zählt er auf: wie viele Jahre, an wie vielen Orten er den Studien obgelegen, von welchen Königen und Fürsten er

48) Sen. XI, 16. 49) Ib. XIV, 6. 50) Arquà ist der gewöhnliche Name des Orts, Petrarca nennt ihn Arquada, andere auch wol Arquato. 51) Sen. XIV, 6. Dieses Haus, welches noch jetzt den Reisenden gezeigt wird, ist im Grundriß abgebildet in *Tomassini* Petr. rediv. p. 137, und besteht eigentlich aus drei verschiedenen mit einander verbundenen Gebäuden. Man zeigt darin noch den Sessel, worin Petrarca gestorben, einen alten Schrank und die Mumie seiner Katze, welches alles bei Tomassini abgebildet ist. 52) Sen. XIII, 7. XIV, 14. 53) Ib. XIII, 8. 54) Ib. IX, 2. 55) Ib. XV, 3. 56) Var. 34.

57) De contemtu mundi Dial. II. Ed. Bas. p. 389. 58) Sen. XIV, 5. 59) Ib. V, 3. 60) Sine titulo. 18. 61) Es war ein Dandolo und ein Contareno darunter. *Tiraboschi* V. p. 163. Übrigens scheinen diese Leute sich ernstlich mit Naturwissenschaften beschäftigt zu haben, was freilich dem guten Petrarca sehr überflüssig schien. 62) Virum bonum sine literis. 63) Ed. Bas. p. 1142. Einzeln: Genevae, *Le Preux* 1609. 16., worin auch die Galli cujusdam invectiva und die Antwort Petrarca's.

sei hoch geehrt worden und welche große Männer des Alterthums ebenfalls vom Neide verfolgt worden seien, denn nur daher leitet er den Angriff, den er erfahren. Übrigens muß zu seiner Ehre bemerkt werden, daß diese Schrift frei ist von der Leidenschaftlichkeit mancher andern seiner Streitschriften. Sein Hauptzweck darin ist die Eitelkeit aller Philosophie und ihre Widersprüche zu zeigen; wobei er seine Argumente meist aus Cicero's Tusculanen und De natura deorum, sowie aus Augustin's De civitate dei, entnimmt. Ohne Zweifel ist auch die Epistola ad Posteritatem[64]), worin er seinen Lebenslauf, bis etwa zum Jahre 1351, erzählt aus dieser Zeit. Es ist wahrhaft unbegreiflich, wie De Sade, und noch mehr wie Ginguené, die Abfassung dieser Schrift in das Jahr 1352 setzen konnten, blos weil sie in der Erzählung nur bis zum Jahre 1351 reicht. Daß er darin von der Rückkehr Urban's V. von Rom nach Avignon redet, was erst nach 1370 geschrieben sein kann, ist noch der geringste Einwurf; denn allenfalls könnte diese Stelle, wie auch Ginguené behauptet, später bei einer Revision der Schrift eingeschoben worden sein. Aber der ganze Ton und die Haltung dieses Briefes widersprechen der Ansicht Ginguené's. Es spricht sich darin unverkennbar, von Vorn herein, das Gefühl eines Greises aus, welcher auf ein langes Leben zurückblickt, jedes Wort des Einganges und der ganzen Schrift zeigt dies unwidersprechlich; wozu denn noch die vielen Einzelnheiten kommen, daß er gleich im Anfange von seinem höheren Alter redet, daß er erzählt, wie er nach dem 60. Jahre sich habe einer Brille bedienen müssen; wie er in späteren Jahren die Poesie vernachlässigt und sich mit dem Studium der Geschichte und der heiligen Schrift beschäftigt habe &c. Wie viel natürlicher ist es doch zu glauben, daß er diese Schrift in der von uns angegebenen Zeit aufgesetzt, aber an der Vollendung derselben durch den Tod sei verhindert worden, als anzunehmen, daß er sie 1352, in seinem 48. Jahre geschrieben und später alle diese Umstände, die fast ein Drittel der ganzen Schrift ausmachen, eingeschoben habe? Höchstens ein Jahr später (1372) mag er die kleine Schrift: De republica optime administranda[65]) für seinen Freund und Beschützer, Francesco da Carrara, abgefaßt haben, worin er ihm zwar ungemessenes Lob spendet, zugleich aber auch sehr gesunde und vernünftige Rathschläge ertheilt. In ebendiesem Jahre hatte er noch den Schmerz, den letzten seiner älteren Freunde, den ehemaligen Bischof von Cavaillon, jetzt Cardinal, Philippe de Cabassoles, zu verlieren. Er war päpstlicher Legat in Perugia, und Petrarca versuchte im Frühjahr die Reise zu ihm, konnte sich aber nicht auf dem Pferde erhalten; er schrieb ihm daher einen letzten Brief[66]). Der Cardinal starb im August. Noch einmal sollte Petrarca eine Gesandtschaft für seinen Freund, Francesco da Carrara, übernehmen. Dieser war mit Venedig in Streit gerathen und da der Krieg eine üble Wendung für ihn zu nehmen drohte, eilte er, auf demüthigende Bedingungen 1373 Frieden zu schließen. Er mußte sich unter anderem dazu verstehen, seinen Sohn nach Venedig zu senden, um dort vor dem versammelten großen Rathe um Verzeihung zu bitten. Petrarca mußte ihn begleiten und sollte das Wort führen. Ermattet von der Reise konnte er den ersten Tag kein Wort vorbringen und hielt seine Rede erst am folgenden[67]). Dies war sein letztes öffentliches Geschäft und wir kennen auch nur noch eine kleine Arbeit, welche er, vermuthlich nach seiner Rückkehr, unternommen. Er hatte bisher das Decamerone seines Freundes Boccaccio noch nicht gelesen; jetzt kam es ihm zufällig[68]) in die Hände; er durchblätterte es mehr, als daß er es las, fand sich aber von der letzten Novelle desselben so angezogen, daß er sie unter dem Titel: De obedientia et fide uxoria, mythologia, übersetzte, und seinem Freunde zusandte[69]). Der Brief, womit er sie begleitete, ist vielleicht der letzte, den er überhaupt geschrieben; denn er klagt darin, daß die Briefe häufig aufgefangen und zurückbehalten würden, und schließt ihn mit den Worten: valete amici, valete epistolae. (Er ist, nach De Sade, in einer Handschrift, den 8. Juni 1374 unterschrieben; in der Ed. B. p. 607 steht offenbar falsch 1373.) Wenige Wochen nachher, am 18. Juli, starb er, zwei Tage vor seinem 71. Geburtstage[70]).

64) Sie steht an der Spitze der baseler Ausgaben, als eine Art Vorrede, ohne Seitenzahlen. 65) Ed. Bas. p. 419. Einzeln: Bernae, *Le Preux* 1600. 16. 66) Sen. XV, 4.

67) Chron. Tarvisense in *Muratori* Script. rer. ital. Vol. XIX. p. 751. Es ist ein eigenes Spiel des Zufalls, daß Beide, Dante wie Petrarca, als letztes Geschäft ihres Lebens eine Gesandtschaft nach Venedig für ihre Beschützer übernehmen mußten. 68) Librum tuum, quem nostro materno eloquio, ut opinor, olim juvenis edidisti, nescio quidem unde vel qualiter ad me delatum vidi. Praef. ad librum de fide et obed. uxoria. 69) Ed. B. p. 600. Petrarca sagt nicht zu viel, wenn er in diesem Briefe behauptet, Niemand habe diese Erzählung ohne Thränen lesen können. Diese kleine Schrift ist nicht allein mehrmals einzeln gedruckt s. a. et l. (Colon. *Zell* um 1470. 4. Ulmae. *Zeiner* 1473. Fol.), sondern auch oft von verschiedenen übersetzt worden. Ins Französische von Brehan Lebeac, Robin Fouquet und Jean Cres 1484. 4. S. a. et l. (zu Vienne en Dauphiné. 4.) von Treperel. S. a. Paris 4. Lyon 1525. 4. Als Schauspiel bearbeitet: Le mystère de Griselidis par *Bonfons* s. a. 4. und englisch: The pleasant comedy etc. (London 1603. 4.) Teutsch: Ain epistel Francisi (sic) Petrarche von grosser stätigkeit einer fruwen Grysel geheissen. S. a. et l. (um 1473. Fol.) S. a. et l. (Augsburg 1480. Fol.) Augsburg, Zainer 1471, 1472. Fol. S. a. Strasburg 1478. Fol. und öfter. 70) Über den Tag seines Todes, sowie über die Krankheit, an welcher und die Umstände, unter welchen er gestorben, herrscht einige Ungewißheit. Bald wird der 18., bald der 19. und sogar der 20. Juli (Fil. *Villani*) als Todestag angegeben; einige lassen ihn an Apoplexie, andere an Epilepsie, einige unbemerkt in seinem Stuhle, andere in den Armen seines Freundes, Lombardo da Serico, sterben. Diesen letzten Umstand, mit dem Zusatze: bei seinem Tode habe sich aus seinem Munde ein weißes Wölkchen bis zu Decke des Zimmers erheben und sich nach und nach verloren, will Fil. Villani (*Mehus* p. 197) vom Lombardo selbst gehört haben. Dominicus Aretinus, welcher den Petrarca wenige Tage vor seinem Tode besucht hatte, sagt blos, er sei an Apoplex gestorben (ib. p. 198). Für die Erzählung Villani's, natürlich ohne das Wölkchen, spricht auch noch eine von Baldelli (p. 157 not.) in einem Canzoniere des 15. Jahrh. aufgefundene Notiz, worin Jemand, ohne sich zu nennen, also vermuthlich Lombardo da Serico, erzählt, an seiner Brust habe Petrarca den Geist aufgegeben. Dagegen führt De Sade (T. III. p. 799) einen Brief eines Zeitgenossen, des Giov. Manzini, an, wel-

Das Leichenbegängniß war höchst feierlich[71]), ganz gegen seine inständige Bitte in seinem vermuthlich erst später eröffneten Testamente. Francesco da Carrara, der Bischof von Padua, mit der ganzen Geistlichkeit, viele Ritter und Herren und Einwohner von den benachbarten Städten, Este, Monselice und Padua wohnten ihm bei. Der Leichnam ward in einer mit Goldstoff ausgeschlagenen Bahre, unter einem goldenen, mit Hermelin gefütterten Baldachin zur Dorfkirche getragen, wo Fra Bonaventura da Peraga, nachmals Patriarch von Aquileja, die Leichenrede[72]) hielt. Bald nachher ließ ihm sein Schwiegersohn, Francesco da Brossano, das Monument von rothem Marmor, auf vier Säulen ruhend[73]), errichten, worin der Leichnam gelegt wurde, und welches noch jetzt der Kirche gegenübersteht. Man liest daran die Verse:

Frigida Francisci lapis hic tegit ossa Petrarce.
Suscipe Virgo parens animam, Sate virgine parce,
Fessaque jam terris coeli requiescat in arce.

Man darf kaum zweifeln, daß sie von Petrarca selbst seien, da Filippo Villani[74]) ausdrücklich erzählt, Petrarca habe sie seinem Schwiegersohne selbst gegeben, damit nicht einst pomphafte Verse von wem anders auf sein Grab gesetzt würden. An der Basis des Sarkophags steht: Anno Domini M. CCC. LXXIV. xviii July. An der untersten Stufe des Denkmals liest man: *Viro insigni Francisco Petrarcae Laureato*, Franciscolus de Brossano Mediolanensis, gener individua conversatione, amore, propinquitate et successione, memoria[75]). Squarciafico erzählt, aus dem Munde des Bischofs Jacopo Zeno von Padua gehört zu haben, ein Bauer aus Arquà habe sich erboten, der Kirche 100 Goldstücke zu vermachen, wenn man seinen Leichnam in das Grabmal Petrarca's legen wolle; was der Bischof natürlich verbot. Im J. 1567 ließ der damalige Besitzer des Hauses Petrarca's dessen bronzene Büste[76]) auf das Monument setzen, welche aber im Anfang des 18. Jahrh. von muthwilligen Soldaten durch Flintenschüsse etwas beschädigt wurde. Im J. 1630 fand man das Grabmal erbrochen und einige Knochen gestohlen: die Thäter, einige Einwohner von Arquà, wurden entdeckt und streng bestraft[77]).

Erst 1818 ist eine Marmorbüste Petrarca's von Rinaldo, einem Schüler Canova's, in der Kathedrale von Padua aufgestellt worden. Daß bald nach dem Tode Petrarca's unzählige Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache auf ihn erschienen, versteht sich wol von selbst; mehre derselben zählt Mehus[78]) auf. In seinem Testamente, nachdem er angeordnet, wo er begraben sein will, nach den verschiedenen Orten, wo sein Tod sich ereignen könnte, ernennt er seinen Schwiegersohn zu seinem Universalerben, und in Ermangelung dessen den Lombardo da Serico, der seine Absichten kenne. Er scheint damit die Erwähnung seiner Tochter, die er durchaus nicht nennt, haben vermeiden zu wollen. An einzelnen Legaten vermachte er der Kirche von Padua 200 Dukaten, um davon ein Grundstück anzukaufen und jährlich eine Seelenmesse für ihn zu lesen, und der Kirche, in welcher er begraben werde, 20 Dukaten, sowie 100 Dukaten den Armen des Orts. Dem Fürsten Francesco da Carrara ein Bild der Jungfrau von Giotto; dem Lombardo da Serico einen kleinen silbernen Mundbecher, um Wasser daraus zu trinken; dem Boccaccio 50 Goldgülden, um sich ein warmes Kleid zu seinen nächtlichen Studien dafür machen zu lassen; dem Ärzte und Astronomen, Giovanni de' Dondi, 50 Dukaten zu einem goldenen Ringe, den er zu seinem Andenken tragen soll, und seinem Bruder Gherardo 100 Goldgülden auf ein Mal, oder fünf oder zehn jährlich. Sein Grundstück in Vaucluse sei so unbedeutend, daß sein Erbe, um zum Besitz zu gelangen, mehr Unkosten dafür haben würde, als es werth sei: er vermacht es daher den Armen des Orts zum Hospital, oder wenn dies aus irgend einem Grunde nicht angehe, den Söhnen seines ehemaligen treuen Dieners daselbst. Das Übrige sind unbedeutende Legate. Man sieht daraus, daß er weder bedeutendes Capital-, noch Grundvermögen besaß, wie er denn auch mit den Worten schließt: ich hätte ein anderes Testament gemacht, wenn ich reich wäre, wie der unsinnige Pöbel meint. Von Büchern ist darin, außer von einem schönen Breviarium, welches er in Venedig für 100 Pfund gekauft und der Kirche zu Padua vermacht, durchaus nicht die Rede.

Obgleich in dem Bisherigen von den wichtigsten Werken Petrarca's schon ausführlich geredet worden, so bleibt doch noch die Sammlung seiner Briefe genauer zu erwähnen, und dann noch eine Nachlese von kleineren Schriften übrig, derer zu gedenken sich keine Gelegenheit gefunden. Unter allen Werken Petrarca's nehmen die Briefe an Zahl und Umfang, wie an Wichtigkeit für die Geschichte seiner Zeit unstreitig den ersten Rang ein, und doch sind grade sie bis jetzt am unvollkommensten bekannt. In den verschiedenen Ausgaben der Werke Petrarca's pflegen sie in fünf Classen getheilt zu sein: Familiarium, Variarum, Ad veteres illustres, Senilium und Sine titulo. Das ist aber nicht die ursprüngliche Eintheilung, welche Petrarca ihnen gegeben. Er selbst wollte sie in zwei Hauptmassen getheilt wissen, Familiarium nämlich und Senilium, wovon die ersteren in 24 Bücher getheilt

---

cher berichtet, seine Leute hätten den Petrarca über einem Buche entschlafen gefunden, und da sie ihn oft Tage lang in solcher Stellung gesehen, nicht sogleich seinen Tod bemerkt. Aus diesem Umstande erklärte sich denn wieder leicht die Ungewißheit, ob er am 18. oder 19. Juli gestorben sei, da man nicht genau wissen konnte, in welcher Stunde der Nacht er gestorben war. Noch weniger wird wol zu entscheiden sein, an welchem Krankheitsanfall er gestorben.

71) Beschrieben von Galeazzo Gatara (Script. rer. ital. XVII. p. 213). 72) In der Universitätsbibliothek von Turin entdeckt und herausgegeben von Prof. Marsand in seiner Bibl. Petrarch. p. XXXIII. Der Schluß fehlt. 73) Abgebildet bei *Tomasini* Petr. rediv. p. 157. 74) Bei *Mehus* p. 197. 75) Bei Vellutello, Gesualdo, Tomasini, und ebenso hat sie auch, mit geringer Abweichung in dem Namen des Schwiegersohns *De Sade* T. III. p. 800. 76) Unter der Büste stehen auf einer Tafel die Worte: Fr. Petrarche Paulus Valdezuccus poematum ejus admirator, aedium agrique possessor, hanc effigiem posuit, anno MDLXVII. idibus Septembris, Manfredino comite vicario. Bei *De la Bastie*, Mémoires etc. p. 349. 77) *Tomasini* Petr. red. p. 193.

78) p. 229 sq. und *Tomasini* Petr. red. c. 25.

waren und wozu die ad veteres illustres eine Art Anhang bilden sollten. So sagt er selbst in dem Schlußbriefe der Ausgabe Genevae 1601 an Sokrates, sowie auch in der Praefatio ad Epist. Famil. Diese erste Masse reicht von 1331—1361; von da fangen die Senil. an, welche in 17 Bücher getheilt sind. So erzählen auch Fil. Villani und Domin. Aretinus als Zeitgenossen. Allein es fehlt viel, daß wir sie so vollständig gedruckt besäßen. Vollständige Handschriften mit dieser Eintheilung kennt man nur drei, zwei davon sind in der pariser Bibliothek, wovon das eine vom Jahre 1388, das andere aus dem 15. Jahrh., früher in der Colbertschen Bibliothek war; das dritte ist das des Cardinals Passionei vom Jahre 1404, jetzt in der Angelica zu Rom. Außerdem aber gibt es noch eine sehr große Menge von Handschriften in Italien, welche kleinere Sammlungen solcher Briefe enthalten, und darunter manche Briefe, welche selbst in jenen größeren Sammlungen fehlen; und wie viele einzelne Briefe mögen noch zerstreut hier und da sich finden. Eine Sammlung solcher einzelner Briefe ist schon in den ersten Abdrücken gemacht worden und bildet das Buch Ep. variae. Dazu kommt noch, daß Petrarca selbst in der Sammlung, welche er seinem Freunde Sokrates, vermuthlich 1351, schickte, die Briefe zwar chronologisch geordnet[79]), aber auch manches darin gestrichen hat, um Wiederholungen zu vermeiden, und manches geändert, sodaß wol zu denken ist, daß sich manche Abschriften der ursprünglichen Briefe erhalten haben, die nun sehr von denen abweichen, welche Petrarca gesammelt. Endlich sind noch die Drucker mit der größten Willkür verfahren; sie haben nach eignem Gutdünken die Ordnung verändert, die Überschriften verwechselt, andere Abtheilungen gemacht und überdies unglaublich fehlerhaft gedruckt. Außer in den Gesammtausgaben der Werke Petrarca's sind die Briefe allein nur dreimal gedruckt: 1) S. l. 1484. 4. vermuthlich in Deutschland; 2) Venet. per *Johannem et Gregorium de Gregoriis* 1492. 4., diese Ausgaben sind uns nicht zu Gesicht gekommen; 3) etwas vollständiger ist die Ausgabe Genevae 1601. 8., welche 14 Bücher Familiares, ein Buch Variarum, ein Buch sine titulo und ein Buch ad veteres illustres enthält. Es sieht ganz so aus, als ob dies ein Abdruck einer kleinen Briefsammlung der Briefe Petrarca's sei, welche Cod. Thalasii J. C. genannt wird. Sie enthält zwar 65 Briefe, welche sich in den größeren Ausgaben nicht finden, hat aber eine so unglaubliche Verwirrung in den Überschriften und Zahlen der Briefe, daß ihr Gebrauch höchst beschwerlich ist. Eine kleine Sammlung, die aber nichts Neues enthält, ist: Petrarchae et Lombardi Senici epist. S. a. et l. 4. (vermuthlich Padua Frambotto, aus dem Ende des 16. Jahrh.). Das eben erwähnte Buch, Epist. sine titulo, ist eine Sammlung von 18 Briefen in der Ed. Gen. und von 20 in der Ed. Bas., welche in den stärksten Ausdrücken das sittliche Verderben des päpstlichen Hofes schildern. Petrarca hat sie vermuthlich selbst abgesondert und die Überschriften vertilgt, damit die Freunde, an die sie gerichtet waren, nicht compromittirt würden. Doch muß die Existenz dieser Sammlung zur Zeit bekannt gewesen sein, da sich Coluccio Salutati in einem Briefe an den Schwiegersohn Petrarca's eifrig danach erkundigt[80]). Ein Codex dieser Sammlung vom Jahre 1378 befindet sich zu Florenz in der Bibliothek Sta Croce. Muratori in seiner Vita del Petrarca erwähnt noch, daß der Benedictiner Banduri in einer pariser Bibliothek eine Menge noch ungedruckter Briefe Petrarca's gefunden habe, deren Herausgabe er aber bedenklich fand, weil sie zu starke Sachen gegen die Päpste enthielten. In unseren Tagen ist vielfältig an eine neue, vollständige, und correcte Ausgabe der Briefe Petrarca's gedacht worden. Baldelli[81]) hatte in Verbindung mit Angelo Fabroni viel dafür gesammelt. Rossetti[82]) versichert, daß sich der Professor Meneghelli in Padua mit der Herausgabe beschäftige. Derselbe hat schon, Patav. 1818, einen Index Fr. Petr. epistolarum, quae editae sunt et quae adhuc ineditae herausgegeben. Ebenso versichert Rossetti[83]), daß ein Professor Leoni in Parma sogar alle Briefe zu übersetzen gedenke[84]).

Die kleineren bisher nicht erwähnten Schriften sind folgende: De vera sapientia Dialogi II[85]), zwischen einem von dem Studium der Alten aufgeblähten Orator und einem sogenannten Idiota, welcher dem ersteren die Nichtigkeit seines Wissens und in der demüthigen Betrachtung Gottes den Weg zur wahren Weisheit zeigt. Wegen des dem Petrarca sonst fremden Anlaufs zur Speculation, den er, wenn auch in barbarischer Form und Sprache hier nimmt, könnte man fast an der Echtheit dieser Schrift zweifeln, wenn nicht seine Manier, die, wie auch die Sprache im ersten Dialog, an sein Werk, De remed. utr. fort., allzu stark erinnert, und manche seiner Lieblingsansichten, die auch hier vorkommen, zu sehr das Gegentheil bewiesen. Man hat bis jetzt in seinen übrigen Schriften nichts gefunden, was über die Veranlassung, die Zeit der Abfassung Licht geben könnte, doch möchten wir es aus manchen Gründen für ein Werk seiner späteren Jahre halten. Die Psalmi poenitentiales VII[86]), eine prosaisch-ascetische Bearbeitung dieser Psalmen. Nach einer Äußerung vom Jahre 1349[87]) müßte man diese Arbeit in seine früheren Jahre setzen, wenn nicht der Umstand, daß er dort dies Werk ein poe-

79) Ed. Gen. p. 692.

80) *Mehus* p. 252. 81) p. 209. 82) Op. min. I. p. XLIII. 83) III. p. IX. 84) Einzelne dieser Briefe waren schon früher übersetzt worden, z. B. in Epistole di Plinio, di M. Fr. Petr. etc. tradotte da *L. Dolce.* Venet. 1548. 8. Alcuni importanti luoghi tradotti delle epistole di M. Fr. Petr. etc. (Königsberg, *Daubmann* 1557. 8.), eine von Rom verdammte Sammlung. Neuerdings: Tre lettere di Fr. Petr. (Parma 1829) und Cinque lettere etc. (Ibid.) Epistole di Fr. Petr. recate in italiano da *Ferd. Ranalli.* (Milano, Silvestri 1836). Es sind 30, die von [illegible] und [illegible] Gegenständen handeln. 85) Ed. Bas. p. 364. 86) Ed. Bas. p. 416. Einzeln: Stendal de Sassonia Venet. 1473. Fol. 8. [illegible] Neapol. per M. *Sixtum Reissinger* 1476. 8. I sette salmi penitenziali di M. Fr. Petr. recati in versi ital. dall' Abb. *Angelo Dalmistro.* (Trevigi 1825. 8.) und I sette salmi etc. di Dante Al. e di Fr. Petr. (Fir. 1827.) 87) Var.

tisches nennt[88]) den Zweifel erweckte, ob er auch wol von dem uns vor Augen liegenden rede. In den baseler Ausgaben der Werke Petrarca's findet sich noch eine Ad veteres romanae reipublicae defensores oratio[89]), worin alle Helden des alten Roms als Vertheidiger der Freiheit angeredet werden, und zuletzt Gott selbst angerufen wird, als der allein noch helfen könne. Ohne Zweifel muß dies 1347 geschrieben sein, als Petrarca schon an dem Rienzi verzweifelte, der hier zwar nicht genannt, aber doch deutlich genug, als einer der nicht hören wolle, bezeichnet ist. In ebendiesen Ausgaben liest man[90]) eine De avaritia vitanda ejusque magistris atque instrumentis fugiendis oratio; es ist fast nichts als eine weitschweifige Aufzählung von Beispielen, wie hoch die Menschen das Gold schätzen, und wie viele vom Geize beherrscht werden. Aus den vielen Citaten aus Homer und aus der heiligen Schrift läßt sich auf eine ziemlich späte Abfassungszeit schließen. Sie ist an einen Unbekannten, der aber ein Privatmann gewesen sein muß, gerichtet und gehört zu den schwächsten Producten aus Petrarca's Feder. Sein Itinerarium Syriacum[91]) endlich beweist, welche, für jene Zeit, sehr bedeutende Kenntnisse er sich auch in der Geographie erworben. Aus einem Cod. Estensis[92]) geht hervor, daß diese Schrift an einen mailändischen Edelmann, Johannes de Mandello, gerichtet ist, welcher nach Jerusalem pilgern wollte; auch Petrarca hatte nicht üble Lust, ihn zu begleiten, allein er fürchtete zu sehr die Seereisen. Wahrscheinlich ist dies Werk aus der Zeit seines Aufenthalts in Mailand. In seiner früheren Jugend hatte er zur Erheiterung des Cardinals Joh. Colonna eine lateinische Komödie, Philologia[93]), geschrieben, welche ihm schon früh abhanden gekommen zu sein scheint, und daher auch verloren gegangen ist. Mehus[94]) führt aus einem Coder der ehemaligen Gaddiana eine Art von Komödie oder vielmehr Dialog in lateinischer Prosa an: Super destructione oder De excidio civitatis Caesenae[95]) und aus derselben noch eine Schrift: De casu Medeae miserrimae an, welche beide dem Petrarca beigelegt werden. Von der letzteren scheint es aber, nach der Sprache zu urtheilen, mehr als wahrscheinlich, daß sie nicht von Petrarca ist, und das erste wurde schon im 16. Jahrh. für ein Werk des Colluccio Salutati gehalten. Nach Baldelli[96]) soll sich in der Medicea ein Brief Petrarca's über den Terenz befinden, welcher in der Vorrede zur Ausgabe dieses Dramatikers von Westerhoff (Haag 1726. 4.) abgedruckt ist. Ebenso besitzt die kaiserliche Bibliothek in Wien[97]) außer den zwei Reden Petrarca's, wovon oben die Rede war[98]), noch eine von ihm, welche er 1356 an die Einwohner von Novara, in Gegenwart des Galeazzo Visconti, gehalten haben soll. Mehus[99]) führt ein Manuscript der Gaddiana (Laurentiana) an, welches italienische Chiose oder Erklärungen über das Purgatorio des Dante enthält, angeblich von Petrarca. Die Unechtheit dieser Schrift kann als vollkommen ausgemacht angesehen werden, da bei dem Verhältniß Petrarca's zum Dante, wovon oben die Rede gewesen, an eine solche Arbeit, und noch obenein in italienischer Sprache, deren Petrarca sich sonst nie anders als in Gedichten bedient, gar nicht zu denken ist[1]).

Alle diese, und selbst die früher erwähnten größeren Werke, nebst den lateinischen Gedichten, worauf Petrarca seinen ganzen Ruhm gründete, würden indessen wol schwerlich seinen Namen mit Auszeichnung auf die Nachwelt gebracht haben, wenn nicht seine Liebe zur Laura ihm schon in früher Jugend Veranlassung gegeben, dieses Verhältniß in italienischer Sprache zu besingen. Die Sammlung dieser italienischen Gedichte, Le rime oder auch Il Canzoniere del Petrarca genannt, ist es allein, welches seinen Namen unsterblich gemacht und dadurch die Aufmerksamkeit auch wieder auf seine lateinischen Schriften und auf seine Verdienste um die gelehrte Bildung überhaupt gelenkt hat. Darüber ist in Italien seit Jahrhunderten nur Eine Stimme, daß dem Petrarca der erste Rang unter den Lyrikern seines Volkes gebühre, und auch wir wüßten gegen dieses Urtheil nichts Wesentliches zu erinnern. Ihm gebührt ohne Zweifel der Ruhm, die Form des Sonetts und der Canzone, welche beide zwar schon bei den ältesten Dichtern Italiens, aber theils mit noch schwankenden Grenzen beider Gattungen, theils in mancherlei willkürlichen Formen vorkommen, zuerst mit großer Präcision fixirt zu haben, sodaß die von ihm für beide Arten von Gedichten gewählten Reimstellungen seitdem als Gesetz gegolten haben. Seine Sprache ist so gewählt, so zierlich und rein, daß selbst italienische Kritiker[2]) behauptet haben, es kämen kaum zwei Wortformen in seinen Gedichten vor, deren sich nicht auch jetzt ein Dichter bedienen dürfte. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder, an feinem Gefühl für den Wohllaut, an Besonnenheit und Zartheit und einem, wenn auch eben nicht tiefen und glühenden, doch aber immer milden Ausdruck der Gefühle übertrifft er alle seine zahlreichen Nachahmer unwidersprechlich. Das Einzige, was ein teutsches Gemüth wenigstens an ihm vermißt, was aber freilich mehr werth ist, als alle seine übrigen Verdienste, ist eine tiefere Wahrheit der Empfindung, ist Gluth der Leidenschaft, ist mit einem Worte die Liebe selbst. Alle seine Klagen, seine Seufzer, seine in Thränen durchwachten Nächte, überzeugen uns nicht von einer wahren und tiefen Leidenschaft. Wer schon in den ersten Zeiten seiner Liebe, und grade vorzugsweise in diesen ersten Zeiten so witzig und frostig über den Tag, an welchem er die Geliebte zuerst gesehen, über ihren Namen reflectirt und spielt; wer viele Jahre lang die Geliebte besingt, und zwar tausend zierliche Kleinigkeiten über ihre Gestalt, ihre Kleidung, ihre Augen, ihre Haare, ihre Hände, ihr Sitzen und ihr Gehen zu sagen weiß, aber uns nicht einen einzigen tieferen Blick in ihr Herz,

88) Ed. Gen., wo er sagt, De psalterio, de quo more meo poeticum nescio quid jam pridem scripsi. 89) p. 593. 90) p. 607. 91) Ed. Bas. p. 617. 92) *Tiraboschi* V. p. 112. 93) Fam. II, 7. VII, 16. 94) p. 238. 95) Cesena ward vom Cardinal Albornoz 1357 erobert und fast ganz verwüstet. 96) p. 227. 97) Ib. 98) Die eine nämlich an den Senat von Venedig, die andere an den König Johann von Frankreich. 99) p. 181. 260.

1) Vergl. den Art. Dante. 2) Denina, Perticari.

ihren Charakter, ihre Lebensverhältnisse thun läßt, dem können wir auch keine wahre und innige Liebe zutrauen, und können nur glauben, daß die Sitte der Zeit, die es erlaubte, ja mit sich brachte, daß jeder galante Ritter die Dame seines Herzens besang und bei aller materiellen Untreue eine ideelle Treue für die Geliebte beobachtete, sowie auch die Eitelkeit, durch ebendiese Treue und diese Gedichte sich einen berühmten Namen zu erwerben, einen nicht unbedeutenden Antheil an diesen Ergüssen mehr der Phantasie als des Herzens gehabt haben. Uns wenigstens ist es nicht gelungen, auch nur ein einziges tiefes Wort eines im Innersten ergriffenen Herzens in allen diesen Gedichten zu finden; wobei wir indessen, wie billig und recht, die große Verschiedenheit der Nationalität gern in Anschlag bringen wollen. Er ist überall sinnreich, scharfsinnig, zart, oft sogar geistreich, aber nirgends glühend und innig; nur zu oft gefällt er sich in weithergeholten Bildern, in schillernden Gedanken, in falschem Witz und in schwierigen Reimen. Wenn, wie Jemand geistreich gesagt hat, das Madrigal das Epigramm der Liebe ist, so könnte man die meisten Sonette Petrarca's Madrigale nennen, d. h. geistreiche, oft witzige Betrachtungen über die Zustände eines liebenden Herzens, wodurch es denn auch zur constanten Form bei ihm geworden ist, daß er durch einen volltönenden, die Erwartung spannenden Anfang anlockt und blendet, dann sehr oft bis zur Unbedeutenheit herabsinkt, um durch einen pikanten Schluß, der oft eine wahre Pointe ist, die Schwäche der Mitte zu verdecken. Überhaupt enthält die erste Hälfte des Canzoniere, die Gedichte In vita di Madonna Laura [3]) verhältnißmäßig viel weniger wahrhaft schöne Gedichte als die zweite In morte di M. Laura [4]), wo wenigstens die milde Wehmuth, die Zartheit der Erinnerung es nie zu frostigen Spielereien der Worte oder der Gedanken kommen läßt. Das Vorzüglichste in der ganzen Sammlung sind unstreitig die Canzonen, und unter diesen wieder die, welche eine politische Beziehung haben. In die allgemeine Bewunderung der Italiener für die tre sorelle [5]), oder drei Canzonen auf die Augen Laura's, ist es uns unmöglich einzustimmen; dagegen scheint uns die letzte, die an die Jungfrau Maria gerichtete, vielleicht die schönste von allen und wenn einer Sage gemäß [6]), dieses Gedicht sich beim Tode des Dichters nicht in der Sammlung, sondern in einem besondern Kästchen aufbewahrt gefunden worden ist, so möchten wir dies eher als ein Zeichen der vorzüglichen Liebe Petrarca's für dies Werk ansehen, als mit andern glauben, er habe diese Canzone darum abgesondert, weil er sie den andern Gedichten nicht gleich geachtet habe. Er selbst hätte es wol lieber gesehen, wenn die Welt seine lateinischen Gedichte und seine ernsten Werke vor allen bewundert hätte; doch ließ er sich auch den Beifall, welchen seine italienischen Gedichte schon damals allgemein fanden, recht gern gefallen. Es ist offenbar nur falsche Bescheidenheit, wenn er in einem Sonette [7]) sagt: „hätte er gewußt, daß seine in Reimen ausgedrückte Seufzer so gefallen würden, so hätte er wol früher zahlreichere und sorgfältiger gearbeitete Gedichte dieser Art gemacht; nun aber die gestorben, die ihn begeistert, habe er keine so sanfte Feile mehr, um rauhe und dunkle Reime zart und heiter zu machen;" denn die unermüdete Sorgfalt, womit er bis kurz vor seinem Tode an diesen Werken gefeilt, zeigt wenigstens, daß er weder sie, noch den Beifall, den sie fanden, gering achtete. Merkwürdig ist noch, daß er in einem Briefe an Boccaccio [8]) sagt, er habe in der Jugend, weil er wohl gefühlt, daß die Vollendung der Werke der Alten unerreichbar, auf dem Felde aber der nun erst sich bildenden neueren Sprache mehr Lorbeern zu ernten seien, ein großes Werk [9]) in dieser Sprache unternommen und schon viel Material dazu gesammelt; aufgegeben aber habe er es, weil er gesehen, wie alles in der Volkssprache Geschriebene dem Pöbel anheim falle und von ihm verstümmelt werde. Über ebendiesen Umstand klagt er öfter [10]) und sagt, er mache ihm soviel Verdruß, daß er oft daran gedacht habe, alle seine italienischen Gedichte zu verbrennen [11]), wovon ihn nur die Betrachtung zurückgehalten habe, daß er, bei der großen Verbreitung dieser Sachen, damit doch nichts ausrichten würde. In ebendiesem Briefe beklagt er sich auch über die Zudringlichkeit vieler umherziehender Sänger, welche von ihm Gedichte erbettelten, womit sie dann oft an den Höfen und bei den Reichen ihr Glück machten. Man sieht hieraus, daß, wie es auch wol nicht anders sein konnte, diese Gedichte schon bei Lebzeiten Petrarca's in unzähligen Abschriften, wenn auch sehr vereinzelt und oft verstümmelt, vorhanden waren; doch scheint sich keine jener älteren Ausgaben, wenn man so sagen darf, erhalten zu haben, sondern alle Handschriften, die wir besitzen, stimmen in Zahl, Anordnung und selbst in den Lesarten so sehr überein, daß man annehmen muß, sie seien alle aus einer entweder von dem Dichter selbst schon veranstalteten Sammlung, oder doch aus den bei seinem Tode vorgefundenen und vermuthlich von ihm selbst geordneten Handschriften geflossen. Er redet nirgends von einer selbst angelegten und abgeschlossenen Sammlung seiner italienischen Gedichte, und was er in früheren Zeiten der Art an Barbato von Sulmona gesandt, konnte nur ein Bruchstück des Ganzen sein. Allein wenn wir in einem Briefe von 1372 an Pandolfo Malatesta von Rimini [12]) lesen, daß er auf die Bitte dieses Fürsten ihm seine italienischen Gedichte sendet, so können wir doch kaum zweifeln, wie auch schon Gesualdo behauptet, daß dies die nämliche Sammlung gewesen, die wir noch besitzen; da er wol schwerlich nach 1372 noch ähnliche Gedichte geschrieben und jede nach seinem Tode von andern veranstaltete Sammlung wol kaum so allgemeine Billigung gefunden haben würde, daß sich nicht daneben andere, nach anderen Grundsätzen geordnete

3) 226 Sonette, 21 Canzonen, 8 Sestinen und 10 Ballaten. 4) 90 Sonette, 8 Canzonen und 1 Ballate. 5) Canzone 8. 9. 10. Sie sind oft Gegenstand besonderer Interpretation gewesen, so zuerst: Esposizione di *Seb. Erizzo* sopra le tre canzoni etc. (Ven. 1561. 4.) 6) Wie Tassoni in seinem Commentar erzählt.

7) P. II. Son. 25. 8) Sen. V, 3. 9) Obgleich es an allen Nachrichten über dieses Werk fehlt, so ist doch die Vermuthung wol erlaubt, daß er, von dem Ruhme Dante's aufgeregt, etwas Ähnliches zu leisten im Sinne haben mochte. 10) Sen. XIII, 10. 11) Ib. V, 3. 12) Sen. XIII, 10.

Sammlungen sollten geltend gemacht haben, um so mehr als unsre Sammlung keineswegs eine streng chronologische genannt werden kann. So, um nur Einiges anzuführen, ist das letzte Sonett des ersten Theils vom J. 1342, dagegen S. 177 vom J. 1347. Das Sonett 95 ist vom J. 1343 und S. 97 vom J. 1344, S. 113 aber vom J. 1342, und die Sonette 144 und 147 liegen der Zeit nach weit aus einander, da das eine vom J. 1333, das andere vom J. 1342 ist. Diese Verwirrung, welche auf die Vermuthung leiten könnte, die Sammlung sei ebendarum nicht von Petrarca, sondern von einem unaufmerksamen Leser veranstaltet, beweist indessen nichts, wenn man sich erinnert, daß er, als er einst viele Schriften verbrannte und die übrigen ordnete, selbst gesteht, damit nicht sehr sorgfältig verfahren zu sein [13]). So kann man denn mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er nicht vor 1369 und nicht nach 1372 diese Sammlung, sowie wir sie haben, als eine geschlossene betrachtet habe; denn höchst wahrscheinlich war sie schon vollständig, als er sie 1372 an Pandolfo Malatesta sandte, und bis zum Jahre 1369 reichen die von Ubaldini in einer Originalhandschrift aufgefundenen Correcturen Petrarca's [14]), welche sich zwar nicht über alle, aber doch über mehre Gedichte der Sammlung erstrecken und zeigen, mit welcher kleinlichen Sorgfalt er noch im späteren Alter diese Jugendproducte durchsah und verbesserte. Nicht selten ist darin der nämliche Vers in drei bis vier verschiedenen Fassungen vorhanden, wobei am Rande ein hoc placet, oder hoc placet prae omnibus, oder ein vide tamen adhuc den Grad seiner Zufriedenheit ausdrückt. Gewöhnlich ist auch die Zeit der ersten Abfassung, häufiger nach Tag und Stunde der letzten Correctur angegeben. Diese Originalblätter befinden sich jetzt in der Vaticana. Bei diesem großen Fleiße ist es wol möglich, daß er, wie Paul. Vergerius, nach Baldelli's Zeugniß, berichtet, einst zum Colluccio Salutati soll gesagt haben: alle seine Werke könne er noch verbessern, aber die italienischen nicht, weil er sich in ihnen so hoch erhoben habe, daß er nicht mehr den Muth fühle, sie zu vervollkommnen. Bisher hatte keiner der späteren Herausgeber dieser Gedichte es gewagt, die ursprüngliche Ordnung zu verändern; nur hatten einige das Ganze, statt in zwei Theile, in drei getheilt und den dritten aus den nicht auf seine Liebe bezüglichen Gedichten gebildet: erst Meneghelli in seiner Ausgabe (Venet. *Vitarelli*, 1814) hat den Versuch gemacht, sie streng chronologisch zu ordnen.

Bei aller Bewunderung, welche diese Gedichte von jeher in- und außerhalb Italiens gefunden haben, hat es doch nicht an solchen gefehlt, welche den Dichter der Nachahmung und sogar des Plagiats in Beziehung auf die Provenzalen beschuldigt haben. Daß ein Mann von einer so umfassenden Gelehrsamkeit, der namentlich mit den Dichtern der Römer höchst vertraut war, unwillkürlich Ausdrücke und Bilder von ihnen erborgte, ist wol nicht zu verwundern, und schon ältere Herausgeber, vorzüglich aber Tassoni, haben die Stellen aus den Alten, die ihm vorgeschwebt haben mögen, sorgfältig angemerkt; vielmehr ist er sehr zu loben, daß er sich nie als ihr sklavischer Nachtreter zeigt. Ebenso mag er, wie Tassoni ebenfalls nachgewiesen, wol einige Worte und Wendungen mit den Provenzalen, die ihm nicht unbekannt sein konnten, gemein haben. Aber daß er vieles, ja ganze Gedichte von einem limosinischen Dichter, Ausias March, aufgenommen habe, ist längst widerlegt und gezeigt worden, daß dieser Ausias March beinahe ein Jahrhundert nach Petrarca gelebt habe. Was er etwa von den weit über Gebühr geschätzten Provenzalen mag erborgt haben, ist wenigstens nicht sein Bestes, es sind eben die frostigen Wortspiele, die geschraubten Gedanken, die schwierigen Reime und vielleicht, um es mit einem Worte zu sagen, eine Sprache der Liebe, die mehr aus dem Verstande und dem Witze, als aus dem Herzen kommt [15]). Andere haben ihm vorgeworfen, daß er den Dante geplündert habe [16]). Im Canzoniere sind davon aber nur geringe Spuren zu entdecken, und nur solche, welche auch der Zufall und die einmal gegebene Phraseologie einer Sprache können veranlaßt haben. In den Trionfi stößt man dagegen allerdings viel häufiger auf Ausdrücke, Bilder und Wendungen, welche man wol kaum anders, als aus Dante entlehnt nennen kann; der allmälig ermattende Geist mochte wol hier mehr als früher aus dem Gedächtniß schöpfen und sich nach fremder Hilfe umthun. Diese Trionfi sind das Werk seines höheren Alters. Wir wissen aus den von Ubaldini bekannt gemachten Fragmenten, daß Petrarca 1356 an einem der ersten Capitoli arbeitete und daß er am 12. Febr. 1374, also wenige Monate vor seinem Tode, noch mit dem letzten Capitel beschäftigt war. Der Anlage nach ist es zwar vollendet, aber man sieht deutlich, daß ihm die letzte Feile fehlt. Wahrscheinlich hat es sich nach dem Tode des Dichters in mehren einzelnen Heften und losen Blättern, auch wol in mehren vom Dichter selbst herrührenden, von einander abweichenden Abschriften, vorgefunden, welche man geordnet hat, so gut man konnte; daher denn auch manche Handschriften nicht allein sehr viel abweichende Lesarten, sondern auch eine verschiedene Ordnung der Capitel haben. Manches würde der Dichter ohne Zweifel anders gestellt, manches wol ganz verworfen haben. Bei seinem Tode wußte man nur, daß er ein Werk dieses Namens hinterlassen habe, wie sich denn Boccaccio auch nach diesem eifrig bei dem Schwiegersohne Petrarca's erkundigt [17]) und die Befürchtung äußert, es möchte wol verbrannt worden sein. Das Gedicht besteht aus einer Reihe von Visionen in Terzinen geschrieben und soll im Allgemeinen den Gang der menschlichen Schicksale und das Lieblingsthema aller seiner Schriften, die Eitelkeit alles Irdischen, darstellen, doch so, daß er dabei vorzüglich auf sich selbst und auf die Geliebte,

13) Praef. Epist. ad Fam. und letzter Brief der Sammlung Ed. Gen. p. 682. 14) Rime di M. Fr. Petrarca estratte da un suo originale (Roma, *Grignani*, 1642) und in den verschiedenen Abdrücken der Ausgabe des Muratori.

15) Weniger ist bis jetzt darauf geachtet worden, wie Petrarca Gedanken, Ausdrücke und Bilder aus seinen lateinischen Gedichten in seine italienischen und vice versa übertragen hat. 16) *Mazzoni*, Difesa di Dante. T. II. L. 6. c. 25—29. 17) Be *Mehus* p. 206.

wähnt worden; auch Gewitterfurcht gesteht er ein, und daß diese mit ein Grund seiner Liebe zum Lorbeer sei, weil man behaupte, dieser Baum werde nie vom Blitze getroffen [27]). Alle seine Biographen erschöpfen sich in Lobeserhebungen seines Charakters: es gibt fast keine Tugend, die sie ihm nicht beilegen [28]). Er selbst hat, wie schon früher erwähnt, in seinem Werke De contemtu mundi sehr aufrichtige Geständnisse über sich selbst abgelegt, und ebenso in der Schrift Ad posteritatem. Hier rühmt er sich der Mäßigkeit im Essen und Trinken, was nicht allein unbedenklich anzunehmen, sondern auch noch hinzuzusetzen ist, daß er vielmehr aus misverstandener Frömmigkeit, und in der Meinung, dadurch die Lüste des Fleisches zu brechen, in Enthaltsamkeit von Wein und Fleisch vielleicht zu weit gegangen, und durch vieles Wachen, durch den Genuß von vielem Obst und Wasser und häufiges Fasten seine ursprünglich sehr feste Gesundheit erschüttert haben mag. Er rühmt sich ferner, und gewiß mit vollkommenem Rechte, daß er Pracht und Aufwand jeder Art von jeher gehaßt habe und ihm nichts über den Umgang mit Freunden gegangen sei, wovon sein ganzes Leben ein rühmliches Zeugniß ablegt. Er war eben so treu und beständig in der Freundschaft wie in der Liebe; wenn man gleich gestehen muß, daß die eine wie die andere bei ihm mehr den Charakter der Lebensgewohnheit, als der Leidenschaft gehabt zu haben scheint. Er beschuldigt sich des leicht aufwallenden Zornes, wovon wir auch allerdings in seinen heftigen Streitschriften Beweise genug haben; doch, setzt er hinzu, sei er leicht zu versöhnen gewesen, habe Beleidigungen nie nachgetragen, Wohlthaten dahingegen nie vergessen; was wir ebenfalls unbedingt unterschreiben müssen. Wenn er aber sagt, daß er, obwol von den Großen, er wisse nicht warum, aufgesucht, doch die Freiheit über alles geliebt habe, so verstand er darunter wol nur die Freiheit, ohne bestimmte Geschäfte und Dienstverhältnisse seinen Studien leben zu können. Diese hat er sich allerdings unter allen Umständen, mit sehr geringen Ausnahmen, bewahrt; wie er denn einmal nachrechnet, daß er im Ganzen nur wenige Monate in dem Dienste seiner großen Beschützer verloren habe [29]). Fassen wir den Eindruck, welchen sein Leben und seine Schriften auf uns gemacht haben, in kurzem zusammen, so müssen wir sagen: er war ein durchaus wohlgesinnter, rechtschaffner und liebenswürdiger Mann, aber von großer Schwäche des Charakters [30]), sodaß sein Leben nicht selten in Widerspruch stand mit den schönen Gesinnungen und Grundsätzen, die er überall äußert; voll Begeisterung für die Freiheit, voll Abscheu vor der Tyrannei der Großen und des Adels, lebte er doch zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit ihnen: kühn in Schriften und nachgiebig, ja, schmeichlerisch im Leben, nicht aus niederem Eigennutz, sondern weil ihm Beifall der Welt und Ansehen bei den Großen Bedürfniß waren. Still und zurückgezogen leben und eben durch diesen Schein der größten Uneigennützigkeit und Bescheidenheit die Augen der Welt auf sich ziehen und bewundert werden, das, oder mit andern Worten, Schwäche, Eitelkeit und Ruhmsucht, waren die Grundzüge seines Charakters. Selbst sein bei allen Gelegenheiten, vorzüglich aber beim Auftreten Rienzi's, lautwerdender Patriotismus war doch eigentlich hohl und leer. Wie er aus Florenz verbannt und nirgends heimisch war, wirklich kein Vaterland hatte, so war seine ganze Liebe nicht auf etwas wirkliches, sondern auf das ganz falsche Bild gewendet, welches ihm von der alten Herrlichkeit Italiens unter den Römern vorschwebte. Von seinem poetischen Talente ist bei Gelegenheit seiner lateinischen und italienischen Gedichte geredet worden. Ein unsterbliches Verdienst hat er sich erworben durch den Eifer, womit er selbst die Alten studirte und andere durch sein Beispiel und seine Ermunterungen dazu antrieb. Es ist bekannt, wie unermüdet er zeitlebens überall, wo er hinkam, nach den Werken der Alten forschte. Manches davon hat er zuerst entdeckt, oder wenigstens für die Nachwelt gerettet. So die Briefe Cicero's ad familiares, die er in Verona in einer Kirche fand; auch die Ad Atticum hat er besessen, wie aus seinen Schriften sich ergibt [31]), und von beiden will man Abschriften von seiner eignen Hand in der Laurentiana besitzen; denn die damaligen Gelehrten mußten, bei der Seltenheit und Unwissenheit der Abschreiber [32]), vielfältig selbst die Mühe des Copirens übernehmen. Auch mehre Reden Cicero's mag er zuerst aufgefunden haben. Von Quinctilian konnte er sich nur ein sehr unvollständiges und halbzerstörtes Manuscript verschaffen [33]). Es ist schon früher erwähnt, daß er in seiner Jugend das Werk Cicero's, De gloria, will besessen haben, welches nicht wieder aufgefunden worden ist. Ebenso will er in der Jugend eine Handschrift von Briefen August's an seine Freunde gesehen haben [34]), die weder er selbst noch sonst jemand seitdem gesehen hat. Ob er das große Werk Varro's, Rerum divinarum et humanarum, oder wenigstens Bruchstücke davon, wirklich gesehen, später aber nicht wieder habe auffinden können, bleibt zweifelhaft, indem die verschiedenen Abdrücke des Briefes, worin er davon redet [35]), so sehr von einander abweichen, daß aus der Ed. Gen. sich deutlich ergibt, er habe es nie gesehen; in dem Abdruck dagegen der Ausgabe Ven. 1501 per *Simonem de Luere* heißt es [36]): licet divinarum et humanarum libros — puerum me vidisse meminerim. Ebenso wenig ist es seinen fleißigsten Nachforschungen gelungen, die fehlenden Bücher des Livius wieder aufzutreiben [37]). Sein Eifer für solche Nachsuchungen war so bekannt, daß ihm auch der Papst Clemens VI. den Auftrag gegeben hatte, vorzüglich in Italien für ihn nach alten Handschriften zu suchen [38]); und nicht mit eignen Bemühungen zufrieden, hatte er an alle

27) De contemtu mundi. Ed. Bas. p. 408. 28) Boccaccio, Filelfo, Fil. Villani, Manetti, Squarciafico rc. 29) Sen. XVI, 1. 30) Auch die bittern Klagen, welche er über seine Diener führt (Var. 20. Ed. Gen.), und daß es ihm nie gelungen, einen guten, bescheidenen und treuen Diener zu finden oder zu bilden, scheint diesen Vorwurf zu bestätigen.

31) Fam. III, 18. 32) Er klagt darüber in mehren Briefen und in De remediis utriusque fort. L. I. c. 43. 33) Ad veteres illust. ep. 7. 34) Rer. memorand. L. I. c. 2. p. 445. 35) Ad vet. illustr. Ed. Gen. p. 671. 36) Bei *Mehus*. 37) Rer. mem. L. I. p. 448. 38) Fam. VII, 4.

Venez. *Bartolom. de Zanis* 1500 Fol. mit dem Commentar des Filelfo über die erste Hälfte und dem des Squarciafico über die letzte Hälfte der Gedichte.

Venet. *Aldus* 1501. 8. Die erste Aldine, angeblich nach einer eigenhändigen Handschrift Petrarca's im Besitz des Cardinal Bembo. Hierauf folgen noch vier Aldinen: 1514. 1521. 1533 und 1546 und mehre Nachdrücke.

Firenze, *Giunta*, 1504. 8. Die erste Giuntina, deren es noch drei gibt 1510. 1515. 1522. Die letzte ist die geschätzteste.

Venet. *Fratelli da Sabbio*, 1525. 4. Die erste mit dem Commentar des Vellutello, welcher in allem 28 Mal gedruckt worden; die besten dieser Ausgaben sind die von 1528. 38. 41. 44. 45. 47. 50. 52. 54. 58. 60. 63. 68. 73. 79. 84. Fast jede dieser spätern erschien auch zugleich in einer andern Officin.

Venet. *Bindoni e Pasini*, 1532. 8., einzige Ausgabe mit dem unsinnigen Commentar des Fausto da Longiano.

Napoli, *Jovino e Canzer*, 1533. 4., einzige Ausgabe des ebenso wunderlichen Commentars des Sylvano da Venaphro.

Venet. *Frat. da Sabbio*, 1533. 4., mit dem sehr geschätzten Commentar des Gesualdo, welcher noch 1541. 1553. 1574 und 1581 gedruckt worden ist.

Venet. *Marcolini*, 1539. 8., mit einigen Osservazioni di *Francesco Alunno.*

Venet. *Nic. da Sabbio*, 1541. 4. Erste Ausgabe des Commentars von Bernardo Daniello da Lucca, dessen eigentlicher Verfasser aber ungewiß ist. Er ist nur noch einmal 1549 erschienen.

Venet. *Giolito*, 1547. 12., von Lod. Dolce besorgt, der ihn in der nämlichen Officin noch sehr oft herausgegeben.

Lyon, *Rosillio*, 1550. 16., mit Noten von Brucioli. Auch diese Ausgabe ist mehrmals wieder aufgelegt worden.

Venet. *Pietra santa*, 1554. 8., von Ruscelli besorgt, der ihn noch mehrmals hat abdrucken lassen.

Venet. *Valgrisi*, 1558. 12., auch von dieser Firma gibt es mehre Auflagen.

Basil. 1582. 4., erste Ausgabe des seltnen Commentars von Castelvetro. Später Venet. *Zatta*, 1756. 2 Vol. 4., eine schöne und ausgezeichnete Ausgabe mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli.

Das 17. Jahrh. ebenso arm an Ausgaben des Petrarca, wie an denen des Dante, bietet kaum zwei erwähnungswürdige Ausgaben dar. Venet., *Porro*, 1600. 64., mit schönen Kupfern und Roma, *Grignani*, 1642 Fol. Diese sehr seltene Ausgabe enthält die von Ubaldini aus einer Originalhandschrift mit vielen Correcturen versehenen Gedichte, wovon oben die Rede gewesen; ferner Il trattato delle virtù morali di Roberto re di Gerusalemme; Il tesoretto di Ser Brunetto Latini und quattro canzoni di *Bindo Bonichi da Siena*. Ein Nachdruck dieser Ausgabe ist Torino 1750. 8. erschienen.

Mit dem 18. Jahrh. beginnt die Reihe der meist kritisch berichtigten Ausgaben, an deren Spitze würdig steht:

Modena, *Soliani*, 1711. 4., von Muratori mit seinen und den Anmerkungen des Tassoni und des Muzio. Der Commentar des Tassoni [58]), obgleich flüchtig und während einer Seereise geschrieben, zeichnet sich durch beißenden Witz und durch die aus den Alten und den Provenzalen beigebrachten Parallelstellen aus. Diese treffliche Ausgabe ist 1727. 1741. 1759 und Roma, *de' Romanis*, 1821 wiederholt worden; letztere wimmelt aber von Druckfehlern. Ein neuer Abdruck ist Padova 1826. 8. erschienen.

Padova, *Comino*, 1722. 8., mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli und einem guten Katalog der frühern Ausgaben. Diese schöne und correcte, von Volpi besorgte, Ausgabe ist 1732. 8. wiederholt.

Bergamo, *Lancellotti*, 1746. 8., mit einem Leben Petrarca's, vom Herausgeber Serassi.

Firenze 1748. 8., von Bandini besorgt, welcher schöne Varianten gesammelt und das Leben des Dichters dazu geschrieben hat.

Feltre 1753. 2 Vol. 16., mit Noten von Pagello.

Parigi, *Prault*, 1768, 2 Vol. 18., niedlich und correct.

Dresda, *Walther*, 1774. 12., mit dem Leben Petrarca's von Beccadelli; erste teutsche Ausgabe.

Londra (Livorno), *Tomm. Masi*, 1778. 2 Vol. 12.; mit schönen Kupfern und correct wiederholt 1815, und nach dem Text des Marsand 1820.

Orléans 1786. 2 Vol. 18., Theil der niedlichen Cazin'schen Sammlung.

Leipzig 1796. 8. Petrarca's sämmtliche italienische Gedichte, mit Erklärungen von Friedrich Hermann. Trotz dem Titel ist es doch nur eine Auswahl einzelner Gedichte.

Verona 1799. 2 Vol. 8., von Morelli, mit bisher ungedruckten Noten von Beccadelli.

Berlino e Stralsunda, *Lange*, 1799. Theil der elend gedruckten Sublime scuola von Agosto de' Valenti.

Parma, *Bodoni*, 1799. 2 Vol. gr. Fol., mit einer Vorrede von Dionisi. Prachtausgabe, in welcher der Herausgeber sich viele Willkürlichkeiten im Text erlaubt hat. Correcter ist die zugleich erschienene kleine Ausgabe in 2 Vol. 8.

Von den in unserm Jahrhundert in und außerhalb Italiens zahlreich erschienenen Ausgaben führen wir hier nur die durch innern Werth, Correctheit oder Eleganz und Pracht ausgezeichneteren an.

Die von der Società tipografica de' classici italiani (Milano 1805. 2 Vol. 8.) herausgegebene und von Francesco Soave besorgte Ausgabe, welche 1820 mit der frühern Jahrzahl bezeichnet wiederholt worden ist, gehört zu den schlechtesten dieser großen Sammlung; dagegen ist ein neuer Abdruck von 1826, 2 Vol. 16., correct und gut.

Pisa 1805. dalla tipografia della società letteraria. 2 Voll. Fol., von Rosini besorgt, ist eine Prachtausgabe, von welcher nur 250 Exemplare abgezogen worden sind.

---

58) Zuerst: Considerazioni sopra le rime del Petrarca *di Alessandro Tassoni* (Modena 1609. 8.), worauf die Risposta di *Giov. Aromatari* (Padova 1611. 8.) und andere Streitschriften folgten.

Jena, *Frommann*, 1806. 2 Vol. 12., von Fernow besorgt, ist unstreitig die beste in Teutschland erschienene Ausgabe.

Londra, *Bulmer*, 3 Vol. 12., von Zotti, mit guten Noten; der dritte Band enthält die in diesem Artikel oft citirte Abhandlung des Lord Woodhouselee.

Venet., *Vitarelli*, 1814. 2 Vol. 8., von Meneghelli; es ist die erste Ausgabe, in welcher der Versuch gemacht worden, die Gedichte chronologisch zu ordnen. Ein Abdruck davon ist Padova, *Crescini*, 1819.

Zwickau, *Schumann*, 1818. 2 Vol. 18., ohne die Trionfi, Theil der Biblioteca portatile de' classici italiani; unbedeutend.

Padova, tipografia del seminario. 1819—1820. 2 Vol. gr. 4., mit mehren schönen Kupfern.

Dies ist die schönste und correcteste aller bis jetzt bekannten Ausgaben, vom Prof. Marsand besorgt. Es sind nur 450 Exemplare vorhanden und der Preis ist bedeutend, 150 Lire. Ebenso brauchbar sind die wohlfeilen Abdrücke: Brescia, *Bettoni*, 1821. 2 Vol. 12. Firenze, *Ciardetti*, 1821. 2 Vol. 8. und 1824. 4 Vol. Milano, *Silvestri*, 1823. 16. Milano, *Bettoni*, 1824. 8. Der mit der größten Sorgfalt von Marsand, nach den bewährtesten alten Ausgaben hergestellte Text liegt fast allen neueren zum Grunde. Die Gedichte sind hier, wie schon von einigen frühern Herausgebern, z. B. Vellutello, geschehen, in vier Theile eingetheilt. Sonetti e canzoni in vita. S. e. c. in morte di M. Laura, Trionfi und Son. e Canz. sopra varj argomenti.

Paris 1820, 2 Vol. 8., mit einem weitschweifigen, wenig brauchbaren, Commentar von Biagioli.

London, *Pickering*, 1822 in 64., Theil der Sammlung miniature classics, die kleinste aller bekannten Ausgaben, aber doch sehr deutlich.

Firenze, *Molini*, 1822. 12., sehr schön und correct.

Milano, *Stella e figli*, 1826. 16., mit Noten von Leopardi.

Cremona, *Micheli e Bellini*, 1826. 8., erste Stereotyp-Ausgabe.

Leipzig, *Fr. Fleischer*, 1826. 8., Theil des Parnasso italiano, von A. Wagner besorgt.

Trieste, Marenigh, 1826. 8., edizione singolarissima, descritta ed illustrata dall' Avvocato *Dom. de' Rossetti*.

Padova, alla Minerva, 1827. 4., Theil des von Sicca besorgten Parnasso classico. Ebend. 1829. 2 Vol. 12.

Firenze, *Ciardetti*, 1832. 2 Vol. 8., mit einer Auswahl von Noten von Castelvestro, Tassoni, Muratori, Alfieri, Ginguené u. a.

Als Curiositäten mögen hier noch angeführt werden die abgeschmackte Arbeit des Girolamo Malipiero, Il Petrarca spirituale, welche zuerst Venet., *Marcolini*, 1536. 4., und dann noch 1538. 45. 67. 75. 81. 87. und 1681 erschienen ist.

Eine ebenso frostige Nachahmung des Petrarca ist: *Lodovico Paterno*, Nuovo Petrarca. Venet. 1560. 8. und I sonetti, le canzoni ed i trionfi di M. Laura in risposta di M. Fr. Petrarca per le sue rime Vinez., *Comin da Trino*, 1552. 8. und Ibd. Bassaglia 1740; der Verfasser soll ein Stef. Colonna sein.

Marsand (in der Bibliot. Petrarchesca. p. 257) führt eine Handschrift von 1577 an, welche Rime di M. *Fr. Petrarca* tradotte in spirituale per M. *Marina Salvatori*, Viniziana, enthält. Es ist der berühmten Bianca Capello gewidmet und ungedruckt geblieben.

Die uns bekannt gewordenen Übersetzungen der italienischen Gedichte Petrarca's sind folgende:

a) Teutsche: Sechs Triumphe Fr. Petrarca's, durch Daniel Federmann von Memmingen. Basel, Perna, 1578. 8.

Sechs Triumphe oder Siegesprachten, übersetzt mit Beliebung der fruchtbringenden Gesellschaft. Köthen 1643. 4.

Siegesgepränge der Zeit, übersetzt von Mühlpfort, Leipzig 1659. 4.

Petrarca's Gedichte von Hermann. Leipzig 1796. Vide supra.

Auswahl von Petrarca's Gesängen, von Laube, Glogau 1808. 8.

Petrarca's italienische Gedichte, übersetzt von C. Förster. Leipzig u. Altenburg 1818. 2 Bde. 8.

Neue durchaus umgearbeitete Ausgabe. Leipzig 1833. 8.

Petrarca's sämmtliche Gedichte, übersetzt von Bruckbräu. München 1827. 6 Bde. 24.

b) Französische: Les triomphes de Messire Fr. Pétrarque, translatés etc. Paris, *Vérard*, Fol. (Der Übersetzer soll George de la Forge sein.) Wiederholt 1519. Lyon 1531. Paris, *Janot*, 1539 et 1554.

Les triomphes de Pétrarque, traduits par le Baron *d'Opède*, Paris, *les Angeliers*, 1538. 8.

Laure d'Avignon: Extrait du poète florentin Fr. Pétrarque et mis en françois par *Philieul Vasquin*. Paris, *Gazeau*, 1548. Avignon, *Bonhomme*, 1555. 8.

Les triomphes etc. par *Jean Ruyr*. Troyes, *Garnier*, 1588. 8.

Auch unter den Werken des Clément Marot und Ronsard's finden sich mehre Übersetzungen einzelner Gedichte Petrarca's.

Le Petrarque en rimes françaises avec ses commentaires, par *Philippe de Maldeghem*, seigneur de Leyschot. Bruxelles 1600. 8. und Douay, *Fabris*, 1606. 8.

Les oeuvres amoureuses de Pétrarque traduites par *Placide Catanusi*. Paris 1669. 8. et 1709.

Le génie de Pétrarque ou imitations en vers Français de ses plus belles poésies. Parme, *Guichard*, 1778. 8.

Choix de poésies de Pétrarque, traduits (en prose) par *Levesque*. Venise et Paris 1787. 2 Vol. 12.

Poésies de Pétrarque, traduits en vers françois par *Léonce de St. Géniés*. Paris 1816. 2 Vol. 8.

c) Spanische: Petrarca con los seys triunfos, trad. por *Antonio de Obregon*, mit dem Commentar des Illicinio. Logroño, *Guillen de Brocar*, 1512. Fol.

Sevilla, *Varela*, 1526. Medina del campo, *de Riulis*, 1554. 4.

De los Sonetos, Canziones etc. del gran poeta Fr. Petrarca, traducidos por *Sal. Usque*, Lusitano. Parte I. (y unica) Venet. *Bevilacqua* 1567. 4.

Los triumphos etc. Salamanca. *Périer*. 1581. 4.

Los sonetos etc. del poeta Fr. Petrarca, por *Henrique Garcez*. Madrid. *Droy*. 1591. 4.

d) Englische: Petrarch. Sonnets. Bath. 1800. 8. A selection of sonnets from various authors. London 1803. 8.

The triumphs of Petrarch, translated by *H. Boyd*. London 1807. 8.

Petrarch translated in a selection of his sonnets etc. by the translator of Catullus (*Nott*). London 1808. 8.

Laura, or Anthology of sonnets by *Lofft*. London 1814. 8.

Eine kleine Anzahl Canzonen und Sonette, übersetzt von Lady Dacre, findet man in *Ugo Foscolo* Essay on Petrarch. London 1823. Appendix VII.

Von neuern Schriften über den Petrarca sind uns, zum Theil noch während des Abdrucks dieses Artikels, zugekommen *Bruce Whyte*, Histoire des langues romanes. Paris 1841. 3 Voll. und L'illustre chatelaine des environs de Vaucluse par *Hyac. d'Olivier-Vitalis*. Paris 1842. Beide treffen darin mit uns überein, daß sie die Jungfräulichkeit Laura's behaupten und manche Fehler in dem Werke des Abbé de Sade aufdecken, was sie aber Eigenes aufstellen, möchten wir nicht vertreten. (*Blanc.*)

PETRAS, der alte Name zweier Häfen, eines großen und eines kleinen, an der afrikanischen Küste. 1) Der große Petras (Πέτρας, Πέτρας μέγας λιμήν, auch blos μέγας λιμήν), ein alter Hafenort an der Küste von Marmarike, mit den Vorgebirgen Ardanis und Katáonion. Dieser Hafenort (auch als Hafenstadt betrachtet) wird schon von Skylax (p. 106 sq. ed. *Gron.*) angegeben, welcher ihn einfach durch Πέτρας bezeichnet. (Vergl. dazu die Noten von Vossius und Gronov.) Denselben Hafen führt Strabon (XVII. 3. 838 *Cas.*) mit den Worten μέγας λιμήν auf, ohne Πέτρας hinzuzufügen. Ptolemäus (IV. 5) hat die verderbene Schreibart ὁ Πέτρος (Πέτρας μεγάλης λιμήν), und Sickler (2. Th. S. 628) nennt daher irriger Weise den Ort Petrá Magná. Von Plynos aus erreichte man (nach *Scylax* l. c.) mit der Fahrt eines halben Tages den bezeichneten großen Hafen: und von hier segelte man in einem Tage bis zum Hafen Menelaos. (Vergl. *Herodot*. IV. 169.) Strabon (l. c.) gibt folgende topographische Bestimmungen: εἶτα λιμὴν Μενέλαος καὶ Ἀρδανίξις (auch Ardanis genannt), ἄκρα ταπεινή, ὕφορμον ἔχουσα· εἶτα μέγας λιμήν, καθ' ὃν ἡ ἐν τῇ Κρήτῃ [illegible] [illegible] μεταξύ, κτλ. Also 3000 Stadien betrug nach ihm die Distanz vom großen Hafen bis zum gegenüberliegenden Chersonesos von Kreta. Vergl. *Cellar*. Vol. II. Afric. p. 102 sq. *Gronov*. ad *Scylac* p. 107. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 36 fg.

2) Der kleine Petras (Πέτρας ὁ μικρὸς λιμήν), ein Hafen an derselben Küste von Marmarike. Skylax (p. 107 ed. *Gron.*) setzt eine Tagesfahrt von dem oben bezeichneten Hafen Menelaos bis Kyrthaneion. Von hier bis zum Hafen Antipyrgos rechnet er die Fahrt eines halben Tages. Von Antipyrgos (bei Skylax ist die Lesart Ἀντίλιγος verdorben) bis zum kleinen Hafen Petras setzt er wiederum einen halben Tag an. Auch Ptolemäus (l. c.) kennt diesen kleinen Petras, von Strabon aber ist er übergangen worden. Vergl. *Cellar*. Vol. II. Afric. p. 103. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 38. (*Krause.*)

PETRAU, PETROW, Dorf im mährisch-österreichischen Kreise Hradisch mit 600 Einwohnern, welche sich außer dem Feldbau auch mit Tuchweberei beschäftigen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRE, in der Aussprache Pitr, englisches Freiherrengeschlecht, das, wenn auch seine Illustration nur von den Zeiten Heinrich's VIII. sich herschreibt, nichtsdestoweniger in der altvornehmen Herkunft manche höher betitelte, auf weit hergeleitete Stammbäume sich stützende Geschlechter des Inselreichs übertrifft. Wilhelm Petre, Sohn von Johann, wird im J. 12 Eduard's IV. genannt, und wurde in seiner Ehe mit Johanna Bater von zwei Söhnen, Johann und Thomas. Ein später Nachkomme von Thomas ist Johann gewesen (1620). Thomas' älterer Bruder, Johann, auf Tor-Brian, in Devonshire, war Vater von sechs Söhnen, deren jüngster, Alexander, als Kanzler der Kirche von Exeter und Archidiakon von Huntingdonshire vorkommt, während einzig der dritte, Wilhelm, dauernde Nachkommenschaft hinterließ. Geboren im Beginn von Heinrich's VIII. Regierung, studirte Wilhelm zu Oxford, in Exeter college, bekleidete später in All-souls college die Stelle eines Fellow, und zuletzt die eines Principals von Peckwaters-Inn. Im J. 24 Heinrich's VIII. empfing er den Doctorhut, und wurde sofort in Staatsgeschäften gebraucht, wie er denn 1535 einer der von Cromwell behufs der großen Klostervisitation bestellten Commissarien gewesen ist. Es war Aufgabe der Commissarien, in der genauesten Erforschung des Lebenswandels der einzelnen Klosterleute die Mittel zu einer allgemeinen Anklage aufzufinden, und hat Wilhelm damals one of the Clerks in Chancery und Master of the Requests zur vollständigen Zufriedenheit des Gebieters gewirkt, sich selbst aber von dem Kirchenraube einen schönen Antheil verdient. Es wurde ihm im J. 30 Heinrich's VIII. das Priorat Clattercote, in Oxfordshire, und der Rittersitz Grange-Abbots, mit der Voigtei des Rectorats von Ingatstone, alias Gyng ad petram, in Essex, von dem aufgehobenen Kloster Berking herrührend, verliehen. Im J. 35 Heinrich's VIII. wurde Petre in den geheimen Rath eingeführt, auch noch in demselben Jahre zum Staatssecretair ernannt, dann 1544, wie der König sich zu dem Einfall in Frankreich anschickte, der zur Regentin ernannten Königin Katharina, als Consiel beigegeben. Hingegen findet sich sein Name nicht unter den 16 Testamentsexecutoren, welchen für die Dauer der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung des Reichs anbefohlen, nur dem zweiten Bei-

mundschaftsrath der Zwölf, die jedoch auf eine consultative Stimme beschränkt waren, war er zugetheilt. Als ein gewandter Geschäftsmann wußte er jedoch in dem Staatssecretariat sich zu behaupten: im J. 3 Eduard's VI. ließ er sich auch das Amt eines Treasurer of the Court of First-fruits and Tenths, for life, zuweisen, und 1550 ging er mit dem Grafen von Bedford und Paget zu den Conferenzen von Guines, deren Resultat der am 24. März mit Frankreich abgeschlossene Friedensvertrag war. Nicht minder war er Mitglied der unter Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury angeordneten Commission für die Bestrafung und Rectification aller Rectoren, Vicarien, geistlicher oder weltlicher Personen, welche verachten oder in Worten verunehren würden das Buch, genannt: The book of common prayer, and administration of the sacraments, and other rites and ceremonies of the church, after the use of the church of England. Es sollten die Commissarien, in confidence of their sound knowledge, zealous faith, innocency of life and behaviour, and readiness to dispatch affairs, Macht haben, die Straffälligen, wenn es nöthig wäre, ins Gefängniß zu schicken und mit Ketten zu belasten, oder auf Bürgschaft zu setzen. In dem Streite Somerset's und Warwick's hatte Petre Partei für den Herzog genommen, sodaß dieser ihn nach Elyplace, an die Gegner, um eine Versöhnung zu vermitteln, absandte; da Petre aber hier die hilflose Lage seines Protectors gewahrte, so fand er es damals nicht für gut, zurückzukommen. Er wurde von Warwick mit offnen Armen aufgenommen (Oct. 1549). Mit dem Lordkanzler und Anton Wyngfield wurde er am 26. Aug. 1551, nach Coppedhall, an die Prinzessin Maria abgesandt, um ihr die Ausübung des alten Gottesdienstes zu untersagen; er erhielt hier eine Antwort, wie der beherzteste Mann sie kaum gewagt haben würde. Nicht volle zwei Jahre später führte er die Feder zu Eduard's VI. Testament, nur daß er den König eigenhändig die Zeilen zu der neuen Substitution der Krone niederschreiben ließ. Mit derselben Vorsicht wußte Petre dem Conflict nach Eduard's Ableben zu entgehen, sodaß die Königin Maria keinen Anstand nahm, ihn als ersten Staatssecretair beizubehalten, ihn auch, in dem Jahre ihres Regierungsantrittes, zum Kanzler des Hosenbandordens mit einem Gehalte von 100 Mark bestellte. Als Staatssecretair hat er den Ehevertrag der Königin unterhandelt, auch den ersten Commercientractat mit den Moskowitern zu Stande gebracht. Einige Beunruhigung empfand gleichwol Wilhelm in seiner behaglichen Stellung: es wandelten ihn, unter dem Einflusse der eifrig katholischen Herrschaft, Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Besitzes von Kirchengütern an. Diese Zweifel trug er dem heiligen Vater vor, affirming that he was ready to employ them to spiritual uses, und Paul IV. erlaubte ihm durch Dispensation vom 28. Nov. 1555, diese Güter ferner zu besitzen. Selbst die große Umwandlung aller Dinge, die durch die Thronbesteigung der Königin Elisabeth veranlaßt wurde, ging spurlos an Petre vorüber. Geraume Zeit diente er noch als Staatssecretair und bis zu seinem Ende behauptete er seinen Platz in dem geheimen Rathe. Er starb den 13. Jan. 1572 und wurde in der Kirche von Ingerstone beerdigt, wo ihm ein Monument errichtet ist [1]). Aus seinem Testament, und besonders aus dem Eingange desselben, erhellt, daß er im protestantischen Glauben gestorben ist, und in Devonshire sieben, in Essex neun Manors, ferner in Dorsetshire Charmouth, in Glocestershire Todenham und Sutton, in Somersetshire Cheriton, Montagu und Tyntenhull, in Kentshire Kenet und in Suffolkshire Kentford besessen hat, Güter, die sein Sohn und dessen männliche Leibeserben, und in deren Ermangelung sein Bruder Johann Petre auf Tor-Brian, in Devonshire, als Fideicommiß besitzen sollten. Auch reichliche Armenspenden verfügte das Testament. Sein Sohn Johann und drei Töchter, stammten aus der zweiten Ehe, während aus der ersten Ehe, mit Gertrude Tirrel (gest. den 28. Mai 1541), nur eine einzige Tochter, Dorothea, kam. Seine zweite Frau war die Tochter von Wilhelm Browne, dem 1514 verstorbenen Lord-Mayor von London, und hatte in erster Ehe den Sir John Tirrel von Heron-Place, in Essex, zum Manne gehabt. Ihr Sohn, Johann Petre, empfing im J. 18 Elisabeth's die Ritterwürde, die auch sein Vater gehabt, und saß in dem Parlament von 27 und 28 als Knight of the shire für Essex. Von König Jacob I. zum Baron Petre von Writtle in Essex ernannt, starb er zu West-Thorndon, in Essex, wo er das herrliche Haus erbaut hatte, den 11. Oct. 1613, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Waldegrave (gest. 3. Aug. 1605), vier Töchter und drei Söhne, Wilhelm, Johann und Thomas. Johann, auf West-Hannyngfeld, besaß außerdem die Manors Coggeshall, Warley, Loudonhill, Heyet, Mashbury und Tackley, alias Walthamhall zu Fellbridge, sämmtlich in Essex, war mit Dorothea, einer Tochter des Lord Wilhelm Morley und Monteagle, verheirathet, hinterließ aber bei seinem Absterben (den 2. Jan. 1622) einen einzigen fünfjährigen Sohn, der bald seinem Vater nachgefolgt zu sein scheint. Thomas, auf Cranham, in Essex, zeugte in seiner Ehe mit Elisabeth Baskerville, drei Söhne, von denen nur der jüngste, Johann Petre, Ritter auf Fidlers, in Essex, Nachkommenschaft hinterließ: wenigstens ist dessen Sohn und Erbe, Philipp, den 1. Mai 1688 getauft worden. Wilhelm, der älteste Sohn des Lord Johann, folgte seinem Vater in dem Titel und den meisten Gütern: im J. 39 Elisabeth's war er für Essex zu einem

1) Von ihm schreibt Hollingshed: for his judgment and pregnant wit, he had been Secretary and of the Privy-Council to four Kings and Queens of this realm, and seven times Ambassador abroad in foreign lands: he augmented Exeter college, in Oxford, with lands to the value of 100 pounds by year; and also builded ten almshouses in the parish of Ingerstone, for twenty poor people; ten within the house, and ten without the house; having every one two-pence the day, a winter gown, and two load of wood, and among them feeding for six kine, winter and summer, and a chaplain to say them service daily. Anders und kürzer drückt ein Franzose sich aus: homme sçavant et d'une grande prudence. Les grandes richesses qu'il avoit acquises pendant une vie longue et laborieuse, lui attirèrent de l'envie: pour la diminuer par le bon usage de ces biens, il donna un gros revenu au collège d'Exeter à Oxford.

der Knights of the shire erwählt worden, und ist den 5. Mai 1637 gestorben. Er war vermählt mit Katharina, der Tochter von Eduard Somerset, Grafen von Worcester (sie starb den 30. Oct. 1624), und hatte von ihm vier Töchter und sieben Söhne, nämlich: Robert, Wilhelm, Eduard, Johann, Thomas, Heinrich und Georg. Der letzte war vermählt mit Anna, der Tochter von Heinrich For, der Witwe von Johann Mostoin; von ihm rühmt eine Inschrift zu Basingwork-Abbey, in Wales, er habe for the Romane Catholique Faith et Loyalty to his Ma.tie sein Vaterland verlassen, und sei in dem Alter von 34 Jahren, zu Werford, den 26. Sept. 1647, gestorben, spending his time with great edification of his neighbours. Er besaß Greenfield in Flintshire.

Eduard, in Douay oder S. Omer zum Priester gebildet und in den Jesuitenorden aufgenommen, ist jener in den religiösen Wirren zu Zeiten König Jacob's II. so berühmt gewordene P. Petre. Mehr als irgend ein anderer bedeutender Mann hat er der gröbsten Verleumdung zur Zielscheibe dienen müssen. Als eine reine Erfindung betrachten wir z. B. die nach der Revolution, von Hampden vor dem Oberhause gegebene Erklärung, daß seine Begnadigung Folge eines von seinen Freunden ausgegangenen Anerbietens, an einflußreiche Männer, nämlich an Lord Jeffreys und den P. Petre 6000 Pfund zu bezahlen, gewesen sei. Hingegen tritt in der Rivalität zwischen Rochester und Sunderland der große Einfluß des Jesuiten auf das Cabinet deutlich an den Tag. Ohne Hoffnung, der mächtigen Partei, auf welche seine Gegner sich stützten, im offnen Felde entgegentreten zu können und indem er den fernen Abstand vom Staatssecretair zu dem Lord-Schatzmeister gar wol erkannte, hatte Sunderland, um sich die Freundschaft der Ultra-Katholiken zu erwerben, stets als ihr warmer Freund und Verfechter gehandelt. Gleichwol empfing er, als er sich das durch Halifax' Entfernung erledigte Präsidium des geheimen Raths vom Könige erbat, einen abschlagenden Bescheid. Mit nicht besserm Erfolge suchte er, für diesen Zweck, Jeffrey's Verwendung nach. Darauf ließ er den P. Peter einschreiben; dieser stellte dem Könige vor, wie es in seinem Interesse sei, ebenso sehr den Mann, welcher seine den Katholiken günstige Absichten fördere, zu belohnen, als denjenigen seine Ungnade fühlen zu lassen, der von jeher diese Absichten zu durchkreuzen bemüht gewesen. Petre's Gründe, oder Ungestüm, siegten, und Sunderland gelangte zu der Präsidentschaft, ohne darum das Staatssecretariat niederlegen zu dürfen. Sunderland verfehlte nicht, den wichtigen ihm geleisteten Dienst durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel zu vergelten. Unter den Katholiken befand sich keiner, der in dem Maße wie Petre, des Königs Gunst und Vertrauen besessen hätte. Ihm war die Oberaufsicht der königlichen Kapelle zugetheilt, er bewohnte zu Whitehall die Appartements, welche Jacob als Herzog von York inne gehabt hatte, aber eine officielle Anerkenntniß seiner Wichtigkeit sollte erst Sunderland ihm verschaffen. Zugleich mit den vier katholischen Peers, die, ohne die gesetzliche Qualification, in den geheimen Rath eingeführt wurden, nämlich zugleich mit Powis, Arundel, Belasyse und Dower, empfing auch Petre seine Ernennung zu dieser Stelle. Die vorsichtigern Katholiken geriethen bald in Unruhe: sie theilten ihre Besorgnisse der Königin mit, und Maria von Este vermochte soviel über den königlichen Gemahl, daß die Ernennung zwar nicht widerrufen, aber doch deren Veröffentlichung suspendirt wurde. Es scheint diese Verwendung darum hauptsächlich Eingang gefunden zu haben, weil Jacob das Ergebniß von Castlemaine's Unterhandlungen zu Rom abwarten wollte, und sich schmeichelte, daß sein Gewissensrath, endlich mit der bischöflichen Würde bekleidet, um so weniger Schwierigkeiten bei seinem Eintritte in den geheimen Rath begegnen würde. Petre wollte sich in Dankbarkeit von Sunderland nicht übertreffen lassen, und bot darum allen seinen Einfluß auf, um die Entfernung Rochester's durchzusetzen. Am 3. Jan. 1687 wurde das Amt eines Lordschatzmeisters aufgehoben, der gefallene Minister trat in das Privatleben zurück, erhielt jedoch zum Dank für geleistete Dienste von dem König eine reichliche Leibrente und andere Verleihungen. An dem unvernünftigen Zwist mit den Universitäten waren Petre und Sunderland wesentlich schuld; die gemäßigten Katholiken des Hofs, welche die nothwendigen Folgen von diesem Benehmen befürchteten, wagten den Versuch, so gefährliche Tendenzen durch eine verständige Vermittlung zu neutralisiren. Sie bewogen den königlichen Beichtvater, den Franziskaner P. Mansuetus, der von Geburt ein Lothringer war, sich den Absichten des P. Petre entgegenzusetzen, dieser aber erlitt alsbald die vollständigste Niederlage, und mußte, als ein zwar wohlmeinender, jedoch dem hochwichtigen Amte durchaus nicht gewachsener Mann die Heimfahrt antreten, während an seine Stelle, als Beichtvater, der Rector des Collegiums zu S. Omer, der P. Warner, trat. Als zweite Folge von Petre's Siege ergab sich der nun endlich dem bisher incognito anwesenden Nuntius, Adda, bewilligte öffentliche Empfang. Sollte aber durch diese dem Nuntius angethane Ehre Innocentius XI. für die persönlichen Wünsche von Jacob und dem P. Petre günstiger gestimmt werden, so fand sich in kurzer Zeit Veranlassung, auf solche Hoffnungen zu verzichten. Der Oheim der Königin hatte zwar auf Jacob's Bitten den Purpur empfangen, allein keine Vorstellungen zeigten sich wirksam genug, um von dem Papste die Dispensation von jener Regel des Jesuitenordens zu erlangen, welche dem P. Petre die Gelangung zu der bischöflichen Würde untersagte. Castlemaine hatte deshalb stürmische Auftritte mit dem Papst und auch der Cardinal von Norfolk (Howard) in Rom mußte sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht alles, was in seinen Kräften war, angewandt hätte, um den Willen des Königs zu erfüllen, und die Beförderung des P. Petre durchzusetzen [2]). Jacob ermüdete darum nicht in sei-

2) Barillon schreibt: ceux qui y ont travaillé ont eu pour motif de décréditer le cardinal de Norfolk, que l'on croit n'avoir pas agi comme il devait pour le P. Piters. Il y avait une cabale de quelques catholiques ici, qui avaient eu dessein de faire venir ici le cardinal de Norfolk; mais le projet a été renversé. Ceux qui sont liés avec le P. Piters et le P. Warner, confesseur, ont détourné le voyage du cardinal de Norfolk

nen Zudringlichkeiten; nachdem er seine erste Empfindlichkeit überwunden hatte, ließ er für Petre den Cardinalshut, der verschiedentlich an Jesuiten vergeben worden war, nachsuchen. Abermals zeigte sich Innocentius unerbittlich, sodaß der König sich genöthigt sah, seine Absichten für die Verherrlichung des Freundes aus eigner Machtvollkommenheit zu verwirklichen. Am 6. Oct. 1687 wurde Petre zum Cabinetssecretair ernannt, den Sonntag darauf erschien er in der Kapelle von Whitehall, nicht in der Ordenstracht, sondern in der Kleidung eines Weltpriesters; am 1. November nahm er, auf Befehl des Königs Platz unter den Geheimeräthen. Das Erstaunen des großen Haufens und der Unwille über dieses Ereigniß ist kaum zu beschreiben. Die Feinde des Königs freuten sich im Stillen, weil sie sich bereits am Ziele ihrer Wünsche wähnten; vernünftige Katholiken trauerten in Erwartung der kommenden Ereignisse. Um ihre Einwendungen zu vermeiden, hatte Jacob seine Absichten in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt; die wenigen Getreuen mußten sich beschränken, die Verblendung des Monarchen zu beklagen, welcher gewaltsam eine Revolution herbeizuführen gesonnen schien. In späterer Zeit hat Jacob zur Rechtfertigung seiner Verkehrtheit Nichts anzuführen gewußt, als daß Sunderland ihn durch seine List bezaubert habe. Der Einführung Petre's in den geheimen Rath war die von Sir Nicolaus Butler, einem irländischen Katholiken, vorhergegangen; die ausschließliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befand sich in den Händen des Triumvirats, das diese Beiden mit Sunderland ausmachten [3]), und auch abgesehen von einzelnen Meinungsnüancen, stets gemeinsam wirkte. Eine Differenz von einiger Bedeutung ward durch Sheridan, den Staatssecretair von Irland, veranlaßt. Dieser mit Tyrconnel, dem Lord-Deputy, zürnend, wagte, auf den Beistand des katholischen Primas von Armagh zählend, eine förmliche Denunciation seiner Gegner. Für ihn erklärte sich Petre, gegen ihn sprach Sunderland, dieses Mal überwog der Einfluß des Ministers den des königlichen Freundes. Sheridan wurde abgesetzt. Glücklicherweise für Sunderland hatte der P. Petre im Mai desselben Jahres, 1687, sein Glaubensbekenntniß als Katholik empfangen; in Erwägung dessen wußte der Priester seiner Empfindlichkeit zu gebieten. Zu Weihnachten 1687 stellte er, gemeinsam mit Butler dem Könige die Nothwendigkeit vor, wiederum einen Lord-Schatzmeister zu bestellen, indem er zugleich Sunderland's besondere Fähigkeiten für diesen Posten hervorhob, aber wiederum verfehlten diese Rathschläge ihres Zweckes. Unumwunden erklärte Jacob, für einen Unterthanen sei die gesuchte Würde zu einflußreich. Ist in der königlichen Weigerung ein Zeichen der abnehmenden Gewalt des P. Petre wahrzunehmen, so verharrte hingegen der Haß seiner Feinde in seiner vollen Wirksamkeit. Ihm hauptsächlich wurden nach wie vor alle Maßregeln zugeschrieben, durch welche der Bestand der reformirten Kirche gefährdet sein sollte, keine List blieb unversucht, diese dem Volke künstlich eingeredete Besorgniß stets in ihrer vollen Thätigkeit zu erhalten. Auf Veranstaltung des Prinzen von Oranien wurde zu diesem Zwecke eine vom Anfang bis zu Ende erdichtete Correspondenz des P. Petre mit dem französischen Jesuiten la Chaise veröffentlicht und allerwärts verbreitet, doch bemühte sich grade um diese Zeit Petre, wenn auch vergeblich, eine der Nation besonders gehässige Entschließung des Königs zu bestreiten. In den Angelegenheiten der Bischöfe war Petre, von dem man erzählt, er habe in den ungemessensten Ausdrücken die Bestrafung der Prälaten verlangt, gleichwol derjenige, der in Übereinstimmung mit Sunderland, dem Könige zu bedenken gab, welches Unheil eine gegen die gesammte Kirche von England gerichtete Herausfoderung der Krone bringen müsse, und der standhaft die Meinung festhielt, man solle den Bischöfen ihren Misgriff verweisen und sie bedeuten, daß sie grade der Declaration, welche sie abzulesen verweigerten und der von ihnen verabscheuten allgemeinen Gewissensfreiheit ihre Straflosigkeit zu verdanken hätten [4]). Die Unzufriedenheit der Unterthanen sollte bald von Außen her wirksame Unterstützung finden. In denselben Tagen, als der Prinz von Oranien seine erste Fahrt antrat, benutzten die Gegner des Ministeriums Sunderland die allgemeine Spannung, um dem König beizubringen, wie alle der Existenz seines Thrones bedrohliche Rathschläge von Sunderland und von Petre ausgegangen seien; wo nicht auf Verrath, doch jedenfalls auf Eigennutz, beruhe Sunderland's Verkehrtheit; auf Petre, mit dem der Minister mache, was ihm beliebe, wirke Leichtgläubigkeit und religiöser Fanatismus; die Verheißungen und Vorhersagungen von beiden seien, ohne alle Ausnahme, durch den Erfolg zu Schanden gemacht, Petre's Anwesenheit in dem geheimen Rath verletze fortwährend das Gefühl jedes protestantischen Engländers, und das Vertrauen, das Se. Maj. einem Minister schenke, welcher durch den Verdacht eines Verraths gebrandmarkt sei, schwäche den Eifer und lähme die Anstrengungen seiner getreuesten Anhänger. Von dem Ungestüme der unberufenen Rathgeber überwältigt, erklärte Jacob (am 22. Oct. 1688), Petre sollte von diesem Tage an nicht ferner

comme inutile et ne pouvant produire que division entre les catholiques, qui ne sont pas déjà trop unis.

3) In der ganzen Stellung glaubt Barillon zu erkennen: une grande augmentation de crédit pour mylord Sunderland, de qui les deux autres sont en quelque façon dépendans, et ne sont pas informés des affaires au point qu'il est. Ganz verschieden hiervon ist des andern französischen Gesandten Bonrepos Ansicht: le roi connait bien le caractère de M. Sunderland, qui est ambitieux, et capable de tout sacrifier à son ambition, et quoiqu'il n'ait pas une grande confiance en lui, il s'en sert, parcequ'il est plus dévoué qu'aucun autre, et qu'il s'abandonne absolument à suivre tous les sentiments de son maître pour l'établissement de la religion catholique . . . ce qui paraît au public de la faveur de M. Sunderland n'empêche point qu'il ne soit dans une grande dépendance du père Piter, qui seul a l'entière confiance du roi . . . Il fera chasser M. Sunderland, dès que l'envie lui en prendra, ne manquant point de prétexte pour cela.

4) Barillon, wo er von der Divergenz der Meinungen im Rathe, und besonders von der Ansicht, jede Anklage gegen die Bischöfe aufzugeben, spricht, fügt hinzu: cet avis est celui de Mylord Sunderland et du P. Piters.

iß und Stimme in dem geheimen Rathscollegium ha- n, und am 27. October ließ er dem Minister Sunder- nd die Siegel abfodern, unter der Versicherung, daß er neswegs Zweifel an seiner Treue hege, sondern ledig- h, weil er sich genöthigt sehe, den Ansichten und Bit- n seiner Umgebung zu folgen. Sunderland begab sich rläufig nach Windsor, Petre, als Cabinetssecretair, rfte seine Wohnung in Whitehall beibehalten, und übte rtwährend auf den König jenen Einfluß, welchen der reund dem Freunde zu verstatten pflegt, ohne daß er doch in der bald eintretenden Katastrophe seine Meinung ber die persönliche Haltung des Monarchen hätte durch- hen können. Petre hatte nämlich flehentlich den König ebeten, Westminster nicht zu verlassen; von dannen wei- jend, habe sein Vater den Fehler begangen, welchen er it Krone und Leben hätte büßen müssen; er möge nur le Stimmung der Hauptstadt erwägen, seine Gegenwart alte den Pöbel nicht ab, die katholischen Kirchen zu bre- hen; wer könne, in seiner Abwesenheit, für der Königin, ir des Prinzen von Wales Leben bürgen? Allein Petre's Rath wurde persönlichen Rücksichten zugeschrieben — hatte och das Volk schon mehre Mal sein Blut gefodert — nd Jacob zog hinaus in den kurzen, für alle Theilnehmer leich ehrlosen Feldzug. Fast von allen verlassen, ging Jacob nochmals zu Rath mit den wenigen ihm übrig ge- liebenen Getreuen, wie die Sicherheit der Königin und es Prinzen zu bewirken sei. Im ersten Augenblicke der andung des Prinzen von Oranien hatte Petre gerathen, en Prinzen von Wales nach Frankreich in Sicherheit zu ringen, weil ein solcher Entschluß ferait penser aux Anglois les plus sensés qu'ils s'engagent dans une guerre qui peut durer pendant plusieurs généra- ions, quand même le véritable héritier et celui qui a le droit, seroit dépossedé. Jetzt empfing er die Genugthuung, die Zweckmäßigkeit seines Raths anerkannt u sehen, bevor aber derselbe zur Anwendung gebracht verden konnte, mußte er selbst den Wanderstab ergreifen, enn in diesen Tagen der Pöbelherrschaft war vor allen ndern sein Leben bedroht. Er ging zu Schiffe etwa en 3. Dec. 1688; es ist bei dem hohen Alter, in dem damals stand, wahrscheinlich, daß er bald darauf in ir- end einem Ordenshause seine Tage beschlossen hat. Die- s hohe Alter ist, im Vorbeigehen gesagt, die bündigste Widerlegung von vielen, durch Petre's Feinde ersonnenen erleumdungen, die in einer Menge Druckschriften ver- eitet, sogar der Ehren der Übersetzung würdig befunden orden sind. Ein wahres Meisterwerk der schamlosesten bscenität und der frechsten Lüge sind namentlich die alanterien des P. Petre.

Wilhelm, ein älterer Bruder des Jesuiten (geb. um 02), kam 1612 als gentleman commoner auf Exe- college zu Oxford, verließ dasselbe, um auf dem bei selben Universität von seiner Großtante, Dorothea Pe- , und deren Gatten, Nicolas Wadham, gestifteten und hlich begabten Wadham college der erste Nobleman zu rden, prakticirte bei verschiedenen Gerichtshöfen, und ernahm sodann weite Reisen durch verschiedene Länder Europa, sodaß er sich den Ruf eines gentleman of great accomplishments erwarb. Ein eifriger Katholik, hat er Ribadeneira's Leben der Heiligen aus dem Spanischen ins Englische übersetzt. Er starb den 15. Jan. 1677 (1678), und wurde zu Stanford Rivers, in Essex, beerdigt. Der Sohn seiner Ehe mit Lucia Fermor, Wilhelm Petre (gest. am 12. Nov. 1686), ist der Vater eines andern, der Großvater eines dritten Wilhelm Petre geworden, dieser mit einer Schwester des Grafen Jacob von Derwentwater verheirathet.

Robert, der älteste von Wilhelm's sieben Söhnen, folgte seinem Vater als dritter Lord Petre, vermählte sich 1620 mit Maria, der Tochter des Viscount Anton Montagu, und starb den 23. Oct. 1638, indem er, außer zwei Töchtern, drei Söhne, Wilhelm, Johann und Thomas, hinterließ, die nach und nach alle drei zu der Peerswürde gelangen sollten. Der Erstgeborne, Wilhelm, war am 30. Dec. 1637 eilf Jahre alt geworden, als ihm durch des Vaters Ableben folgende Besitzungen anheim fielen: Great Burstead, alias Burstead-grange, das Manor, mit dem Rectorat und der Voigtei des Vicariats; die Manors Gurneys, alias Gurners, Whites, Challiveden, Writtle, East-Thorndon, Crondon, Bluntswalls und Watermans, die Pachtungen von Westlands, das Manor Bacons mit den Höfen Goughlands, Cutle, Seabrights, Puckhouses, Stiles, Mitchley, Browns; das Rectorat von Buttersbury, die Manors Cocobridge und Margaretting mit der Pachtung Woodbarns, die drei Parks, Hornfrith park, Writtle park und Crondon park, die Ländereien zu East und West Thorndon, Zehnten, Acker- und Weideland, auch Holzungen in Ingatston park, die Manors Ingatston, Ging-Petre und Hanley, mit den Pachtungen Barnards, Cophall, Broadmede, Cristbrook-croft, und dem Swan und Cock daselbst, das Manor Mountneysing, Manor und Pachtung Ingrave, alias Ging-Raffe, das Manor Tristinghall und die Pachtung Lawnes zu Mountneysing, Vorwerk und Wirthshaus zum Löwen in Chelmsford, Manor und Vorwerk West Thorndon, die Manors Frieldhouse, East, West und South Hanningfield und die Ländereien zu Stoddon, genannt Stoddon-place, die Ländereien Blith-Hedges, alles zusammen in Essex belegen, das Manor und das Rectorat Osmington, in Dorsetshire, die Manors Chard und Tatworth, zu Chatworth, in Somersetshire, die Manors South Brent, Churchstowe, Kingsbridge, Shut, South Leigh, Arminster, North Leigh, Wermingston, Laytwey, Uphay, Humfravile, Dowlshards, Haccomb-fee, Challonger, Comb-payne und Downe-humfrevile, das Manor und Hundred von Arminster, das Kloster Newham oder Newman mit Zugehör an Ländereien, die stattliche Pachtung Shipwrick-grange in Devonshire, die Manors Tuddenham und Tutton, in Glocestershire, das Manor Kennet, zu Kentford, in Cambridgeshire, endlich das Vorwerk Petre-House, und verschiedene andere Meiereien in dem Kirchspiel St. Botulf, außerhalb Aldersgate, und in dem anliegenden St. Bartholomäus Kirchspiel, binnen London. Seine erste Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Johann Rivers, blieb kinderlos; seine zweite Frau, Brigitta Pincheon, schenkte ihm eine einzige Tochter, Maria (geb. am 25.

März 1679), im Beginne der traurigen Gefangenschaft, welche ihr Vater im Tower zu erdulden hatte. Von Anfang her scheint Lord Petre bei Hofe wenig beliebt gewesen zu sein. In den während 17 Tagen fortgesetzten Debatten über den nonresisting-test, befand er sich, wie der ebenfalls katholische Marquis von Winchester, in der Opposition und stimmte fortwährend mit den Anführern der Volkspartei. Auf Oate's Aussage wurde er, der angebliche Generallieutenant des Lord Belasyse, als des von den Katholiken erwählten Oberbefehlshabers, mit dem Grafen von Powis, den Lords Stafford, Arundel und Belasyse, in den Tower gebracht (den 22. Oct. 1678). In Gesellschaft seiner Unglücksgefährten vor Gericht gestellt, vertheidigte er (den 15. April 1679) kurzweg seine Unschuld, ohne jedoch Leute, die zu verurtheilen bestellt und entschlossen waren, überzeugen zu können. Von der andern Seite ergab sich die Unmöglichkeit, eine Strafe über ihn zu verhängen, man begnügte sich darum ihn festzuhalten, und wartete die gewöhnlichen Folgen eines langwierigen Gefängnisses ab. Der Lord siechte vier Jahre, bis der Tod (den 5. Jan. 1683) ihn erlöste. Von seinem Sterbelager aus schrieb er an den König, um diesem seine Anhänglichkeit und seine Schuldlosigkeit an der eingebildeten Verschwörung zu betheuern, und daß er vollständig seinen Anklägern verzeihe. In Titel und Fideicommiß folgte ihm zunächst sein Bruder Johann, der aber bereits 1684 unvermählt starb, sodaß die abermals eröffnete Erbschaft an den jüngsten Bruder gelangte. Dieser, Thomas, sechster Lord Petre, wurde 1687 von König Jacob II. zum Lord-Lieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Essex und Stadt Colchester bestellt, obgleich er selbst bei dem Monarchen gegen eine solche gefährliche Neuerung remonstrirt haben soll; er starb den 4. Juni 1707, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Clifton einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Robert, siebenter Lord Petre, starb, nicht völlig 23 Jahre alt, an den Kinderblattern (den 22. März 1713); seine junge Witwe, Katharina Walmesley, wurde am 3. Juni 1713 von einem Posthumus, Robert Jacob, entbunden, welcher als achter Lord Petre am 2. Mai 1732 sich mit des Grafen Jacob von Derwentwater Tochter, Maria, verheirathete, die Kirche von West Thorndon neu aufbaute, und gleichwie der Vater, in der Blüthe der Jahre, an den Kinderblattern starb (den 13. Juli 1742). Seiner Gutthätigkeit wegen gegen die Nothleidenden ist er sehr bedauert worden[5]). Sein einziger Sohn, unter vier Kindern, Robert Eduard, neunter Lord Petre, vermählte sich den 19. April 1762 mit Anna Howard, Tochter von Philipp Howard, die zugleich mit ihrer Schwester, Lady Winifredis Stourton, Erbin von Thomas und Eduard, dem achten und neunten Herzog von Norfolk, und insbesondere von den alten Baronien Howard, Mowbray, Segrave &c. war. Anna wurde Mutter von drei Kindern und starb den 16. Jan. 1787, worauf Lord Petre (Januar 1788) eine zweite Ehe mit Juliana von Glossop, der Tochter von Heinrich Howard, einging, und in derselben einen Sohn und zwei Töchter erzeugte. Den großen, mit der ersten Frau erheiratheten, Reichthum wußte er auf angemessene Weise zu verwenden. Sein Vater, welchem der alte Familiensitz Ingatston mit seinen irregulären Gebäuden, mit seinen von der Mode verurtheilten Gartenanlagen, mit den schönen Teichen in der sumpfigen Lage nicht mehr zusagte, hatte zu seiner künftigen Wohnung sich West-Thorndon ausersehen, wurde jedoch abgerufen, als der Bau kaum zur Hälfte vollendet war. Der Sohn ließ alles abtragen, und aus den in unsäglicher Menge herbeigeschafften Materialien ein neues, prächtiges Gebäude, nach den Zeichnungen von Jacob Paine, aufführen[6]). Die Halle, ein Cubus, hält 40 Fuß Länge, 40 Fuß Breite, gegen 32 Fuß Höhe, der Hauptsaal 60 zu 30, das Drawing-room 45 zu 25, der Speisesaal 36 zu 24, die Bibliothek 95 zu 20, die Kapelle 48 zu 24. Der sehr ausgedehnte Park prangt mit dem herrlichsten Holzwuchse, insbesondere erreichen die vielen ausländischen Bäume einen Wuchs, wie kaum anderswo in England. In West-Thorndonhall hatte der Lord die Ehre, den König Georg III. zu bewirthen, als derselbe sich nach Warley, zum Lager, begab, und es verursachten die wenigen Stunden einen Aufwand von über 3000 Pf. Am 29. April 1772 war Lord Petre an der Stelle des ausgeschiedenen Herzogs zu Beaufort zum Großmeister der Freimaurergesellschaft erwählt worden. Er starb den 21. Juli 1801; sein ältester Sohn erster Ehe, Lord Robert Eduard Petre, den 28. März 1809. Dieser (geb. den 3. Sept. 1763) hatte sich den 14. Juli 1786 mit Maria Brigitta von Glossop, der ältesten Tochter von Heinrich Howard, verheirathet, und war in dieser Ehe Vater von vier Söhnen und fünf Töchtern geworden. Der älteste Sohn, der heutige eilfte Lord Petre von Writtle, Wilhelm Franz Heinrich, ist den 22. Jan. 1793 geboren und hat aus zwei Ehen mehre Kinder.

Die Lords Petre, durch ihre Religion von den

---

5) Robert James (Jacob) Petre, welcher 1710 geboren wurde und 1742 an den Pocken starb. Peter Collinson nennt diesen Lord in einem Briefe an Linné den würdigsten Mann, dessen Tod der größte Verlust für die Pflanzenkunde und Gartenkunst Englands sei. Er beschreibt in diesem Briefe die Gärten und Gewächshäuser Petre's, deren Inhalt vorzüglich aus tropischen Bäumen und Gewächsen von einer bisher in keinem anderen Garten gesehenen Zahl und Größe bestand, denn bei dem Tode des Lords fanden sich 219,925 größtentheils ausländische Gewächse, und schließt mit den Worten: „da dieser junge Mann der größte Mann unseres Geschmackes war, welchen dies Jahrhundert hervorgebracht hat, so hielt ich es nicht für unpassend, einige Nachricht von der Größe seines Geistes zu geben. Allein es ist unmöglich, seine Kenntniß und Erfahrung in allen schönen Künsten, vorzüglich in der Bau-, Bildhauer-, Maler- und Zeichnenkunst, sowie den Geschmack zu schildern, mit welchem er seinen großen Park, sowie seine Gärten anlegte und verschönerte." Collinson wurde bei einem Besuche, welchen er 1768 bei dem würdigen Sohn und Nachfolger des Lords Petre abstattete, von seiner letzten Krankheit befallen, Hounstoun aber stiftete zu Ehren dieses letzteren die Pflanzengattung Petrea. (*G. M. S. Fischer.*)

6) This noble edifice, which must be ranked in the first class of buildings in this country, commands the most delightful prospects: the park and grounds had been much meliorated anterior to the erection of the house, with a view to the improvement of the ancient seat, built by Sir William Petre in 1591.

oca ergeben, unterscheidet zwar die Pe-
nders, nimmt aber an, Meer und Land
egenseitige Lage verändert.
eb. um 370 v. Chr.) beschäftigte sich
hr mit den Petrefacten; er schrieb so-
wei Büchern über Versteinerungen, das
, und gedenkt der Ostraciten mit Na-
Theophrast's Buch benutzt hatte, sagt,
bt, die versteinerten Knochen seien in
vachsen.
icht, wie Herodot, waren Xanthus der
atosthenes der Geograph (272 v. Chr.)
te jener frühen Zeit.
v. Chr.) liefert durch mehre Stellen
er eine richtige Ansicht von den Petre-
das Vorkommen von Meerconchylien
erkannte.
ung, welche Kaiser Augustus zu Capri
d nicht nur in geschichtlichen Alterthü-
r auch merkwürdig wegen der fossilen
Octavianus. Lib. II. c. 72).
gelehrte Compilator, folgte auch in Be-
über die Petrefacten den Griechen und
oniten, daß sie zu den heiligsten Edel-
n gehört hätten.
r Augustus und Tiberius), der die ei-
heinungen in der Structur der Erdrinde
eingetretenen Niveauveränderungen der
hebungen, Einsenkungen und Meerbe-
landes zuschrieb, fand auch, daß die
welche von der See entfernt und in be-
über derselben lagen, Meerconchylien
er einen Beweis für die Richtigkeit
kannte.
74 n. Chr. geblüht) rühmt an einem
den Muschelreichthum.
ater Tertullian (2. und 3. Jahrh. n.
onchylien in den Bergen meerischen Ur-
ützte sich dabei auf das, was Afrika dar-

re Natur der Versteinerungen war man
ter Ansicht. Die Einen erkannten in
e Überreste wirklicher Geschöpfe, die An-
en sie unter der Benennung lusus na-
aturspiele oder Steinspiele, für Gebilde
oder formativa, einer generatio ae-
tanden ohne Zeugung und ohne Samen;
Naturkraft habe der todten Gesteinsmasse
liehen, in der Form von organischen
arzustellen; man glaubte sogar verstei-
onde und Sterne, ganze menschliche Ge-
rsteinerte Städte zu sehen. Stücke Ge-
r oder künstlicher Form, oder auch wirk-
gab man aus für Mönche, Eremiten,
gte, für die Mutter Gottes, für Johan-
dem man nur ein Bein zuerkannte, für
dem Kelche, für Christophorus; in den
sfelder Schiefers erkannte man Luther
und den gekrönten Papst in blauem, mit Gold belegtem Kleide (**Büttner**, Zeichen und Zeugen der Sündfluth. 1710. S. 121). Solche irrige Ansichten über die Versteinerungen erfreuten sich besonders im Mittelalter eines großen Anhanges. Sorgfältige Untersuchungen belehrten indessen, daß die Petrefacten die Überreste wirklicher Geschöpfe sind. Man war so glücklich, Körpertheile aufzufinden, auf deren Überlieferung in fossilem Zustande man schon verzichtet hatte, und aus denen hervorging, daß die frühern Geschöpfe der Erde auf ähnliche Weise wie die jetztlebenden sich fortpflanzten, ernährten und überhaupt lebten; man fand sogar in dem von sehr alten Schichtgesteinen umschlossenen versteinerten Darmkoth von Raubthieren die unverdauten Reste derjenigen Thiere, welche ihnen zur Nahrung gedient hatten. Die Petrefacten können daher unmöglich das Ergebniß der Einwirkung einer vis plastica auf die todte Gesteinsmasse sein. Diese alte Lehre ist aber nicht ganz zu verwerfen; sie findet Anwendung auf gewisse Concretionserscheinungen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit organischen Formen, durch die Regelmäßigkeit, mit der eine Form sich wiederholt, oder durch das Vorkommen dieser Formen in gleichmäßiger gegenseitiger Entfernung, noch jetzt leicht zur Annahme einer organischen Entstehung verleiten.

Im 10. Jahrh. bemächtigte sich die Lehre von der generatio aequivoca unter verschiedenen Namen der Petrefacten. Avicenna (geb. 978 n. Chr.) nannte die geheime Kraft, wodurch die Petrefacten entstanden wären, vis lapidifica oder vis plastica, Albertus Magnus (geb. 1193, nach Andern 1205), der gleichwol der erste ist, welcher der Pflanzenversteinerungen mit Zuverlässigkeit gedenkt, virtus formativa, und die Zeit war nun nicht mehr fern, wo man fast allgemein die Petrefacten für Naturspiele erklärte.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts jedoch trat Spaltung ein. Das petrefactenreiche Italien ward der Kampfplatz, wo man sich stritt, ob die Petrefacten wirklich je organischen Geschöpfen angehört hätten, oder ob sie nicht vielmehr todte Erdgebilde wären. Eine Veranlassung zu diesem Streite waren die Muscheln, auf welche man beim Graben der Fundamente zu der Citadelle von Verona stieß. Um diese Zeit erklärt Torellus Sarayna die zu Verona und anderwärts gefundenen Petrefacten für Reste wirklicher Geschöpfe. Ihm pflichtet Fracastoro bei, indem er annimmt, die fossilen Conchylien seien Überreste von Thieren, welche vormals da gelebt, wo ihre Schalen sich jetzt finden; die Berge, welche Versteinerungen enthalten, hatten in früherer Zeit unter Wasser gestanden und beim Rückzug desselben sind diese Überreste von Thieren und Pflanzen zurückgeblieben. Auch gab Alexander ab Alexandro dadurch, daß er die Versteinerungen von der Sündfluth herleitete, zu verstehen, daß er sie für keine Naturspiele hielt.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte Lenardo da Vinci die Unwahrscheinlichkeit der Annahme darzuthun gesucht, daß die Natur unter der Sterne Einfluß in den Bergen die Conchylien erzeuge, und dabei seine Meinung dahin ausgesprochen, daß auf die an der Küste lebenden Meer-

thiere sich Schlamm abgesetzt habe, der nach dem Rückzuge des Meeres mit ihnen erhärtet sei. Welche Verwirrung der Begriffe damals bestand, geht daraus hervor, daß ein und derselbe Gelehrte, Falloppio (geb. 1523), die fossilen Elephantenzähne für Erdconcretionen erklärte, ausgegrabene Töpferwaare dagegen für Werke der Natur und nicht der Kunst; man verirrte sich sogar soweit, daß man die Mumien für ein Werk der vis plastica ausgab. Wer damals der herrschenden Meinung nicht ergeben war, mußte viel leiden. Gleichwol fehlte es nicht an Männern, welche über das Vorkommen und Entstehen der Petrefacten gründliche Untersuchungen anstellten. Unter ihnen zeichnete sich der französische Töpfer und Gelehrte Bernhard Palissy (geb. 1515, gest. 1589) aus, welcher behauptete, die fossilen Überreste von Conchylien und Fischen verriethen, daß einst über der Gegend, wo sie sich finden, Meer gestanden habe. Genauere Untersuchungen über die Petrefacten stellte auch schon C. Geßner (1565) an; in den von ihm abgebildeten versteinerten Hölzern sieht er einheimische, mit deren Namen er sie belegt. Auch ist des Acosta (1590) zu gedenken, der auf die sogenannten Riesenknochen Neuspaniens aufmerksam machte, wofür man um diese Zeit auch in Europa öfter die fossilen Knochen von großen Säugethieren erklärte. Bauhin (1598) legte Versteinerungen aus der berühmten Gegend von Boll und Göppingen in Würtemberg dar.

Ungeachtet der Bemühungen einsichtsvoller Männer, eine richtige Ansicht über das Wesen der Versteinerungen herbeizuführen, war doch wieder um das 17. Jahrhundert die Lehre von einer vis plastica oder einer plastischen Zeugungskraft, welche die Naturspiele, wie Hook die Petrefacten nennt, da, wo man sie findet, zufällig hervorgerufen habe, wieder fast allgemein verbreitet, wobei sie nur unter andern, zum Theil schon früher gebrauchten, Namen auftrat. Albertus Magnus glaubte, ein in der Erde und in den Körpern befindliches Salz bewirke die Versteinerung. Ähnlicher Ansicht scheint Augustinus gewesen zu sein, indem er die Verwandelung von Loth's Weibe nur zum Theil als Wunder anerkennt, andern Theils aber natürlichen Ursachen zuschreibt. Von dem steinmachenden Safte, von welchem Vitruv annimmt, daß er sich im Wasser aufhalte und die Körper durchdringe, wo alsdann die Sonne sie verhärte, glaubt Agricola (geb. 1494), daß er aus den Felsenritzen hervorquelle, und die Körper, welche ihn einsaugen, in Stein verwandele. Falloppio nimmt einen ähnlichen aus steinartiger Materie erzeugten Saft an, Paracelsus (geb. 1493) eine zähe Feuchtigkeit, die durch einen „salzigen Geist" einen Körper in Stein zu verwandeln vermöge; man glaubte an die Existenz eines steinmachenden Geistes (Sperling 1657), eines spiritus mundi, eines unterirdischen Weltgeistes oder Archaeus (Lachmund, Bauhin, 1598), oder man nahm einen wirklichen Samen an, der mittels des Wassers und anderer Umstände unter die Erde gelangt sei, wo er die verschiedenen Kräuterfiguren hervorgebracht und erzeugt habe (Kircher, geb. 1602; Lucas Rhin, 1682; Luidius, 1689; Nic. Lange, 1708); die Lehre einer Aura seminalis fand in G. E. Stahl einen Gegner; man wollte wissen, bei Erschaffung der Welt sei die Erde ein großer Klumpen gewesen, mit unendlich kleinen Theilchen untermengt, welche die Grundlage bei allen Geschöpfen abgegeben. Peirescius hielt die Versteinerungen für Gebilde, welche entstanden, indem wirkliche Thiere der Natur Gelegenheit gaben, ihr Spiel zu treiben. Zu denen, welche glaubten, Gott habe die Petrefacten von Anfang an in den Bergen geschaffen, wie die Geschöpfe über der Erde, gehört Camerarius. Daneben war man in diesem Jahrhundert eifrig bemüht, Sammlungen über Versteinerungen anzulegen, und sich durch genaue Untersuchung Rechenschaft über deren eigentliche Beschaffenheit zu geben. Fabio Colonna (1626) unterscheidet sogar schon versteinerte Meerconchylien und versteinerte Land- oder Süßwasserconchylien. Der Däne Steno (1669), Schöpfer der neuern Geologie, verglich in Italien die fossilen Conchylien und Fische mit den lebenden, und machte einen Unterschied zwischen Gesteinen, welche Reste von Geschöpfen umschließen, und solchen, welche davon frei sind und vor jenen entstanden. Richtigerer Ansicht zugethan waren ferner Aug. Scilla, J. D. Major, Moscardus, Andreas Chiocco (1622), G. W. Wedel (1672), P. Boccone (1674), Jacob Grand (1676), Merret, Leibnitz (1693), Tenzel (1694). Die Ähnlichkeit, welche in Italien viele fossile Species mit den noch im Mittelmeere lebenden besaßen, verhinderte, daß man schon damals sich in diesem Lande von der Existenz erloschener Species unter den fossilen überzeugte. In einer günstigern Lage befand sich in dieser Hinsicht England, wo ältere Schichtgesteine aufgedeckt waren, deren Versteinerungen sich von den lebenden augenfällig unterschieden. Wirklich gelangte auch der Engländer Martin Lister (1671) auf jenem Inselreiche zur Überzeugung, daß die Schichtgesteine Überreste von erloschenen Arten umschließen, und daß eine jede Schichte sich durch die Verschiedenartigkeit der versteinerten Muscheln unterscheiden lasse. Dieser Gründer der Conchyliologie konnte sich indessen von der irrigen Ansicht nicht lossagen, daß die Petrefacten nie wirkliche Geschöpfe gewesen, sondern nur ihnen ähnlich geformtes Gestein, lapides sui generis, wie er sie nennt. Als Gegner der irrigen Vorstellungen über die Petrefacten zeichneten sich besonders Tenzel, Scheuchzer und Samuel Karl aus; sie erklärten die fossilen Knochen für wirkliche Thierüberreste, für „Zeugen und Zeichen der Sündfluth," in einer Zeit, wo Sachs von Löwenheim und Kircher dieselben für ein bloßes Gebilde aus Mergelschlamm mit Salpeterwasser vermischt ausgaben, und wo das Collegium medicum zu Gotha gegen einen von Tenzel an Magliabechi gerichteten Brief, worin er die Knochen eines 1696 zu Burg-Tonna ausgegrabenen Elephantengerippes für Überreste eines ehedem am Leben gewesenen Thiers erklärte, entschied, daß diese Knochen nichts anderes als ein zufälliges Gebilde aus Bolus wären. Unterdessen erhielt Samuel Karl (1704) durch Anwendung der chemischen Analyse aus den fossilen Knochen ähnliche Producte, wie aus den Knochen lebender Thiere.

Die fossilen Überreste von Elephanten und Mastodon gaben in den verschiedenen Gegenden Europa's, Asiens und Amerika's Veranlassung zur Entstehung von Sagen

über Riesen, für deren Knochen sie verkannt wurden. Der heilige Augustinus, Hernandez, Acosta, Torrubia, Plater und Andere sahen darin Knochen von Riesenmenschen oder Heiligen; einige legte man dem heiligen Christoph bei. Feijoi und Sloane gaben sich vergeblich Mühe, mittels der vergleichenden Anatomie zu beweisen, daß es sich nicht um Knochen von Menschen, sondern von wirklichen Thieren handele. Der früher in Teutschland üblich gewesene Gebrauch, diese Knochen an öffentlichen Gebäuden und in Kirchen aufzuhängen, beruht theilweise wol auch auf einer Verkennung ihrer eigentlichen Natur. So wurde ein 1605 gefundener Elephantenstoßzahn in der Michaelskirche zu Hall in Würtemberg an eisernen Bändern befestigt; am Rathhause zu Worms war ein in die Sammlung zu Darmstadt gekommener Schädel von Bos priscus angebracht; ob die Walfischrippen, welche in einigen Städten am Rhein aufgehängt waren, und von denen jene über der Thüre der Albanskirche in Mainz im J. 1624 für die Rippe einer unbekannten heiligen Riesenjungfrau gehalten wurde, wirklich fossil waren, ist nicht ausgemacht. Auch die Sagen von Drachen und Höhlenungeheuern beruhen großentheils auf den in gewissen Höhlen vorkommenden fossilen Knochen. Für was alles die Versteinerungen gehalten wurden, geht auch daraus hervor, daß ein früherer Gesetzgeber Indiens die am Abhang eines heiligen Berges am Himalaja vorfindlichen Ammoniten für Darstellungen einer Incarnation des Wischnu erklärte.

Wenn es sich nicht leugnen läßt, daß man gegen das 18. Jahrhundert hin sich auf dem rechten Weg befand, den wahren Ursprung der Petrefacten zu erkennen, so war doch damals die Petrefactenkunde noch zu sehr in der Kindheit, als daß man sich hätte immer eine richtige Vorstellung von den Geschöpfen machen können, denen die versteinerten Körper angehörten. Leibnitz (1693) suchte sich in seiner erst 1740 erschienenen Protogaea mit Versteinerungen verschiedener Gegenden gründlich zu beschäftigen; er war indessen nicht im Stande, zu einer richtigen Vorstellung vom Elephas primigenius zu gelangen, da er aus dessen Überresten ein wahres Ungeheuer construirte; und Scheuchzer (1708) gibt in seiner Physica sacra dem Riesenbatrachier von Öningen, den er homo diluvii testis nennt, die Unterschrift:

> Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder,
> Erweiche Stein und Herz der neuen Boßheit Kinder.

Scheuchzer ist übrigens ein hervorragender Gelehrter in der Petrefactenkunde. Mit besonderer Liebe wandte er sich den Versteinerungen zu, die er für eine Folge der Sündfluth hielt, und worüber er mehre Werke herausgab, welche dazu dienten, die falschen Ansichten zu bekämpfen und dem Studium dieser Überreste eine bessere Richtung zu geben. Es fehlte indessen an genauerer Vergleichung mit den lebenden Geschöpfen. Scheuchzer ist der früheste Bearbeiter der fossilen Pflanzen. In seinem Herbarium diluvianum bringt er sie in die drei Classen der antediluvischen, der diluvischen und der postdiluvischen, und legt beim Ordnen derselben das damals gebräuchlich gewesene System von Tournefort zu Grund. Nach Scheuchzer's Vorstellung nahm nach dem Rückzuge des Wassers der Sündfluth der Schlamm die todten Pflanzen und Thiere auf, wodurch die Petrefacten entstanden. Nach Woodward (1695) führte die Sündfluth durch Aufhebung der Cohäsion der Materie eine Auflösung der Erdrinde herbei, und als darauf der Niederschlag nach der specifischen Schwere erfolgte, geschah es, daß die nicht auflöslichen Muscheln, Seethiere und Knochen von der breiigen Masse umschlossen wurden, welche jetzt festes, auf den höchsten Bergen Versteinerungen enthaltendes Gestein darstellt. Letzteren Umstand, sowie das in entferntere Meere verlegte Vorkommen der Originale zu den Versteinerungen, führte man als Beweise von der Richtigkeit der Annahme an, daß die Versteinerungen von der Sündfluth herrührten. Der Engländer Robert Hooke (gest. 1703) suchte in seinem Landsmanne Lister die Ansicht von den Naturspielen zu bekämpfen, und war der Überzeugung, daß die Petrefacten Überreste wirklicher Thiere wären, die sich im Gestein, wenn auch nur als bloßer Abdruck, erhalten hätten. Aus der zwischen den versteinerten und lebenden Thieren bestehenden Verschiedenheit leitete er her, daß es fossile Arten gebe, welche ausgestorben, oder durch Katastrophen umgekommen wären, und aus den fossilen Schildkröten und Ammoniten in Portland schloß er, daß England vor Zeiten unter dem Meere innerhalb der heißen Zone gelegen, und daß die Erdaxe ihre Lage verändert habe.

Scheuchzer's Thätigkeit in der Petrefactenkunde war auf seine und die darauf folgende Zeit von entschiedenem Einfluß. Allerwärts wandte man die Aufmerksamkeit auf Petrefacten und bemühte sich, sie bekannt zu machen. Von den in diesen Zeitraum fallenden Schriftstellern verdienen genannt zu werden: Spleiß (1701), Lange (1709), Mylius, Bourgnet, Büttner (1710), Guettard, Wolfart, L. D. Hermann (1711), Valentin (1714), Ch. G. Fischer, Bucher (1715), Reaumur, Spener, Lochner (1716), Hellwing (1717), Leibknecht (1719), Rosinus (1719), der an den Encriniten und Belemniten erkannte, daß unserer jetzigen Schöpfung fremde Geschöpfe versteinert vorkommen; Monti (1719), Volkmann (1720), wegen seiner Silesia subterranea, worin er sagt, daß es fossile Pflanzen gebe ohne Original unter den lebenden und andere, den einheimischen und tropischen Gewächsen ähnlich; Melle, Schütte, Beringer (1721), wegen der falschen Petrefacten, die man aus Stein schnitt, und in die Berge bei Würzburg begrub, wo Beringer sie entdeckte und ein eigenes Werk darüber herausgab; als er aber später den Betrug erfuhr, soll er sich zu Tode gegrämt haben; Valisneri (1721), welcher durch die Petrefacten veranlaßt ward, die mit ihnen versehenen Schichtgesteine vom versteinerungsfreien Gesteine zu unterscheiden, welches letztere, von ihm Grundgebirg genannt, vor Erschaffung der Lebenswesen entstanden wäre; auch gab er einen Überblick über die in den Meerabsätzen Italiens vorkommenden charakteristischen Versteinerungen; Schwedenborg (1722), Hiemer (1724), wegen des Pentacrinus aus dem Lias Würtembergs; Kundmann (1727), Bruckmann, Lesser, Bromel, Harenberg (1729), A. Ritter (1730), Baier, Lerch, G. H. Burghardt (1736), Spada (1739), Klein

(1740), Cron, Barton (1741), Argenville (1742), Gendel, wegen seiner Untersuchungen der Insekten im Bernstein; Büchner (1743), Hebenstreit, Cartheuser (1744), Wallerius (1747), Hill (1748), Lehmann (1751), Frenzel (1752), Stobäus, Ch. Fr. Schulze (1754), wegen seiner Untersuchungen über versteinerte Hölzer und Kräuter; Torrubia, Mendez da Costa (1755), der sich mit Pflanzen aus der Steinkohlenformation beschäftigte; J. Geßner (1756), James Parsons (1757), wegen seiner Untersuchungen über die fossilen Pflanzenüberreste der Insel Sheppey; Allioni, J. C. D. Schreber (1758), Hollmann (1759), der zuerst gegen den Ursprung der Versteinerungen durch eine allgemeine Sündfluth schrieb; Andreä (1763), der durch seine Briefe auf seltene Versteinerungen in der Schweiz und namentlich auf die Schildkröte im glarner Schiefer aufmerksam machte; Gräfenhahn (1764), Davila (1767), Bucholz (1769), J. T. Klein (1770), Bauder (1772), Beuth (1776), Waldin, der sich mit den sogenannten frankenberger Kornähren beschäftigte.

Jussieu (1718) war ausgezeichnet durch seine Untersuchungen über fossile Pflanzen des Steinkohlengebirges in Südfrankreich, worin er Farn und Palmen erkannte, welche sich nur mit denen der Tropenländer vergleichen ließen, und die zum Theil sich gar nicht mehr vorfinden dürften.

Wie Generelli des Lazaro Moro (1740) System darlegt, so enthält es manche Ansicht von Stenon und auch schon die Beobachtung, daß in der Erdrinde meerische Schichten mit solchen wechseln, welche Sumpf- und Landgeschöpfe umschließen; es wird darin ferner die Meinung ausgesprochen, das Festland sei der aus der Tiefe des Meeres emporgehobene Boden, und auf diese Weise seien die Überreste von Meergeschöpfen auf die Gipfel der Berge gelangt; dabei glaubt er, die unbekannten fossilen Geschöpfe könnten sich noch lebend auf dem Meeresboden vorfinden. Der geistreiche Buffon wies durch seine Epoques de la nature (1743) auf eine richtigere Theorie zur Erklärung der das Vorkommen von Petrefacten begleitenden Erscheinungen hin, und obgleich die Abweichungen, welche manche versteinerte Form von der lebenden darbietet, von ihm für eine bloße Degeneration erklärt wurde, so trug er doch viel zur genaueren Kenntniß der Petrefacten bei. Voltaire (geb. 1694) dagegen hielt die fossilen Conchylien für launige Spielwerke der Natur; er glaubte die Austernschalen, welchen man an entlegenen Stellen des Jura begegnet, bezeichneten die Orte, wo Pilger sich niedergelassen, oder er schrieb sie den Römern zu, welche große Liebhaber von Austern waren; die Knochen aber, welche zu seiner Zeit bei Etampes gefunden wurden, waren in seinen Augen nicht fossil, sondern zufällig aus Skelettsammlungen an diesen Ort gerathen. Man ist sogar soweit gegangen, daß man annahm, Affen hätten zum Zeitvertreib die Muscheln vom Meeresufer den entlegenen Stellen in den Bergen zugetragen (La Loubere), und die versteinerten Fische wären solche, welche die Römer von ihren Tafeln wegwarfen, weil sie ihnen nicht frisch genug geschienen. Auch glaubten einige, die Conchylien wären durch die Kriegsheere und die Einwohner von Städten und Dörfern aus der See genommen u[nd] über das Festland hingestreut worden. Rücksichtlich ab[er] der Überreste von Vierfüßern in den Anschwemmunge[n] Italiens bestand Targioni (1751) darauf, daß sie dies[es] Land vordem bewohnt hätten, und weder von Hann[i]bal oder den Römern, wie neuerlich wieder J. Rankin (1831) bewiesen haben will, noch durch Naturkatastr[o]phen dahin geführt worden wären. Füchsel (1762) über[-]zeugte sich mit Hilfe der Versteinerungen in der Erdrind[e] von Schichten, welche nur Geschöpfe des Landes, sowi[e] von anderen, welche nur Geschöpfe des Meeres enthalten und obgleich Raspe (1763) hauptsächlich Hooke's Lehr[e] zugethan war, so glaubte er doch, daß es schwer sei, di[e] damals allgemein verbreitete Ansicht von einem ehemal[i]g über Europa gegangenen Tropenklima und der Veränderung in den Thieren und Pflanzenarten gehörig zu begründen.

Um diese Zeit war die Classification der Petrefacten auf die eine ganz untergeordnete Rolle spielende Natur der Substanz, woraus die Versteinerung besteht, basirt. Man theilte diese Körper ein in calcinirte, vererdete, steinige, salzige, vererzte, oder in blos incrustirte, welche letztere Cartheuser falsche Versteinerungen nannte; Pothoniczky nimmt sogar versteinerte Metalle an, worunter er aber nur die durch die Zeit veränderten metallischen Artefacten verstand. Bei weiterem Fortschreiten in der Wissenschaft überzeugte man sich von der Unhaltbarkeit einer solchen Classificationsweise. Linné theilt Anfangs noch die Versteinerungen, die Incrustaten davon ausschließend in folgende vier Classen: Transsubstantiata, eigentliche Versteinerungen; Redintegrata, Steinkerne; Impressa, Spursteine; Fossilia, calcinirte Körper; entwirft aber später ein System mit zoologischer Grundlage.

Viel Verdienst um die Petrefactenkunde erwarben sich Knorr und Walch durch Herausgabe ihres großen Kupferwerkes: Sammlungen von Merkwürdigkeiten der Natur &c. (1755—1773), worin sie alles abzubilden und nachzuweisen bemüht waren, was zu ihrer Zeit sich über diesen Gegenstand vorfand. Walch empfahl Vorsicht bei der Bestimmung von Versteinerungen, da er erkannt hatte, daß für manche derselben die Originale in der jetzigen Schöpfung sich nicht auffinden lassen; er vermuthete indessen, daß sie in südlichen oder entfernten Meeren noch lebend vorhanden wären, und suchte zu beweisen, daß nicht alle Petrefacten, von deren Vorkommen er den Grund richtig erkannte, von der Sündfluth herrühren. Seine Classification gründet sich auf das System der lebenden Geschöpfe, wobei er eilf Classen annimmt. Die versteinerten knochenlosen Thiere theilt er ein in versteinerte Zoophyten, Helmintholithen, versteinerte Seesterne, versteinerte Seeigel, versteinerte Conchylien, Entomolithen und Gamarrolithen; und die Thiere mit einem innern Knochensystem in: Ichthyolithen, Ornitholithen, Tetrapodolithen (versteinerte Vierfüßer) und Anthropolithen. Unter den vielen Versuchen, die Versteinerungen nach dem Systeme der lebenden Formen zu ordnen, ist des Cartheuser zu gedenken, der in seinen Elementis mineralogiae (1755) die Versteinerungen von kriechenden Würmern eintheilt in

solche: a) die ein gewisses Original haben, und b) die kein bekanntes Original haben, wohin er die Belemniten zählt; auch waren für ihn die Gryphiten und Terebratulithen noch versteinerte Muscheln, deren Originale man nicht kannte. Justi wäre anzuführen wegen Errichtung einer dritten Classe von Versteinerungen in seinem Grundriß des Mineralreiches (1757); er nimmt nämlich außer der Classe von Versteinerungen aus dem Thierreiche und der aus dem Pflanzenreiche, noch eine andere an, worin er solche vereinigt, deren Ursprung unbekannt ist, zu denen er die Belemniten, Entrochiten, Bufoniten rc. zählt.

Unter des sehr verdienten J. S. Schröter's Werken zeichnet sich dessen vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Versteinerungen (1774—1784) aus, deren dritter und vierter Band über die Versteinerungen handelt. Schröter war ebenfalls der Meinung, daß zu sehr vielen Versteinerungen sich noch keine Originale vorgefunden hätten; daß Geschlechter und Arten untergegangen wären, schien ihm eine nicht erwiesene Hypothese, er vermuthete vielmehr die fehlenden Originale im Grunde des Meeres lebend, von wo sie nur durch Zufall bekannt würden. „Für den Naturforscher," sagt er ganz wahr (II. S. 72), „ist es kein eigentlicher Verlust, daß wir zu so vielen Versteinerungen keine Originale kennen, denn wir können die Geschlechter und Gattungen des Thier- und Pflanzenreichs in ihrer Kette, in ihrer Stufenfolge und in ihrem ganzen Umfang ebenso gut übersehen, als wenn wir alle Originale hätten, wenn wir die Versteinerungen mit den uns bekannten natürlichen Körpern verbinden," und (S. 94) „die Versteinerungen ergänzen die Geschichte des Thier- und Pflanzenreichs, da wir viele Versteinerungen haben, dazu uns die Natur noch keine Originale geliefert hat. Ohne sie würden wir in der Stufenfolge der Natur und in ihrer Kette erstaunende Lücken finden, die uns durch die Versteinerungskunde glücklich ausgefüllt werden.

Wie mit dem 18. Jahrhundert durch Scheuchzer, so sollte mit dem 19. Jahrhundert eine neue Ära für die Petrefactenkunde beginnen, welche sich durch richtige Vergleichung der versteinerten Geschöpfe mit den lebenden und durch Ermittelung des relativen Alters der Lagerstätten der Petrefacten auszeichnet. Diese Richtung gab sich schon mehre Jahre zuvor deutlich kund. Esper und Rosenmüller beschäftigten sich mit den Knochen, welche die fränkischen Höhlen lieferten (1774—1804). Pallas (1777) wendet sich Sibirien zu und gibt Aufschluß über das Vorkommen der Überreste von großen Vierfüßern in dieser Gegend Nordasiens; er berichtet über ein an den Ufern des Vilhoui in gefrorenem Sandboden aufgefundenes Rhinoceros fossiler Art, das noch mit Blut und Fleisch bedeckt war, und bald darauf wird durch Adams ein 1799 an der Mündung der Lena im Diluvialeise mit Haut, Haaren und Fleisch aufgefundener männlicher Elephant bekannt. Soldani (1780) verwendet genauere Sorgfalt auf Untersuchung der Einschlüsse in den Schichtgesteinen, wobei er bemerkt, daß im Becken von Paris Meer- und Süßwasserschichten mit einander wechseln; auch bearbeitete er die sogenannten mikroskopischen Cephalopoden, mit denen sich nachher d'Orbigny viel beschäftigte. Merk schreibt seine Briefe über fossile Knochen (1782—1786); Collini (1784) beschäftigt sich mit dem Pterodactylus, den er für einen Fisch hält; Seraphir Volta gibt die vom Grafen Gazzola entworfene Ichthyologia Veronensis (1789) heraus; Burtin (1784) untersucht die Versteinerungen der Gegend von Brüssel und Faujas-Saint-Fond jene aus dem Petersberg bei Maestricht; Fortis (1793) weist nach, daß viele Conchylien aus den subapenninischen Hügeln mit den lebenden identisch sind, und daß einige davon gegenwärtig heiße Zonen bewohnen; Garriga (1796) beschreibt das aus Amerika nach Madrid gekommene Megatherium.

Eigentlich ist es Blumenbach (1779), der diesen neuesten Abschnitt der Petrefactenkunde eröffnet. Die Ansicht von der Unmöglichkeit des Erlöschens einer Species in der Schöpfung, welche sich hauptsächlich auf die Hoffnung gründete, zu den unbekannten Versteinerungen die Originale in entfernten Gegenden und in noch nicht ergründeten Tiefen des Meeres aufzufinden, trat der fortschreitenden Entwickelung der Petrefactenkunde hemmend entgegen. Durch Blumenbach aber wurde sie wieder frei und aufs Kräftigste angeregt, indem er behauptete, das Entstehen und Vergehen von Arten läge allerdings im Bereiche der Möglichkeit, und durch gründliche Vergleichung der Petrefacten mit den lebenden Geschöpfen den Nachweis von einer verschwundenen präadamitischen Schöpfung lieferte, wobei er fand, daß die Originale zu den Versteinerungen entweder theils in derselben Gegend und theils in entfernten Erdstrichen leben oder gar nicht mehr lebend existiren. Blumenbach befaßte sich fast nur mit dem Thierreiche; die fossilen Pflanzen wählte sich dessen Zeitgenosse Schlotheim. Seine „Flora der Vorwelt" zeichnet sich aus durch gute Beschreibung und Abbildungen von Pflanzen, die er mit den ihnen unter der lebenden am nächsten stehenden vergleicht, und wobei er die Formation berücksichtigt, aus der die fossilen herrühren. Derselbe richtige Gesichtspunkt leitete ihn bei Abfassung seiner Petrefactenkunde (mit den Nachträgen 1820—1823).

Man erkannte nun immer mehr die Wichtigkeit, welche die Petrefactenkunde für die Erdgeschichte besitze, verhehlte sich aber auch die Schwierigkeiten nicht, welche eine genaue Bestimmung mit sich führe. Zugleich mehrte sich fortwährend die Zahl der Petrefacten. In der Bearbeitung dieses unter den Händen anwachsenden Materials wetteifern gegenwärtig Botaniker, Zoologen und Geologen in Europa, Amerika und Indien. Man begnügt sich nicht mehr mit einer gründlichen Beschreibung und Vergleichung der Petrefacten, sondern verlangt auch die Beachtung des Zusammenhanges, der zwischen diesen und dem Alter der sie umschließenden Schichtgesteine besteht, und von dessen Wichtigkeit man zu keiner Zeit so durchdrungen war, als gegenwärtig.

Um dieselbe Zeit, als W. Smith, der Vater der englischen Geologie, mit den Schichtgesteinen Englands sich beschäftigte, erkannte auch Cuvier und Alex. Brongniart in den Versteinerungen der Umgegend von Paris ein Mittel für eine genauere Unterscheidung der einzelnen Ge-

steinsschichten, dessen Brauchbarkeit durch Errichtung von Sammlungen über charakteristische Versteinerungen nachgewiesen wurde.

Cuvier wandte sich hauptsächlich den fossilen Vierfüßern zu. Vor und gleichzeitig mit ihm lieferten Blumenbach, die beiden Camper, Faujas, Fischer, Home, Merk, Nesti, Pallas, Rosenmüller, Sömmerring und Andere treffliche Untersuchungen über diesen Gegenstand; Cuvier indessen gebührt das Verdienst, diesen für die Erdgeschichte so wichtigen Theil der Petrefactenkunde seinem ganzen Umfange nach bearbeitet zu haben. Die Schwierigkeiten eigner Art, welche mit diesen Untersuchungen verknüpft waren, wobei man sich an einzelne, öfter nur fragmentarisch vorhandene Knochen oder Zähne halten mußte, machten die Beschäftigung nur um so anziehender. Die größte Sammlung von Skeletten lebender Thiere unterstützte ungefähr 30 Jahre lang Cuvier's Forschungen über vergleichende Osteologie, während der Montmartre bei Paris seinen unerschöpflichen Reichthum an fossilen Wirbelthieren erschloß, mit deren Bearbeitung er 15 Jahre zubrachte. Um die Thiere zu ergründen, von denen die einzelnen zum Theil nur in Fragmenten dargebotenen Theile herrührten, hielt er es für nöthig, den Zusammenhang und die gegenseitigen Verhältnisse zu erforschen, worin bei einem Geschöpfe überhaupt die einzelnen Theile zum Ganzen stehen. So gelangte er zu einer Methode, welche ihm ein treuer Führer wäre im Labyrinthe seiner Untersuchungen über die fossilen Knochen. Er ging davon aus: Jedes Geschöpf bilde Ein Ganzes, ein geschlossenes System, dessen Theile sich gegenseitig bedingen, und zur Erreichung derselben Endwirkung beitragen; kein Theil könne sich ändern, ohne gleiche Änderung der andern Theile; jeder einzelne Theil lasse daher auf die Beschaffenheit der übrigen Theile schließen. Nachdem Cuvier sich vom Zusammenhange, worin die Theile zum Ganzen stehen, an mehren Hauptformen lebender Wirbelthiere überzeugt hatte, glaubte er in der Anwendung des dabei aufgestellten Gesetzes der vergleichenden Anatomie ein untrügliches Mittel zu besitzen, um im Stande zu sein, an einem einzelnen Zahn- oder Knochenfragmente die Classe, Ordnung, das Genus und selbst die Species des Thieres ebenso sicher zu erkennen, als ob das ganze Thier der Untersuchung geboten wäre (*Cuvier*, Disc. sur les Révol. de la surface du globe. 6. Éd. [Die letzte, welche Cuvier selbst besorgt hat.] p. 97). Die mit seiner Methode günstig ausgefallenen Versuche an bekannten Thieren veranlaßten ihn, die bei den fossilen Knochen erlangten Ergebnisse für ebenso unumstößlich zu halten; er suchte zuvörderst die Zähne zu bestimmen, hierauf die Kopftheile, dann die Extremitäten und übrigen Skelettheile; aus dem Gefundenen wurde das Knochengerüste aufgebaut, und daraus weiter auf die weiche Bekleidung und die Lebensweise des Thiers geschlossen. Cuvier erklärte selbst seine Methode für einen der größten Triumphe des menschlichen Verstandes.

Bei unsern eigenen Untersuchungen über die fossilen Knochen schenkten wir Anfangs einer Methode, welche von Cuvier ausgegangen war, volles Zutrauen. Wir wurden indessen bald überzeugt, daß dieselbe keineswegs untrüglich sei, und daß man Acht haben müsse, um nicht in gewissen Fällen durch sie irre geführt zu werden (Herm. v. Meyer, Die fossilen Knochen und Zähne von Georgensgmünd. Frankf. 1834. S. 4. Auch im Jahrb. f. Min. 1835. S. 63). Cuvier scheint durch den großen Reichthum lebender Formen und die brillanten Resultate, die er aus den fossilen Knochen gewann, dahin gekommen zu sein, an die Infallibilität seiner Methode zu glauben. Die erste Überzeugung von der Trüglichkeit derselben erlangten wir durch genauere Untersuchung der vortertiären Saurier, von denen man annahm, daß sie Krokodilen oder Lacerten angehörten; später boten uns auch die Säugethiere ähnliche Beweise dar. An den genannten Sauriern fanden wir sogar, daß die einzelnen Theile eines und desselben Thiers nach den Typen der verschiedensten Thiere und zwar rein und neben einander entwickelt sein können. In diesen Fällen verleitet Cuvier's Methode, oder ein unbedingtes Zutrauen zum Wege der Analogie, aus Fragmenten von einer und derselben Species auf Thiere der verschiedensten Genera zu schließen. So erinnern Fragmente von vortertiären Sauriern bisweilen eher an Fisch, Vogel, Schildkröte, Säugethiere des Meeres oder des Landes, als an die wahre Natur des Thieres; es gibt vortertiäre Fische, worin einzelne Theile so rein nach dem Typus der Saurier ausgebildet sind, daß man Gefahr läuft, sie diesen Reptilien zuzuschreiben; unter den Säugethieren können das anfänglich für Tapir gehaltene Dinotherium, das von Einigen zu den Land-, von Andern zu den Meersäugethieren gezählt wird, der bald zu Ursus, bald zu Felis genommene Steneodon, das für Hippopotamus gehaltene Cetacee Halianassa, der von Mastodon nicht verschiedene Tetracaulodon etc. als Beispiele gelten, wie leicht Fehlschlüsse begangen werden, und die im Schiefer von Stonesfield gefundenen Kiefer zeigen, wie unmöglich es in gewissen Fällen sei, selbst durch die charakteristischen Theile auf dem Wege der Analogie zu sicherm Aufschluß über das Thier zu gelangen. Eine andere Klippe, woran die Unfehlbarkeit der auf Analogie gegründeten Methode zu scheitern Gefahr läuft, sind die individuellen Abweichungen, deren gründliches Studium zur Erzielung einer richtigen Bestimmung unerläßlich ist. Selbst in den an einem und demselben Orte zusammen lebenden Individuen einer Species, wo doch die äußern Verhältnisse ganz dieselben sind, können Abweichungen von dem größten Belang sich vorfinden. Die auffallendsten Beispiele hierfür fanden wir an den Schildkröten aus Torfmooren und auch aus ältern Gebilden. Die Abweichungen erstreckten sich nicht allein über die Zahl, sondern auch über die Form der einzelnen Körpertheile, und wir fanden die Knochenplatten in einem und demselben Individuum nach den Typen der verschiedensten Abtheilungen der Schildkröten mit solcher Reinheit neben einander entwickelt vor, daß vereinzelt gefundene Fragmente von einem solchen Individuum zur Annahme von mehren Schildkröten aus den verschiedensten Abtheilungen verleiten würden. Was über die Trüglichkeit der auf Analogie beruhenden Methode in Betreff der Wirbelthiere angedeutet wurde, läßt sich auch auf die andern Thier-

classen und auf das Reich der Pflanzen ausdehnen, und bei einiger Aufmerksamkeit kann es nicht entgehen, daß selbst die lebenden Geschöpfe hievon keine Ausnahme machen, und man bei diesen nur aus dem Grund seltener Gefahr läuft, Fehlschlüsse zu begehen, weil das ganze Geschöpf bei der Untersuchung vorliegt.

Die Erfahrung belehrt also, daß die auf Analogie beruhenden Schlüsse aus Einzeltheilen, selbst wenn sie wesentlich, auf das ganze Geschöpf, bisweilen falsch ausfallen; daß aus dem Ähnlichkeitsgrade einzelner Theile sich nicht immer die Ähnlichkeit des ganzen Geschöpfes bemessen lasse; daß die Analogie eines oder mehrer Haupttheile, so groß sie auch sei, gänzlichen Mangel an Analogie in andern Theilen desselben Geschöpfes nicht ausschließe; daß sogar Geschöpfe, welche in einem oder in mehren Theilen die größte Ähnlichkeit besitzen, im übrigen die überraschendste Unähnlichkeit darbieten können; und daß bloße individuelle Abweichungen soweit gehen können, daß Typen von verschiedenen Genera in der reinsten Entwickelung neben einander an einem und demselben Individuum sich darstellen. Nur durch Kenntniß des ganzen Geschöpfes erhält man eine richtige Vorstellung von seiner eigentlichen Natur.

Cuvier bestimmte oder classificirte über 150 Säugethiere und eierlegende Vierfüßer, von denen mehr als 90 erloschenen Species angehören und 60 eigene Genera bilden. Von den 150 Species besteht ungefähr der vierte Theil in eierlegenden Vierfüßern, die übrigen sind Säugethiere, worunter über die Hälfte in Hufthieren bestehen, welche nicht wiederkäuen. Cuvier selbst hält die numerischen Ergebnisse für unzulänglich, um weiter Schlüsse darauf zu bauen. Seine Ansicht über die gesetzmäßige Verbreitung dieser Wirbelthiere ist folgende: die eierlegenden Vierfüßer treten früher auf, als die lebendig gebärenden; in den älteren Schichten sind sie sogar zahlreicher, größer, mannichfaltiger als über der jetzigen Oberfläche; vor Entstehung der Kreide gab es schon trockenes Land und süßes Wasser; vor dem Grobkalke kommen selbst in Tertiärgebilden noch keine Säugethiere vor, und die vom Grobkalke umschlossenen Säugethiere sind nur solche des Meeres, namentlich Lamantin und Phoca; in den Gebilden über dem Grobkalk oder auch schon in diesem, wenn er in Süßwasserseen entstanden, aber nicht früher, stellen sich die Landsäugethiere zahlreich dar, hauptsächlich Pachydermen, mit Krokodilen, Schildkröten, Vögeln und Fischen; alle nicht mehr lebende Säugethiergenera, wie Palaeotherium, Anoplotherium etc. gehören mit einigen Species bekannter Genera dem im Alter unmittelbar dem Grobkalke folgenden Gebilde an, dagegen finden sich Elephas, Rhinoceros, Hippopotamus, Mastodon, mit vielen Pferden und mehren großen Wiederkäuern und Fleischfressern von der Größe des Löwen, des Tigers und der Hyäne nur in den angeschwemmten Gebilden, welche jünger sind; Knochen von lebenden Species gehören den neuesten Absetzungen und Anschwemmungen an; zur Zeit, als die zahlreichen untergegangenen Pachydermengenera lebten, bot die Erde nur eine kleine Anzahl, wahrscheinlich inselartiger, mit Palmen bewachsener Ebenen dar, welche durch hohe Gebirgsketten ziemlich weit von einander getrennt waren; über diese Länder brach das Meer herein, die Thiere wurden zerstört und es bildete sich ein Absatz, welcher der Boden für die neue Bevölkerung ward. Wir stehen, nach Cuvier, gegenwärtig in einer vierten Reihenfolge von Landthieren; nach dem Alter der Reptilien, nach dem der Paläotherien und nach dem der Mammute, Mastodonten und Megatherien, kommt das Alter des Menschengeschlechtes, begleitet von Hausthieren, und nur in den während letzter Zeit entstandenen Gebilden finden sich Knochen von Menschen und von bekannten lebenden Geschöpfen.

Cuvier suchte auch durch seine Forschungen darzuthun, daß die lebenden Arten nicht durch allmäligen Übergang aus den früheren entstanden, der durch Veränderungen in der Beschaffenheit der Localität und des Klima's herbeigeführt worden wäre, eine Ansicht, der sein College, Geoffroy-Saint-Hilaire, huldigte; unter den Petrefacten, sagt Cuvier, findet sich nichts vor, was dies bewiese, und der Einfluß der Natur und des Menschen, wenn er noch so lang dauert, vermag nicht eine Species in eine andere umzuändern.

Was hauptsächlich Cuvier für die fossilen Wirbelthiere, das leisteten Schlotheim, Sternberg und Brongniart für die fossilen Pflanzen. Goldfuß begann 1826 das Prachtwerk: „Abbildungen und Beschreibungen der Petrefacten ꝛc.," worin fossile Conchylien und Echinodermen trefflich dargelegt werden; von Buckland erschien: Reliquiae diluvianae (1824) und später Geology and Mineralogy (1836); auch entdeckte er die Koprolithen oder versteinerten Darmkoth und Abdrücke von Füßen vorweltlicher Thiere, welche letztere wir indessen Ursache haben, für sehr problematisch zu halten. Parkinson machte ein Werk: Organic remains of a former world bekannt; Holl gab ein Handbuch der Petrefactenkunde heraus, ein kleines Büchelchen ohne weitere Bedeutung. Die Description de coquilles caractéristiques des terrains (1831) von Deshayes, enthält die für jede Formation bezeichnenden Conchylien in Beschreibung und Abbildung; derselbe gibt auch in Lyell's principles of Geology eine Übersicht über die numerischen Verhältnisse zwischen den lebenden und fossilen Arten zu genauerer Unterscheidung des relativen Alters der Tertiärgebilde. Zu den petrefactologischen Werken dürfen wir auch unsere Palaeologica (1832) rechnen, worin wir bemüht waren, das Studium der fossilen Wirbelthiere, mit Ausnahme der Fische, durch Vorführung der Literatur für jede einzelne Species und durch Festsetzung der Formation, welche diese umschließt, zu fördern. Es verdienen ferner Fischer's Bibliographia palaeontologica (1834) und Keferstein's Naturgeschichte der Erde (1834) Erwähnung. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist Bronn's Lethaea geognostica, welche, sich über das ganze Bereich der Petrefacten ausdehnend, nichts Wesentliches auch in geologischer Hinsicht unberücksichtigt läßt. Die fossilen Fische fanden an Agassiz den besten Bearbeiter; seine poissons fossiles sind gleich gründlich vom geologischen wie anatomischen Standpunkte aus abgefaßt. Über andere Wirbelthiere sind wir selbst

beschäftigt ein Werk: „zur Fauna der Vorwelt," herauszugeben. Mit den Pflanzen beschäftigt sich gegenwärtig hauptsächlich Göppert; seinem Werke über die von ihm auch auf die Fructification untersuchten fossilen Farnkräuter, welches als Supplement zum 17. Band der k. Leopoldinischen Verhandlungen erschien, beabsichtigt er eine Fortsetzung folgen zu lassen, und außerdem ist er im Begriff „die Gattungen der fossilen Pflanzen" herauszugeben. Göppert war auch in der Darstellung künstlicher Pflanzenversteinerungen*) glücklich, die ihm manchen Aufschluß über die Entstehung der natürlichen gewährten. Ad. Brongniart beschäftigt sich seit 1821 mit Herausgabe seiner Histoire des végétaux fossiles, und Lindley und Hutton seit 1831 mit einer Fossil flora of Great-Britain; des Grafen Sternberg „Versuch einer geognostischen botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" schloß mit dem vor Kurzem erschienenen Hefte, dessen Bearbeitung der Verfasser vor seinem nahen Ende theilweise an Presl und Corda übertrug.

Der allgemeinere Gebrauch des Mikroskops brachte auch der Petrefactenkunde Gewinn. Ihm verdanken wir seit 1835 die Kenntniß von fossilen Infusorien; die selbst aus großen Fragmenten nicht genau zu bestimmenden fossilen Hölzer verrathen ihre Structur mit besserem Erfolge, wenn sie als dünn geschliffene Splitter unter das Mikroskop gebracht werden, und die aus dünnen Schnittplättchen über die innere Structur von Zähnen oder Knochen erhaltenen Aufschlüsse sind bisweilen das einzige Mittel, über die Classe, Ordnung oder Familie zu entscheiden, der ein fossiles Wirbelthier angehört.

Viel Vortheil erwuchs auch der Petrefactenkunde durch Anfertigung von Tabellen oder Verzeichnissen über die Versteinerungen mit Angabe ihres Vorkommens, welche in geologischen Handbüchern oder Monographien von de la Beche, Bronn, Egerton, Hissinger, Mantell, Morton, Murchison, Münster, Voltz, Woodward und Anderen angetroffen werden.

Neben der unsere Tage auszeichnenden Gründlichkeit, womit die Petrefacten untersucht werden, besteht noch immer die andere Ansicht, welche nicht zugibt, daß die Versteinerungen wirkliche, den jetzigen ähnliche Geschöpfe waren. Was hierüber H. Davy sagt, wurde wol nie von ihm ernstlich geglaubt, und läßt sich nur als schöne Phantasie denken. Ignaz Döllinger aber hielt, wenigstens früher (1802), die organischen Gebilde, welche die Gebirge als Versteinerungen umschließen, für Wesen von einer andern Anordnung und innern Einrichtung, als die etwa im äußern Umriß ihnen ähnlichen, am Lichte des Tages lebenden Organismen, die sich durch das Geschäft der Zeugung erhalten und vermehren; und auch der geistreiche Schubert ist ähnlicher Ansicht, indem er glaubt, daß ein großer Theil jener nur als Versteinerungen vorkommenden Wesen vorübergehende Erscheinungen der Morgenstunde der Schöpfung waren; denn „unversehrt die einen, halb entwickelt die andern, liegen sie oft reihenweise beisammen, wie solche Wesen, an denen weder der gewöhnliche Weg der Zeugung, noch auch jener der thierischen Verwesung und Auflösung stattgefunden. Diese Wesen waren in der That weder alt noch jung; sie übertrugen wol zum großen Theil die Form ihres Seins ebenso wenig auf ein nachkommendes Geschlecht, als jene Blüthenhüllen, die beim Aufbrechen der Knospen abfallen, zu einer bleibenden Frucht erwachsen. Sie sind die stehengebliebenen Zeugen eines Momentes der Erschaffung, da sich auch die innerste Tiefe der noch flüssigen, in ihrer Gestaltung begriffenen Erdveste von einem Leben erregte, das mit dem Starrwerden der Schichten gleich wieder erlosch." (G. H. v. Schubert, über die Einheit im Bauplan der Erdveste. 1835.)

Nicht weniger auffallend ist es, in unserer Zeit Fällen zu begegnen, wo bloße Erdgebilde für wirkliche organische Überreste, oder für durch vorweltliche Geschöpfe veranlaßte Erscheinungen ausgegeben werden. Hierher gehörten die Annahme von einem organischen Ursprunge der Stylolithen oder des früher sogenannten Tutenmergels, und die sogenannten Fußabdrücke zum großen Theil, namentlich jene aus älterem Gebirge; es haben sogar sonst ausgezeichnete Geologen in allem Ernst in älteren Gesteinen unzweifelhafte Spuren von versteinerten Regentropfen nachzuweisen gesucht.

Die Petrefacten lassen sich von zwei Gesichtspunkten aus classificiren: 1) nach den für die Pflanzen und Thiere bestehenden natürlichen Systemen, und 2) nach dem relativen Alter des sie umschließenden Gesteins. Durch Einschaltung der versteinerten Formen in die für die lebenden bestehenden Systeme werden letztere vervollständigt und überdies richtigere Classificationsprincipien gewonnen. Alle von Anbeginn bis heute auf Erden bestandene Formen sind nach einem gemeinsamen, den lebenden Geschöpfen noch immer zu Grunde liegenden Plane geschaffen, und sie sind daher sämmtlich Glieder eines und desselben Systems; selbst die auffallendsten fossilen Formen entziehen sich nicht dem Kreise gesetzlicher Verwandtschaft mit den lebenden, und sind nur Repräsentanten der verschiedenen Zeiten Eines Ganzen. Durch die Classification der Petrefacten nach dem relativen Alter des sie umschließenden Gesteins gelangt man zur Kenntniß des relativen Alters der Geschöpfe. Die geologische Zeit oder der Zeitraum, während dessen jene Geschöpfe existirten, von denen die Versteinerungen herrühren, läßt sich in mehre Perioden eintheilen, die auf der Gegenwart, dem Mangel oder dem gleichzeitigen Vorkommen gewisser Versteinerungen beruhen. Bronn nimmt fünf solcher, hauptsächlich auf die Versteinerungen gegründeten, Perioden an: 1) Kohlengebirg, mit dem frühesten Übergangsgebilde beginnend, bis in den Kupferschiefer; 2) Salzgebirg, vom bunten Sandsteine bis in den Keuper (Alberti's Trias); 3) Oolithgebirg, vom Lias bis in den Portlandstein, oder in die obere Juragruppe; 4) Kreidegebirg, die Wald- und Kreidegebilde umfassend; 5) Molassengebirg, die Tertiär- und Diluvialgebilde umfassend.

*) Solche künstliche Petrefacten sind nicht zu verwechseln mit gemachten, verfälschten oder zusammengesetzten, welchen man von Öningen und dem Bolcaberg, auch von Solenhofen in älteren Sammlungen begegnet, und die zu manchen irrigen Angaben veranlaßten.

Vorweltliche Flora.

Was Scheuchzer früh gefühlt und Jussieu angedeutet, hat Schlotheim weiter geführt, Sternberg aber auf den rechten Weg gebracht. Die Untersuchungen über die vorweltliche Flora in neuerer Zeit eröffnete Schlotheim mit seiner Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenversteinerungen in dem Steinkohlengebirge des thüringer Waldes (1804), der ähnliche Untersuchungen in seiner Petrefactenkunde folgten. Unmittelbar nachdem Graf Kasp. Sternberg seine Flora der Vorwelt begonnen hatte (1820), trat Ad. Brongniart (1821) mit seinem nach Sternberg's Vorbilde vom botanischen und geologischen Standpunkte aus bearbeiteten Werke auf, und zehn Jahre später Lindley und Hutton, denen Göppert folgte. Fossile Pflanzen wurden in neuester Zeit noch von folgenden untersucht: Artis, de la Beche, Berger, Bird, Bischoff, Bowerbank, Braun, Bronn, Brown, Buckland, Eist, Conybear, Corda, B. Cotta, Germar, Granger, Gutbier, Hoffmann, Hutton, Jäger, Kaulfuß, Kurtze, Link, Mantell, Martin, Martius, Münster, Nau, Nees, Nicol, Nilson, Th. Nutall, Pareto, Parkinson, R. und W. Philipps, Presl, Reichenbach, J. G. Rhode, Roßmäßler, Schimper, A. Sprengel, Steinhauer, Steininger, Succow, Voltz, Weawen, Winch, Witham, Young, Zenker.

Ad. Brongniart zerfällt die vorweltliche Flora in vier Vegetationsperioden, worunter er einen größern oder geringern Zeitraum versteht, während dessen die Natur der Vegetation, d. h., die numerischen Verhältnisse der Familien oder der Classen unter einander sich nicht merklich veränderten. Diese Perioden sind nach seiner Angabe folgende:

Die erste geht von den frühesten Spuren von Vegetation in gewissen Übergangsgebilden, bis zu Ende der Steinkohlenformation, oder bis zum bunten Sandstein; und diese Periode zeichnet sich aus durch das numerische Vorwalten und die mächtige Entwickelung der Gefäßkryptogamen (Cryptogames vasculaires).

Die zweite, weniger scharf bezeichnete, Periode läßt sich ebenso wenig der eben erwähnten als der folgenden dritten beigesellen. Sie ist die des bunten Sandsteins, und von der ersten Periode ist sie getrennt durch Gebilde, welche, wie das Rothliegende und der Kupferschiefer, gar keine Pflanzen oder nur Abdrücke von Meerpflanzen enthalten.

Die dritte Periode beginnt mit der Formation des Muschelkalkes, und erstreckt sich bis zur Kreide. Sie zeichnet sich aus durch eine Menge Cycadeen, welche mit Farn und Coniferen zusammenliegen.

Die vierte Periode endlich entspricht der Zeit, während welcher die Gebilde jünger als die Kreide entstanden. Diese zeichnet sich von den übrigen aus durch das numerische Übergewicht von Dicotyledonen und durch den Mangel an Formen, welche von den jetzigen Pflanzen verschieden sind. Eine Fortsetzung davon ist die jetzige Pflanzenschöpfung, welche demnach gleich nach Entstehung der Kreide begann.

Brongniart glaubt an einen natürlichen Zusammenhang seiner aufgestellten Perioden mit den Umwälzungen, welche unsere Erde im Verlauf der Zeiten erfahren, und zwar aus dem Grunde, weil sie durch Formationen getrennt werden, welche keine Überreste von Landgeschöpfen umschließen; einer neuen Pflanzenschöpfung ging, seiner Ansicht nach, jedes Mal die Zerstörung der zuvor bestandenen voraus, weshalb auch kein Übergang zwischen den Pflanzen der verschiedenen Perioden, sondern nur zwischen denen der verschiedenen Formationen einer und derselben Periode bestehe; wie bei den Thieren, so sei auch bei den Pflanzen den complicirteren Formen die Schöpfung der einfacheren vorhergegangen. Als Hauptgrund, warum die Natur allmälig vollkommenere Geschöpfe hervorgebracht habe, nimmt er eine allmälige Wärmeabnahme der Erde an; die Vegetation der ersten Periode vergleicht er der auf den Inseln in einem großen Ocean unter fast mehr als tropischem Himmel; allmälig traten diese Inseln sich näher und verbanden sich mit einander zu größeren Strecken Landes; die Erde ward geeignet, mannichfaltigeren Pflanzenwuchs zu entfalten, bis sie nach Entstehung der Kreide sich mit der Flora der Continentalländer bekleidete.

Sternberg, Fr. Hoffmann, Voltz und Andere konnten sich mit Brongniart's Ansicht über die vorweltliche Flora, sowol im Betreff der darin ausgedrückten Entwickelungstheorie, als auch der Perioden aus triftigen Gründen nicht einverstanden erklären. Unter Berücksichtigung der Art und Weise, wie die fossilen Pflanzen vorkommen, gelangte Sternberg zur Annahme von nur drei Perioden des Pflanzenlebens in früheren Zeiten der Erde, zu deren scharfen Begrenzung er selbst die Masse der vorliegenden Beobachtungen für unzureichend hält. Die erste seiner Perioden nimmt mit den Übergangsgebilden ihren Anfang; sie erinnert an Inselvegetation; über die Hälfte der Pflanzengattungen bestehen aus Farn. In der zweiten Periode herrschen die Cycadeen, eine in mancher Hinsicht zwischen den Palmen, Coniferen und Farn stehende Familie, vor. Die dritte Periode ist in der Kreideformation durch Fucoiden und überhaupt durch ein Übergewicht an dicotyledonischen Pflanzen ausgezeichnet. Aus der Übereinstimmung der Gattungscharaktere von Pflanzen aus der Steinkohlenformation der verschiedensten Gegenden beider Erdhälften, schloß er auf isotherme Standpunkte, welche geeignet waren, dieselben oder doch nahe verwandte Pflanzen gedeihen zu lassen, wobei er glaubte, daß die Temperatur dieser isothermen Punkte jener in unsern Tropenländern ähnlich gewesen, oder sie noch übertroffen habe.

Gegen die Brongniartschen Vegetationsperioden ist hauptsächlich einzuwenden, daß der rothe Sandstein und Zechstein in keinerlei Weise geeignet ist, eine Periodengrenze abzugeben, und daß die zweite und dritte Periode, wie er sie feststellt, bei der immer mehr sich befestigenden Lehre von der den bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper umfassenden Trias, unmöglich in der Natur begründet sein kann.

Eine große Rolle in der vorweltlichen Flora spielen die Farnkräuter. Nach den bis jetzt vorliegenden Untersuchungen Göppert's machen die Farn fast ein Drittel der zu 800 Species angenommenen gesammten fossilen Flora

land und die jüngsten Tertiärgebilde die meisten Eschaten umschließen. Die genetische Entwickelung der Polyparien scheint also mit der Zeit zu vollkommnern Formen gediehen zu sein. Es ist nicht zu übersehen, daß die Polyparien sich schon in frühester Zeit, wie gegenwärtig noch, als fleißige Mitarbeiter an der Entstehung von Festland beurkunden.

Echinodermen. Mit fossilen Echinodermen beschäftigten sich in neuester Zeit: Agassiz, Bronn, Desmoulins, Garteloupe, Goldfuß, Gray, Lamarck, Mantell, Meyer, Miller, Münster, Parkinson, Phillips, Philippi, Say, Schlotheim, Wahlenberg.

a) Holothurien. Was man, zumal im sohlenhofer Schiefer, für Holothuria gehalten, ist ein anderer Körper; Bronn räumt indessen die Möglichkeit ein, daß in diesem Schiefer ausgeworfenes Gedärm von Holothurien vorkommen könne.

b) Echinideen. Die vor kurzem durch Agassiz eingeführte genauere Unterscheidung der Echinodermen gewährt auch für Formationsbestimmungen manchen Vortheil, und die Echinideen bewähren sich hierin fast brauchbarer als die Conchylien. Die Genera sind wie folgt vertheilt:

1) Spatangus: Diaster kommt nur in Juragebilden vor; Holaster nur fossil, fast ausschließlich in Kreidegebilden, wo sie ihre Vorgänger in den Juragebilden zu ersetzen scheinen, H. complanatus ist für das Neocomien (Kreideartige Gebilde von Neuchatel) bezeichnend. Nur eine Species, H. intermedius, gehört dem Portlandstein an; Ananchytes scheint nur in Kreidegebilden zu existiren, A. ovatus bezeichnet die obere Kreide; von Hemipneustes ist nur eine Species bekannt, welche aus Kreide herrührt; von Micrastes rühren die fossil vorkommenden Species, welches die meisten sind, aus der Kreide her, zumal der obern Abtheilung derselben, nur wenige liegen im Grünsande; das lebende Genus Spatangus kommt fossil in Kreide und in Tertiärgebilden vor; von dem lebenden Genus Amphideutes wird nur eine der Kreide entnommene Species fossil angeführt; Brissus ist gar nicht fossil gekannt, und das lebende Genus Schizaster fossil nur aus Tertiärgebilden. 2) Clypeaster: Catopygus ist ein fossiles Genus der Kreide und der Tertiärgebilde; Pygaster nur aus Jura- und Kreidegebilden bekannt; Galerites nur aus Kreide; Discoidea, ebenfalls ein fossiles Genus, vom Unteroolith bis in die weiße Kreide einschließlich; Clypeus nur aus Juragebilden; Nucleolites meist in Jura und unterer Kreide, nur eine tertiäre und eine lebende Species; Cassidulus, alle fossil, aus Kreide und Tertiärgebilden; Fibularia aus Kreide, Tertiärgebilden und lebend; Hyboclypus nur aus Juragebilden; Echinoneus, alle lebend; Echinolampas in Jura-, Kreide-, Tertiärgebilden und lebend; Clypeaster, tertiär und lebend; Echinarachnius, lebend und eine fossil in Tertiärgebilden; Scutella, lebend und tertiär. 3) Cidarites: Cidaris in Jura-, Kreide und Tertiärgebilden und lebend; Diadema in Jura- und Kreidegebilden und lebend; Astropyga, nur lebend; Acroselania, nur aus Juragebilden; Salenia, Goniopygus, Peltastes und Goniophorus, nur in Kreide; Echinometra, alle lebend; Arbacia und Echinus, beide in Jura-, Kreide- und Tertiärgebilden und lebend.

Es ist hieraus ersichtlich, daß es fossile Genera gibt, die nicht mehr leben, sowie daß nicht alle lebende Genera auch fossil vorkommen; die meisten Genera sind erloschen; die meisten lebenden Genera finden sich nicht früher als in Tertiärgebilden, und einige gehen von den Juragebilden an, die verschiedenen Formationen durch, zu den lebenden; dann gibt es auch Genera, welche auf die Juraformation, andere, die auf die Kreide beschränkt, und noch andere, die auf beide ausgedehnt sind; bisweilen sind gewisse Genera an bestimmte Formationen gebunden, oder einzelne Species verhalten sich bezeichnend für eine gewisse Formation. Desmoulins und Garteloupe nehmen sogar an, daß in der Kreide, welche in die Tertiärgebilde spielt, mehre mit lebenden identische Arten von Echiniden vorkommen.

Die jurassischen Echinideen waren indessen nicht die ältesten; drei Echinideen aus dem Lias verlegt Agassiz in Gray's Genus Diadema; in dem Muschelkalke Schwabens und wahrscheinlich auch bei Baireuth fanden sich einige Reste, welche Goldfuß Cidarites grandaevus benannt hat; und wenn auch Steininger's Echinit aus der Eifel den Tertiärgebilden angehören sollte, so führt doch Phillips Cidaritenstacheln und ein neues Echinidengenus aus dem Kohlengestein Northumberlands und Irlands, Leymerie Fragmente von Cidaris aus dem Kohlenkalke von Tournay, und Graf Münster folgende drei Arten von Cidaris aus Übergangsformationen an: C. Nerei, aus dem Productuskalk von Tournay, C. Protei und C. priscus von Regnitzlosau; sodaß, wider Erwarten, die Echinideen jetzt zu den frühesten Bewohnern der Erde zu zählen sind, und schon Anfangs in Formen auftraten, welche den gegenwärtig noch lebenden ähnlich waren.

c) Stelleriden. *α*) Asterien. Ein asterienartiges Thier, vielleicht einem lebenden Genus angehörig, lieferte der Unteroolith; in Juragebilden und lebend kommt Goniaster vor, während Coelaster nur fossil, aus der Kreide nämlich, bekannt ist.

β) Ophiuren. Ob die echte Ophiura überhaupt fossil vorkomme, ist noch unentschieden; die meisten ophiuraähnlichen Formen sind als eigene nur fossil gekannte Genera von den lebenden getrennt worden. Zwei derselben liegen schon im Muschelkalke: Acroura (A. *Agassiz* und Ophiura prisca) und Aspidura (Ophiura loricata); während Ophiurella (Ophiura carinata, O. speciosa, O. *Milleri*, O. *Egertoni*) und Comaturella den Juragebilden zustehen.

γ) Crinoideen. Die die früheste Periode für organisches Leben bezeichnenden Übergangsgebilde mit dem Bergkalke und Kohlenkalke sind reich an erloschenen Crinoideengenera, welche in anderen Formationen nicht vorkommen; sie heißen: Actinocrinus, Melocrinus, Eucalyptocrinus, Poteriocrinus, Platycrinus, Cyathocrinus, Sphaeronites, Echinoencrinus, Caryocrinus, Cupressocrinus, Dichocrinus, Triacrinus, Asterocrinus,

Pentrematites, Rhodocrinus, wenn, was vermuthet wird, Rh. echinatus aus Juragebilden einem eigenen Genus angehört; auch Eugeniacrinus, wenn E. mespiliformis, E. pygmaeus und E. hexagonus, die aus Übergangsgebilden herrühren, wirklich diesem Genus angehören sollten. Dem Muschelkalke steht Encrinus und Chelocrinus zu; ersteres Genus würde nach Defrance auch im Grobkalke vorkommen. Auf Gebilde der Oolithgruppe beschränkt sind: Isocrinus, Solanocrinus, Tetracrinus, Plicatocrinus, Pterocoma (Comatula pinnata) und Saccocoma (Comatula tentella, C. pectinata, C. filiformis); in diesen Juragebilden liegt, hauptsächlich den Lias bezeichnend, und wie vermuthet wird, auch in der Kreide und in Juragebilden, das lebende Genus Pentacrinus; es kommt ferner vorzugsweise in Juragebilden, dann auch in Kreide, und, wenn es sich bestätigen sollte, im Tertiärgebilde Westfalens das nur fossil gekannte Genus Apiocrinus vor; auf die Kreide beschränkt sind Gleontremites und Marsupites.

Die Crinoideen würden demnach, je näher der gegenwärtigen Zeit, um so seltener werden; und es gibt lebende Genera, welche nicht fossil nachgewiesen sind.

Mollusken. Mit den fossilen Mollusken beschäftigten sich in neuerer Zeit: Agassiz, Basterode, de la Beche, Bigsby, Blainville, Blumenbach, Braun, Brocchi, Brongniart, Bronn, Buch, Catullo, Conrad, Dalman, Defrance, Dekay, Deshayes, Deslongchamps, Desmoulins, Dubois, Drouet, Eichwald, Ferrusac, Fischer, Galliardot, Goldfuß, de Haan, Hartmann, Hauer, Hissinger, Hombres Firmas, Höninghaus, Klöden, König, Lamarck, Leo, Mantell, Marklin, Merian, Meyer, Montfort, Morton, Münster, Nilson, d'Orbigny, Parkinson, Phillips, Philippi, Pusch, Quenstedt, Rafinesque, Raht, Rang, Reinecke, Risso, Römer, Sassi, Schlotheim, Serres, Sowerby, Stockes, Voltz, Ziethen.

Die Dimyarier finden sich schon in den Übergangsgebilden und in dem derselben Periode angehörigen Bergkalke in Formen erloschener und noch lebender Genera. Unter den ungleichmuskeligen Dimyariern ist das erloschene Genus Petrinea auf diese Periode beschränkt, und von lebenden Genera kennt man aus jener frühen Zeit: ? Pinna, Modiola, Avicula, Mytilus; die beiden letzten Genera werden von dem Muschelkalk an, für den Avicula socialis sehr bezeichnend ist, bis in die jetzige Schöpfung zahlreicher. Von erloschenen Genera der Oolithreihe zeichnet sich Myoconcha und Diceras aus, letzteres kommt auch in der Kreide vor. Ausgestorbene Genera der gleichmuskeligen Dimyarier sind: Hippopodium, Megalodon, Axinus, von denen die beiden ersten auf die Periode der Übergangsgebilde beschränkt sind, das letzte aber in spätern Gebilden zahlreicher entwickelt auftritt. Man kennt aus der Periode der Übergangsgebilde und des Bergkalkes weit mehr Genera von gleichmuskeligen Dimyariern, als von ungleichmuskeligen; es werden daraus angeführt: Lyriodon, Pectunculus, Arca, Nucula, Hiatella, Isocardia, Venericardia, Cardium, ? Cyprina, ? Lucina, ? Tellina, Sanguinolaria, Corbula, Crassatella, Pholadomya, Solen. Der Trias, insbesondere dem Muschelkalke, worin auch mehre lebende Genera vorkommen, scheint Myophoria anzugehören. Die Dimyarier treten überhaupt reichlicher in den obern Oolithgebilden auf, und werden in den Tertiärgebilden über die Monomyarier auffallend vorherrschend.

In Betreff der Monomyarier kennt man aus der frühesten Periode der Übergangsgebilde und des Bergkalkes die ausgestorbenen Geschlechter Inoceramus und Posidonomya (Posidonia), von denen es sich indessen noch nicht mit Gewißheit ermitteln ließ, ob sie dieser Familie wirklich angehören; von lebenden Genera vermuthet man für jene Zeit Pecten. Mehr entwickelt stellt sich Inoceramus in der Oolithgruppe dar, am meisten aber in der Kreide, später kommt dieses Genus nicht mehr vor; Posidonomya liegt auch in bunten Sandstein und Keuper, und in dem obern Liasschiefer so häufig, daß dieser den Namen Posidonienschiefer führt. Von dem häufiger im Muschelkalk als in frühern Gebilden vorkommenden Genus Pecten werden gegen 60 Arten aus der Oolithreihe und gegen 40 Arten aus der Kreide mit einer dieser Formation eigenthümlich zustehenden Gruppe (Neithea) angeführt. Die Ostreen scheinen im Muschelkalke zu beginnen; es kommen deren viel in den Oolithgebilden vor, und in der Kreide gegen 30 Arten. Plagiostoma findet sich vom Muschelkalke bis in die Kreide und besitzt vielleicht noch lebende Verwandte. Gervillia scheint nicht blos auf die Oolithgebilde beschränkt, sondern auch noch in der Kreide vorzukommen. Gryphaea, von der man nur eine Species lebend kennt, liegt mit mehr als zwölf Arten in den Oolithgebilden, nur mit einer in der Kreide, und mit einer andern in den Tertiärgebilden; am zahlreichsten ist der Lias damit versehen, als Gryphaea Cymbium, wonach die Schichten den Namen Gryphitenkalk oder Gryphitenmergel führen. Die Kreide beherbergt solche Arten von Gryphäen, welche noch mehr als die ältern den Austern verwandt sind. Exogyra angusta bildet eine Leitmuschel für den Portlandkalk und Kimmeridge Thon; zahlreicher kommt dieses Genus in der Kreide vor. Auch liegt Spondylus am zahlreichsten in der Kreide, worin diese Familie überhaupt sehr entwickelt ist, während, wie bereits angeführt, in den Tertiärgebilden die Dimyarier über dieselbe vorherrschen. Spaera, Pulvinites und Pachymya sind nur aus der Kreide gekannte Genera.

Unter den Brachiopoden trifft man wenig lebende Genera an, die alle auch fossil vorkommen. Diese Familie stand überhaupt in frühester Zeit in der Fülle ihrer Entwickelung, wie die Übergangsgebilde und der Bergkalk beweisen, aus denen die meisten Genera herrühren. Strophomena (Leptaena), Strygocephalus, Calceola, Uncites, Gypidia, Pentamerus, Cyrtia sind auf diese Gebilde beschränkt; von Producta, Spirifer, Orthis, Delthyris enthalten spätere Gebilde verhältnißmäßig wenig Arten. Außer Terebratula scheinen auch Trigonotreta, ? Thecidea, ? Crania, Orbicula, Lingula schon so früh vorhanden gewesen zu sein. Terebratula, die mit Orbicula und Lingula die ganze Reihe der Schichtgesteine durch und in die lebende Schöpfung geht, stellt

ten unterschieden. Die Orthoceratiten aus dem Lias sind bei genauer Untersuchung als Belemniten befunden worden, und die aus Nordamerika zu uns herüber gelangten Nachrichten von Orthoceratiten aus jüngern Gebilden scheinen kein rechtes Zutrauen zu verdienen. Die strahlige Structur des Siphos großer Orthoceratiten veranlaßte die Errichtung des vermeintlichen Polypariengenus Huronia. Mit welchem Reichthum die Cephalopoden in der frühesten Zeit auftraten, ergibt sich aus den Goniatiten oder Buch's Ammoniten mit ungezähnten Sätteln und Lappen, von denen Münster 70 Arten aus verschiedenen Ländern besitzt, und woran er bestätigt fand, daß die Goniatiten des Übergangskalkes einen ungetheilten Dorsallobus haben, während derselbe in den Goniatiten aus dem Bergkalk und Kohlenkalk stets getheilt sich darstellt. Die ammonitenartigen Cephalopoden aus spätern Formationen, namentlich die aus dem Muschelkalk, werden als Ceratiten unterschieden; nach Buch sind dies Ammoniten nur mit gezähnten Lappen, und nach Bronn würden sie sich von spätern Ammoniten auch noch durch eine rosenkranzförmige Nervenröhre auszeichnen. Es ist sehr zweifelhaft, ob im Muschelkalk wirkliche Ammoniten auftreten. Man kennt sie eigentlich nur aus der Reihe der Oolithgebilde und der Kreide, und unterscheidet über 200 Arten, in der Kreide noch 50. Mit letzterer Formation schließt sich das Vorkommen der Ammoniten. In L. v. Buch's Classification der Ammoniten liegt einiger Zusammenhang mit dem Alter des umschließenden Gesteins ausgedrückt: die Familie Arietes ist fast ganz auf den Lias beschränkt, und man kennt sonst aus ihr nur eine in der Kreide vorkommende Species; die Falciferi umschließt hauptsächlich der obere Lias, doch finden sich deren auch bis in den Coralrag hinein; die Amalthei durchziehen die ganze Oolithreihe, der Lias enthält davon am meisten; auch die Capricorni liegen größtentheils im Lias, der nur wenig Planulati umschließt, die zahlreicher in den Oolithgebilden, in der Kreide aber gar nicht sich finden; die Dorsati beherbergt hauptsächlich der Lias; die Coronarii durchziehen die ganze Oolithgruppe; die Macrocephali liegen in dieser und in der Kreide; die Armati nur mit einer Form in Lias, mit einer in Oolith und zahlreich in Kreide; die Dentati in der obern Oolithgruppe vom Orfordthon an, und endlich die Flexuosi in der obern Oolithgruppe und in Kreide.

Von lebenden Cephalopoden werden aus der frühesten Periode Nautilus und ? Spirula angeführt, wobei indessen nicht übersehen werden darf, daß die fossilen Nautiln auffallende Eigenthümlichkeiten besitzen. Jene der frühesten Periode sind durch eine gleichweite Nervenröhre von den lebenden verschieden, und die beiden Nautilusarten des Muschelkalkes zeichnen sich aus durch die in der Mitte liegende, weite, zwischen je zwei Scheidewänden angeschwollene Nervenröhre. Erst vom Lias an durch die Tertiärgebilde sind die Nautiln den lebenden ähnlicher; in der Kreide unterscheiden sie sich durch bogige oder zickzackförmige Querfurchen auf der Oberfläche; selbst die tertiären gleichen nur zum Theil den lebenden, die andern, zu denen auch der im Grobkalke sich findende Nautilus ziczac gehört, bringt Bronn in ein besonderes Subgenus unter dem Namen Aturia, das sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß die Scheidewände jederseits mit einem tiefen, schmalen, lanzettförmigen Lappen versehen sind.

Die erloschenen Genera Rhyncholithus und Conchorhynchus bezeichnen die Muschelkalkformation; Graf Münster sah indessen auch in den solenhofer Sammlungen eine sehr große Art von Rhyncholithus.

Keine geringere Wichtigkeit steht den Belemniten zu; sie finden sich in Gebilden, welche nicht älter als der Muschelkalk und nicht jünger als die Kreide sind. Selbst aus dem Muschelkalk ist nur eine Belemnitenalveole bekannt, von der es aber noch nicht ganz gewiß ist, ob sie wirklich aus dem Muschelkalke herrührt, ihrem Aussehen nach würden auch wir sie dieser Formation zuerkennen. Hiervon abgesehen beginnen die Belemniten erst mit dem Lias, und zwar gleich so zahlreich, daß man daraus über 100 Arten zählt. In der Kreide unterscheidet man zwölf Arten, welche meist alle von den ältern Belemniten deutlich verschieden sind.

Andere erloschene Cephalopodengenera sind Baculites, gegen sechs Arten, nur in Kreide gefunden, Crioceratites, wahrscheinlich auch nur auf die Kreide beschränkt; Hamites gegen 25 Arten, welche schon in Lias zu liegen scheinen, aber in der Kreide am häufigsten vorkommen; von Scaphites kennt man neun Species aus Kreide und eine aus Orfordthon; von Turrilithes, der vielleicht auch in Coralrag liegt, kommen sieben Arten in Kreide vor. Diese Genera scheinen demnach hauptsächlich die Kreideformation zu bezeichnen.

Auch die Tertiärgebilde besitzen eigenthümliche Cephalopodengenera, wie Beloptera und Belosepia beweisen, deren Structur, was merkwürdig ist, zu einem richtigen Verständniß zwischen Sepia und Belemnites führt.

Von Sepiarien besitzt Graf Münster 22 Arten aus dem solenhofer und eichstätter Schiefer, von Loligo nur eine Art. Sie finden sich überhaupt in der Oolithreihe, meist in Lias und dem solenhofer Schiefer. Diese ältern Loligineen oder Teuthidae unterscheiden sich nach Münster und R. Wagner von den lebenden dadurch, daß die Saugnäpfchen oder Häkchen der Arme die Form eines lateinischen S besitzen, wofür in den lebenden Thieren Saugnäpfchen bestehen, und nur bei Onychoteuthis ragen aus den Saugscheiben der langen Arme gekrümmte Häkchen heraus. Die fossilen bilden ein eignes Genus, Acanthoteuthis genannt, von denen Münster neun Species aus dem lithographischen Schiefer besitzt. Das größte, in demselben Schiefer gefundene Thier der Art ist unser Leptoteuthis.

Unser Genus Aptychus, dem noch keine feste Stelle im System konnte angewiesen werden, scheint auch auf die Oolithreihe beschränkt; die im Lias vorkommenden Arten sind gewöhnlich dünner, als die aus jüngern Gebilden.

Die Rhizopoden, d'Orbigny's Foraminiferen, welche nach Desjardins unter dem Namen der Symplectomeren eine eigene Abtheilung wirbelloser Thiere bilden und die Ehrenberg neuerlich in die Nähe der Polypen (Flu-

andstein von Soultz-les-bains das Ge-

en Genera Eurypterus und Eidotea,
r einem Genus angehören, bewerkstelli-
Verbindung zwischen den so eben an-
ypoden und den Trilobiten; sie sind auf
ebender Geschöpfe beschränkt.
eichen Trilobiten, mit denen sich Bigsby,
, Dalman, Dekay, Eaton, Eichwald,
Höninghaus, König, Marklin, Razou-
Sternberg, Stockes, Wahlenberg und
, kommen ebenfalls nur in Übergangs-
Bergkalke oder Kohlenkalke der ersten
Angaben über Trilobiten aus späteren
ch nicht bestätigt. Wenn Green sagt,
us einem Gebilde herrühre, jünger als
iten führenden, so bedarf dies ebenso
ng, als Eaton's Angabe von Asaphus
Orthocera aus dem Coralrag Nord-
lenus serotinus aus dem Muschelkalke
ser Limulus agnotus, und andere für
te Reste aus Muschelkalk haben sich bei
hung als Spitzen von Encrinus Lilii-
n gegeben; auch fanden wir Gelegen-
, daß das Vorkommen von Trilobiten
lden der Schweiz irrthümlich angenom-
Trilobiten scheinen sonach schon wieder
Periode animalischen Lebens erloschen
n neuerlich für lebende Trilobiten gehal-
hnlichkeit damit, gehört aber einer an-
on Crustaceen an.
n besitzt Graf Münster drei bis vier
lenhofer Schiefer.
apoden beschäftigten sich Broderip, Des-
arest, Edwards, Germar, Meyer, Mün-
n erscheinen die Macrouren, und auch
nd früher als die Brachyuren. Für
ion mit langschwänzigen Krebsen er-
unten Sandstein. Es liegen darin bei
zwei Formen, welche an Gebia und
, aber auch eigenen Genera angehören
a in früher als die Kreide entstandenen
überhaupt alle erloschen und mehr oder
von den lebenden abzuweichen. Im ver-
rus aus dem Muschelkalke fanden wir
enes Genus, das wir Pemphix nann-
gebilde einschließlich des Lias ist Eryon
eichnend, für erstere auch noch Klytia.
Mantell auch in der Kreide vorkom-
der Bestätigung zu bedürfen scheint.
durchsteigt in verschiedenen Species die
Oolithgesteine, mit dem Lias beginnend;
us dem Lias noch sein Genus Coleia
mit Eryon verwandt zu sein scheint.
Macrouren ist unstreitig der lithogra-
Baiern. Graf Münster führt daraus
mit 96 Species an: Eryon mit 13,
hierunter begriffenen Krebse unserm

Genus Glyphea nicht angehören, so wählten wir dafür den Namen Eryma) mit neun, Bolina mit zwei, Magila mit drei, Aura mit einer, Pterochirus mit drei, Megachirus (*Bronn* = Mecochirus, *Germar*) mit fünf, Palinurina mit drei, Orphnea mit sechs, Cancrinos mit zwei, Brisa mit zwei, Brome mit drei, Antrimpos mit neun, Bylgia mit zwei, Drobna mit zwei, Kölga mit acht, Aeger mit fünf, Udora mit vier, Dusa, Hefriga, Bombur, Blaculla, Elder, Rauna und Saga, jeder mit zwei Species. Aus dem Forstmarmor und dem Polypenkalk der Gegend von Caen sind durch Deslongchamps einige Krebsreste bekannt, worunter von Langschwänzern eine Art von Crangon angeführt wird, die auch nach Edwards diesem lebenden Genus nahe stehen soll, vielleicht aber einem eigenen Genus angehört; was er daraus als Palinurus anführt, ist Glyphea. Die Anomouren lassen sich in den Oolithgebilden nachweisen. Das eben erwähnte Gestein von Caen lieferte, nach Deslongchamps, Reste von einem Cephalothorax eines Krebses, der Homola ähnlich ist, und Fußfragmente, welche an Pagurus erinnern; und Edwards führt einen zum Stamme Dromia gehörigen Krebs aus dem Jurakalke von Verdun als Ogydromites auf. Eine eigene Erscheinung fossiler Decapoden ist auch unser Genus Prosopon, dessen Cephalothorax auf Krebse hindeutet, die zwischen den Macrouren und Brachyuren stehen, und daher wol den Anomouren angehören werden. Prosopon läßt sich mit verschiedenen Species vom Unteroolith bis in das Neocomien, also bis an oder in die Kreide verfolgen. Von Brachyuren führt Gaillardot der Sohn, aus dem Muschelkalke der Gegend von Lüneville dieselbe Species von Gonoplax auf, welche Desmarest aus einem weit jüngern Gebilde beschreibt, und die nach Edwards dem gleichfalls lebenden Genus Macrophthalmus angehören würde; hier liegt also sicherlich ein Irrthum zum Grunde. Eine andere Angabe rührt von Deslongchamps her, der aus dem Gesteine von Caen Cephalothoraxreste von Orithyia anführt. Abgesehen von diesen ungewissen Angaben erscheinen die Brachyuren erst in der Kreide. Die daraus angeführten Genera sind lebende, und die damit zusammenliegende Genera von Macrouren und Anomouren sollen gleichfalls lebende sein. Die Gegenwart von erloschenen Genera in Gebilden, welche so spät entstanden wie die tertiären, worin Decapoden aller Abtheilungen, meist aber Brachyuren liegen, läßt erwarten, daß nicht alle Kreidekrebse bekannten Typen angehören werden. Aus der Tertiärformation von Sheppey führt Edwards einen von Dromia generisch verschiedenen Krebs als Dromilithes an, dem sich auch Schlotheim's Brachyurites rugosus aus der Kreide zu nähern scheint. Von den Decapoden, denen die Trilobiten vorhergegangen, erscheinen als am frühesten die Macrouren und zwar schon in dem ältesten Gebilde der Trias; in den Oolithgebilden treten zu diesen geringer organisirten Decapoden die zwischen ihnen und den Brachyuren den Übergang bildenden Anomouren, und es scheint, daß erst in der Kreide sich die höchstorganisirten Decapoden, die Brachyuren dazu gesellen. Es läßt sich daher in sofern eine Stufenfolge bei der genetischen

auch zeigt Münster's Pterodactylus longicaudus, daß nicht alle Pterodactylen kurzschwänzig waren. Von den andern Sauriern sind jene die merkwürdigeren, deren langer Hals aus einer großen Anzahl von Wirbeln besteht. Sie finden sich als Nothosaurus zahlreich im Muschelkalke des Continents, und als Plesiosaurus nicht weniger zahlreich im Lias Englands. Als Gegensatz zu diesem Typus kann der durch seine Annäherung zu den Fischen ausgezeichnete, allerwärts den Lias charakterisirende Ichthyosaurus dienen.

Bis zu den Tertiärgebilden scheint die ganze Reihe von Schichtgesteinen nur erloschene Sauriergenera zu umschließen. Der früheste Saurus ist nach dem gegenwärtigen Stand der Entdeckung der bereits erwähnte Protorosaurus; aus dem Magnesien-Conglomerate bei Bristol werden zwei Genera, Palaeosaurus und Thecodontosaurus angeführt; der bunte Sandstein umschließt Saurier, denen des Muschelkalkes ähnlich, dieser aber Nothosaurus, Pistosaurus, Mastodonsaurus, Conchiosaurus, Plesiosaurus?; der Keuper Nothosaurus, Mastodonsaurus, Plateosaurus; der Lias Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Macrospondylus, Mystriosaurus, Engyommasaurus, Pterodactylus; Plesiosaurus und Ichthyosaurus sollen sich sogar bis in die Kreide hinein finden, was indessen der Bestätigung bedarf; und Megalosaurus, der hauptsächlich in den Waldgebilden liegt, aber auch in den Juragebilden angetroffen wird, welche jünger sind als der Lias, soll im Sandstein von Warwickshire, der von Einigen für bunten Sandstein, von Andern für Keuper angesehen wird, vorkommen; am spätesten wird er in der Kreide vermuthet. Eine große Mannichfaltigkeit an Sauriern zeigen die Oolithgebilde jünger als Lias; am reichsten daran ist die Formation des solenhofer Schiefers. Außer einer Menge verschiedener Pterodactylen kennt man daraus: Gnathosaurus, Geosaurus, Rhacheosaurus, Pleurosaurus, Aeolodon, den nur zweifüßigen Anguisaurus und Andere; in anderen Oolithgebilden liegen ferner: Ischyrodon, Machimosaurus, Steneosaurus, Teleosaurus, Metriorhynchus, Poecilopleuron. Die aus den Waldgebilden angeführten krokodil- oder gavialartigen Saurier werden wol erloschenen Genera angehören. Diese Gebilde sind außerdem noch ausgezeichnet durch das Vorkommen von Teleosaurus, Iguanodon, Hylaeosaurus. Der Kreide eigenthümlich ist Mosasaurus. Ob es sich bestätigen lassen wird, daß dieses Thier auch in die untern Tertiärgebilde bei Paris hineinragt? Der riesenmäßige Basilosaurus aus Tertiärgebilden Nordamerika's hat sich als ein Cetaceum (Zeuglodon) ausgewiesen. Die tertiären Saurier scheinen überhaupt die lebenden an Größe nicht übertroffen zu haben. Unter den krokodil- und gavialartigen gab es solche, die von lebenden generisch verschieden sind, wie Orthosaurus und andere. Die lacertenartigen aus dieser Zeit scheinen den lebenden verwandter, doch nimmt Kaup ein erloschenes Genus, Pisoodon, an. Kleinere fossile Lacerten, den lebenden ähnlich, findet man in den Tertiärgebilden Teutschlands und Frankreichs; und aus der Knochenbreccie Neuhollands sind Reste eines Gecko bekannt.

Die Reihe der sogenannten Oolithgebilde wäre demnach bezeichnend für die Zeit, innerhalb welcher die Saurierwelt mit allen bei ihnen vorkommenden Typen sich darstellten. Neben den Haupttypen der gegenwärtigen Zeit sind es solche, von denen einige auffallend den Fischen und andere den Säugethieren und selbst den Vögeln ähnelten; bei den Pterodactylen ist Letzteres noch weit mehr der Fall, als man Anfangs vermuthet hatte. Es ist daher um so auffallender, daß die Säugethiere und Vögel erst um die Zeit anfingen herrschend aufzutreten, als die Saurier eine gegen früher wirklich unbedeutende Stellung einnahmen; und dieses beschränktere Auftreten in späterer Zeit könnte recht gut als eine Art von Rückgang in der Entwickelung der Saurier gedeutet werden.

Fossile Ophider sind sehr selten. Was man in vortertiären Gebilden von ihnen gefunden zu haben glaubte, war ein Irrthum. Es gilt dies insbesondere für die schlangenartigen Versteinerungen auf den Ablösungsflächen gewisser grauwackenartiger Gesteine. Wirkliche Schlangenüberreste sind erst in Tertiärgebilden nachgewiesen; es scheinen erloschene und lebende Genera zu sein. Owen nimmt neuerlich ein erloschenes Genus aus dem Londonthon unter dem Namen Palaeophis an; Goldfuß gedenkt aus der Braunkohle des Siebengebirges zweifelhafter Schlangenüberreste; und unter den fossilen Knochen aus dem Irawaddybecken werden auch Reste von Erix angeführt.

Die Batrachier sind ebenfalls nicht früher als in Tertiärgebilden gefunden. Unsere frühere Vermuthung, daß Jäger's Salamandroides aus dem Alaunschiefer kein batrachierartiges Thier wäre, hat sich bestätigt; und der Anfangs für Ichthyosaurus gehaltene Batrachiosaurus des Harlan, ein Name, den schon Fitzinger zur allgemeineren Bezeichnung jener Saurier gebraucht, wozu Mastodonsaurus gehört, hat in beiden Fällen nur den Namen mit den Batrachiern gemein.

Tschudi hält die Batrachier der Tertiärzeit von den lebenden generisch verschieden. Der interessanteste unter ihnen ist jener geschwänzte, welchen Scheuchzer für einen versteinerten Menschen, Homo diluvii testis, Andere für Silurus verkannten. Cuvier hielt das Thier für Salamander, Tschudi, indem er es Andrias *Scheuchzeri* nennt, für ein erloschenes Genus, van der Hoeven dagegen für eine erloschene Species von Leuckart's in Nordamerika lebendem Genus Cryptobranchus, die er C. primigenius nennt. Durch den von Siebold aus Japan lebend nach Europa gebrachten Riesenbatrachier, büßte der fossile von seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Batrachier etwas ein. In dem lebenden Thier erkennt Tschudi ein eigenes Genus, Megalobatrachus, van der Hoeven aber nur eine Species von Cryptobranchus; auch Leuckart, der Tschudi's Untersuchungen nicht gekannt zu haben scheint, ist dafür, daß das lebende japanische Thier und das fossile einem und demselben Genus angehört haben, von dem er aber glaubt, daß es nicht einmal in die Familie passe, wozu der Cryptobranchus gehört, weshalb er dafür das neue Genus Hydrosalamandra vorschlägt, und dem fossilen Thiere den Namen H. prisca oder primigenia leiht. Jedenfalls wird hieraus die nahe Verwandtschaft erhellen,

Annahme, daß es auch keine fossile Menschenknochen gebe. Der neuesten Zeit war es indessen vorbehalten, sich mit der Entdeckung fossiler Vierhänder zu schmücken. Wider alles Vermuthen wurden dieselben in der alten und der neuen Welt gleichzeitig aufgefunden, und sie sind bereits aus dem unteren Tertiärgebilde Englands, aus den oberen Tertiärgebilden Teutschlands, Frankreichs, Griechenlands und Indiens, sowie aus den Knochenhöhlen Brasiliens nachgewiesen.

Der am frühesten aufgefundene Überrest der Art ist vielleicht ein Schenkelknochen aus dem eppelsheimer knochenführenden Sande, von dem Schleiermacher schon vor vielen Jahren an Cuvier einen Abguß mit dem Bemerken geschickt haben soll, daß er von einem Menschen oder einem Affen herrühre. Cuvier scheint indessen diesen Knochen ignorirt zu haben. Als nun die Entdeckungen in Indien und Frankreich geschehen waren, fand Kaup (Jahrb. f. Min. 1838. S. 319), daß dieser Knochen am meisten Ähnlichkeit mit Gibbon besitze, also einem Affen angehört habe.

In Indien waren Backer und Durand (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. Nov. 1836. p. 739. t. 47) die ersten, welche 1836 an einem Oberkieferfragmente aus dem knochenführenden Gebilde des Sub-Himalaja nachzuweisen suchten, daß es fossile Affen gebe. Sie verglichen den Überrest mit Semnopithecus maurus und S. entellus, und fanden, daß das Thier selbst mit dem Macacus Ähnlichkeit besitze; es war von der Größe des Orang-Outang. Wir sind derselben Meinung wie Blainville, daß dieser Überrest für sich allein nicht hingereicht hätte, die Existenz fossiler Affen darzuthun.

Hierauf entdeckten Falconer und Cantley (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. VI. t. 23) in einer ähnlichen Ablagerung desselben Gebirges einen Astragalus, drei Kieferfragmente und einen oberen Eckzahn. Das vollständigste Kieferfragment gleicht am meisten dem Entellus, zeigt aber ein größeres Thier an. Das zweite Fragment besitzt in einzelnen Zahntheilen mehr Ähnlichkeit mit dem Macacus als mit dem Entellus, weicht aber in der Kieferbildung von jenem ab, und verräth ein Thier von der Größe des Entellus. Das dritte Fragment dürfte der zweiten Species angehören. Der Astragalus gleicht dem im Entellus. Von dem Eckzahn ist es ungewiß, ob er wirklich von einem Affen herrührt.

Die von Lartet (1837) im knochenführenden Tertiärgebilde von Sansan bei Auch im Gersdepartement entdeckten fossilen Affenknochen wurden auch von Blainville (Ostéographie. Primatès. Fas. 4. p. 53. t. 11. P. fossilis Europaeus) untersucht. Sie bestehen eigentlich nur in einem vollständigen und in einem fragmentarischen Unterkiefer eines Thieres, das zwischen Gibbon (Hylobates. *Illig.*) und Semnopithecus steht, und von Blainville den Namen Pithecus antiquus erhalten hat. Die anderen Knochen, welche Lartet Affen beilegt, rühren von Fleischfressern und Pachydermen her.

Das Vorkommen fossiler Affenreste in einem Tertiärgebilde am Fuße des Pentelikon in Griechenland, wird durch Andr. Wagner (1838) an einem beträchtlichen Oberkieferfragmente nachgewiesen (Gelehrte Anzeigen d. Akad. d. Wiss. in München. 1839. Nr. 38. Abhandl. der 2. Classe d. Akad. d. Wiss. III. 1. S. 2. t. 1. 2. 3), das einem Thiere angehört, welches zwischen Hylobates (Gibbon) und Semnopithecus in der Mitte stehen würde, und worin Wagner die Species eines neuen Genus, Mesopithecus pentelicus, erblickt. Zwischen den Ergebnissen der von einander ganz unabhängig gepflogenen Untersuchungen Blainville's an den Unterkieferfragmenten aus Frankreich und Wagner's an dem Oberkieferfragment aus Griechenland, besteht so große Übereinstimmung, daß, bei der ferner aus der Vergleichung der Abbildungen sich ergebenden täuschenden Ähnlichkeit in Größe und Zahnstructur, sich nicht bezweifeln läßt, daß in Frankreich und Griechenland dieselbe Affenspecies von Tertiärgebilden umschlossen liegt.

Alle diese Überreste wurden in oberen Tertiärgebilden gefunden; ein älteres Vorkommen würde daher im Londonthon sein. Aus dem dieser Formation angehörigen Sande zu Woodbridge in England soll wirklich ein Kiefer und Zahn von einem Affen aus dem Geschlechte Macacus herrühren (*Lyell*, Brit. Asoc. at Birmingham. 1839).

Die fossilen Reste von Affen, welche der Schwede Lund (Comptes rendus des Séances de l'Acad. 1839. Avril. Nr. 15. p. 576) aus den Höhlen Brasiliens erhielt, gehören zweien Species an. Die eine ist ein echter Sajou, mehr als noch einmal so groß als die lebenden, und von ihm Callithrix primaevus genannt; die andere Species gehört einem erloschenen Geschlechte an; sie ist vier Fuß hoch, übertrifft also in Größe den größten Cebu, und Lund nennt sie Protopithecus brasiliensis.

Es scheint also, daß schon in geologischer Zeit ein ähnlicher Unterschied zwischen den Affen der alten und denen der neuen Welt bestanden habe, wie gegenwärtig. Sapajou kennt man nur aus Brasilien fossil, dem Lande, wo sie noch leben; die fossilen Affen Indiens besitzen mit den noch jetzt in diesem Lande lebenden Affen die größte Ähnlichkeit; und obgleich die in Europa gefundenen davon verschieden sind, so würden sie sich doch eher den in Indien, als den in Brasilien lebenden Affen anschließen.

Cheiropteren. Die in den Knochenhöhlen sich findenden Überreste von Fledermäusen werden wenigstens theilweise neuerer Zeit angehören; außer diesen gibt es aber auch noch Fledermausreste aus unbezweifelt tertiären Ablagerungen, wie die des Montmartre und im Gersdepartement.

Insektivoren. Die Genera Sorex, Talpa, Erinaceus und andere, finden sich im Diluvialgebilde der knochenführenden Höhlen, und werden zum Theil neuerer Zeit angehören. Sorex ist indessen auch aus Tertiärablagerungen bekannt; eine im Tertiärgebilde von Velay gefundene Art soll sich sogar durch Größe auszeichnen.

Die Carnivoren oder Fleischfresser sind in Tertiärgebilden zahlreicher, als man Anfangs vermuthete, enthalten, und gehören meist später nicht mehr vorkommenden Genera an, wie Agnotherium, Steneodon (Machairodus), Harpagodon, Agriotherium (Ursus Si-

Die Pachydermen waren schon in der Tertiärzeit vorherrschend, meist in erloschenen Genera, und theilweise sehr speciesreich. Zu den erloschenen Genera gehören: Palaeotherium, Anoplotherium, Chaeropotamus, Hyotherium, Anthracotherium, Lophiodon, Microtherium, Adapis, Hoplotherium, Cainotherium, Mastodon, das von Einigen für ein Cetaceum angesehene Dinotherium. Von allen diesen Genera kommt nur Mastodon als eine von den älteren abweichende Species in Diluvialgebilden vor, und dieses Genus scheint sogar noch zu Anfang der geschichtlichen Zeit existirt zu haben, in sofern die sumpfigen Gebilde, worin es in Nordamerika versunken liegt, wirklich jünger als das eigentliche Diluvium sind. Von Elasmotherium konnte nicht ermittelt werden, ob es in einer tertiären Ablagerung gefunden wurde. Zu den erloschenen Genera gehört auch noch Macrauchenia, ein den Wiederkäuern sich näherndes Pachyderm, das mit dem bereits bei den Nagern erwähnten Toxodon sich gefunden; und ein kürzlich von Koch vermuthetes, eigenes Genus Missourium.

Von lebenden Pachydermengenera findet sich hauptsächlich Rhinoceros fossil vor; die Tertiär- und die Diluvialgebilde unterscheiden sich durch eigene Arten; nur eine tertiäre Art fand sich auch in Diluvialgebilden, es ist indessen zweifelhaft, ob dieselbe in letzteren auf ursprünglicher Lagerstätte sich befindet. Das Vorkommen von Hippopotamus scheint am frühesten in den Tertiärgebilden angedeutet, welche sehr nahe an das Diluvium grenzen, worin es sich Elephas ähnlich verhält, nur daß letzterer offenbar das häufigste und am allgemeinsten verbreitete fossile Säugethier ist, indem es in allen Zonen der Erde das Diluvium bezeichnet, und selbst zur Altersbestimmung des daran überreichen Polareises verhilft. Auch die pferdeartigen Thiere sind Alter bezeichnend; jene aus reinen Tertiärgebilden Teutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Griechenlands fanden wir in der Zahnstructur auffallend verschieden von denen aller späteren Ablagerungen, welche hierin sich den lebenden ähnlicher verhalten.

Anfangs hatte es den Anschein, als fänden sich Reste von Wiederkäuern nur selten in den Tertiärgebilden vor. Es ist uns indessen gelungen zu zeigen, daß dies nicht der Fall ist, und daß unter den tertiären Wiederkäuern sich auch erloschene Genera vorfinden, welche in späteren Gebilden nicht mehr angetroffen werden. Auffallend ist die Seltenheit solcher Wiederkäuer in Tertiärgebilden, deren Backenzähne, wie wir es nennen, prismatisch gebaut sind. Es ist indessen möglich, daß die zu dieser Abtheilung gehörige Antilope schon in Tertiärgebilden angetroffen wird; von Ovis und Capra ist dies zweifelhaft, auch scheint Bos nicht viel früher als in Diluvialgebilden abgelagert; eine fossile Ochsenart (Bos primigenius) scheint sogar erst in historischer Zeit erloschen, und eine lebende (Bison europaeus) gegenwärtig ihrem Erlöschen immer näher zu rücken. Wiederkäuer mit pyramidal gebildeten Zähnen, wie wir es nennen, zu denen alle hirschartigen Thiere, sowie Moschus und selbst die, wie es sich erst später zeigte, auch in anderer Hinsicht den Hirschen verwandtere Giraffe gehörte, sind in Tertiärgebilden nicht selten. Es liegen darin solche, deren Zahnbau den lebenden ähnlich ist, mit andern zusammen, deren Zähne von diesen verschieden sind. Die erloschenen Genera tertiärer Ablagerung sind Palaeomeryx, Dorcatherium, Orygotherium, Dremotherium, und auch unter den fossilen Wiederkäuern aus den Höhlen Südamerika's befindet sich ein erloschenes Genus Leplotherium. Zu den erloschenen Wiederkäuern wird auch das merkwürdige Sivatherium gehören, dessen Reste Anfangs einer Giraffe zugeschrieben wurden. Selbst die aus den Diluvialablagerungen stammenden Hirsche scheinen wenigstens zum Theil mit den lebenden nicht identisch; wogegen andere, wie Cervus Alces, von den lebenden kaum verschieden waren. Der in Diluvialgebilden und in den zum Theil in historischer Zeit entstandenen Torfmooren verschüttete Cervus Euryceros oder megacerus scheint erst vor einigen Jahrhunderten erloschen zu sein; ein Hirsch, der jetzt seinem Erlöschen nahe steht, ist Cervus Alces.

Die Nachrichten über fossile Reste von Phocen aus Gebilden älter als tertiär verdienen keinen Glauben. Fossile Phocen sind überhaupt eine Seltenheit. Unser Pachyodon scheint den Phocen verwandt, außer seiner beträchtlichern Größe ist er aber auch sonst davon verschieden; er gleicht mehr der gleichfalls tertiären Phoca ambigua. Vielleicht findet sich auch Otaria und Trichechus in Gebilden, welche älter sind als diluvial.

Die Cetaceen gehören gleichfalls keinen ältern Gebilden an als den tertiären. Die vermeintlichen Cetaceenreste aus dem bunten Sandstein im Elsaß rühren von Sauriern oder Fischen her; ähnliches gilt für die aus der Oolithgruppe oder aus noch ältern Gesteinen angeführten Wirbel. In Tertiärgebilden liegen die erloschenen Genera Ziphius, der riesenmäßige Zeuglodon (Harlan's Basilosaurus) und Halianasse, letztere in weiter Verbreitung, und für obere Tertiärgebilde bezeichnend. Von einem spätern Auftreten dieser erloschenen Genera ist nichts bekannt. Von den lebenden Genera Delphinus, Monodon, Physeter, Balaena, Balenoptera wird eins oder das andere schon in Gebilden sich darstellen, welche älter sind als die Diluvialen. Als Beispiel vom Aussterben eines Cetaceum in historischer Zeit kann das Genus Rytine angeführt werden.

Aus dem, was wir für die fossilen Säugethiere vorzubringen hatten, geht hervor, daß nur für den Fall, wo die im Stonesfieldschiefer gefundenen Reste wirklich von Säugethieren herrühren, ein vortertiäres Vorkommen derselben zulässig ist, und es würde alsdann die Familie der schon an und für sich merkwürdigen Beutelthiere durch ihr Vorkommen in einer zur Oolithgruppe gehörigen Formation das Auftreten der Säugethiere eröffnen. Was sonst von Säugethieren aus vortertiären Schichten angeführt wird, beruht auf irriger Bestimmung entweder der fossilen Reste oder des Alters der Formation. In Betreff der Säugethiere aus dem Portlandstein von Solothurn überzeugten wir uns selbst an Ort und Stelle, daß die Überreste nicht den festen Bänken entstammen, welche die Saurier und Schildkröten liefern, sondern daß sie aus der im Jura dieses Gestein unmittelbar überdeckenden Mo-

lasse, in die oberen, in einem mehr aufgelösten Zustande sich befindenden Bänke des Portlandsteins zufällig hineingerathen sein mußten, wofür um so mehr Wahrscheinlichkeit vorliegt, als die Reste in derselben Species von Anoplotherium und Palaeotherium bestehen, welche die Tertiärgebilde charakterisiren. Von den um Dorpat und am Burtneckfee in Livland in einem Gebilde der Trias (bunter Sandstein, Muschelkalk, Keuper) gefundenen Resten ergab sich, daß sie von nichts weniger als von Säugethieren herrühren; sie gehören vielmehr Reptilien und Fischen an. Es besteht nun noch eine Angabe von Kurtoga (einige Worte gegen die Theorie der stufenweisen Entstehung der organischen Wesen. 1839), wonach am westlichen Abhang des Urals ein älteres Sandsteingebirg großen Reichthum an Landsäugethieren umschließen soll, welche Kurtoga in einem besondern Werke darzulegen Willens ist.

Die Säugethierreste finden sich durch die ganze Reihe der Tertiärgebilde hindurch. Am frühesten sind sie von d'Orbigny, gegen Cuvier's Vermuthen, in den untern Schichten der von der Kreide nur durch die untere tertiäre Glauconie und den pisolithischen Grobkalk getrennten Abtheilung des plastischen Thones und der Braunkohle, einer Süßwasserbildung, bei Meudon, in der Form von Lutra, Anthracotherium und Lophiodon mit Reptilien nachgewiesen; der plastische Thon und Grobkalk am boulogner Wald, sowie bei Nanterre, im Departement der Gironde und in den Hügeln der Eparmailles bei Provins enthalten auch Lophiodon, Anoplotherium und Palaeotherium mit Reptilien. Die so früh auftretenden Genera scheinen fast sämmtlich erloschen. Das angeführte Vorkommen von Lutra beweist, daß in jener frühen Zeit schon die Herrschaft nicht ausschließlich den Pachydermen zustand. Die erloschenen Pachydermengenera liegen reichlich in den mittleren und oberen Tertiärgebilden begraben, und von ihnen ist kaum mehr als eins, Mastodon nämlich, auch noch später nachgewiesen.

Sämmtliche Säugethierspecies aus Tertiärgebilden scheinen von denen des Diluviums und von den lebenden verschieden; selbst die im Diluvium verschütteten Species werden größtentheils von den lebenden sich unterscheiden. Bei Übereinstimmungen mit lebenden Species fällt es bisweilen schwer zu ermitteln, ob die für fossil angesprochenen Überreste wirklich von Thieren aus einer vorgeschichtlichen Zeit herrühren. Die Zahl der fossilen Säugethierspecies ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Besonders zahlreich sind sie in gewissen Höhlen enthalten; aus den Höhlen Brasiliens erhielt Lund 75 Species Säugethiere, welche 43 Genera angehören, und nach Schmerling würden in den lütticher Höhlen über 60 und in Frankreich 32 Species fossiler Säugethiere liegen.

Zwischen der Säugethierfauna der frühern Zeit und der jetzigen ist eine gewisse Übereinstimmung im Charakter nicht zu verkennen. Bei den Affen wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich in der Tertiärzeit ein ähnlicher Unterschied zwischen den Affen der alten und denen der neuen Welt wahrnehmen lasse, wie gegenwärtig noch. Das für die Beutelthiere ausgezeichnete Neuholland machte sich schon in vorgeschichtlicher Zeit durch ähnliche Genera bemerkbar, wie aus der dort brechenden Knochenbreccie zu ersehen ist. Die in den fossilen Säugethieren der Höhlen angedeutete Fauna Südamerika's erinnert durch die zahnarmen Thiere, durch die Pecaris, Caotis etc., lebhaft an einen der jetzigen Fauna ähnlichen Typus; und die in den Diluvialablagerungen Europa's enthaltenen Säugethiere erinnern, wenigstens zum Theil, an eine Fauna, welche am besten zu der dieses Welttheils paßt. Diese Übereinstimmung ist indessen mit ebenso denkwürdigen Abweichungen von der gegenwärtigen Fauna dieser Länderstriche verbunden. Hierdurch wird der fossilen Fauna der eigenthümliche Charakter verliehen, worin Andeutungen liegen, aus denen auf die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen in den Bewohnern gewisser Gegenden und in der Schöpfung überhaupt geschlossen werden kann. So waren in geologischer Zeit die zahnarmen Thiere nicht auf die Gegend der Erde beschränkt, welche Nord- und Südamerika in sich begreift, auch Europa (Eppelsheim, Sansan) hatte ähnliche Thiere, zwar nicht in solcher Häufigkeit, aufzuweisen; unter den fossilen Thieren Brasiliens kennt man das gegenwärtig nur der alten Welt angehörige Geschlecht Cynailurus (Guepardus); unter den fossilen Säugethieren Europa's sind Genera enthalten, welche gegenwärtig heiße Erdstriche bewohnen, und einige derselben, wie Rhinoceros, vor allen aber Elephas sind in fossilem Zustande so allgemein über den Erdball verbreitet, daß sie damals keinen Unterschied in den geographischen Längen oder Breiten gekannt zu haben scheinen.

Die Menschenknochen endlich aus Gebilden, welche älter sind als die an unsere geschichtliche Zeit grenzenden und in diese zum Theil hineinragenden jüngsten Gebilde geologischer Zeit, haben sich bei genauerer Untersuchung theils als Überreste von Thieren, theils als bloße Steingebilde ausgewiesen. Scheuchzer's Homo diluvii testis aus dem öninger Schiefer ist ein vorweltlicher Riesenbatrachier; die Riesenknochen von Menschen sind Reste vorweltlicher Thiere, meist von Pachydermen, oder nur Concretionen. Der Backenzahn, den wir (Jahrb. f. Min. 1837. S. 677) aus dem tertiären Bohnerz Schwabens von einem Menschen untersuchten, und dessen Beschaffenheit mit der der Zähne erloschener wirklich tertiärer Geschlechter von Säugethieren übereinstimmt, ist ein einzeln dastehendes Factum. Das Aufsehen, welches die Menschengerippe erregten, von denen das erste 1805 durch Don Manuel Costes y Campomanes entdeckt, vom General Ernouf gebrochen und vom Admiral Cochrane erbeutet und nach London gebracht wurde, war von kurzer Dauer, da man sich bald von der Neuheit des sie umschließenden Gesteins überzeugte. Wichtiger ist das Vorkommen von Menschenknochen in Diluvialablagerungen und in dem die Höhlen und Spalten ausfüllenden Gebilde mit Knochen erloschener Thierarten. Anfangs waren nur einzelne Beispiele der Art durch den Grafen Razoumowsky und durch Boué bekannt, während jetzt mehrere solcher Stellen in unserm Welttheil und in Nordamerika dafür angeführt werden. An solchen in Europa gefundenen Schädeln ist sogar zu erkennen, daß sie platt gedrückt

waren, was an die Sitten sogenannter wilder Völker in entfernten Welttheilen erinnert. Schon vor einer Reihe von Jahren ernannte die Akademie in Paris aus sich eine Commission, welche entscheiden sollte, ob diese Menschenreste fossil wären, ohne daß bis heute von ihr darüber berichtet worden wäre; es ist dabei nicht zu übersehen, daß Cuvier in seinen Schriften die Existenz fossiler Menschenknochen mit Bestimmtheit verwirft.

Die fossilen Überreste von Pflanzen und von Thieren haben durch die Beschaffenheit des sie umschließenden Gesteins und die Länge der Zeit mehr oder weniger Veränderungen erfahren, jedoch ohne Verlust ihrer organischen Structur, bisweilen sind diese Geschöpfe vollständig überliefert, wie in Bernstein oder dem Diluvialeise; gewöhnlich sind aber nur die festern Theile vorhanden. Von den Thieren findet man die Knochen, Zähne, Schalen, mitunter noch gefärbt, seltener kommt die Färbung an Crustaceen und Fischen vor; man findet ferner die hornartigen Theile, Flügel, Augen und andere Organe von Insekten, Federn und wohl erhaltene Eier von Vögeln, verschiedenes Gedärm und dessen Inhalt, woraus auf die Nahrung des Thieres, ob es fleischfressend war oder nicht, und auf die Structur seiner innern Theile Schlüsse gezogen werden können; seltener ist der äußere Umriß des weichern Körpers angedeutet; man trifft auch die Magen noch mit ihren verschiedenen Häuten (Macropoma der Kreide) und die Augenapfelkapsel von Fischen (in dem Tertiärgebilde von Sheppy in der Kreide und in frühern Gebilden), die Kiemenblätter von Fischen (im Schiefer des Monte Bolca und von Solenhofen und im Lias) an; selbst Mägen, die mit noch unverdauten Nahrungsmitteln angefüllt sind; Tintensäcke von Cephalopoden, deren Inhalt sich in einem so guten Zustande befindet, daß er sich als Malersepie anwenden läßt; die Haut von ältern Sauriern mit der noch zu mikroskopischen Untersuchungen geeigneten Epidermis; im Diluvialeise sogar die erloschene Species großer Pachydermen mit Fleisch, Haut und Haaren; an den Conchylien finden sich bisweilen noch die Bänder vor; es stellen sich Individuen jedes Alters, vom Zustande des Fötus oder der Brut bis zum höchsten Alter dar, gesunde Individuen und auch solche, welche von Krankheiten befallen waren, die ganz auf die jetzigen herauskommen. Es gehören hierher auch noch die von vorweltlichen Geschöpfen hinterlassenen Spuren, namentlich die Fußeindrücke, wovon indessen jene auszunehmen wären, die in letzter Zeit so großes Aufsehen erregten, da deren organischer Ursprung keineswegs erwiesen ist; auch der sogenannten Gänge, der Benagungen und des Anbohrens ist zu gedenken. Ebenso wenig sind die Pflanzenversteinerungen auf die Stämme, Äste oder solche Theile beschränkt, welche stärkeren Widerstand zu leisten im Stande waren; denn selbst in ältern Gesteinen findet man die feinsten Theile, Wurzeln, Blätter, die verschiedenen Häute, Zasern, Knospen, Fructificationen und bisweilen sogar Blüthen vor, wodurch größere Genauigkeit bei der Bestimmung der Pflanze erlangt wird. Auch die Pflanzen stellen sich in jedem Alter fossil dar, vom Samen bis zum ausgewachsenen Individuum, und sie tragen bisweilen Erscheinungen an sich, welche auf ein ähnliches gestörtes oder ungestörtes Pflanzenleben schließen lassen, wie in der gegenwärtigen Flora. Beachtet man die Verschiedenheiten, welche in der Beschaffenheit des Versteinerungsmittels sich darstellen, so ist man bisweilen selbst bei ältern Petrefacten noch jetzt im Stande, die verschiedenen Substanzen, woraus der Körper bestand, zu unterscheiden. Der gute Zustand einer Versteinerung ist überhaupt weniger vom Alter der Lagerstätte, als von der Natur derselben und von der Beschaffenheit abhängig, worin sich das Geschöpf zu der Zeit befand, als es von der Gesteinsmasse umschlossen wurde. Es ist zum Beispiel eigen, daß im bunten Sandstein gewöhnlich die Pflanzen und Knochen besser überliefert sind, als die Conchylien, welche, fast nur mit Ausnahme von Lingula, nur als Steinkerne auftreten. Der sich aus den Petrefacten ergebende Zustand, worin sich das Geschöpf zur Zeit befand, als es von der Gesteinsmasse umhüllt wurde, ist sehr verschieden. Kürzere oder längere Zeit zuvor konnte natürlicher oder gewaltsamer Tod eingetreten und sein Körper konnte schon der leichter auflöslichen Theile ganz oder theilweise beraubt gewesen sein. Häufig ist der fragmentarische Zustand der Versteinerung Folge von Unachtsamkeit bei der Gewinnung derselben; meist aber liegen wirklich nur einzelne Körpertheile oder auch nur scharfkantige, abgeschliffene oder zerdrückte Bruchstücke im Gestein verstreut, und es kommen auch solche vor, denen man ansieht, daß sie zuvor äußern Einwirkungen ausgesetzt waren; bisweilen glaubt man deutlich den Grad der Fäulniß oder Zersetzung zu erkennen, der eingetreten war, als das Geschöpf zur Ablagerung kam. Ebenso wenig läßt sich aber auch leugnen, daß es Fälle gibt, aus denen hervorgeht, daß das Geschöpf lebend von der Gesteinsmasse aufgenommen wurde; einige überraschte sogar dieser schnelle Tod unter den freudigsten Genüssen. Der Zustand oder der Grad der Versteinerung gibt keinen sichern Maßstab zur Beurtheilung des Alters. Es geht dies soweit, daß man in gewissen Fällen Gefahr läuft, nicht fossile Überreste für fossil zu verkennen. Die fossilen Knochen enthalten meist noch thierischen Leim; an der Tafel des Präfecten von Strasburg, Lezay de Marnezia, verspeiste man Gallerte, welche aus fossilen Knochen gewonnen worden war. Welchen Reichthum die fossilen Pflanzen noch an Brennstoff enthalten, ist durch die Steinkohle und Braunkohle allgemein bekannt.

Es werden fortwährend so viel neue Versteinerungen entdeckt, daß es kaum möglich ist, die Zahl der vorweltlichen Geschöpfe festzustellen. Wie viele Geschöpfe es überdies gegeben haben dürfte, die sich zum Versteinern gar nicht eigneten, ist aus der jetzigen Schöpfung ersichtlich; und manches Geschöpf, welches hätte versteinern können, gelangte gewiß gar nicht dazu. Bei den aufgestellten Zahlen ist ferner zu berücksichtigen, daß ihre Werthe sich auf die Gesammtzeit der Vorwelt beziehen, während ein richtiges Resultat nur dadurch erzielt werden würde, wenn man die Werthe für die einzelnen Perioden ermittelte; man wäre alsdann im Stande, diese unter einander und mit der Periode der lebenden Schöpfung zu vergleichen. So ungenau daher die Zahlenangaben ausfallen müssen,

so ist es doch nicht überflüssig, auch darüber Einiges vorzubringen.

Die Flora der jetzigen Schöpfung wird auf ungefähr 100,000 Pflanzen veranschlagt, die Fauna auf ungefähr noch einmal soviel Thiere, worunter 8000 Mollusken. Vor ungefähr zwölf Jahren zählte Defrance gegen 3630 Species fossiler Thiere; R. Wagner nimmt um das Jahr 1831 an: 120 Arten Säugethiere, 25 Arten Vögel, 50 Arten Amphibien und 250 Arten Fische, zusammen 445 fossile Arten Wirbelthiere; ferner 3100 Arten Mollusken, 100 Arten Krebse, 150 Arten Insekten, 350 Arten Strahlthiere und Anneliden und 500 Arten Pflanzenthiere, zusammen 4200 wirbellose Thiere. Keferstein stellt in seiner Naturgeschichte des Erdkörpers (1834) folgende Zahlen auf: 85 Gattungen Säugethiere mit 270 Arten, darunter:

Affen	— Gattungen mit	—	Arten
Fledermäuse	3 —	— 4	—
Insektivoren	3 —	— 4	—
Carnivoren	13 —	— 58	—
Pinnipeden	3 —	— 4	—
Beutelthiere	6 —	— 9	—
Nager	18 —	— 31	—
Faulthiere	2 —	— 2	—
Edentaten	2 —	— 2	—
Wiederkäuer	8 —	— 47	—
Pachydermen	22 —	— 94	—
Sirenen und Walthiere	5 —	— 10	—
Vögel	20 —	— 20	—

Amphibien 40 Gattungen mit 104 Arten, darunter:

Schildkröten	4 Gattungen mit	29	Arten
Saurier	30 —	— 64	—
Schlangen	1 —	— 3	—
Frösche	4 —	— 8	—
Fische	104 —	— 386	—
Insekten	152 —	— 247	—

Malacostraceen 57 Gattungen mit 211 Arten, darunter:

Krebse	24 Gattungen mit	74	Arten
Isopoden	2 —	— 4	—
Entomostraceen	3 —	— 24	—
Xiphosuren	1 —	— 1	—
Trilobiten	17 —	— 98	—
Spinnen	6 —	— 6	—
Myriapoden	4 —	— 4	—

Mollusken 332 Gattungen mit 6056 Arten, darunter:

Cephalopoden	61 Gattungen mit	1073	Arten
Pteropoden	5 —	— 9	—
Gastropoden	127 —	— 2367	—
Acephalen	111 —	— 2061	—
Brachiopoden	24 —	— 507	—
Cirrhopoden	4 —	— 39	—
Anneliden	4 —	— 214	—
Echinodermen u. Medusinen	38 —	— 411	—
Polypen	113 —	— 907	—

Pflanzen 130 Gattungen mit 803 Arten, darunter:

Zellpflanzen	22 Gattungen mit	120	Arten
Endogenische Gefäßpflanzen (Monocotyledonen)	72 —	— 591	—
Exogenische Gefäßpflanzen (Dicotyledonen)	36 —	— 92	—
Zusammen	945 Gattungen Thiere mit	8826	Arten
	130 — Pflanzen —	803	—
	1075 Gattungen mit	9629	Arten

mithin ungefähr 10,000 Arten fossiler Organismen. Wie veränderlich solche Zahlen sind, ergibt sich schon daraus, daß, wie bereits angeführt, Graf Münster allein aus dem solenhofer Schiefer 96 Arten langschwänziger Krebse und Agassiz gegen 1000 Arten fossiler Fische kennt.

In meinen Palaeologicis (1832) führte ich an fossilen Arten ungefähr 250 Säugethiere, 25 Schildkröten, 53 Saurier, 6 Batrachier und 2 Ophidier auf. Phillips gibt in der Encyclopaedia Metropolitana (1830) eine Tabelle, wonach sich die Zahl der fossilen Thiere zu der der lebenden wie 1 : 20 verhalten würde.

Aus der über die Petrefacten gegebenen Übersicht geht hervor, daß schon in der frühesten Zeit der Erde die Geschöpfe den lebenden analog gebildet waren, und daß die Abweichungen oder der Unähnlichkeitsgrad zwischen den fossilen und den lebenden jenen nicht übersteigt, welcher sich an den gegenwärtig horizontal über der Erde verbreiteten, gleichzeitig lebenden Formen herausstellt. Dieses durchaus wahre Ergebniß macht es überflüssig, der Geschöpfe wegen anzunehmen, daß in frühern Zeiten das Klima, der Wärme- und Feuchtigkeitsgrad, die Beschaffenheit der Luft, des Wassers und des Landes von dem gegenwärtigen Zustand auffallend verschieden gewesen, und daß die Natur viel Kämpfe durchzumachen gehabt, um ihre jetzige Beschaffenheit zu erlangen. Damit würde auch der Hauptgrund wegfallen, worauf das Erlöschen so vieler Geschöpfe beruhen sollte. Die Veränderungen, welche im Verlauf der Zeiten mit der Schöpfung vorgingen, sind allerdings groß. Wenn schon die Geschöpfe aller Zeiten das Gepräge von nach einem und demselben Plane gebildeten Wesen an sich tragen, so gab es doch eine Zeit, wo keine der jetzt lebenden Species vorhanden war. Es läßt sich nur im Allgemeinen anführen, daß je jünger die Formation, um so ähnlicher ist die durch ihre Versteinerungen ausgedrückte Schöpfung der gegenwärtigen. Mit der Feststellung der Formationen, Abschnitte oder Perioden, worin sich die Vorzeit mit Hilfe der Petrefacten gliedern läßt, ist der Geolog fortwährend beschäftigt. Neben der Trennung bestehen aber auch Übergänge von einer Formation in die andere, und es ist wirklich auffallend wahrzunehmen, wie durch Zusammenstellung aller den Petrefacten entlehnten Formationscharaktere selbst der schärfste Trennungsgrund gemildert, oder ihm ein Gegengewicht geboten wird.

Eine herrschende Ansicht besteht darin, daß jede Formation eine abgeschlossene Schöpfung in sich schließe. Agassiz nimmt sogar an: mehr oder weniger im Alter

verschiedene Formationen umschließen nicht dieselben Genera, größere geologische Abschnitte aber andere Familien oder Ordnungen; wobei er sich auf die fossilen Fische und Echinodermen stützt, und von den Conchylien ähnliche Beihilfe erwartet; er geht noch weiter, indem er die Theorie einer die geologische Zeit von der gegenwärtigen trennenden Eisperiode aufstellt, welche nicht zulasse, daß es fossile Species gebe, welche mit lebenden identisch wären.

Über das Vorkommen von Arten, welche mehr als einer Formation gemeinsam sind, oder, was im Grund dasselbe, über die Existenz lebender Arten in fossilem Zustande, umschlossen von Schichtgesteinen, ist vor allem zu bemerken, daß Gebilde sich vorfinden, deren Gehalt an Petrefacten von der angenommenen Norm so sehr abweicht, daß er die charakteristischen Versteinerungen mehrer Formationen oder Perioden vereinigt darbietet. Beispiele der Art sind: ein Gebilde in der Dauphinée und in Savoyen, welches Belemniten des Lias mit Pflanzen der Steinkohlenformation umschließt; ein Gebilde im Golf von Spezzia, worin Orthoceratiten, Belemniten und Ammoniten zusammenliegen; der Salz führende Kalk in den salzburger Alpen mit Versteinerungen des Bergkalkes, des Lias und anderer Formationen der Oolithreihe; der Sandstein von Hör in Schoonen mit Pflanzen des Keupers und des Lias; das Gebilde der enneberger Alpen bei St. Cassian in Tyrol mit Versteinerungen des Muschelkalkes, des Lias und des Jurakalkes; Gebilde in den Pyrenäen, in den Alpen und in Nordamerika, worin bald die Kreideversteinerungen, bald die Versteinerungen der Tertiärzeit vorherrschen rc. Diese Localitäten der Verschmelzung mehrer in der Regel getrennt sich darstellenden Formationen machen es wahrscheinlich, daß Geschöpfe der verschiedensten Zeiten gleichzeitig an einem und demselben Orte zusammenleben konnten, was gegen die Annahme wäre, wonach mit Ende einer jeden Periode die bestandene Schöpfung gänzlich erlosch, und bei Eintritt einer neuen Periode eine andere, den inzwischen mit der Natur vorgegangenen Veränderungen angepaßte Schöpfung begann. Es scheinen aber auch normal entwickelte Formationen gemeinsame, oder in mehren Formationen vorkommende Arten zu enthalten. Bronn konnte die Posidonomya *Becheri* aus der Grauwacke von der Posidonomya *Bronnii* aus dem Lias nicht unterscheiden; das Hippopodium ponderosum, sagt er, komme zugleich im Bergkalk, im Lias und in jüngern Oolithgebilden vor; in den obern Lagen der Trias und den untern des Lias, werden einige Conchylien angenommen, welche specifisch nicht verschieden sind; die Kreide und die Oolithgebilde sollen mehre Polypenarten gemeinsam enthalten; ob es aber wirklich die lebende Spirolina cylindracea sei, welche aus der Kreide angeführt wird, möchte sich bei Geschöpfen wie die Rhizopoden kaum mit Bestimmtheit behaupten lassen; Ehrenberg nimmt übrigens über 15 Species Kreidethierchen an, die noch leben. In spätern Gebilden wird die Coexistenz von Geschöpfen verschiedener Zeiten noch weniger zweifelhaft. Für gewisse Localitäten läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß Conchylienarten der Kreide mit tertiären zusammen liegen, und die Procente des Gehaltes an lebenden Conchylienarten, nehmen in dem Verhältniß zu, als das Tertiärgebilde jünger wird. Das in ältern Gebilden kaum angedeutete Vorkommen von mehr als einer Zeit angehörigen Arten wird also in spätern Gebilden weniger selten, und es stellt sich dadurch statt einer scharfen Trennung zwischen den verschiedenen Formationen eine Art von Übergang heraus, der soweit gehen kann, daß die Schöpfung der zoologischen Zeit in die gegenwärtige hineinragt.

Für die Formation oder deren Alter ist es von keiner Entscheidung, ob sie durch ihren Gehalt an Petrefacten als ein meerisches oder als ein Süßwasser- oder Landgebilde erscheint, da schon in den frühesten Perioden sich Gebilde nachweisen lassen, welche auf Land und süßes Wasser hindeuten. Wenn letztere in spätern Zeiten sich häufiger darstellen, so beruht dies hauptsächlich darauf, daß damals die Vertheilung von Land und Meer von der jetzigen weniger abwich, als früher. Die Annahme aber, daß in den ersten Zeiten der Existenz von Geschöpfen nur Meer vorhanden gewesen sei, ist ebenso unrichtig als unwahrscheinlich.

Die Wirbelthiere und die wirbellosen sind gleich alt, und als die ältesten Wirbelthiere stellen sich die Fische dar. Obgleich die frühesten Fische von solchen Genera oder Familien herrühren, welche von den spätern oder den lebenden verschieden sind, so gehören sie doch Ordnungen an, die noch unter den lebenden Fischen ihre Repräsentanten besitzen, wie denn auch der Typus der Fische späterer Zeit und der lebenden schon früher vorhanden war, nur in andern Species oder Genera. Für die Fische stellt sich daher nur ein an verschiedene Perioden geknüpfter Wechsel im Vorherrschen von Formen der einen oder der andern Abtheilung heraus, was unmöglich eine Folge von Veränderungen sein kann, welche die Temperatur, das Klima, das Wasser rc. getroffen. Die Existenz wird nicht bedingt durch eine größere oder vorwaltende Anzahl Species; eine einzige Species genügt, um darzuthun, daß die Umstände so beschaffen waren, daß Thiere der Art überhaupt existiren konnten. Wenn daher jetzt noch Formen von jenen Typen leben, welche schon in frühester Zeit sich darstellen, so wird anzunehmen sein, daß der Zustand der Elemente, welche auf diese Geschöpfe von Einfluß sind, sich nicht auffallend verändert habe.

Die Untersuchung der fossilen Fische führte Agassiz zur Entdeckung einer unter dem Grünsande liegenden Grenze zweier Hauptabtheilungen, in welche er die Schichtgesteine zerfällt, und wonach Kreide und Grünsand zur Gruppe der Tertiärgebilde gehören würden. So richtig dieses Resultat in Bezug auf die Fische sein mag, so steht es doch in Widerspruch mit dem, was sich aus andern Petrefacten ergibt; es läßt sich nicht einmal auf alle Wirbelthiere ausdehnen, da die aus Kreidegebilden herrührenden Saurier nur zum Theil den tertiären verwandt sind, anderntheils aber mit den ältern übereinkommen, und von Säugethieren, welche die Tertiärgebilde auszeichnen, in der Kreidegruppe keine Spur nachgewiesen ist. Hierzu kommt, daß die bei Altersbestimmungen entscheidenden, Molluskengenera Belemnites, Ammonites und Andere

eine ähnlich Grenze nicht vor, sondern nach Entstehung der Kreide anzunehmen verlangen. Was also bei den Fischen an der untern Grenze des Grünsandes einen Wechsel in der Herrschaft gewisser Ordnungen gebot, blieb ohne Einfluß auf andere höher oder niedriger organisirte Thiere, sodaß der Grund hiervon weniger in Veränderungen in der Natur überhaupt, als in einem eigenthümlichen genetischen Entwickelungsgange für die Fische liegen wird, über den wir uns zwar keine weitere Rechenschaft zu geben vermögen, der aber wirklich zu bestehen scheint.

Unter den Reptilien sind die Saurier am frühesten gefunden. Ihre äußerste Grenze ist noch immer der dem Zechstein angehörige Kupferschiefer. Hierin liegt indessen kein Grund, sie den frühesten versteinerungführenden Gebilden abzusprechen; vielmehr muß bei der nahen Verwandtschaft der Fische aus dem Kupferschiefer mit denen in den ältesten Gebilden die Möglichkeit zugegeben werden, daß schon in der frühesten Zeit auch Saurier lebten, und wie unrichtig es ist, die eigenthümliche Entwickelung der Gliedmaßen an den ältern Sauriern bis in die Kreide hinein mit einem eigenthümlichen Zustand der Natur in Zusammenhang zu bringen, durch dessen Veränderung diese Typen erloschen und jene Saurier entstanden wären, welche mehr auf die lebenden herauskommen, geht daraus hervor, daß schon an dem ältesten Saurus und an Sauriern, welche den ältern gleichzeitig, die Gliedmaßen nach Art der lebenden entwickelt waren. Daß sich die Schildkröten erst in Juragebilden nachweisen lassen, Batrachier und Schlangen erst in Tertiärgebilden und Vögel in vortertiären, beruht wol auf der Mangelhaftigkeit unserer Entdeckungen, und nicht auf einem vor diesen Zeiten zur Hervorbringung solcher Typen ungeeigneten Zustande der Natur, der schon früh so ausgebildet gewesen zu sein scheint, daß er den Säugethieren und sogar dem Menschen nicht hätte nachtheilig sein können.

Auf ähnliche Weise läßt sich mit den fossilen wirbellosen Thieren der Beweis führen, daß die Abweichungen, welche sie in den verschiedenen Zeiten und gegen die lebenden darbieten, unmöglich von Veränderungen herrühren können, welche sich in den Medien, worin sie lebten, oder in der Natur außer ihnen allmälig oder plötzlich zutrugen. Wir hatten schon oben Gelegenheit genommen, hierüber Einiges vorzubringen. Es besteht kein consequent durchführbares Verhältniß zwischen der Organisation eines Genus wirbelloser Thiere und der Zeit seines Auftretens oder seiner Existenzdauer. Selbst das Erlöschen der charakteristischen Cephalopen zu Ende der Kreide läßt sich, wie oben gezeigt, nicht durch eine um diese Zeit eingetretene Veränderung in der Natur der Erde erklären, da andere Conchylien, sowie Vögel, Saurier und Fische unleugbar darthun, daß nach Entstehung der Kreide die Natur kaum anders beschaffen war, als zuvor. Eine eigenthümliche Organisation war bei den Trilobiten gewiß nicht der Grund, warum sie schon mit Ende der ersten Periode wieder von der Erde verschwanden; es zeigt vielmehr die noch beobachtbare Structur des Auges dieser Geschöpfe, daß das Fluidum des Meeres, worin sie lebten, nicht viel anders konnte beschaffen gewesen sein, als es sich gegenwärtig darstellt; und eine Zeit, in welcher alle erdenkliche Organisationsstufen der Crustaceen leben, hätte gewiß auch den Trilobiten zugesagt. Wären aber die Trilobiten, wie Einige annehmen, durch eine am Schluß der ersten Periode eingetretene gewaltsame Katastrophe vertilgt worden, so hätten nicht so viele den Trilobiten gleichzeitige Genera später wieder auftreten können. Die fossilen Insekten sind auch so beschaffen, daß sie für die Zeit der Entstehung älterer Gesteine keinen höhern Wärmegrad verlangen, als der ist, der gegenwärtig auf der Erde angetroffen wird.

Pflanzen gab es gleichfalls von der frühesten Zeit an, wo die Erde für organisches Leben befähigt war. Damals schon war die Natur für das Wachsthum dicotyledonischer Pflanzen geeignet, und gegenwärtig gibt es noch Gegenden auf der Erde, deren Pflanzenwachsthum sich dem in den frühesten geologischen Zeiten vergleichen läßt. Auch ist die Gesammtflora der Vorwelt unter sich nicht verschiedener, als die, welche gegenwärtig in den verschiedenen Gegenden der Erde gleichzeitig lebend angetroffen wird, worüber man sich weit mehr wundern sollte, als über die Abweichungen, welche sich zwischen den Floren verschiedener vorgeschichtlicher Zeiten herausstellen.

Die Lagerungsverhältnisse, unter denen die Schichtgesteine sich in der Erdrinde vorfinden, lassen erkennen, daß zerstörende Kräfte von Zeit zu Zeit eine gesteigerte Thätigkeit annahmen. Der Verticaldurchschnitt des Bodens einer Localität zeigt, welche Veränderungen im Verlauf der Zeiten an einer und derselben Stelle vorgingen. Schichtgesteine des verschiedensten petrographischen Charakters, meerische Gebilde, sowie solche, die für Land und Süßwasser zeugen oder die gemengter Natur sind, wechseln mit einander ab; die Gesteine sind ruhige Absätze oder gewaltsam zusammengeführte Schuttgebilde; man ersieht aus ihnen, daß stürmische Zeiten auf Zeiten der Ruhe folgten, die wieder verschiedentlich unterbrochen wurden; Geschöpfe, welche in den Tiefen des Meeres lebten, liegen umschlossen von Gesteinen, woraus die höchsten Berge bestehen, und fossile Landpflanzen werden in namhafter untermeerischer Tiefe angetroffen. Die heftigsten Veränderungen der Art waren indessen nur mehr oder weniger local, und daher nicht geeignet, allenthalben der lebenden Schöpfung Untergang zu bereiten. Es läßt sich auch nicht denken, daß des Geschöpfes Bestimmung darin bestände, den rohen oder zerstörenden Kräften zum Spielballe zu dienen. In des Geschöpfes Natur liegt eine innere Seite, welche die Selbständigkeit des Individuums, der Species, des Genus ꝛc. bedingt, die nicht zu leugnen ist und bei Erklärung der Veränderungen in der Schöpfung nicht übersehen werden darf. Jedem Geschöpf ist die Zeit bestimmt, wann es in der Schöpfung aufzutreten und wann es dieselbe wieder zu verlassen habe; bei seinem Eintritt in die Schöpfung bringt es den Keim seines frühern oder spätern Erlöschens mit, wie jedes Individuum bei der Geburt den seines innerhalb gewisser Grenzen liegenden unvermeidlichen Todes; wie dem Individuum ein Lebensalter, so steht der Species, dem Genus, der Familie ꝛc. ein Existenzalter zu. Die Beweise hierzu liefert die historische

und die geologische Zeit, erstere durch die Fälle, wo eine Species freiwillig erlischt, oder durch Verengung ihrer Verbreitungsgrenzen und durch Abnahme der Zahl der Individuen dem Erlöschen immer näher rückt; letztere durch die Verhältnisse, unter denen die Versteinerungen in den verschiedenen Formationen vorkommen.

Aus den Petrefacten glaubte man auch gefunden zu haben, daß für die organischen Lebensformen ein Entwickelungsgang bestehe, wonach sie Anfangs unvollkommnere gewesen, und erst mit der Zeit sich zu immer höher organisirten Geschöpfen herangebildet hätten. Diesen stufenweisen Entwickelungsgang brachte man mit der Annahme einer gleichen Schritt haltenden Ausbildung der Erde in Zusammenhang, wonach es dieser erst in späterer Zeit möglich geworden wäre, das Leben höher organisirter Geschöpfe zu begünstigen. Diese ganze Theorie entstand zu einer Zeit, wo man nur erst wenig Petrefacten kannte, und sich daher unmöglich eine richtige Vorstellung von dem Umfange der früheren Schöpfungen zu machen im Stande war. Die neueren und neuesten Entdeckungen zeigen dadurch, daß sie das Alter höher organisirter Geschöpfe immer weiter in der Zeit zurückverlegen und der frühesten Periode zuführen, daß ein solcher Entwickelungsgang nicht existirt habe; wofür aber ein anderer allgemeinerer Entwickelungsgang sich zu erkennen gibt, der darin besteht, daß die vorweltliche Schöpfung, je näher sie der gegenwärtigen rückt, ihr, und zwar abgesehen von dem Grade der Organisation der Geschöpfe, um so ähnlicher wird. Die Zeit des ersten Erscheinens und die Existenzdauer eines Geschöpfes ist unabhängig von der Stufe seiner Organisation, oder dem Zustande der Erde, die schon in der ersten Periode so beschaffen gewesen zu sein scheint, daß auf ihr Geschöpfe der verschiedensten Organisationsstufen hätten leben können. Es ist indessen so ziemlich gewiß, daß die Geschöpfe nicht alle auf einmal aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, indem sich dafür verschiedene Zeiten bemerkbar machen. Auf Erklärung aber des Schöpfungsactes muß der Sterbliche um so mehr verzichten, als für ihn die Entstehung des Individuums oder die Fortpflanzung ein unergründliches Geheimniß bleibt. Gleichwol suchte unter den Neuern Geoffroy-St. Hilaire mit vieler Beredsamkeit seine Ansicht geltend zu machen, daß die Entstehung der Species auf einem durch allgemeinere Veränderungen in der Natur bedingten allmäligen Übergang oder Umwandelung einer vorhandenen Species beruhe. Wir nahmen bereits Gelegenheit anzuführen, daß Cuvier nicht im Stande war, diese Ansicht durch seine Forschungen zu unterstützen; es steht ihr hauptsächlich entgegen, daß sie die Entstehung der zu Anfang vorhandenen Geschlechter, auf die man zuletzt zurückkommt, nicht erklärt, und daß directe Versuche darthun, daß bei einem Geschöpf eher der Tod eintritt, als daß es durch veränderte äußere Einwirkungen disponirt würde, die Richtung eines andern Typus anzunehmen.

Für die aus den Petrefacten zu gewinnenden Aufschlüsse ist das Studium der geographischen Verbreitung der lebenden Geschöpfe und der darin vorgehenden Veränderungen nicht zu entbehren. Man scheint allmälig wieder davon abzukommen, den Hauptgrund für die Art und Weise, wie die Geschöpfe über der Erde vertheilt sind, in dem Klima zu suchen. Das Klima ist es wenigstens nicht allein, was dem Geschöpfe die Gegend seines Aufenthaltes bestimmt. Einer unserer ersten Pflanzengeographen, Schow, bekennt sogar (Naturschilderungen 1840. S. 96), daß die Erklärung der Eigenthümlichkeiten, welche ein gewisser Erdstrich hinsichtlich des Pflanzenwuchses zeige, nur bis zu einem gewissen Grad durch den Einfluß des Klima's gelinge, vieles aber übrig bleibe, das sich auf keine Weise erklären lasse. Es ist bekannt, daß manches Geschöpf heißer Erdstriche noch in historischer Zeit eine solche Verbreitung besaß, wodurch es auch über weniger heiße, über gemäßigte und selbst über nördliche Gegenden ausgedehnt war, und daß es Geschöpfe gibt, welche wärmere Gegenden verließen und jetzt nur weniger warme bewohnen, sowie solche, welche aus mittleren Gegenden verschwanden und gegenwärtig mehr nördlich und mehr südlich vorkommen, ohne daß diese Wandelbarkeit sich aus Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen erklären ließe. Es wird nicht verlangt werden, für diese thatsächliche Behauptungen alle Beweise hier vorzubringen. Wir wollen nur für den seltneren Fall, wo Thiere aus mittleren Gegenden wichen, und jetzt nur noch mehr nördlich und mehr südlich angetroffen werden, die Emys Europaea anführen, welche, wie wir anderwärts an den Einschlüssen neuer Torfmoorbildungen dargethan haben, zur Zeit der ersten Ansiedelungen auch im mittleren Europa einheimisch war. Es zeigt sich ferner, daß Thiere, wie der Elephant, der Tiger etc., nicht so fest an heiße Erdstriche gebannt sind, als man glaubt, indem sie zugleich einheimisch sind in Klimaten von keinem höheren Wärmegrad als Europa, und sogar kältere Regionen von freien Stücken besuchen. Im habessinischen Hochgebirge wohnen sogar Affen an der Schneegrenze. Es gibt höher organisirte Geschöpfe, welche in allen Klimaten einheimisch sind, und viele Thiere und Pflanzen, die, selbst wenn sie den Tropenländern entstammen, unter den verschiedensten Himmelsstrichen sich acclimatisiren lassen, sich fortpflanzen und fruchtbare Nachkommen zeugen. Daß es nicht das Klima allein ist, was die Verbreitung der Geschöpfe bestimmt, geht auch aus den Fällen hervor, wo es nicht möglich war, Geschöpfen in Gegenden einen bleibenden Aufenthalt zu bereiten, die ihnen zuträglicher hätten sein müssen, als die, welche sie wirklich einnahmen, sowie aus den mislungenen Versuchen, Thiere in den Gegenden wieder heimisch zu machen, die sie doch längere oder kürzere Zeit zuvor heimathlich bewohnt hatten. Die Vertheilung der gleichzeitigen Geschöpfe scheint daher von einer dem Geschöpfe eigenthümlichen Verbreitungsrichtung abhängig zu sein, auf die die klimatischen Extreme oder andere Örtlichkeiten größern oder geringern Einfluß ausüben werden. Diese Vertheilung der Geschöpfe unterliegt fortwährenden Veränderungen, die bisweilen so langsam vor sich gehen, daß längere Zeit erfodert wird, um sie wahrzunehmen. Ist ja doch auch die Verbreitung des Menschen und der Cultur, die er mit sich führt, ähnlichem Wechsel unterworfen;

von Maipú gefunden werden; auch steht in diesem Lande in 3—4000 Fuß Höhe Braunkohle an, und durch Hofmann ist Kohlensandstein mit halbverkohlten Resten von großen Baumstämmen nachgewiesen. D'Orbigny erkannte in den Anden trilobitenführende Felsarten, und an dem Titicacasee einen Kalk mit Productus, Spirifer und Terebratula. Die mit Mergel bedeckten Niederungen und Thäler Inner-Brasiliens sind vom 10.°—17.° südl. Br. reich an fossilen Knochen. Lund war so glücklich in einer Reihe von Höhlen in Brasilien fossile Knochen von einer ganzen Thierwelt zu entdecken. D'Orbigny brachte deren aus dem unermeßlichen Tertiär- und Diluvialbecken der Pampas mit, und Darwin aus Gegenden zwischen dem 31.° und 50.° der Breite an der Ostseite Südamerika's, wo sie von Conchylien begleitet werden, die auf eine ähnliche obere Tertiärformation schließen lassen, wie sie Europa besitzt.

Über das Vorkommen von abgesetzten Schichtgesteinen fast jeden Alters in Asien liegen Nachrichten vor, die hauptsächlich Indien betreffen, und auf Formationen schließen lassen, welche durch ähnliche Versteinerungen wie in Europa sich auszeichnen, besonders auf Lias; und durch Strickland und Hamilton wissen wir, daß Äquivalente der jüngern Übergangsgebilde mit den für charakteristisch anerkannten Versteinerungen nicht allein auf der europäischen Seite des Bosporus, sondern auch nach Asien hin sich ausdehnen, und daß in Kleinasien den europäischen ähnliche Secundär- und Tertiärgebilde vorkommen.

Im östlichen Nordafrika sind die Formationen älter als die Kreide, welche der Trias angehören sollen, fast ohne alle Versteinerungen, wogegen viele Versteinerungen in der Kreide und den Tertiärformationen enthalten sind. Die im westlichen Nordafrika anstehenden Secundärformationen können ihre Ähnlichkeit mit den europäischen nicht verleugnen, und überdies liefert die Gegend von Algier fossile Infusorien, Fische und andere Wirbelthiere aus späteren Gebilden. Von der Westküste Afrika's brachte Leach Versteinerungen mit, welche mit denen aus dem Lias von Lynn Regis in England zum Verwechseln übereinstimmten. Südafrika lieferte versteinerte Conchylien, welche auf ältere Formationen in größerer oder geringerer Entfernung vom Cap schließen lassen; die Cap-Colonie selbst bietet versteinerungführende Grauwacke und Kreide dar.

Von Australien fand schon Péron, daß das in Neuholland und Vandiemensland über dem Meer herausstehende Gestein Meerconchylien enthalte; Barrow, Mitchell, Lang und Rankin wiesen Breccie und Höhlen mit fossilen Knochen nach, welche denen in anderen Welttheilen ganz ähnlich sind. Die jetzt weiter ins Innere sich ausdehnenden Ansiedelungen werden Gelegenheit zur Auffin-

Amerika's und Europa's einige gemeinsame Arten fossiler Pflanzen.

In Betreff der Petrefacten scheinen also die anderen Welttheile sich Europa ähnlich zu verhalten, und man hatte sie daher ohne Grund dem einen oder dem andern Welttheil abgesprochen. Es ist noch nicht lange, daß man glaubte, Südasien könne keine fossile Knochen von Säugethieren enthalten, und jetzt weiß man, daß sie von jeder Art in den Ländern des Ganges, Irawaddi und Himalaja, sogar bei 16,000 Fuß Höhe im ewigen Schnee gefunden werden.

Bei der aus den Parallelgebilden ersichtlichen großen Ausdehnung der Formationen über die Erde, bieten schon die ältesten Formationen in den verschiedenen Welttheilen Versteinerungen dar, welche dem allgemeinen Charakter einen mehr geographischen oder localen beigesellen. So wenig wie jetzt waren daher in jener frühen Zeit die Geschöpfe alle über die ganze Erde ausgedehnt. Diese Geschöpfe lebten meist in derselben Gegend, oder doch nicht sehr weit davon entfernt, wo jetzt das Gestein mit ihren versteinerten Überresten ansteht; es beweisen dies noch insbesondere die Bäume, welche in aufgerichteter Stellung vom Gestein umschlossen sind. Es gibt auch schon in den verschiedenen geologischen Zeiten Gegenden, welche hinsichtlich ihrer Bewohner einen ganz localen Charakter wahrnehmen lassen (Burdihouse, Solenhofen, Stonesfield, Tilgate, Öningen ꝛc.).

Die Petrefactenkunde ist also eine wahre Archäologie der Erde; sie sucht auf und untersucht Alles, was die Erde an Geschöpfen von Anbeginn hervorbrachte, sowie die Verhältnisse, unter denen die Überreste dieser Geschöpfe sich jetzt vorfinden; sie ermittelt deren Geschichte mit Rücksicht auf die Erdgeschichte überhaupt, und sucht sie in die richtige Stellung zur lebenden Schöpfung zu bringen. In Betreff aber des Menschen ist es bemerkenswerth, daß die ganze geologische Zeit für ihn eine wahre Vorzeit ist, indem die darin vorgegangenen Veränderungen die Erde so gestalteten, daß keine Zeit für ihn bequemer, genußreicher und seiner körperlichen wie geistigen Entfaltung zuträglicher hätte sein können, als grade die, in welche seine Geschichte fällt. (*Herm. v. Meyer.*)

PETREIUS, römischer Familienname. Am bekanntesten ist Marcus Petrejus, der nach dem Urtheile Cicero's (pro Sext. 5) durch seine vortreffliche Gesinnung, seinen Patriotismus, sein großes Ansehen bei den Truppen und seine seltene Erfahrung im Kriegswesen zur Beendigung des Catilinarischen Krieges als Legat des Proconsul Antonius wesentlich beigetragen hat. Genauere Nachrichten hierüber verdanken wir dem großen Geschichtschreiber jenes Krieges (*Sallust.* Cat. 59) und dem Dio Cassius

(XXXVII. 39 sq.); nach Sallust hat Antonius, weil er wirklich ein Übel am Fuße hatte, seinem Legaten M. Petrejus das Commando in der entscheidenden Schlacht, welche die Vernichtung Catilina's herbeiführte, übergeben; nach Dio hat jener nur, um den Verlegenheiten des persönlichen Zusammentreffens mit Catilina zu entgehen, die Krankheit vorgeschützt. Wie dem auch sei, genug Petrejus hatte in dieser Schlacht den Oberbefehl. Er war aber damals ein guter Soldat, hatte über dreißig Jahre in den Stellen eines Militairtribun, eines Präfecten, eines Legaten und eines Prätor bei und mit den Truppen gelebt und immer mit großer Auszeichnung gedient; er kannte die meisten Soldaten persönlich, wußte wie und bei welcher Gelegenheit sich jeder ausgezeichnet hatte. Vor dem Beginn der Schlacht ritt er bei den Truppen herum, redete jeden einzeln bei seinem Namen an, foderte ihn auf zu bedenken, daß er gegen waffenlose Straßenräuber für das Vaterland, für die Seinen, für seine Altäre, für seinen Herd kämpfe, und erinnerte ihn an seine frühern Waffenthaten. Nachdem er durch eine solche Ansprache die Begeisterung des Heeres geweckt hatte, gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Den Gang derselben zu schildern, würde mich zu weit führen; ich begnüge mich hier das Resultat zu bemerken. Petrejus hatte es hier mit tapfern, zum verzweifeltsten Kampfe entschlossenen Feinden zu thun; keiner von ihnen suchte sich durch Flucht zu retten, und theuer verkaufte jeder sein Leben; Catilina und 3000 der Seinen blieben auf dem Schlachtfelde. Diese Begebenheit gehört ins J. 62 v. Chr., 692 d. St. Sieben Jahre später, im J. 55, finden wir Petrejus wieder als Legaten von Pompejus Magnus; diesem waren nämlich in Folge der Rogation des Volkstribun C. Trebonius die beiden Provinzen Spanien auf fünf Jahre verliehen worden; dem gemäß hatte er in Italien und dem cisalpinischen Gallien Truppen ausgehoben und sie unter L. Afranius und M. Petrejus als seinen Legaten nach Spanien (*Dio Cass.* XXXIX. 39) geschickt. So lange aber als der Friede zwischen Pompejus und Cäsar dauerte, mögen die Legaten des Erstern Nichts von Belang zu thun gehabt haben, wenigstens wissen wir aus dieser Zeit Nichts von ihren Thaten; als aber der Bürgerkrieg zwischen jenen ausbrach, wurde Spanien, wo sieben Legionen die Interessen der Optimaten, oder der Partei des Pompejus verfochten und zwar drei unter dem Consularen Afranius im diesseitigen, zwei unter dem Altprätor M. Petrejus im jenseitigen Spanien, zwei unter M. Terentius Varro in Lusitanien standen, von großem Gewicht; dieses stieg natürlich noch, seitdem Pompejus im J. 49 v. Chr. fast ohne Schwertstreich Italien geräumt und sich in Brundisium eingeschifft hatte, sodaß hier Cäsar allein schaltete. Denn ehe Cäsar daran denken durfte, seinem Gegner nach dem Osten zu folgen, mußte er sich im Westen den Rücken sichern. Ebendeshalb blickte man in Rom mit Spannung auf die Entscheidung in Spanien, als sich Cäsar, nachdem er die nöthigen Anordnungen in Rom getroffen, im April 49 nach Gallien begeben hatte. Petrejus hatte zwar einen geringern Rang als Afranius, aber die Rechte des Commandos waren beiden gleichmäßig gegeben (*Lucan.* IV, 4) und je größer die Unentschlossenheit, Schlaffheit und Unfähigkeit des Letztern war, der manchen ein besserer Tänzer als Feldherr zu sein schien (*Dio Cass.* XXXVII, 49. *Cic.* ad Attic. I, 16, 7), desto bedeutender war natürlich der Einfluß von Petrejus. Auf die Nachricht von Cäsar's Annäherung vereinigten sich Afranius und Petrejus mit fünf Legionen und schlugen ein befestigtes Lager Anfangs bei Ilerda (Lerida) am rechten Ufer vom Fl. Sicoris auf. Ohne mich auch hier auf das Detail des Krieges und seinen weitern Verlauf einzulassen, bemerke ich nur, daß Anfangs und namentlich so lange, als ihnen nur Cäsar's Legat, C. Fabius, gegenüberstand, aber auch einige Zeit noch, als sie es schon mit Cäsar selbst zu thun hatten, Afranius und Petrejus unterstützt durch die Überzahl an Mannschaft, den Vorrath an Lebensmitteln und begünstigt durch Wetter, durch Local und durch die Anhänglichkeit der Landeseinwohner einige Erfolge erlangten, die in den nach Rom gesandten Berichten noch übertrieben wurden, und manchen bis dahin unentschiedenen sich an Pompejus anzuschließen und ihm zu folgen bestimmten; alsbald aber überwand Cäsar durch sein Genie, seine Manoeuvrirfähigkeit und manche nicht ganz edle Kriegslist alle Schwierigkeiten. Petrejus bewährte eine unerschütterliche Anhänglichkeit an Pompejus, während auf Afranius ein vielleicht ungegründeter Verdacht haften blieb. Es genügt davon folgenden Beleg anzuführen; die Nähe der gegenseitigen Lager und eine kurze Waffenruhe veranlaßten die beiderseitigen Truppen, sich einander zu besuchen; diese Gelegenheit benutzten die Soldaten Cäsar's, um die Treue der Pompejaner zu verführen, und der Versuch gelang ihnen bei nicht wenigen; als Petrejus dies merkte, ging er zu den einzelnen Manipeln herum und beschwor sie mit Thränen in den Augen, nicht ihn noch den abwesenden Pompejus zu verrathen; darauf ließ er sie im Hauptquartier zusammenkommen: hier nun leistete er selbst zuerst den Eid und zwang zunächst Afranius, dann alle Officiere, darauf alle Soldaten ebenfalls zu schwören, daß sie bei der Armee und den Feldherren treulich ausharren und keiner an Separatverträge denken wolle. Darauf ließ er die Soldaten Cäsar's, deren er habhaft werden konnte, vorführen und öffentlich hinrichten. (Vergl. *Caes.* b. c. I. 76. *Suet.* C. 75. *Polyaen.* VIII. 23, 28.) Aber schon den 2. Aug. des Jahres 49 sahen sich Afranius und Petrejus, von Cäsar von allen Seiten eingeschlossen, dahin gebracht, daß sie sich dem Sieger ergeben mußten; Cäsar legte ihnen keinerlei entehrende Bedingung auf; nur mußten sie Spanien räumen und die unter ihnen stehenden Truppen entlassen; gezwungen wurde Niemand, gegen Pompejus zu dienen. Als die letzteren vorher die Auszahlung des ihnen schuldigen Soldes verlangten, Afranius dagegen und Petrejus dies unter dem Vorwande, daß der Sold noch nicht fällig sei, verweigerten, wäre es beinahe zum Aufruhr gekommen, wenn nicht Cäsar, dessen Vermittelung von beiden Theilen in Anspruch genommen wurde, auch diese Schwierigkeit beseitigt hätte (*Caes.* b. c. I. 85 sq. *Liv.* Epitom. lib. 110. *Vellej.* II, 50. *Lucan.* IV, 337 sq. u. a.). Beide Le-

gate begaben sich zur Armee des Pompejus und theilten das Unglück von Pharsalus den 9. Aug. 48. Nach dieser Schlacht wandte sich Petrejus mit Faustus Sulla nach Patrá in Achaja; hier stießen sie zu Cato und Cn. Pompejus, und schifften mit diesen nach Afrika. An dem Kampfe der Pompejaner in Afrika gegen Cäsar nahm Petrejus den muthigsten Antheil; in der Schlacht bei Ruspina den 4. Januar des Jahres 46 stand er an der Spitze von numidischer Reiterei und Infanterie, und erhielt hier eine so bedeutende Wunde, daß er das Treffen verlassen mußte (*Hirt.* de bell. Afr. 18 sq.); nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Thapsus (6. April 46) und nachdem Cato in Utica durch Selbstmord sein Leben beschlossen, suchte und fand auch Petrejus ein ähnliches Ende; in Gesellschaft des numidischen, oder, wie man ihn nach einem spätern Sprachgebrauch benannte, des mauretanischen Königs Juba, eines Sohnes von Hiempsal, den persönliche Verpflichtungen zum Anhänger von Pompejus und noch mehr persönliche Beleidigungen zum Gegner Cäsar's gemacht hatten, begab sich Petrejus, beide flüchtig und nirgends, auch nicht in Zama, aufgenommen, in ein Haus. Hier aßen sie gemeinschaftlich zu Abend, und nach beendigter Mahlzeit versuchten sie sich gegenseitig mit dem Schwerte zu tödten; doch gelang es nur Juba'n, dem durch sein Alter und seine Wunden geschwächten Petrejus den Todesstreich beizubringen; Juba wollte dann zunächst sich selbst durchbohren, und als ihm auch dies mislang, sah er sich genöthigt, sich diesen Dienst von einem seiner Sklaven leisten zu lassen. So erzählt der Verfasser des afrikanischen Krieges (c. 95) den Vorfall; dagegen nach Livius (Epitom. 114) und Florus (IV, 2, 69) hat Petrejus zuerst den König und dann sich getödtet, und wieder nach Andern (z. B. nach Seneca dem ältern Suasor. 8. *Senec.* De provident. c. 2. *Dio Cass.* XLIII, 8. *Appian.* II, 490) sind beide in dem Zweikampf einer von des andern Hand gefallen. Vergl. Drumann, Geschichte Roms. III. S. 603 fg. u. öfter. (*H.*)

PETREIUS (Theodor), geb. 1567 zu Kempen in Ober-Yssel, studirte zu Zwol und Deventer, ward zu Cöln Doctor der Philosophie, und trat dann in den Karthäuserorden. Er bekleidete auch nachher mehre Ämter, und war unter andern Prior in dem in der Diöces von Münster gelegenen Kloster Dulmen. Als er jedoch von seinen Obern die Erlaubniß erhalten hatte, sich nach seiner Neigung den Studien zu widmen, zog er sich in ein Ordenshaus nach Cöln zurück, wo er den übrigen Theil seines Lebens zubrachte, und neben der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, sich mannichfachen lateinischen Arbeiten widmete. Er starb dort am 20. April 1640, im 63. Lebensjahre. Außer einigen Streitschriften und lateinischen Übersetzungen asketischer Werke, von denen man bei Niceron und in der von dem Pater Harzheim herausgegebenen cölnischen Bibliothek (S. 308 fg.) ein Verzeichniß findet, hat man von Petreius eine Bibliotheca Cartusiana, sive illustrium Ordinis Cartusiani scriptorum Catalogus. (Col. 1609.)[1]) Chronologia summorum pontificum et romanorum imperatorum (Ibid. 1626. 4.) Catalogus haereticorum seu de moribus et mortibus omnium propemodum haeresiarcharum. (Ibid. 1629. 4.) Das Chronicon Cartusiense des Pater Dorland gab er mit Zusätzen vermehrt heraus, und besorgte eine Ausgabe des heiligen Bruno, die, obgleich in kritischer Hinsicht höchst mangelhaft, doch nicht verdrängt worden ist durch eine andere, welche der Pater Bruno Bruni zu Rom 1789—1791 in zwei Foliobänden besorgt hat[2]). (*Heinr. Döring.*)

PETREL. 1) P., kleine Insel der Duskybucht im Norden des Hafens der Ankerinsel in der Nähe der Küste von Neuseeland; 2) P. vergl. d. Art. Procellaria glacialis. (*G. M. S. Fischer.*)

PÉTREL, St. Petersvogel, sind die beim Volke üblichen Namen einer allgemein bekannten Sturmvogelart (Procellaria pelagica). Sie hat dieselben davon erhalten, daß sie truppenweise, wie Schwalben, dicht über dem Wasser sich schwebend fortbewegt, was beinahe so aussieht, als wenn diese Vögel auf der Wasserfläche laufen könnten. Bei den Seefahrern stehen sie in sehr großem Ansehen. Vor einem Sturme fliehen sie nämlich auf Klippen und Schiffe, was den Schiffern ein Zeichen ist, daß sie sich in Acht zu nehmen haben. In fast allen Reisebeschreibungen und ähnlichen Werken findet man dieser Vögel unter dem oben gedachten Namen erwähnt. Über ihre Naturgeschichte vergl. d. Art. Procellaria. (*Streubel.*)

PETRELLA. 1) Ein Marktflecken (Borgo) in der neapolitanischen Provinz Molise, im Districte von Campobasso und im Canton Montagone, am obersten Ende eines Thales, das vom rechten Ufer des Biferno südwärts sich erhebt, und an der Vereinigung mehrer Straßen auf einem Plateau gelegen, mit ungefähr 450 Häusern, 3300 Einwohnern, mehren Kirchen und Eisenwerken, in denen verschiedenes Hausgeräthe angefertiget wird, mit Leinwand- und Baumwollwebereien. 2) Ein Dorf in der päpstlichen Delegation Perugia, im Bezirke von Città di Castello, in der Nähe der Quellen des Wildbaches (torrente) Minima, der sich am rechten Ufer in die Tiber ergießt; es ist ringsum von hohen Bergen umgeben, die einen Überfluß an Weiden besitzen*). (*G. F. Schreiner.*)

PETRETO und Bicchisano, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement Corsica, Bezirk Sartena, liegt vier Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 730 Einwohner. Der Canton Petreto und Bicchisano enthält in sieben Gemeinden 2435 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PETRI, ein Geschlecht zu Basel, von welchem ein Zweig auch den Namen Heinrich-Petri oder Henric-Petri annahm. Es ist vorzüglich wegen der Verdienste

---

1) Dies oberflächliche und ungenaue Werk ward von Aubert Lamire herausgegeben, der unter der Überschrift: Origines Cartusienses ein Verzeichniß aller Ordenshäuser der Karthäuser, mit dem Datum ihrer Erbauung beigefügt hat. Es ward späterhin verschmolzen in J. Marozzo's Theatrum chronologicum Ordinis Cartusiensis.

2) s. Biographie universelle. T. XXXIII. p. 529 sq.

*) s. Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1834.) Vol. III. p. 178.

nige Jahre aufzuhalten und in der Landwirthschaft und den damit verwandten Gewerben noch mehr zu vervollkommnen. Zugleich sollte er aber auch daselbst die schöne Gartenkunst, nach der Theorie des berühmten Hirschfeld, studiren, um nach seiner Rückkunft die Hofgärten geschmackvoll einzurichten. Damit Petri den Zweck, um dessentwillen man ihn nach England geschickt hatte, um so eher erreichen konnte, erhielt er von dem Herzog Karl August nicht nur ansehnliche Summen, sondern auch ein Empfehlungsschreiben an den Bruder der Königin Charlotte von England, zu Folge dessen er derselben in Windsor vorgestellt wurde und freien Zutritt in alle königliche Anstalten erhielt. Es war dies für ihn von großem Nutzen, denn nicht nur daß er hier sehr lehrreiche und interessante Beobachtungen anstellen konnte, machte er auch die Bekanntschaften der ausgezeichnetsten und einflußreichsten Männer, die seinen wissenschaftlichen Bestrebungen sehr förderlich waren. Sein Aufenthalt in England währte im Ganzen vier Jahre; er würde ihn noch länger ausgedehnt haben, wenn der Herzog nicht die Besorgnisse gehegt hätte, Petri's Kenntnisse und Fähigkeiten möchten für ihn verloren gehen, wozu es auch fast den Anschein hatte. Er hatte nämlich in dem königlichen botanischen Garten zu Kew, unter Anleitung des berühmten Botanikers Aiton, die Botanik sehr gründlich studirt, und wollte nun, um seine Kenntnisse darin noch mehr zu bereichern, mit dem berühmten Sir Joseph Banks, der eine Anzahl Missethäter nach Botanybai befördern sollte, diese Reise mitmachen; es wurde ihm dies jedoch versagt, und er von England zurückgerufen; doch erhielt er den Auftrag, nicht auf geradem Wege in die Pfalz zurückzukehren, sondern erst Frankreich, Holland, Belgien und Teutschland zu durchreisen, und sich über den Zustand der Landwirthschaft in diesen Ländern zu unterrichten. Nachdem er ein Jahr mit dieser Reise, auf der er sich manche nützliche Kenntnisse erworben, zugebracht hatte, kehrte er nach Karlsberg zurück und wurde dort von dem Herzog mit besonderer Auszeichnung aufgenommen. Hier übte er, indem er fortwährend um die Person des Herzogs war, einen sehr entscheidenden Einfluß auf alle höhere ökonomische Angelegenheiten, sowie über Gegenstände des Geschmacks aus, errichtete auch in den Gärten zu Karlsberg mehre treffliche Anlagen nach den Mustern der englischen; als aber zur Zeit der französischen Revolution der Herzog aus seiner Residenz fliehen mußte, wandte sich Petri in die österreichischen Staaten, um dort entweder als Künstler oder Landwirth eine Anstellung zu finden. Er hatte an mehre hohe Militairs und Staatsmänner Empfehlungsschreiben, und durch diese wurde er bald den reichsten und angesehensten Ländereibesitzern in Ungarn und Österreich bekannt, die ihn vorzüglich seiner Kenntnisse in der schönen Gartenkunst wegen schätzten. Nachdem er bei mehren Magnaten und zuletzt bei dem Erzherzog Palatin von Ungarn seine Kunst in Ausübung gebracht hatte, wurde er von dem Fürsten Johann von Liechtenstein als bevollmächtigter Güterdirector unter sehr annehmlichen Bedingungen berufen. Er folgte diesem Rufe und organisirte die fürstlichen Güter nach den Grundsätzen mit unbeschränkter Vollmacht, führte

den Kleebau
vorzüglich e
bald überzeu
glücklichem G
lassen würde,
sten eine Reis
testen Wander
ren besondern
theilen, und
hatte diese Züch
nig mit derselb
auch nach Teut
aber die spanisch
gewußt, zu Fol
ins Ausland st
mehre Empfehlun
andere hohe Pers
dadurch seinem Z
unverrichteter Sac
Ankauf auf unerla
bei manchen Gefa
er für sich und den
Heerde durch Fran
land. Seine Reise
fen an den Hofrath
schen Neuigkeiten un
abdrucken ließ. Na
fürstlichen Güter no
glücklichem Erfolg.
Feldsberg in Österre
bewirkt, der alle Öko
ler fürstlichen Herrscha
reich beitreten mußte
alle Verwaltungszwe
sten zur Begutachtu
richten sollte, vorzul
mehre neue große S
architektonische Kunst
Seele des Ganzen,
len Angelegenheiten
den konnte. Seinen
aber zuletzt seine phy
Fürsten um seine T
auch auf eine sehr eh
dieser Zeit wohnte P
stadt. Es sind dies
gen, die er im J. 1
derselben die reine Z
zu betreiben, die er
hatte. Später kauft
unmittelbar an seine
sitz von 1000 Acker
mentlich zweckmäßig
hat sich um die Lan
ben und ist einer der
steller. Er ist nicht
zucht der Thiere nac
Schriften empfahl, s

dienstliche Einrichtungen getroffen und dadurch ein schönes Beispiel zur Nachahmung gegeben. So gründete er z. B. im J. 1812 eine Leih- und Sparkasse in der Gemeinde Theresienfeld; er errichtete eine neue Wasserleitung zur Bewässerung der Ackerfelder in Theresienfeld, wodurch mehre hundert Acker Landes zur Fruchtbarkeit gewissermaßen gezwungen wurden; er entdeckte zwei sehr wichtige perennirende Futterpflanzen, Aster perennis und Solidago virga aurea, deren Namen er jedoch, weil ihm die österreichische Regierung ein Privilegium darauf versagte, dem landwirthschaftlichen Publicum vorenthielt. Er züchtete eine ganz vortreffliche Art Hühner, die er ebenfalls, wie die Racethiere seiner Schäferei, zum Verkauf ausbot, und noch vieles Andere mehr. Im J. 1815 besuchte ihn der König von Preußen, welcher sein Reinzuchtstammgut (d. i. Petri'sche Schäferei) in Augenschein nahm und ihm später die goldene Verdienstmedaille übersandte. Von dem Könige Maximilian von Baiern wurde er mehre Male in dessen Dienste berufen, und da er dies Anerbieten ausschlug, so mußte er sich wenigstens zu einem Besuche entschließen, weil ihm der König mehre sehenswerthe ökonomische Gegenstände selbst zeigen wollte; bei dieser Gelegenheit erhielt er aus des Königs Händen die große goldene Civil-Verdienstmedaille. Auch wurde er von vielen in- und ausländischen landwirthschaftlichen und Schafzüchtervereinen zum correspondirenden und Ehrenmitgliede ernannt*). (*Wilhelm Löbe.*)

2) Christoph, gab als Cantor und Musikdirector zu Sorau eine Liedersammlung, 1782 eine Cantate Rinaldo und Armida im Clavierauszuge und 1786 sechs leichte Claviersonaten heraus. (*G. W. Fink.*)

3) Georg Gottfried, geb. am 9. Dec. 1715 zu Sorau, studirte die Rechte zu Görlitz und Halle, und ward nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn auf der zuletztgenannten Hochschule an dem königlichen Pädagogium als Lehrer angestellt. Sein Unterricht betraf hauptsächlich die Institutionen des bürgerlichen Rechts. In Mußestunden beschäftigte er sich mit Musik, die er von früher Jugend an geliebt. Durch einige Compositionen erwarb er sich den Beifall der Kenner. Er übernahm hierauf einige Hauslehrerstellen bis zum Jahre 1748. Um diese Zeit ward er Musikdirector in Guben, vertauschte jedoch diese Stelle mit dem dortigen Conrectorat. Er starb am 6. Juli 1795 zu Görlitz, wo er 1749 Cantor und Musikdirector geworden war und auch eine Anstellung bei der dortigen Schule erhalten hatte. Als Schriftsteller machte er sich nicht unvortheilhaft bekannt durch geistliche Cantaten über alle Sonn- und Festtagsevangelien. (Sorau 1757.) Mit Beifall aufgenommen wurden vorzüglich seine musikalischen Gemüthsbelustigungen. (Pförten 1761—1762. Zwei Theile. Fol.) Er schrieb auch ein musikalisches Drama: Der Gesang der drei Männer im Feuerofen betitelt (Görlitz 1765. 4.) und außerdem mehre Gelegenheitsschriften und Kirchenstücke. Das Studium der Musik empfahl er allen Schülern in seiner Oratio, qua commendatur, conjunctionem studii musici cum reliquis literarum studiis eruditio non tantum utilem sed et necessariam videri. (Gorl. 1765. 4.) Daß auch [illegible] De [illegible] scientiis [illegible].

4) Gottfried, [illegible]

[illegible]

*) [illegible]

selben Gegenstand. (1. Bd. 3. St. S. 163 fg.) Untersuchung der Frage: ob es eine Kunst sei, daß ein Teutscher Teutsch rede? (1. Bd. 6. St. S. 431 fg.) Fortgesetzte Untersuchung dieser Frage. (2. Bd. 1. St. S. 44. fg.) Rede von der Verbindlichkeit eines Gottesgelehrten, sich auf die Richtigkeit und Reinheit der teutschen Sprache zu legen (2. Bd. 3. St. S. 208 fg.) u. a. m.[2]).

5) Gottfried Wilhelm, Sohn von Gottfried Petri, geb. am 18. Jan. 1756 zu Hoym im Anhalt-Bernburgischen, erhielt den ersten Unterricht in den Schulen zu Hoym und Quedlinburg. In den Jahren 1774—1777 studirte er zu Halle und Marburg Theologie. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er unter die anhalt-bernburgischen Predigtamtscandidaten aufgenommen, und bereits im Februar 1778 zum Hofprediger in Schaumburg an der Lahn ernannt. Im J. 1781 ward er zweiter Prediger in Hoym, folgte jedoch 1786 einem Ruf nach Bremen. Er erhielt dort die dritte Predigerstelle an der Ansgariuskirche. Im J. 1792 ward er zweiter Prediger und 1793 Pastor primarius, nachdem er schon ein halbes Jahr zuvor Inspector des rothen Waisenhauses geworden und die Andachtsübungen im Hause Seefahrt leitete. Er starb am 21. März 1804. Außer einigen Gelegenheitspredigten und Leichenreden schrieb Petri eine Anweisung zu einem nützlichen Gebrauch der Bibel für die Jugend. (Bremen 1797.) Über die kirchlichen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und dem Senate zu Bremen ließ er ein: unbefangenes Urtheil, in dem 36. Stück der marburger theologischen Annalen, drucken[3]). In der genannten Zeitschrift (1803. Nr. 16) theilte er auch Erläuterungen mit, über einige der neuesten kirchlichen Angelegenheiten in Bremen, und ließ auch (Bremen 1803) eine nähere Erklärung und Bestätigung dieses Aufsatzes drucken[4]). (*Heinrich Döring.*)

6) Hadrian, wird von den Meisten und auch unter seinem Bildnisse Adrianus Petitus genannt, war 1500 geboren, und schrieb: Compendium musices, in quo praeter caetera tractantur de modo ornate canendi, de regula contrapuncti, de compositione. (Norimberg. 1552. 4.) und Consolationes ex psalmis Davidis 4 voc. (Ebendas. 1552. 4.) Er war zu seiner Zeit als theoretischer und praktischer Musiker sehr geachtet. (*G. W. Fink.*)

7) Johann Friedrich, Sohn von Gottfried Petri, geb. am 11. Jan. 1751, besuchte die Schule in seinem Geburtsort und zu Aschersleben, und studirte dann in den Jahren 1768 — 1770 Theologie auf der Universität Halle. In Bremen übernahm er, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, eine Hauslehrerstelle. Im J. 1772 folgte er einem Rufe nach Bernburg. Er ward dort Kapellan an der Liebfrauenkirche, und hielt am 11. October des genannten Jahres seine Antrittspredigt. Im J. 1782 wählte ihn die reformirte Gemeine zu Braunschweig zu ihrem Prediger. Er trat dies Amt am 22. November an. Im J. 1799 ward er von der zu Celle gehaltenen Synodalversammlung der vereinigten reformirten Kirchen in Niedersachsen zu ihrem Moderator gewählt, und ordnete als solcher namentlich in den Jahren 1806 — 1811 die Angelegenheiten der reformirten Kirche zu Celle und Göttingen. Auch die Synode zu Braunschweig wählte ihn (1816) zum Moderator. Am 23. Aug. 1822 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum durch eine Predigt und öffentliche Taufe einer Enkelin. Von der theologischen Facultät zu Göttingen erhielt er bei dieser Gelegenheit das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie. Er starb am 24. Jan. 1830, allgemein geschätzt wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse, seiner gewissenhaften Berufstreue und seines unbescholtenen Wandels. Für schriftstellerische Arbeiten fehlte es ihm an Muße, und nur einzelne Gelegenheitspredigten sind von ihm im Druck erschienen, unter andern eine Predigt, durch den Tod des Erbstatthalters Wilhelm's V. von Holland veranlaßt. (Braunschweig 1806.) Auch die Predigt, die er bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums hielt, ward zu Braunschweig 1822 gedruckt *). (*Heinrich Döring.*)

8) Johann Samuel, geb. zu Sorau am 1. Sept. 1738. Er selbst gibt in seinem Hauptwerke folgende Aufschlüsse: „Mein Vater, der jetzt als Pastor der Gemeinde zu Behnau bei Sorau lebt, war, als ich noch zu Sorau frequentirte, noch Cantor daselbst, und hielt mich beständig von der Musik ab, erlaubte mir auch nicht einmal ins Stadtchor zu gehen, so große Lust ich auch dazu hatte. Mein Anfang war, daß ich mit in die öffentlichen Singstunden gehen durfte, welches billig alle junge Leute auch thun sollten, die Gelegenheit dazu haben. Nach und nach erwachte der Trieb zur Musik, er wurde aber durch Vorstellungen auf der einen Seite, und auf der andern durch vielerlei aufgegebene Beschäftigungen zurückgehalten. Der Musikus aber erwachte doch; ich spielte ohne Lehrmeister Clavier. Hierzu wurde endlich eine halbe Stunde nach dem Mittagsessen und Abends nach Glock neun Uhr Erlaubniß gegeben. Zuletzt bekam ich Freiheit in die Clavierstunde zu gehen, wöchentlich zwei Mal. Mein Organist starb nach drei Vierteljahren — Niemand spielte Orgel, als ich; und so wurde ich, 16 Jahre alt, Vicarius in der Pfarrkirche und Schloßkapelle. Die fast drei Vierteljahre dauernde Vacanz machte mich zum Organisten, und lehrte mich nach Regeln fragen, wenn ich die schweren Missen und Kyrie und die Telemann'schen Kirchenmusiken mit der Orgel als Baß, ohne Beihilfe eines

2) Rust's Nachrichten von jetztlebenden anhaltischen Schriftstellern. 1. Th. S. 139 fg. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. (Bernburg 1830.) S. 287. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 339. 3) Auch einzeln gedruckt Frankfurt und Leipzig 1803. 4) Vergl. G. W. Petri's Gedächtnißfeier von v. Aschen und Häfeli. (Bremen 1804.) S. 71 fg. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. S. 288 fg. Meusel's gel. Teutschland. 15. u. 19. Band, wo er aber irrig Georg Wilhelm genannt wird.

*) Vergl. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 18. Bd. S. 370 fg. *Wagneri* Memoria Blasii Merremii (Marb. 1824.) p. 10 sq. Allgem. Kirchenzeitung. 1830. Nr. 34. Schmidt's anhaltisches Schriftstellerlexikon. S. 287 fg. 529. Schreiber's, Weillodter's und Henning's Chronik der dritten Jubelfeier der teutschen evangelischen Kirche im J. 1817. 1. Bd. S. 122, wo ihm aber, bei Erwähnung seiner Reformationsjubelpredigt über Coloss. 1, 12—14 durch Verwechselung mit seinem ältesten Sohn, Victor Friedrich Lebrecht, der Professortitel beigelegt ist.

Place nach Magdeburg, wo ihn der alte Fürst von Dessau als Gouverneur zu seinem Adjutanten wählte, und während der ersten schlesischen Kriege in seine Begleitung nahm. In den J. 1747 und 1748 erbaute er das Invalidenhaus bei Berlin, und besorgte auch die innere Einrichtung desselben. Hierauf verbesserte und beendigte er den Schleusenbau am Finowkanal. Sodann ward ihm die Urbarmachung des Oderbruchs aufgetragen. Dies Werk fand anfänglich, wegen der demselben entgegenstehenden großen Hindernisse und scheinbaren Unmöglichkeit der Ausführung, vielen Widerspruch, den aber Petri glücklich überwand, indem er einige Meilen lange Dämme, künstliche Archen und Schleusen, und einen schiffbaren Kanal bei Güstebiese, durch einen hohen Berg, der jetzt die neue Oder heißt, mit der größten und beschwerlichsten Mühe anlegte, und dadurch diesen sonst moorigen und wasserreichen Bruch in eine angenehme Gegend umschuf, wo 2000 neue Familien, nebst den alten Bewohnern derselben, von ihren schönen Wiesen und fruchtbaren Weizenfeldern ihren reichlichen Unterhalt haben, und das Andenken des Stifters ihres Glücks noch jetzt segnen. Im J. 1756 im November schickte ihn der König nach Küstrin, um die vernachlässigten Werke dieser Festung zu verbessern; 1758 im Februar rief ihn aber der König nach Breslau, ohne daß er die gemachten Entwürfe zur Beschützung der Festung und ihrer Einwohner hätte völlig ausführen können. Von dieser Zeit an blieb er beständig in des Königs Gefolge, bis zum Jahre 1761, in welchem er zu der Armee des Prinzen Heinrich gehen mußte, in der Folge aber kam er wieder zum Könige. Von diesen beiden großen Feldherren wurden seine Talente sehr geschätzt und mit dem größten Vertrauen beehrt, davon noch vorhandene schriftliche Beweise zeugen. Im J. 1760 ward er in der torgauer Bataille am rechten Fuß gefährlich verwundet. Während seiner Wiederherstellung baute er die schöne Brücke bei Torgau. Gleich nach geschlossenem Frieden erhielt er vom Könige mündlich, und den 10. Februar schriftlichen Befehl, sich nach dem Oderbruch zu begeben, daselbst alles zu besichtigen und davon zu berichten. Nachdem dieses geschehen war, erhielt er die ganze Direction dieser Verbesserung, und ließ alles das, was die Feinde vernichtet hatten, wieder herstellen, und erbaute zum Beschluß dieses wichtigen Werks sieben protestantische Kirchen. Er bat hierauf, daß der König das ganze Oderetablissement besehen, und seine geführten Rechnungen über dasselbe durch eine eigene Commission untersuchen lassen möchte. Beides geschah auch zur größten Zufriedenheit des Monarchen, der sich bei der persönlichen Besichtigung des Ausdrucks bediente: hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten brauche. Obgleich durch Petri's Hände Millionen königlicher Gelder gingen, so kam doch auf ihn nie der Verdacht, daß er solche Summen unnütz verwandt habe; daher setzte der König auch nie seine Anschläge herunter, so sehr hatte er sich dessen Vertrauen erworben, und verlangte oft in streitigen Fällen sein Gutachten, mit welchem er jederzeit zufrieden war. Im J. 1765 mußte er den Warthebruch vermessen, und über die Verwaltung einen Plan entwerfen; weil aber zur Ausführung dieses Plans über eine Million Thaler erfodert wurden, so wählte der König, dem diese Summe zu hoch zu sein dünkte, den Herrn von Brenkenhof, der beinahe nur den vierten Theil soviel als der Oberst von Petri verlangte, auch die gefoderte Summe von 350,000 Thalern gleich im ersten Jahre zu verzinsen versprach. Man fing nun die Arbeit an, da man aber solche gar nicht nach dem gründlichen Petri'schen Plane behandelte, sondern ohne gehörige Sachkenntniß, ohne Zusammenhang und Übersicht des Ganzen, blos stückweise anfertigte, so war der Erfolg, daß am Ende des Jahres 1785 von königlichen Geldern nicht weniger als 1,027,915 Thaler zu dieser Unternehmung verwandt, das Werk aber dennoch nicht ganz, noch mit genugsamer Sicherheit zu Stande gebracht war. Petri starb zu Freienwalde an der Oder den 16. April 1776. Sein Charakter war großmüthig und edel; er war einer der größten Mathematiker, in der Kriegs-, Civil- und Wasserbaukunst gleich erfahren, unermüdet in Geschäften; was Andere Arbeit nennen, war für ihn Erholung, wovon seine vielen Handzeichnungen und Plane Beweise geben könnten, wenn solche nicht in Küstrin durch das russische Bombardement verbrannt worden wären, und ihm dadurch einen unersetzlichen Verlust verursacht hätten. Seine Karten von Sachsen sind ebenfalls Zeugnisse seines Fleißes und werden von Kennern sehr geschätzt. Seine Untergebenen liebten und ehrten ihn sehr, ob er gleich in den von ihnen auszuübenden Pflichten streng war. Er hat viele junge Leute zu geschickten Männern erzogen, welche noch größtentheils jetzt in sehr guten Bedienungen stehen. Zwei Jahre vor seinem Ende bekam er die Brustwassersucht; bei dieser Krankheit zeigte er eine bewundernswürdige Geduld und Standhaftigkeit *).

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

11) **Laurentius**, erster evangelischer Erzbischof Schwedens, geboren 1499 zu Örebro in Nerike, daher Nericius genannt. Sein Vater war der Schmied Peder Olufsson; seine Mutter hieß Karin Larsdotter. Nachdem er mit seinem älteren Bruder, Olaus Petri, bei den Karmelitern seiner Vaterstadt studirt, begab er sich im reifern Alter mit seinem Bruder nach Wittenberg, wo er seine Studien unter Luther und Melanchthon fortsetzte und 19 Jahre alt Magister ward. Mit ehrenden Zeugnissen ins Vaterland, um die Zeit des Blutbades unter König Christiern auf dem Markte zu Stockholm, welchem Blutbade beide Brüder kaum entgingen, zurückgekehrt, ernannte König Gustav Eriksson, auf Luther's Empfehlung, den Laurentius, der seitdem gewöhnlich Meister Lars heißt, nachdem er schon in Strängnäs für das Evangelium gezeuget, zum Professor der Theologie an der zu Upsala errichteten Universität, wo er, seit 1527 Rector, eifrigst die evangelische Lehre förderte. Inzwischen starb sein alter Vater zu Örebro, die Mutter wollte ihn nach katholischem Gebrauche begraben wissen; beide Söhne widersetzten sich, ernteten jedoch dafür nur Vorwürfe der Mutter und den Haß der Mönche, welche

*) Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 3. Th. 1790. S. 142.

vor seinem Tode ein eignes Glaubensbekenntniß, zahlreiche Manuscripte hat er hinterlassen; alle lebendige Zeugnisse seines unermüdeten Eifers, die Gemeinde zu erbauen. Auch eine schöne Bibliothek, nebst vielen merkwürdigen Documenten, insbesondere aus dem Gebiete der schwedischen Kirchengeschichte, hat er gesammelt.

Seine vielgesegneten Postillen, die noch in den folgenden Jahrhunderten neu aufgelegt wurden (Auslegung der Sonntagsevangelien, Winter- und Sommerhälfte, 1555; Festpostille 1555; Auslegung einiger allgemeinen Evangelien, über freie Texte, 1555; Geschichte der Leiden und des Todes Jesu, in 20 Predigten, 1572) athmen, neben Luther's Kraftgeist, einen stillen und milden Melanchthons-Sinn, der überall auf die Förderung eines lebendigen Glaubens gerichtet ist.

Von Laurentius und dessen Bruder Olof ward auch die erste vollständigere evangelische Kirchenordnung Schwedens, die auch das Schulwesen umfaßte, entworfen, welche 1571 zu Stockholm in Quart erschien und 1572 von den Ständen angenommen und für ein Reichsgesetz erklärt wurde. Im schwedischen Gesangbuche vom J. 1567 (Then svenske psalmeboker förbätret och medh flere songer förmerat och Kalendarium) finden sich 34 Lieder, die dem Laurentius Petri zugeschrieben werden; alle bezeugen einen Sänger, in welchem Christus lebet.

Welch ein Pfeiler der Kirche Christi in Schweden Meister Lars gewesen, ward recht klar nach seinem Tode, zumal unter der Amtsführung seiner beiden Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, des Laurentius Petri Gothus (aus Ostgothland) und des Andreas Laurentii Bothniensis, aus dem Geschlechte Björnram oder Bure, Menschenknechte, denen Hofgunst Alles war.

Als ehrwürdige Zeitgenossen und Mitarbeiter des unerschrockenen und weisen Laurentius Petri Nericius erscheinen die Bischöfe zu Skares: der thätige Evangelist Sven Jacobsson Skenningensis (1529—1544) und der milde und wachsame Erik Niklasson Svart (seit 1556 Bischof zu Strångnås, dann in Skara (1561—1569), der Bischof von Weriö, Jonas Boëtii (1531—1553), ein treuer, thätiger und ernster Hirt; und im dänischen Schweden der von Bugenhagen 1537 zu Kopenhagen geweihete Super. von Lund, der Holländer Franz Vormarsson, ein rechtevangelischer Prädicant, ein arbeitsames, erbauliches, vielgesegnetes Kirchenhaupt (starb 1551) und dessen gleichgesinnter Nachfolger, der Bischof von Lund, Nicolaus Esberin Palladius aus Jütland (starb 1560), der durch Amtsgaben, Lehre und Leben viel wirkte, dem in Lund die frommen und thätigen Bischöfe Tycho Asmundius und Nils Hvid (Nicolaus Albinus, gest. 1589) folgten.

12) Martin, erster Prior des Karmeliterklosters zu Assens, ein vorzüglicher Prediger seiner Zeit; er starb 1515. (Vergl. Münter, Kirchengesch. von Norwegen und Dänemark. 2. Th. 2. Abth. S. 1024.) (*v. Schubert.*)

13) Nicolas oder Niccolò di Pietro aus Florenz, angeblich ein Schüler des Giotto, der sich, wie von Rumohr in seinen italienischen Forschungen sagt, wahrscheinlich in Pisa niedergelassen hatte, wird weder von Vasari in seiner Lebensbeschreibung der italienischen Maler, noch von dem fleißigen Lanzi genannt, obwol er schon bei Morona in seiner Beschreibung von Pisa (Pisa illustrata) vorkommt. In der neuesten Zeit wurde er durch ein von P. Lasinio in Pisa 1820 herausgegebenes Werk: Pitture di *Niccolò Petri* discepolo di Giotto nel capitolo di S. Francesco di Pisa, disignate da *Rossi* et intagliate da *Paolo Lasinio* (14 Taf. in gr. Fol.), zuerst in Erinnerung gebracht, wozu später manche Berichtigungen und scharfsinnige Bemerkungen in Rumohr's italienischen Forschungen (2. Bd. S. 224) kamen, wo auch die Behauptung aufgestellt wird, daß Niccolò di Pietro's Kunstwerke neben dem Charakter des Giotto auch den Geist und Charakter des Thad. Gaddi und des Arcagno in sich tragen. Nur der Capitelsaal im Kloster S. Francesco (jetzt ein verödetes, zum Theil der Witterung ausgesetztes Local) zu Pisa gibt jetzt Zeugniß von den Talenten jenes Malers; obgleich die zwölf daselbst enthaltenen Wandgemälde manche Beschädigungen erfahren haben, zeigen sie doch ein hohes Gefühl, schöne Anordnung für Composition, reinere Formen für Zeichnung und Draperung, ein kräftigeres Colorit; überhaupt wehet mehr Sinn darin, als die Zeitgenossen jenes Meisters zu verrathen pflegten. Jene zwölf Gegenstände bilden den Cyklus der Leidensgeschichte Jesu, als: 1) Christus wäscht den Jüngern die Füße; vortreffliche Anordnung und sehr pittoresk; 2) Abendmahl Jesu; viel Ausdruck, besonders die tief liegende Bosheit in dem Judaskopfe; 3) Judas verräth seinen Herrn und Meister; merkwürdig der Kopf des Pharisäers, welcher die Münze sucht; 4) Christus im Garten; das Ganze ebenfalls sehr an Giotto erinnernd; 5) Geißelung Jesu, viel Bewegung in den Nebenfiguren, zugleich schöner Sinn für Architektur; 6) Kreuztragung; eins der vorzüglichsten Bilder jener Folge, worin sich ein edles und gefühlvolles Streben für Ausdruck zeigt; der Heiland erinnert zugleich an Simone Memmi's Darstellung desselben Gegenstandes; 7) Kreuzigung; hier ist die Engelsglorie schön und für jene frühe Zeit wahrhaft merkwürdig; 8) Kreuzabnahme und Begräbniß; hat viel Edles in der Anordnung; 9) Auferstehung; vorzüglich schöner Ausdruck; 10) Himmelfahrt; wo die Gruppen der Apostel viel Bewegung und Ausdruck besitzen; 11) Ausgießung des heiligen Geistes; beide blos Fragment; 12) enthält den heiligen Johannes und S. Lorenzo. (Beide Heilige waren wahrscheinlich die Schutzpatrone des Lorenzo Ciampolini, von dem es in folgender Inschrift wegen der Schenkung einer Grabstätte heißt: M.CCCLXXXX die XX mensis Aprilis . qui . Laurentius . fecit . ipsum . capitulum . pictura . et sedilibus . adornari.) Zur Rechten des Innern jenes Capitelsaals ist die beschädigte Aufschrift: NICCHOLAVS PETRI PITOR DE FLORENCIA .... PINSIT . MCCCL .... (hier fehlen die vier XXXX, während Morona in seiner Beschreibung 1391 überhaupt angibt). Lasinio hat in seiner Abbildung die Jahrzahl dieser Inschrift wieder anders, vielleicht nach einer alten Abschrift, nämlich: AN.D.M.CCCLXXXXII, DE MAR. Auf der 13. und 14. Tafel seines Werks sind noch einige heilige Päpste und Bischöfe in Halbfiguren zu sehen, woran aber die Malereien nicht dem N. Pietro zu-

als Anleitung zum Predigen nach der heiligen Schrift,
kleine Postille über alle Evangelien, welche das ganze
r hindurch an Sonn- und Festtagen verlesen werden
0 (einfache Textauslegung); ebenso mehr für Lehrer,
für Schüler, einen Katechismus 1530. Einige Lieder
alten Gesangbuchs sollen von ihm gedichtet oder über-
sein. Auch ist Olof der Verfasser des ältesten schwe-
en Drama's: Tobiae Commedia (Stockh. 1550),
s Auszuges der biblischen Geschichte des Tobias in
logen; und einer Geschichte der Leiden und der Auf-
hung Jesu Christi nach den Evangelien, und gottse-
Betrachtung derselben, in Reimen. (Stockh. 1556
1561.) (Vår Herras Jesu Christi pina och up-
delse, såsom detta af Evangelisterne utdraghet,
uru man Gudelighe betrakta samme vår Herres
och upständelse. Een liten undervijsning på
.) Olof's zu Stockholm in Quart 1528 herausgege-
: christliche Ermahnung an Schwedens Bewohner,
ndigt zu Upsala bei der Krönung des hochmächtigen
ten, Königs Götzstaf's (Gustav's), ist die erste Pre-
, welche in Schweden gedruckt wurde. Zwei Jahre
re rschien seine Predigt wider die gräulichen Eide und
tesläſterungen, wie sie jetzt überall vorkommen. (Stock-
. 4.) (Vergl. Joh. Gust. Hallman's Lebensbe-
ibung der Meister Olof und Lars Petri.) (*v. Schubert.*)
15) Pietro Antonio da P., Pitri, oder auch Pietri,
rt zu den römischen Malern derjenigen Kunstperiode,
n Schlußstein Carlo Maratti bildete. Er ist zu Pre-
im Novaresischen oder im mailändischen Gebiet 1663
h Lanzi 1671) geboren und zu Rom 1716 gestorben.
ne Lehrer waren Joseph Ghezzi, Angelo Masarotti
Carlo Maratti; namentlich war es der zuletzt ge-
nte Künstler, der besondern Einfluß auf ihn hatte,
zwar kann Petri einer der ausgezeichnetsten Schüler
ratti's genannt werden, indem er das Großartige
dabei Zarte des Ausdrucks, was dem Maratti so ei-
war, trefflich erfaßt hatte, und es ebenso sehr in
n Ölgemälden, als in den Fresken bewährte. Be-
ers gelten die Freskomalereien in der Kirche S. Cle-
te in Rom als die vorzüglichsten seiner Arbeiten, welche
n den tüchtigen Werken anderer Meister daselbst das
te Lob verdienen. Ebenso finden sich in andern Kir-
von Rom mehre sehr geschätzte Altargemälde und
komalereien von ihm. Auch als Kupferstecher oder
mehr als Radirer ist er geachtet. Man kennt von ihm
n sechs Blätter, welche mit außerordentlichem Fleiß
sehr zarter Nadel radirt, übrigens durch einige Grab-
elarbeiten vollendet, alle aber nach seinen eigenen Er-
ungen gearbeitet sind. Bartsch hat in seinem Peintre-
veur 1) eine heilige Jungfrau mit dem Kinde, be-
net: Pietro di Petri; 2) das Fegfeuer, großes Blatt,
ichnet Pietri 1694; 3) ein allegorisches Titelbatt ei-
Werkes über Altäre und Kapellen in Rom, Pitri be-
net, und 4) das Bildniß eines Geistlichen (Giovanelli
er de Veletri, Cantor der päpstlichen Kapelle) in Octav
eführt. Im Sternbergischen Katalog, verfaßt von
zel, 1. Bd., ist unter Nr. 6499 ein vorzüglich schön
rtes Blatt das Wunder des heiligen Uberti, Bischofs
von Parma, nach Carlo Maratti, aufgeführt, welches Bartsch nicht kannte. Dieses Blatt ist 10 Zoll hoch, 7½ Zoll breit. Ebenso ist in demselben Katalog 6873 ein sehr geistreich radirtes Blatt, der heilige Famianus Galesius betend, aufgeführt. Das Blatt ist mit 1705 bezeichnet, 12 Zoll hoch 8 Zoll breit und nicht im Bartsch. Noch sind in Paignon-Dijonval's Katalog von Mor. Benard abgefaßt, zwei radirte Blätter von Pietri aufgeführt: 1) Himmelfahrt der Maria, und 2) der Patriarch Laurentius Justinianus auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau. (*Frenzel.*)

16) Theodorus, ein verdienter Geistlicher in der finnländischen Provinz Nyland, welcher 1582 zu Greifswalde herausgab piae cantiones eccl. et schol., eine Sammlung alter, wenigstens zum Theil schwedischer, erhebender Kirchenlieder, von welchen Proben mitgetheilt sind in Wieselgrèn's Sveriger sköna Litteratur (D. I. Lund 1833. S. 45—52). (*v. Schubert.*)

PETRIANA, nach der Notit. Imper. eine Stadt oder ein Flecken in Britannia Romana. (*Krause.*)

PETRIANECS, Marktflecken in der zum kroatischen Provinzial gehörenden Gespanschaft und dem Bezirke Warasdin (Österreich), welcher außer den öffentlichen 230 Privatgebäude mit 600 Einwohnern zählt. (*Fischer.*)

PETRICH, eine vorzügliche Sorte Tabak, welche bei dem Orte Petrowich in der europäischen Türkei (Rumelien) gebaut wird. (*Karmarsch.*)

PETRICHUS (*Πέτριχος*), ein griechischer Dichter, der ein Lehrgedicht von den Schlangen verfaßte, was unter dem Titel Ophiacon oder Ophiaca (*'Οφιακόν — κά*) vom Scholiasten zu Nicander und vom ältern Plinius (XX. 23 s. 96. XXII, 22 s. 40) citirt wird; doch findet sich in den Handschriften des letztern auch die Schreibung Petridius, Petrichus und Petroius. (*H.*)

PETRICK (Johann Gottfried), geboren am 20. März 1781 zu Muskau in der Lausitz, beschäftigte sich auf dem Gymnasium zu Sorau neben seiner wissenschaftlichen Ausbildung viel mit Musik. Der dortige Stadtmusikus Theile war sein Lehrer in dieser Kunst. Auch auf der Universität Leipzig, die er 1802 bezogen, um Jurisprudenz zu studiren, spielte er mit seltener Fertigkeit die Violine in öffentlichen Concerten. Durch Musik sicherte er sich auch seinen Unterhalt, als eine unwiderstehliche Sehnsucht, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, ihn bewog, eine Fußreise nach Italien anzutreten. Er gab in größern Städten Concerte, die häufig besucht wurden und rauschenden Beifall erhielten. Mitunter ward er an manchen Orten zu einem wochenlangen Aufenthalt genöthigt, um schwierige Concerte oder Kirchenstücke einüben zu helfen. Er hätte, wenn es in seinem Plan gelegen, eine Anstellung als Musikdirector finden können. Das Studium der Jurisprudenz war ihm gleichgültig geworden, und er vertauschte es mit der Theologie, als er 1807 nach Leipzig zurückkehrte. Im J. 1810 ward er Diakonus zu Schönberg bei Görlitz. Verheirathet mit der Tochter eines Amtscollegen, des Oberpfarrers Überschaar, folgte er 1820 einem Rufe nach Muskau. Er erhielt dort die Stelle eines Hofpredigers. Durch zu große Geistesan-

sten dafür ist die Erzählung, wie sie an dem Feste selbst vorgelesen wird: Eudocia, die Gemahlin des jüngern Theodosius, habe in Jerusalem die Ketten des Petrus aus der dortigen Gefangenschaft zum Geschenk erhalten, dieselben nach Rom geschickt an ihre Tochter Eudoxia; dort habe man dieselben mit den Fesseln aus der römischen Gefangenschaft zusammengehalten, allein durch ein Wunder seien sie plötzlich so in einander verschlungen, daß sie als eine Fessel von demselben Künstler verfertigt gelten müssen. Wenigstens ist dadurch die Geschichte des Festes selbst genau gegeben, dessen Bedeutung man nicht mehr auseinanderhalten kann. Die Stiftung desselben sei darauf des Wunders wegen von jenem Kaiser veranstaltet, und zwar auf den 1. August, um den heidnischen Festivitäten zu begegnen, die an diesem Tage zum Andenken des Triumphs des Augustus über die Kleopatra mit vielen Ausschweifungen begangen wurden. Solche Rücksicht christlicher Einrichtungen den heidnischen Instituten gegenüber ist bei Auswahl der Feste recht oft entscheidend gewesen; dem Triumph des heidnischen Roms setzt das christliche die Bande seines Apostelfürsten entgegen. An demselben Tage fällt auch das anscheinend von Antiochien ausgehende Fest der sieben Maccabäischen Brüder (2 Maccab. VII). Doch mußte der Ruhm der alttestamentlichen Märtyrer bald der dem Abendlande soviel näher liegenden Bedeutsamkeit der Fesseln des Petrus weichen. (*Rettberg.*)

PETRIKOW. 1) Stadt im russischen Gouvernement Minsk, liegt 130 englische oder 26 teutsche Meilen von Novogrodek entfernt, am Priepiezflusse und hat gegen 700 Einwohner; 2) Vergl. Petrikau. (*Fischer.*)

PETRIKOWKA, gut gebauter und durch seinen lebhaften Verkehr ziemlich bedeutender Marktflecken in dem zur russischen Statthalterschaft Kherson (Cherson) gehörigen Kreise Alexandrien, liegt an der Beschka und enthält mehr als 600 Häuser mit 3500 Einwohnern, welche mehre Jahrmärkte unterhalten. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRINA (sc. castra), eine alte Stadt von geringer Bedeutung auf der Insel Sicilien. Die Petrini (*Πετρῖνοι*, bei *Solin.* c. 11 Petrenses genannt), welche von Dioboros, Cicero und Plinius erwähnt werden, sind nicht als Bewohner von Petrina, sondern von der Stadt Petra zu betrachten. (*Diod.* Ecl. ex libr. XXIII, 14. p. 505. T. II. *Wessel. Cic.* in Verr. III. c. 39. *Plin.* H. N. III, 14.) S. d. Art. Petra (vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 442). Gegenwärtig heißt der Ort (nach Sickler 1. Th. S. 445) Casal della Pietra. Ph. Cluver (Sicilia ant. p. 368) identificirt diesen Ort mit Petra, sowie auch Mannert (l. c.), worüber wir bereits im Art. Petra Nr. 4 gehandelt haben. (*Krause.*)

Petriner, s. Weltgeistliche.

PETRINER. In der apostolischen Zeit begegnen wir zu Korinth, als das Christenthum hier kaum erst Wurzeln geschlagen hatte, verschiedenen Parteien, welche im Kleinen ein Vorspiel [1]) bilden zu den Kämpfen, welche in den nachfolgenden Jahrhunderten die Kirche im Ganzen und Großen bewegten und erschütterten, auch wenn der Zusammenhang dieser eine einzelne Gemeinde betreffenden und der nachfolgenden die ganze Kirche angehenden Streitigkeiten in streng historischer Weise sich nicht verfolgen lassen dürfte. Wenn es in der Natur aller großen, bestimmt ausgeprägten Persönlichkeiten liegt, daß sie die empfänglichen und verwandten Geister anziehen und um sich schaaren, und wenn sogar in dem Falle, daß sie aus Grundsatz nicht Stifter und Häupter sektirerisch sich absondernder Schulen sein wollen, es dennoch nicht hindern können, daß Sekten entstehen, denen sie wenigstens ihren Namen hergeben müssen, so können uns analoge Erscheinungen im apostolischen Zeitalter nicht eben in Verwunderung setzen, und wenn wir solche Parteien, welche sich hinter den Namen der Apostel und Christi selbst versteckten, vorzugsweise in der Gemeinde zu Korinth vorfinden, so erklärt sich diese Erscheinung hinlänglich aus den gesammten Verhältnissen der dortigen Gemeinde. In der That zeigt sich uns nämlich hier ein für theologische Streitigkeiten sehr ergiebiger Boden, wenn wir erwägen, daß das Christenthum dort ebenso wol eine die feinere griechische, namentlich philosophische Bildung anstrebende, als auch eine den feinern Lebensgenuß auf eudämonistische Weise als letztes Ziel verfolgende Richtung vorfand, deren Vertreter sich an das Christenthum nur anschließen konnten, um es als Deckmantel für die eigene Lehre zu gebrauchen; und in dem Umstande, daß Paulus nicht der einzige Verkünder des Evangeliums in der korinthischen Gemeinde war und daß namentlich in einem seiner Schüler, dem Apollos, eine bestimmt ausgeprägte und insbesondere in Ansehung des Vortrags der christlichen Lehre von der Eigenthümlichkeit des Paulus entschieden abweichende Persönlichkeit den Korinthern entgegentrat, lag zugleich eine den Parteiungssüchtigen gewiß willkommene Gelegenheit, ihre Ansichten bestimmter zu gestalten und im praktischen Leben geltend zu machen, und dies Parteiwesen griff auf eine so schnelle und für die Einheit der noch jungen Gemeinde so gefährliche Weise um sich, daß der Apostel Paulus sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, gegen dies Sektenwesen mit dem Schwerte des Evangeliums nachdrücklichst anzukämpfen. Der Apostel nennt uns in seinem Briefe an die Korinther [2]) vier Parteien, die Pauliner (*οἱ τοῦ Παύλου*), die Apollonier (*οἱ τοῦ Ἀπολλῶ*), die Petriner (*οἱ τοῦ Κηφᾶ*) und die Christiner (*οἱ τοῦ Χριστοῦ*). Da indessen diese Benennungen der Parteien auf das Wesen derselben noch keinen sichern Schluß machen lassen, und da es ferner bei den in den beiden Korintherbriefen vorhandenen polemischen Stellen oft sehr fraglich ist, auf welche der genannten Parteien sie zu beziehen sind, so hat die Charakteristik derselben

---

1) Bekanntlich hat Schwegler in jüngster Zeit sogar den Versuch gemacht, alle Parteien und Häresien der drei ersten Jahrhunderte auf den Gegensatz des Paulinismus und Petrinismus zurückzuführen. Indessen ist er dabei nicht ohne große Willkür zu Werke gegangen, und es dürfte überhaupt eine unmögliche Aufgabe sein, alle Parteien der ältern Kirche entweder unter dem Gesichtspunkt von Paulinern oder von Petrinern zu fassen.

2) Die Hauptstelle findet sich 1 Kor. 1, 12. *Λέγω δὲ τοῦτο, ὅτι ἕκαστος ὑμῶν λέγει, ἐγὼ μέν εἰμι Παύλου, ἐγὼ δὲ Ἀπολλῶ, ἐγὼ δὲ Κηφᾶ, ἐγὼ δὲ Χριστοῦ.*

neuerer Zeit hat man die verfallenen Festungswerke wiederhergestellt und die Stadt, welche reich an Unterrichtsanstalten ist, denn sie besitzt eine Ober-, sieben Trivial-, eine Militair-, eine Geometrie- und eine illyrische Nationalschule, zählt außer einem Schlosse und zwei Kirchen für den katholischen und griechischen Gottesdienst, gegen 450 Häuser und mehr als 3000 Einwohner, die einen starken Handel treiben. 2) P. Pusta, Flecken an den Quellen der Petrinia und zwei teutsche Meilen oberhalb Petrinia gegen Süden liegend. (*G. M. S. Fischer.*)

PETRINO (Jacob), würde übergangen werden können, da nichts weiter von ihm bekannt war, als daß er 1589 zu Parma folgendes Werk veröffentlichte: Jubilo di S. Bernardo con alcune Canzonette spirituale a 3 et 4 voci, wenn nicht von ihm geglaubt worden wäre, er sei mit Jacobo Peri (s. d. Art.) eine und dieselbe Person. Da aber Lansius in seiner Oratio pro Italia seiner als eines guten Componisten seines Vaterlandes gedenkt und sich in der münchener Bibliothek noch ein anderes Werk unter diesem Namen vorgefunden hat, ist wenigstens mit Bestimmtheit die besondere Persönlichkeit des Mannes zu retten, wenn es uns auch nicht möglich ist, von dem Eigenthümlichen dieses Componisten des 16. Jahrhunderts etwas Näheres zu berichten, da wir, wie Andere vor uns und unter diesen auch Gerber, nie eine seiner Arbeiten zu sehen bekommen konnten. (*G. W. Fink.*)

PETRINUS, ein Flecken (vielleicht auch ein Berg) im Gebiete von Sinuessa, nahe am Ager Falernus in Italien. Horatius (Epist. I, 5, 5) erwähnt den Ort mit folgenden Worten: Vina bibes, iterum Tauro diffusa palustres inter Minturnas Sinuessanumque *Petrinum*. Außerdem wird derselbe nicht genannt. (Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1082.) Diese Gegend zeichnete sich durch gute Weine aus, und in der Nähe war auch der von Horatius verherrlichte Mons Massicus, der die beste Traube lieferte. (Vergl. Carm. I, 1, 19. II, 4, 51. 7, 21. III, 21.) Cicero (ad Fam. VI, 19) erwähnt ein praedium Petrinum seines Freundes Lepta, welches in derselben Gegend lag und von jenem Flecken den Namen erhalten hatte. Es zeichnete sich durch seine amoenitas aus, und Cicero mag ihm das Falernum seines Freundes Macula nicht vorziehen. (*Krause.*)

Petri-Paul, s. hinter Petrus (der Apostel).

PETRI'SCHE SCHÄFEREI, zu Theresienfeld bei Wiener-Neustadt in Niederösterreich. Dieses berühmte Institut des so berühmten Mannes verdient um so mehr eines Raumes in dieser Encyklopädie, als dasselbe aus einer reinen Originalheerde besteht, welche sehr wichtig auf die Ausbildung der teutschen Schäfereien eingewirkt hat und noch einwirkt. In Petri's Biographie wurde erwähnt, daß er deshalb aus den Diensten des Fürsten Johann getreten sei, weil seinen Anstrengungen seine physischen Kräfte erlegen wären; außer diesem möchte aber wol noch ein zweiter Grund, die Sorge um seine Schäferei, der er mit wahrer Begeisterung anhing, diesen Schritt veranlaßt haben. Ob er sich schon weit angenehmer hätte ankaufen können, so wählte er doch Theresienfeld und zwar aus dem Grunde, weil er die dasige Gegend für die geeignetste und gesündeste zu seinem Zwecke hielt. Letzterer bestand und besteht noch darin, die genetische Kraft seiner drei Merinoracen von St. Paular, Guadeloupe und Negretti stets nach den Musterbildern des Originals dadurch, daß man jedes Mal die vollkommensten, einander am nächsten stehenden Originalstammthiere bei nächster Blutsverwandtschaft zusammenpaart, selbst zu verfolgen und genau zu beaufsichtigen, um dadurch die reine Racefortbildung und Vererbungskraft dieser edeln Stammracen constant zu erhalten, und so jedem Fabricat das möglichst feinste, geschmeidigste und zarteste Gefühl, sowie den Urproducenten in Geldresultaten den höchsten Reinertrag durch ein fein- und vielwolliges Product zu geben. Petri bietet nun aus seiner Anstalt dem schafzüchtenden Publicum alljährlich 7—800 Stück vorzüglich edle, reichwollige und gesunde Stammböcke und dergleichen Mutterschafe verschiedenen Alters aus seinen zwei Verkaufsclassen von fünf und sechs Grad Dollond verbürgter Wollfeinheit, um festgesetzte, aber billige Preise in größern und kleinern Partien zum Verkauf an. Der Preis eines Mutterschafes ist 30 und 50 Gulden Conv.-Münze, der eines Widders 50 und 100 Gulden. Sehr seltene Böcke, die sich neben höchster Feinheit auch noch durch eine hohe Reichwolligkeit auszeichnen, werden mit 200 Gulden und zu noch höherem Preise verkauft. Zugleich hat Petri schon vor mehren Jahren die Vorkehrung getroffen, daß auch nach seinem Tode und unter seinem Namen, fortwährend noch jährlich wenigstens 700 bis 800 Stück ausgewählte original-spanische Stammthiere von seinen drei Stammracen an das schafzüchtende Publicum abgelassen werden können, sei es nun, um constante Racethiere zur Fortbildung der Race, oder um eine constante Vererbung der Originalrace mit den zu veredelnden Schafheerden, nach dem Musterbild des Originals stufenweise genetisch zu bewirken. (Vergl. Petri's Werke über Schafzucht.) Der Verkauf dieser Racethiere findet schon seit 30 Jahren statt, beginnt jedes Mal im Herbst und währt bis zum Frühjahre. Wird jedoch der Kauf noch vor der Wollschur bewirkt, so muß jedes Vließ eines Widders mit acht Gulden und eines Mutterschafes mit fünf Gulden noch besonders vergütet werden. Begehrt man trächtige Mutterschafe, so tritt eine Preiserhöhung von 25 % ein, während vierjährige Böcke und fünfjährige Mütter um 20 % wohlfeiler verkauft werden. Jährliche Vorausbestellungen um obige festgesetzte Preise werden stets angenommen, doch steht es dem Käufer keineswegs frei, die Thiere nach Belieben auszuwählen, vielmehr besorgt dies der Eigenthümer selbst, um auch auswärtige Käufer, die nicht selbst an Ort und Stelle kommen, möglichst befriedigen zu können. Auch findet der Gebrauch statt, daß gleich bei der Bestellung der vierte Theil der gesammten Kaufsumme im Voraus erlegt werden muß und der Rest noch vor der Absendung der Thiere zu entrichten ist. Auf Verlangen werden auch die erkauften Thiere gegen billige Vergütigung durch erfahrene Schäfer bis an die österreichische Grenze transportirt. (*William Löbe.*)

Petri Schlüssel, s. Petrus (der Apostel).

PETRI STUHLFEIER. Zur Ehre des bischöflichen

fen worden ist. Das Männchen ist schön schieferblau, Flügel, Schwanz und Füße schwärzlich. Weibchen braun, auf dem Rücken mit bläulichem Anstrich, Kehle, Vorderhals und Unterleib gelb, braun gefleckt. Körperlänge neun Zoll. Das Nest enthält vier bis sechs blaß blaugrünliche Eier. Die Jungen werden theuer verkauft und daher mit Lebensgefahr aus den Nestern genommen. Man hält diese Drossel gern in Käfichen. Abbildung bei Naumann a. a. O. Taf. 72.

Brehm bringt in diese Gattung noch einen T. minutus, welcher aber die Sylvia galactodes *Temm.* ist. (*Streubel.*)

Petrocichle dasselbe was Petrocichla.

PETROCORII (*Πετροκόριοι*), ein Volksstamm in Gallia Aquitanica, zwischen den Flüssen Garumna und Liger, und zwischen den Völkerschaften Lemovices, Cadurci und Nitiobriges. Vergl. *Strab.* IV, 191 *Cas. Caesar*, Bell. Gall. VII, 19. *Ptolem.* II, 7. *Sidon. Apoll.* VII, 6. (Im heutigen Departement de la Dordogne, ehemals Perigord oder Perigueur.) Plinius (H. N. IV, 33) nennt sie Petrocori, und setzt den Fluß Tarnis als Scheidewand zwischen sie und die Tolosani. (*Krause.*)

Petrocossyphus, s. Petrocichla.

PETRODAVA, ein wenig bekannter Ort (Stadt oder Flecken) im alten Dacien. *Ptolem.* III, 7. Mannert, 4. Th. S. 222. 2. Ausg. (*Krause.*)

PETRODROMA, eine von Vieillot für die Certhia muraria *Lin.* aufgestellte Vogelgattung. Vergl. Tichodroma *Ill.* (*Streubel.*)

PETROFDSCHA, PETROFDSCHE (Petrovich), Hauptort eines 15 große Dörfer umfassenden Bezirks in dem türkisch-macedonischen Sandschack Kostendil (Giustendil), liegt an einem Nebenflusse des Egrisu und versendet jährlich gegen 20,000 Ballen des sogenannten Petrichtabaks, welcher in dem Bezirke erbaut wird. (*Fischer.*)

PETROLEN, so benennt Boussingault die ölig ätherische Flüssigkeit des bituminösen Sandes von Bechalbrunn, welche er durch Destillation desselben mit Wasser abschied und für den wesentlichen Bestandtheil des Steinöles (man vergl. Petroleum) hält. Das Petrolen ist von schwach gelber Farbe, schmeckt wenig hervorstechend und riecht bituminös; sein spec. Gewicht ist 0,891; auf Papier fleckt es wie die ätherischen Öle; es brennt unter Entwickelung eines dicken Rauches und siedet bei + 280°. In Alkohol ist es nur wenig löslich, leicht in Äther; es besteht aus 88,5 Kohlenstoff und 11,5 Wasserstoff, wonach seine rationelle Zusammensetzung C_{10} H_8 ist. (*Döbereiner.*)

PETROLEUM, Steinöl, Bergnaphtha, Bergöl, Petroleum, Oleum Petrae, Rok-oil. Die verschiedenen Sorten dieser Flüssigkeit kommen immer in den vom Wasser gebildeten Erdschichten vor und scheinen das Product der Steinkohlenbildung zu sein, wie Reichenbach zuerst vermuthete und es als das natürliche Terpentinöl der vorzeitigen Pinien ansieht. Spätere Untersuchungen über die Natur des Steinöles und des bei der trocknen Destillation der Steinkohlen erhaltenen Öles von Gregory und Heß haben noch mehre Gründe zu dieser Vermuthung gegeben.

Das Steinöl findet sich in seinen verschiedenen Modificationen hauptsächlich in Asien, dann in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, an einigen Orten Teutschlands, Ungarns, Galiziens und Nordamerika's vor. Das reinste Steinöl ist das persische, diesem folgt das von Amiano, hierauf folgt das sogenannte weiße Steinöl und das rothe Steinöl. Das unreinste Steinöl ist das schwarze, welches auch unter dem Namen Bergtheer im Handel vorkommt. Die feinsten Öle werden Bergnaphtha, die unreineren Steinöl genannt.

Die Bergnaphtha ist farblos oder schwach gelblich und kann auch durch unterbrochene Rectification des gewöhnlichen Steinöles gewonnen werden, und hinterläßt bei der Destillation mit Wasser nur einen geringen Rückstand; sie hat ein spec. Gewicht von 0,753 bis 0,80, einen schwach ätherischen Geschmack und einen schwachen, eigenthümlich bituminösen, aber nicht unangenehmen Geruch, ist sehr flüchtig, kocht bei + 85,5° C, löst sich nicht in Wasser, leicht aber in Alkohol, Äther und ätherischen Ölen, wirkt auf Phosphor, Schwefel, Kampher, Wachs, Harze und auch etwas auf Caoutchouc lösend, wirkt nicht orydirend auf die Metalle der Alkalien, wird durch Alkalien und concentrirte Schwefelsäure nicht verändert und von Salpetersäure nur wenig gelb gefärbt.

Das Steinöl ist von blaßgelblicher bis röthlicher Farbe mit einem Stich ins Bläuliche, ist flüssig und durchsichtig und riecht und schmeckt sehr unangenehm, dem Bernsteinöl ähnlich. Sein spec. Gewicht ist 0,836 — 0,878, durch Destillation mit Wasser aber erhält es unter Zurücklassung einer braunen, zähen und weichen Masse das spec. Gewicht der Bergnaphtha und fast dieselben Eigenschaften. An der Luft wird es langsam unter Aufnahme von Sauerstoff verdickt; durch Mineralsäuren werden nur die fremden Beimengungen zerstört und man kann sich der Schwefelsäure zur Reinigung des Steinöles bedienen; werden zwei Pfund Steinöl mit acht bis zwölf Loth Schwefelsäure unter öfterem Umschütteln acht Tage hingestellt, so scheidet sich schwefelige Säure und eine kohlige Masse aus; wird dann die obere ölige Schicht über Ätzkalk gegossen, so wird die Säure und das Wasser absorbirt und ein vollkommen farbloses Öl erhalten. Das Steinöl verhält sich gegen die Lösungsmittel fast wie die Bergnaphtha und wirkt auch auf die obigen Substanzen lösend. Dem Wasser theilt es Geruch und Geschmack mit; es ist sehr leicht entzündlich und gibt in Dampfgestalt mit Sauerstoffgas gemengt ein sehr heftiges Knallgas; beim Verbrennen entwickelt es sehr viel Ruß. Das Steinöl wie die Bergnaphtha bestehen nach den Untersuchungen von Unverdorben und den späteren von Blanchet aus mehren Ölen, die verschiedenes spec. Gewicht und einen verschiedenen Kochpunkt haben, aber in ihren Elementen gleichartig zusammengesetzt sind; denn nach den Untersuchungen Saussure's, Herrmann's, Dumas', Blanchet's und Heß' findet sich der Kohlenstoffgehalt zu dem Wasserstoffgehalt wie 86 : 14, wonach sich die rationelle Formel CH berechnen läßt.

myzon im engeren Sinne) haben eine kreisrunde Lippe; Lippenring, Lippenzähne und Zungenzähne knorpelig; Zunge mit Zungenbein und Muskeln. Eine Kiemenröhre, in welche sich die innern Kiemengänge öffnen, befindet sich unter der Speiseröhre. Der harte Gaumen ist durchbohrt und läßt den blinden, häutigen Nasengaumengang durch, welcher nicht den weichen Gaumen durchbohrt. Äußere Kiemenlöcher sieben jederseits. Die Rückenflosse ist in zwei getheilt. Im Darm befindet sich eine Spiralklappe. Mit Gewißheit kennt man drei Arten; eine vierte, P. argenteus *Bl.*, ist noch problematisch.

P. marinus *Lin.* (die Lamprete oder große Lamprete, französisch la lamproye, la grande lamproye, italienisch lampreda — alle diese Namen sollen von einem modernen Worte lampetra, welches selbst wieder aus lambendo petras corrumpirt worden sein soll, abstammen) hat einen aalartigen Körper mit zwei sehr deutlich geschiedenen Rückenflossen, von denen die vordere vor, die hintere aber hinter dem After steht und mit der Afterflosse verschmilzt, einen undeutlichen Kopf mit mehren Reihen kleiner Poren, welche einen klebrigen Saft aussondern, um die Augen, und 20 Zahnkreisen. Der Rücken und die Seiten sind gelb, braun marmorirt, der Bauch weißgelblich-silberfarbig; die Zähne haben eine orangegelbe Farbe und der Augenstern ist goldbraun; auf dem Kopfe steht ein runder, durchsichtiger Fleck. Die Körperlänge beträgt gewöhnlich zwei, seltener drei, zuweilen aber sogar fünf Fuß; das Gewicht des Fisches ist ungefähr drei, manchmal fünf bis sechs Pfund; solche große Individuen sind dann wol armsdick. Sie saugen sich so fest an, daß man zwölfpfündige Steine mit ihnen aufgehoben hat. Ihr Leib ist voll Schleimlöcher, ihr Schwanz kurz; ihre Zähne sitzen nicht an Kiefern, sondern wie hohle Warzen auf dem Fleisch. Der Rogen, dessen Gestalt oben beschrieben worden, nimmt fast die ganze Bauchhöhle ein, wird an drei Unzen schwer und enthält eine Unzahl orangefarbener Eier, die nicht größer als Mohnsamen und getrocknet mit bloßen Augen kaum wahrnehmbar sind. Die Lampreten finden sich in der ganzen Welt und sind in allen europäischen Meeren keine Seltenheit, besonders in der Ost- und Nordsee, von wo sie im Frühjahr, wenn die Fortpflanzungszeit eintritt, hoch in die Flüsse, vorzüglich in die Oder, Elbe, Weser und den Rhein, steigen, um zu laichen. Im Rhein steigen sie bis Strasburg, nach Schinz, selbst zuweilen bis Basel hinauf; in der Saale und der Havel hat man sie ebenfalls häufig gefangen. Um diese Zeit bis in den Mai haben sie ein äußerst schmackhaftes Fleisch und werden dann als Leckerbissen theuer verkauft; später werden sie zähe und unschmackhaft. Man ißt sie gekocht und gebraten wie den Aal. Wo man sie häufig fängt, da werden sie geröstet, in Weinessig mit Gewürz gelegt, in Fäßchen verpackt und für die Tafeln reicher Leute weit und breit versendet. Fett sind sie jedoch schwer zu verdauen und man sagt, Heinrich I., König von England, sei in Folge des Genusses dieser Fische gestorben. In England war es lange Sitte, daß die Stadt Glocester dem König eine Lampretenpastete zum Weihnachtsgeschenk überreichte. Da um diese Zeit die Lampreten aber sehr selten sind, so soll häufig jede einzelne eine Guinee gekostet haben. Sonst werden sie dort häufig mit den Lachsen und Alsen gefangen. Man fängt sie in Fischreusen, Netzen und einer Art bodenloser Tönnchen, welche die Franzosen louves (Wölfinnen) nennen. Die Lampreten, obgleich sie sich auch von Insekten, Gewürmen, Aas und Dammerde nähren, gehören, wie ihre Gattungsverwandten, zu den Raubfischen; denn sie saugen sich wie Blutegel an allerlei Fische fest und verzehren sie. Feinde haben sie unter den Fischen genug, besonders stellen ihnen die Welse und Hechte nach; auch sind sie den Fischottern ein Leckerbissen. Ihre Vermehrung soll dessenungeachtet nicht gering sein. — Bemerkenswerth ist, daß mehre Reisende einer Lampretenart erwähnen, die mit dem Zitteraal verwandt sein soll. Ob hier eine Verwechslung mit dem Gymnonotus, der doch weder einen Saugmund noch sieben Kiemenlöcher hat, stattfindet? Hartsink (Beschreibung von Guyana ꝛc. 1. Bd. S. 144) sagt, daß in den Flüssen von Guyana eine Lamprete vorkomme, welche dem Zitteral sehr ähnlich sehe. Condamine (Voyage à l'Amazone) behauptet sogar, daß die des Amazonenflusses heftige Schläge austheile wie der Zitteraal, und im Dictionn. du Naturaliste findet sich die Stelle im Art. Lamproie: „Parmi les différentes espèces de Lamproie de mer et d'eau douce, on assure que dans la mer del' Amazone il y en a une dont le contact, soit avec la main, soit avec un bâton, cause le même engourdissement que la Torpille.“ Neuere Reisende haben bisher eine solche Art nicht wieder gefunden. Vergleiche Bloch's Ichthyologie. 3. Band. S. 650—657. Desselben Abbildung von unserer Lamprete (Taf. 77) ist häufig copirt (Oken's Atlas, Kaup's Thierreich); eine andere sehr schöne Abbildung im kleinern Maßstabe findet sich noch in Burmeister's zoologischem Atlas. Taf. 21. Fig. 7.

P. fluviatilis *Lin.* (die Pricke, gemeine Pricke, das Neunauge; der letztere Name kommt daher, daß man die in einer Reihe liegenden sieben Kiemenlöcher, das Auge und das Nasenloch irrthümlich sämmtlich für Augen gehalten hat) ist bedeutend kleiner als die vorige Art, wird nicht viel länger als einen Fuß, höchstens 18 Zoll, und fingersdick, hat nur eine Reihe von Zähnen und eine eckige hintere Rückenflosse, welche sich in die Schwanzflosse verliert. Im Innern des Mundes befindet sich noch eine Reihe von sechs kleinern Zähnen und auf jeder Seite im oberen Maxillarringe drei ausgeschnittene Zähne. Die Augen sind klein; der Mund länglich rund, beständig offen, unten liegt eine Falte vermittels deren er erweitert oder verengt werden kann. An den Seiten sieben Kiemenlöcher; der Rumpf zeigt mehre sich schlängelnde Querfurchen, sodaß er wie geringelt aussieht, und am Kopfe bemerkt man die Spur einer Seitenlinie. Der Kopf ist grünlich, sowie der Rücken, oft bis ins Olivenbraune, Augen goldig, Seiten gelblich, Unterleib glänzend silberweiß, Flossen violett. Die Pricke findet sich fast in allen Seen und Flüssen, besonders in schlammigen Bächen, von ganz Europa, kommt aber auch in Surinam und Japan vor. Den Winter bringen sie in den Seen zu, im Frühjahre

Aas leben, wird als Köder für Fische gebraucht, aber auch in Weinbrühe gekocht oder gebraten, mit Butter und Citronensaft gegessen. Man sagt, der Genuß des Rückgrates verursache Magenkrampf.

A. ruber, blutroth, sechs bis sieben Zoll lang, an der Seinemündung, hat dieselbe Lebensweise. (*Streubel.*)

PETROMYZONTES. Mit diesem Namen bezeichnet man seit Aufstellung der Gattung Ammocoetes die Fischgruppe, welche das ebengenannte Genus und Petromyzon enthält. Joh. Müller, welcher sich durch seine in anatomischer und zoologischer Hinsicht gleich wichtige Abhandlung über die Myxinoiden ein großes Verdienst um die Naturgeschichte der Cyclostomen erworben hat, behält die Familie der Petromyzonten bei, gibt ihr aber den mehr bezeichnenden Namen Hyperoartia (*ὑπερῴα* und *ἄρτιος* — mit ganzem Gaumen) im Gegensatze zu den Myxinoiden, welche er Hyperotreta (*τρητός* — mit durchbohrtem Gaumen) nennt. Da seine vortreffliche Monographie erst in neuerer Zeit erschienen ist und deshalb noch nicht bei Bearbeitung der Art. Cyclostomata und Myxine auf dieselbe Rücksicht genommen werden konnte; so dürfte hier wol eine passende Stelle sein, nachträglich seine Übersicht der Cyclostomen im Auszuge mitzutheilen.

Die Cyclostomen bilden seine vierte und unterste Ordnung der Abtheilung der Knorpelfische und werden von ihm auf folgende Weise charakterisirt: Knorpelskelett ohne Rippen, ohne wahre Kiefer, Grundlage des Rückgrats hauptsächlich aus einem Gallertcylinder bestehend. Kopf fest mit der Wirbelsäule verbunden. Keine Brust- und Bauchflossen; keine wahren Kiemenbogen oder innere Kiemenstützen; zuweilen äußere Knorpel zur Decke der Kiemen. Letztere zu Kiemensäcken verbunden, mit blos häutigen Scheidewänden, sechs bis sieben Kiemensäcke auf jeder Seite. Eine oder sechs oder sieben äußere Kiemenöffnungen auf jeder Seite, oder sechs auf der rechten und sieben auf der linken Seite. Innere Kiemenöffnungen in die Speiseröhre oder in eine besondere Kiemenröhre, entweder sechs oder sieben auf jeder Seite, oder sechs auf der rechten und sieben auf der linken. Nasenloch einfach, nie doppelt. Mund vorn, bei der einen mit einer kreis- oder halbkreisförmigen Lippe versehen. Zähne theils Lippenzähne, theils Gaumenzähne, theils Zungenzähne, hornartig; auch fehlend. Labyrinth in einer Knorpelkapsel ohne halbzirkelförmige Kanäle. Zwei Familien:

I) Hyperoartia. Mit blindem Nasengaumengang und ganzen häutigen Gaumen. (Vergl. Petromyzon.)

1. Gatt. Petromyzon. Mit Zähnen versehen.
2. Gatt. Ammocoetes *Dum.* Ohne Zähne.

II) Hyperotreta. Mit durchbohrtem Gaumen. Das Maul vorn an der schief abgeschnittenen Schnauze, ohne Lippen, acht Bartfäden um die Schnauze, über ihr die Nasenöffnung. Das Nasenrohr mit Knorpelringen, gleich einer Luftröhre; die Nase durchbohrt den weichen Gaumen. Ein Gaumenzahn und zwei Reihen Zungenzähne: beide spitz und hart. Kiemen hinter dem Halstheile des Rumpfes, eine oder sechs oder sieben äußere Kiemenöffnungen, spiracula branchialia externa, zu sechs oder sieben äußeren Kiemengängen und Kiemen auf jeder Seite; sechs oder sieben innere Kiemengänge in die Speiseröhre, außerdem ein Gang aus dem Ösophagus in die einzige linke oder letzte linke äußere Kiemenöffnung, spiraculum oesophageum. Keine Kiemenknorpel. Sie haben ein eigenthümliches Schlundskelett von Knorpelriemen, welche von den Kopfknorpeln ausgehen, und eine gaumensegelartige Schleimhautfalte, von Knorpeln unterstützt, hinter dem Nasengaumenloch. Zwei ganz getrennte Lebern, eine Gallenblase und ein Gekröse. Keine Spiralklappe im Darm. Auf jeder Seite des Bauches vom Kopf bis zum After eine Reihe von Schleimsäcken.

3. Gatt. Myxine *Lin.* = Gastrobranchus *Bl.* Mit gemeinschaftlichem äußeren Kiemenloch auf jeder Seite.
4. Gatt. Bdellostoma *Müll.* = Heptatrema *Dum.* Mit getrennten äußeren Kiemenlöchern.

Die Gattung Myxine enthält nur die eine allgemein bekannte Art: M. glutinosa *Lin.*, das Genus Bdellostomum aber fünf, sämmtlich in den Meeren der heißen Zone lebende, Species: B. hexatrema, B. heterotrema, B. heptatrema, B. Forsteri und B. Dombegi. Vergl. J. Müller, Vergleichende Anatomie der Myxinoiden (in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1834 fg.). Cuvier hielt den Ammocoetes branchialis für die einfachste Fischform, J. Müller aber die Gattung Bdellostoma. In neuester Zeit hat der Letztere erklärt, der Oxycephalus lanceolatus *Yarrel.* sei der unvollkommenste Fisch. (*Streubel.*)

PETRON, ein griechischer Arzt, dessen Name bei lateinischen Schriftstellern auch Petro, bei den spätern Griechen Petronas geschrieben wird (*Letronne*, Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte. p. 467), war nach den Scholien zu Homer (Il. X, 624. Vol. I. p. 324 ed. *Bekk.*) zu Ägina geboren. Sein Zeitalter läßt sich nicht ganz genau bestimmen. Hecker (Gesch. d. Med. I. S. 227) setzt ihn in die Zeit des Proragoras, Meibom vor Herophilus und Erasistratus, offenbar mit Rücksicht auf Celsus (De re medica III, 9), welcher Folgendes schreibt: Siquidem apud antiquos quoque ante Herophilum et Erasistratum, maxime post Hippocratem fuit *Petron* quidam, qui febricitantem hominem, ubi acceperat, multis vestimentis operiebat, ut simul calorem ingentem sitimque excitaret. Deinde, ubi paulum remitti coeperat febris, aquam frigidam potui dabat; ac si moverat sudorem, explicuisse se aegrum judicabat; si non moverat, plus etiam aquae frigidae ingerebat et tum vomere cogebat. Si alterutro modo febre liberaverat, protinus *suillam assam*, et vinum homini dabat. Si non liberaverat, decoquebat aquam sale adjecto, eamque bibere cogebat, ut movendo ventrem purgabat. Et intra haec omnis ejus medicina erat. Eaque non minus grata fuit his, quos Hippocratis successores non refecerant, quam nunc est his, quos Herophili et Erasistrati aemuli diu tractos non expedierunt. Neque ideo tamen non est temeraria ista medicina,

lienischen Biographen direct vom Consul Petronius herleiten, zeichnete sich seit längerer Zeit durch die geistreichen und verdienstvollen Männer aus, die sie hervorbrachte. Unter Anleitung des berühmten Accursius widmete er sich ganz der Rechtswissenschaft und machte darin so bedeutende Fortschritte, daß er theils in seiner Vaterstadt sehr bald zu einem Lehrstuhl befördert, theils vom Könige Karl I. von Neapel zu einer der ersten juristischen Lehrstellen in Neapel berufen wurde. Der Papst Bonifacius VIII. ertheilte ihm gemeinschaftlich mit zweien andern Rechtsgelehrten den Auftrag, eine neue Sammlung der Decretalen zu veranstalten, welche bekanntlich den zweiten Theil des Corpus juris canonici bildet. (Vergl. die Art. Decretalen I, 23. p. 306 und Kanonisches Rechtsbuch.) Die Art, wie er diesen Auftrag vollzog, erwarb ihm das Wohlwollen des Papstes, der ihn zum Vicekanzler der römischen Kirche ernannte und zur Cardinalswürde erhob (1298). Auch der Nachfolger dieses Papstes, Clemens V., schenkte ihm sein Vertrauen; 1311 besuchte er das Concil von Vienne, was die Abschaffung vom Orden der Tempelherren decretirte; später wurde er als Legat nach Genua geschickt. Hier starb er den 26. Febr. 1314. Seine Leiche wurde nach seiner Vaterstadt Siena gebracht, wo er bei seinen Lebzeiten mehre Gotteshäuser gegründet und reich fundirt hatte, wie er auch testamentarisch die Armen dieser Stadt freigebig bedacht hat; in der dortigen Pfarrkirche ist ihm ein prächtiges Grabmal errichtet. (Nach *Weiss* in Biogr. Univ.) (*H.*)

PETRONIA, ein kleiner, in die Tiber auslaufender Fluß, welchen die römischen Magistrate nach vorausgegangenen Auspicien überschritten, wenn sie sich nach dem Campus Martius begeben wollten. Vergl. *Festus* s. v. und *Phil. Cluver* Ital. ant. Tom. I. p. 718. (*Krause.*)

PETRONIA, Steinfink, eine von Kaup (Das Thierreich in seinen Hauptformen 2. Bd. S. 156) für die Fringilla petronia *Lin.* aufgestellte Finkengattung. Der Schnabel gerade und stark, wie bei den echten Finken, aber an der Wurzel etwas aufgeblasen. Das Gefieder ist in mancher Beziehung dem der Sperlinge ähnlich, weicht aber doch in einigen Stücken sehr davon ab. Männchen und Weibchen gleichen sich. Der Schwanz ist kurz und die Flügel sind länger; die zweite Schwungfeder die längste, etwas länger als die erste, die Spitze der vierten steht in der Mitte zwischen der dritten und fünften; die zweite und dritte Schwinge deutlich, die vierte schwach auf der Außenfahne verengt. Lebensart der Sperlinge. Man hat bisher den Steinfink bald unter die Sperlinge, bald unter die echten Finken, bald gar zu den Kernbeißern ꝛc. gebracht und es ist daher durch Aufstellung dieses neuen Subgenus diesem Vogel eine feste Stelle angewiesen. Merkwürdiger Weise haben Blasius und Keyserling diese Gattung umgetauft und ihr den schon längst von Cuvier für die Sperlinge — welche sie aber nach Pallas Passeres nennen — verbrauchten Namen Pyrgita gegeben. Allgemein bekannt ist der gemeine Steinfink, Steinsperling, Graufink, Fringilla petronia *Lin.*, franz. La Soulcie (Abbildungen bei Naumann, Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, 2. Ausgabe Taf. 116, Fig. 3—4 und in *Buffon*, planches enluminées, Nr. 225). Alle oberen Theile graubraun, an den unteren Theilen weiß gemischt; über die Augen läuft ein weißgelber Streif und über diesen ein breiterer brauner gegen den Hinterkopf; obere Theile dunkelbraun gefleckt, auf weißgraulichem Grunde, an der innern Fahne der Schwanzfedern und an ihrer Spitze ein runder weißer Fleck; am Vorderhalse ein lebhafter gelber Fleck. Oberkiefer braun, Unterkiefer gelblich; Beine bräunlich fleischfarben. Das Weibchen ist wenig vom Männchen verschieden, hat nur einen unscheinbareren Fleck am Halse. Körperlänge ungefähr sieben Zoll. Dieser Vogel hält sich in gebirgigen Gegenden, in Felsen und alten Mauern im wärmeren Europa auf, findet sich besonders in Italien, in dem südlichen Frankreich, in der Schweiz, auch in einigen Gegenden Teutschlands, z. B. um Wiesbaden, in der Wetterau, kommt aber nicht leicht weiter nördlich vor. Man hat ihn auch schon auf der Insel Teneriffa, in Syrien und am untern Uralflusse beobachtet. Er nährt sich größtentheils von Sämereien, baut sein Nest in Höhlen und Löchern in alten Ruinen oder in Felslöchern oder in hohlen Bäumen. Die Eier sind trübweiß, mit aschgrauen und braunen Punkten. Ob noch andere Arten in diese Gattung zu bringen sind, ist bisher noch nicht bestimmt worden. (*Streubel.*)

PETRONIA LEX. Durch dieses Gesetz und die sich darauf beziehenden Senatsschlüsse wurde den Herren die Befugniß genommen, nach eigner Willkür ihre Sklaven mit wilden Thieren kämpfen zu lassen; nur der Richter sollte berechtigt sein, wenn er die Klage des Herrn begründet fände, diese Strafe über den Sklaven zu verhängen (Fr. XI D. ad leg. Corn. de sicar. 48, 8). Auch das Gesetz, welches bestimmte, daß bei Streitigkeiten über Freiheit, Falls sich bei den Richtern Stimmengleichheit ergäbe, für die Freiheit entschieden werden sollte, wird in Fr. XXIV D. de manumiss. 40, 2 von einigen Hdschrr. Junia Petronia, in andern Junia Patronia genannt, und sind manche Gelehrte der Meinung gewesen, daß beide denselben Petronius zum Urheber gehabt hätten. Man setzt sie in die Zeit des August. Eine disquisitio de lege Petronia hat ein holländischer Jurist, Hermann Nordkerk, in seinem Specimen lectionum (Amsterd. 1731) verfaßt. Aus einer im Amphitheater des Pompejus gefundenen und von Arditi (legge Petronia illustrata col mezzo di un antica inscrizione revenuta nell amfiteatro di Pompei. Memorie del *Cav. Arditi*. (Neap. 1817. 64 S. gr. 4. Vergl. Götting. gel. Anz. 1. Juni 1826) herausgegebenen und in erläuterten Inschrift soll sich ergeben, daß die lex Petronia jedenfalls vor dem Jahre 59 n. Chr. gegeben sein müsse. (*H.*)

PETRONII VICUS, ein Ort in Gallia Narbonensis, am Druentia, gegen Norden gelegen. Derselbe wird von den Scriptores med. aevi erwähnt. Sickler I. Th. S. 82. (*Krause.*)

PETRONIUS. Die plebejische Ritterfamilie Petronius [1]) ist zwar nicht ganz unberühmt, da mehre ihrer

1) Aus zwei Bemerkungen des Festus (s. v. Petrones und

Glieder zu den höchsten Staatsämtern gelangten, doch würde es schwerlich von großem Nutzen sein, sie näher ins Auge zu fassen, wenn nicht einer dieser Familie, Petronius Arbiter, einen Roman hinterlassen hätte, welcher seit Jahrhunderten ein Zankapfel in den Händen der Gelehrten gewesen ist. Der älteste Petronius, welchen wir kennen, ist M. Sabinus; sein Andenken ist dadurch erhalten, daß ihm der Duumvir M. Tullius ein seiner Sorgfalt anvertrautes Buch, in welchem die Geheimnisse der bürgerlichen Sacra enthalten waren, zur Abschrift überliefert hatte; um dieses Verbrechens willen ließ König Tarquinius beide ins Meer stürzen [2]). Im Zeitalter des Augustus lebten, soviel wir wissen, drei Petronier, M. Petronius Passer [3]), wofür jedoch Popma bei Gesner Cätronius schreiben will, weil Passer in einer Inschrift das Cognomen eines Cätronius ist; ebenso urtheilt Ursinus. Der zweite P. Petronius wurde vom Kaiser Augustus als Nachfolger des Cornelius Gallus zum Präfecten von Ägypten ernannt, und zeichnete sich hier im Kriege gegen die Äthiopen durch Eroberung vieler Städte aus [4]). Endlich kennen wir aus dem Senatsconsult über die Ludi Saeculares einen Lucius Petronius RU. (finus) [5]). Aus Tiberius' Zeit ist nur C. Petronius Umbrinus bekannt [6]). Einen Publius Petronius schickte Caligula als Nachfolger des Vitellius nach Syrien [7]). Nachher war er der Legat des Claudius [8]). Doch ist dieses vielleicht der Vater des Gouverneurs von Syrien, da Seneca seinen Tod vor Claudius ansetzt. Wichtiger wird die Familie für uns im Zeitalter des Nero. Hier zieht zuerst Cajus Petronius [9]), wie die Handschriften und ältesten Ausgaben des Tacitus ihn nennen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte mit andern Männern, Annäus Mella, Cerialis Anicius und Rufinus Crispinus gemeinsames Loos. Tacitus schildert ihn nicht, wie man wol angenommen hat, als einen Mann von solchem Charakter, wie ihn der Verfasser des Satyricon haben muß. Er malt ihn als einen Wollüstling, der den Tag über schlief, die Nacht auf seine Geschäfte und Genuß verwandte. Doch war er kein Schlemmer und Schwelger gewöhnlicher Art, er hatte die Wissenschaft des Genusses studirt und wußte zu genießen, wie kein Anderer. Seine Rede und Handlungsweise war allerdings locker, doch erblickte man darin lieber eine gewisse Nachlässigkeit, und einen Anflug von Einfachheit, Menschen von solchem Charakter bringen es in schlechten Zeiten nicht selten zu hohen Würden. Unser Cajus wurde Proconsul von Bithynien und bracht ees gar zum Consulat. Diesem Amte zeigte er sich gewachsen, stand ihm mit Kraft und Würde vor. Allein diese Ehrenstellen genügten ihm nicht. Er warf die Maske ab, weil er höher steigen wollte; als kluger Beobachter schlechter Fürsten sah er ein, daß er zu diesem Ende zum Laster zurückkehren müsse. Durch Nachahmung der kaiserlichen Laster wurde er Vertrauter des Nero. Der Kaiser hielt große Stücke auf ihn, ließ ihn Tonangeber sein (arbiter elegantiae), und Alles, was am Hofe für fein, angenehm und zart gelten sollte, trat dann erst in seine Rechte ein, wenn Petronius es geprüft hatte. Durch diese seine Meisterschaft zog er sich aber den Haß des Tigellinus zu, der sein Nebenbuhler war, und gleichfalls Meister in der Genußkunst sein wollte. Tigellinus kennt den Fürsten, er weiß, daß er noch mehr blutgierig als wollüstig ist, zeiht Petronius des Verbrechens der Freundschaft mit Scevinus, und kauft einen Sklaven, um sich Glauben zu verschaffen und den Feind anzuklagen. Das war genug, Petronius darf sich nicht mehr vertheidigen, und die Mehrzahl seiner Sklaven wird in Bande geschlagen. Denn mit dem Tode des Flavius Scevinus war Nero's Haß nicht eingeschlafen. Er hatte ihm ja den Tod gedroht und sein Haus den Verschworenen geöffnet [10]). Der Kaiser war in diesen Tagen zufällig nach Campanien gegangen, und Petronius wird in Cumä festgenommen. Wie gewöhnlich erst im Unglück der Charakter eines Menschen deutlich wird, so zeigt sich auch Petronius im Gefängniß als einen Menschen, dem es an innerer Kraft gebricht, und doch wagt er es noch nicht einmal plötzlich vom Leben zu scheiden, der gewaltsame Tod ist ihm ein schrecklicher Gedanke, er sucht daher sein Ende einem natürlichen ähnlich zu machen, und läßt sich die Pulsadern öffnen und wieder verschließen, um seinen Tod einige Tage zu verschieben. So empfängt er seine Freunde, nicht um ernste Reden mit ihnen zu wechseln, nicht um zuletzt noch Ausdauer und Seelenstärke zu zeigen, nicht sucht er Trost aus Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und den Satzungen der Philosophen; leichte und gefällige Lieder läßt er sich singen. Einige Sklaven beschenkend, andere züchtigend, ergab er sich den Freuden der Tafel und dem Schlaf, um so wenig als möglich an sein nahes Ende erinnert zu werden. Dagegen sinnt er im Geiste auf Rache an seinem Kaiser, sie kann nur kleinlich werden, wie sein ganzes Leben keinen großen Zug verräth. Während die meisten Verurtheilten in einem ihrem Testamente angehängten Blatt dem Kaiser oder Tigellinus oder einem anderen hochgestellten Manne schmeichelten, indem sie über einen Theil ihres Vermögens zu Gunsten derselben verfügten, beschrieb Petronius die Schandthaten des Nero, nannte darin die Lustbuben und Buhlerinnen mit jeder Neuheit der Zulassung (nicht wie Voltaire meint unter fingirten Namen. Mélanges historiques XIV.), und schickte dies versiegelt an ihn ab, zerbrach jedoch zuvor seinen Siegelring, damit man sich dessen nicht gegen

---

Petronia) geht hervor, daß Petronius eigentlich ein Localadjectiv ist, und den Anwohner des Stromes Petronia, welcher in die Tiber fällt, bezeichnet. Petrones sind nach Festus Felsenbewohner, wahrscheinlich in der Nähe des Stromes. Dadurch würde denn auch P. Burmann's Ansicht unterstützt, daß Petronius als Verfasser des Satyrikon, wie Apicius als Verfasser des Kochbuchs ein fingirter Name sei, wenn diese Ansicht nur sonst irgend haltbar wäre.

2) *Valer. Max.* de religione. I, 19. 3) *Varro* D. R. R. III, 2, 2. 4) *Plin.* H. N. VI, 29. *Strab.* XVII. p. 788. *Dio Cass.* 734, 54. *R.* und *Xiphilinus.* *Strab.* II, 95 und der Grammatic. Anonym. bei *Sturz.* *Dio Cass.* Not. 54. 5) *Gruter.* C. I. R. p. 328, 1. 6) Ib. p. 200, 6. 7) *Joseph.* l. 18, 15. Jornandes (de regnor. et tempor. success. c. 65) nennt ihn Cajus. 8) *Seneca*, De morte Claudii. Opera IV. p. 390 ed. Bip. 9) *Tacit.* Annal. XVI, 17—20.

10) *Tacit.* Ann. XV, 54, 55, 70.

irgend jemand bedienen könne. Lange konnte Nero nicht begreifen, wie seine nächtlichen Lüste, die er für ein Geheimniß gehalten hatte, an das Licht und zu den Ohren der Menschen gekommen sein möchten; endlich verfällt er auf Silia, die Frau eines Senators, welche er selbst zu jeglicher Lust gebraucht hatte, die aber zugleich eine vertraute Freundin des Petronius war. Um künftigen Ausplaudereien vorzubeugen, wird sie ins Exil geschickt, unter dem Vorwande, daß sie nicht verschwiegen habe, was sie gesehen und selbst mit durchgemacht. Das ist die Geschichte des Cajus Petronius, welche wir aber aus keinem andern Schriftsteller kennen.

Aber an Nero's Hofe muß auch jener Titus Petronius [11]) gelebt haben, welchen man so gern mit dem erwähnten Cajus identificirt. Von diesem weiß man, daß er aus Haß gegen Nero, um seine Tafel verwaiset zu machen, Moriturus, ein kostbares Gefäß aus Myrrha gefertigt, zerbrochen habe. Es wird ein Verwandter, vielleicht ein Sohn des Cajus sein, der wahrscheinlich in das Unglück des Cajus verwickelt, an der Tafel des Nero bei irgend einem Gastmahle, wie es scheint, vergiftet wurde, aber seinen Untergang noch früh genug merkte, um die kleinliche Rache üben zu können. Diesen Titus kennt dagegen Plutarch [12]). Cajus übrigens konnte Moriturus, das Gefäß, nicht zerbrechen, da ihm Nero sicherlich nicht die prächtigsten Geräthschaften seiner Tafel ins Gefängniß nachgeschickt haben wird. Auch einen Publius Petronius kennen wir aus der Regierungszeit des Nero, der, wahrscheinlich in das Unglück seines Hauses verwickelt, von Nero zum Tode verurtheilt wurde [13]). Das traurige Schicksal, welches die Petronier um diese Zeit verfolgte, scheint sogar fortgeerbt zu sein. Denn Pontia, des Publius Tochter und Gattin des Drymio, vergiftete nach dem Tode ihres Mannes ihre beiden Söhne, um ihre Güter an sich zu reißen, verrieth sich jedoch später selbst, und starb wie Cajus an zerschnittenen Pulsadern [14]). Ihr Vater Publius ist aber ohne Zweifel derselbe, in dessen Hause C. Lutorius das verhängnißvolle Gedicht auf den Tod des Germanikus vorlas, das ihm bald, ungeachtet der Vertheidigung des Lepidus, den Tod im Gefängnisse brachte [15]). Das geschah im J. 774; 15 Jahre später, 789, wurde Publius Consul, und als solcher nominelles Mitglied der Commission, welche den Brandschaden tariren sollte, welcher den Aventinus und den anliegenden Theil des Circus verzehrt hatte [16]). Sein Tod wird nach 820 anzusetzen sein. Gleichzeitig lebte Petronius Turpilianus, welchen wir aus mehren Schriftstellern und einer Inschrift kennen. Unter dem Consulat des Vernicius Rufus und Memmius Regulus war er Curator der für Rom so wichtigen Wasserleitungen [17]) im J. 817 zusammen mit Cäsorius Pätus Consul [18]) und im folgenden Jahre Nachfolger des Suetonius in Britannien, wo er schon früher als Legat gestanden hatte [19]) und erhielt im J. 819 zugleich mit dem designirten Prätor Coccejus Nerva und dem Präfecten der Leibwache Tigellinus die Ehre des Triumphs [20]), wurde aber 822 unter Galba hingerichtet [21]). Noch ist aus Nero's Zeit ein Petronius Priscus bekannt, der vom Kaiser im J. 819 auf eine der wüsten Felseninseln des Ägäischen Meers verbannt wurde mit mehren seiner Unglücksgefährten [22]).

Der nächste uns bekannte Petronius Castus wird unter Vitellius anzusetzen sein [23]). Aus dem Zeitalter des Vespasian kennen wir einen P. Petronius Salvius [24]), unter Domitian P. Petronius Achilles, welcher unter des Kaisers achtem Consulat, und zwar als er schon zum neunten designirt war, das Amt eines Legaten verwaltete [25]). Petronius Secundus war unter diesem Kaiser Präfect der Leibwache, Collega des Norbanus und sein Mitschuldiger, der zuletzt von den Soldaten erschlagen wurde [26]). Unter Nerva Trajanus kennen wir Lucius Petronius Fronto im Amte eines Quatuorvir [27]) und vielleicht lebte damals auch P. Petronius Pätus [28]), ferner P. Petronius Modestus [29]). Mehr tritt die Familie im Säculum des Hadrian hervor. Unter seiner Regierung kennen wir zuvörderst den Quatuorvir Cajus Petronius mit seinen beiden Söhnen, Exoratus und Aquila [30]). Den Consul Petronius Probianus mit seinem Collegen Anicius Probus im J. 958 [31]). C. Petronius Felix [32]) und Sextus Petronius Euscherus [33]). Unter Antoninus Pius, und nicht unter Hadrian, wie man gewöhnlich annimmt, bekleidete ein gewisser Petronius Mamertinus außer mehren militairischen Posten auch das Amt eines Tribunen der Leibgarde [34]). An diesen existirt noch ein Brief des Fronto, wie Niebuhr bemerkt [35]). Sein Bruder, der gleichfalls uns aus einer Inschrift bekannt ist, hieß M. Petronius Septimianus [36]), welcher unter Commodus im J. 942 der Stadt das Consulat erhielt, ferner Lucius Petronius Septimius Novianus [37]), Publius Petronius Maternus [38]), Duumvir mit Cajus Julius Julianus. Drei Petronier ließ Commodus hinrichten, Petroniu[s] Mamertinus, Sura und Antoninus, den Sohn des Mamertinus [39]). Sogar auf den Kaiserthron gelangte ein Glied aus diesem Geschlecht, freilich nicht durch Verdienste, sondern weil er die Anfoderungen der Soldaten befriedigen konnte. Der Vater des Kaisers Didius Julianus hieß, wie wir aus Älius Spartianus wissen, Petronius Didius Severus [40]). L. Petronius Niger war, wie es scheint, Ädil unter Septimius Severus [41]). Den Petro-

11) *Plin.* H. N. XXXVII, 2. 12) De adulatore et amico. c. 35. 13) Vet. Schol. ad *Juvenal.* Sat. VI, 638. 14) *Juvenal.* Sat. VI, 637, c. interpr. 15) *Tacit.* Ann. III, 49. 16) Ib. VI, 45. 17) *Frontin.* de aquae ductib. c. 102. 18) *Gruter.* p. 62, 7 und die Münze bei *Burmann.* II. p. 277.

19) *Tacit.* Ann. XIV, 39. Agricol. XVI. 20) *Tacit.* Ann. XV. 72. 21) *Ej.* Hist. I, 6, 37. 22) *Ej.* Ann. XV, 71. 23) *Gruter.* p. 556, 6. 24) Ib. p. 173, 3. 25) Ib. p. 1081, 2. 26) *Eutrop.* VIII, 1. *Victorin.* in epitom. Caesarum. c. 12. *Dio Cass.* 1114, 64 *R.* 27) *Gruter.* p. 456, 1 und vielleicht C. Petronius Fabius Fronto p. 449, 3. 28) *Gruter.* p. 1002, 2. 29) Ib. p. 193, 2. 30) Ib. p. 449. 31) Ib. p. 364, 1. 32) Ib. p. 250. 33) Ib. p. 250. 34) Ib. p. 258, 8. 35) bei *Orelli* Inscript. Latin. Select. amplissima Collectio. Nr. 855. 36) *Gruter.* p. 950, 9. 37) Ib. p. 300, 1. 38) Ib. p. 261, 9. 39) *Aelius Lamprid.* in Commod. Antonino. c. VII. 40) Script. Hist. Aug. I, 133 ed Bip. und die Inschrift bei *Gruter.* p. 302, 2. 41) *Gruter.* p. 263, 5.

tronius, sonst aber immer mit dem Zusatz Arbiter[64]). Auch Fabius Planciades Fulgentius citirt Petronius, ohne ihn Arbiter zu nennen[65]), nennt ihn dagegen in einem andern Buche Petronius Arbiter[66]). Marius Victorinus Afer citirt den Arbiter und das Satyrikon des Arbiter[67]). Isidorus Episkopus Hispalensis wiederum Petronius ohne allen Zusatz[68]). Dagegen kennt der Grammatiker Diomedes den Arbiter[69]). Der Grammatiker Sergius citirt wieder den Petronius ohne Zusatz[70]). Auch Priscianus, welcher den Petronius zwei Mal citirt, kennt den Namen Arbiter nicht[71]). Ebenso Helenius Acron[72]) und Pompejus in Arte (Donati p. 151 *Lindem.*), während Joannes Episkopus Saresberiensis in der Nennung seines Namens schwankt, indem er ihn zwei Mal Arbiter, einmal Petronius nennt[73]). Conradus de Mure Canonicus Thuricensis zählt Petronius nach Persius auf, aber ohne auf den Namen Arbiter Rücksicht zu nehmen[74]). Vincentius Episkopus Beluacensis[75]) legte so wenig Gewicht auf diesen Namen, daß er den Satyriker Petronius mit dem Episkopus Bononiensis verwechselt, der Vorsteher der italienischen Kirche war und das Leben der Ägyptischen Väter beschrieb, durch seine Studien aber und sein unbescholtenes Leben sich so sehr auszeichnete, daß ihn die Mönche als Vorbild und Muster ihrer Satzungen betrachteten. Dann beruft er sich auf Gennadius, welcher zweifelt, ob ihm ein geistreicher demüthiger Tractatus zuzuschreiben sei, da die Sprache zu elegant ist, und zieht es vor, ihn seinem Vater, welcher Präfect der Leibwache unter Theodosius und Placidus Valentinianus war, zuzuschreiben. Dann citirt er aus einem theils prosaischen, theils poetischen Werke dieses Petronius, also entweder des Bischofs oder seines Vaters, des Präfecten der Leibwache, eine ziemliche Anzahl von Versen, welche im Satyrikon enthalten sind. Auch Antoninus Archiepiskopus Florentinus[76]) hat keine Ahnung von dem Namen Arbiter, sonst würde er unseren Satyriker nicht mit dem Episkopus Bononiensis verwechseln können. Dasselbe ist der Fall mit Joannes Trithemius Abbas Spanheimiensis[77]), der ihn gleichfalls für den Episkopus Bononiensis unter Theodosius und Valentinianus erklärt. Ebenso wenig weiß Jacobus Magni Eremita St. Augustini Autisiodorensis[78]) und Pomponius Sabinus, welcher ihn nach Claudius ansetzt[79]). Dagegen nennt ihn Domitius Brosonius Petronius Arbiter[80]). Wenn aber endlich das Epigramm des Julius[81]) auf den Satyrendichter ihn Arbiter nennt, der ihn zugleich in die von Tacitus angegebene Beziehung zu Kaiser Nero treten läßt, so hat dies wenig auf sich, da dieser Julius nicht der von Charisius oft citirte Grammatiker Julius Romanus ist, dessen Zeitalter wir nicht kennen, sondern wie wir jetzt wol annehmen müssen, jener Julius Sabinus, der am Ende des 15. Jahrh. lebte[82]). Unter solchen Umständen darf vielleicht angenommen werden, daß unser Petronius, dessen Vornamen nicht einmal bekannt[83]), nur aus Misverständniß der Stelle des Tacitus zu dem Namen Arbiter gekommen ist, was zur Gewißheit gebracht wird, wenn es erwiesen ist, daß der Satyrendichter nicht in Nero's Zeit und an Nero's Hofe gelebt hat.

Die Untersuchung über Petronius' Zeitalter ist sehr schwierig, ebenso sehr wie die über seinen Geburts- und Wohnort. Die meisten glauben, er sei in Massilien geboren, aber diese Ansicht gründet sich auf eine misverstandene Stelle des Sidonius Apollinaris, welcher berichtet, daß die Massilioten seine Herme in ihren Gärten anstatt der eines bekannten Gottes aufgestellt hätten. Aber der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande, namentlich wenn es die Provinz ist. Und folgt aus dieser Nachricht im geringsten, daß Petronius in Massilien lebte und dichtete? Man darf daraus nicht einmal schließen, daß er Massilien gesehen, vielweniger, daß es sein Vaterland war[84]). Einige Schriftsteller des Mittelalters, wie wir gesehen haben, nennen ihn Bononiensis durch Verwechselung. Aus Allem geht hervor, daß wir seine Geburtsstadt nicht wissen. Fragen wir nun die Gelehrten um sein Zeitalter, so schwankt schon Gyraldus, der aber an den Taciteischen Petronius nicht denkt, aber ihn in das Zeitalter Quinctilian's setzen würde, wenn nicht das Zeugniß des Luctatius Placidus gegen diese Annahme wäre[85]). Petrus Pithöus hielt ihn unbedingt für den Neronischen Arbiter elegantiae[86]). Auch Pet. Daniel Aurelius setzt ihn in die Regierungszeit des Nero, nimmt ihn aber für C. Petronius Turpilianus[87]). Dagegen entscheiden sich C. C. Binetus Bellovacensis und Goldasius für den Neronischen Arbiter elegantiae[88]). Lotichius, nachdem er eine Menge anderer Meinungen angeführt hat, ohne sie zu widerlegen, entscheidet sich für Turpilianus Arbiter, den Niemand außer ihm kennt, den er aber in Nero's Zeit setzt[89]). Justus Lipsius und Ludovicus Aurelianus denken an C. Petronius am Hofe des Nero[90]). Isaak Casaubonus[91]) setzt ihn in das Zeitalter des Persius, Millin

64) Mythol. l. I, 32 und II, 80. III, 124. 126 *Muncker*. 65) de Continent. Virgilian. p. 18. 22 der Edit. princeps. (Heidelberg. 1589.) 66) de Prisco Sermone. p. 180. 181. 182. 183 *Muncker*. 67) de Art. Grammat. l. III. p. 2586 et l. IV. p. 2601 *Putsch*. 68) Etymol. l. V. c. 37. 69) de oratione l. III. p. 517, 22 *Putsch*. 70) in secundam Donati edition. p. 1843, 30 *Putsch*. 71) VIII, 791, 44 et XI, 927, 21 *Putsch*. 72) in Horat. Epod. V, 47, bei Orelli in seiner Ausgabe abgedruckt. 73) in Policrat. sive de Nugis Curialibus. III, 7 et 8. VIII, 11. 74) in Fabulario init. 75) Speculum Hist. l. XX. c. 25. 76) Summa Historialis s. Chronicon. Pars II. Tit. 11. c. 2. §. 5. 77) de Script. eccles. I, 89. 78) Sophologia V. 13. VI, 16. 18. 79) Comment. in *Virgil*. Cirim. v. 358. 80) Rer. memorab. IV, 1.

81) l. l. *Bineti Bellovacens*. l. C. Praefat. ap. *Burmann*. II, 257 und *Burmann*. Anthol. Lat. I, 419. 82) Niebuhr, Kleine hist. Schrift. S. 345. 83) In den Citaten der Grammatiker, in den Handschriften und der ältesten Ausgabe des Satyrikon (Venedig 1499) führt Petronius gar keinen Vornamen, vielmehr ist das T. oder C. erst von Spätern, je nachdem sie ihn für den einen oder andern Petronius hielten, hinzugefügt. 84) *Sidon. Apoll.* ad Felic. v. 267. 85) *Burmann*. Petron. II, 252. *Luct. Placid.* in *Stat.* Theb. III. v. 661. 86) *Burmann*. II, 254. 87) Ib. 256. 88) Ib. 257. 265. 89) Ib. 270. 90) Annal. XVI, 17. 91) Comment. in Persium. p. 20. ed. Paris. 1615.

denkt an C. Petronius Turpilianus [92]). Nic. Ignarra [93]) und Ruhnken [94]) setzen den Dichter unter Commodus, Sambucus unter Gallienus und hält ihn für den Consul Petronius Taurus Volusianus [95]). Valesius setzt ihn in das Zeitalter der Antonine [96]), Statilius unter Constantin [97]), P. Burmann, welcher den Namen Petronius Arbiter für fingirt erklärt, unter Augustus [98]), Niebuhr unter Alexander Severus [99]), Bernhardy meint, zumal da einzelne Epigramme unter dem Namen des Petronius Antigenes erhalten sind, daß die Fragmente mehren Verfassern angehören, doch die Mehrzahl einem unter Alexander Severus lebenden Dichter [1]). Studer endlich entscheidet sich mit Gründen, die wir besonders prüfen werden, für den C. Petronius am Hofe des Nero, dem der Name Arbiter von seinem Amte gegeben sei [2]). Den Zusatz elegantiae erklärt er blos für gelegentliche Interpretation seines Namens. Schwerlich, das ist schwerer bitterer Spott im Munde des Tacitus!

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Ansicht, welche den Satyrendichter Petronius mit Cajus Petronius am Hofe des Nero identificirt die gewöhnliche, und am meisten begründete sei. Prüfen wir daher vor Allem den Grund, welchen Studer sie zu rechtfertigen anführt.

Der Ausdruck des Tacitus: Flagitia principis sub nominibus feminarum et exoletorum et novitate cujusque stupri descripsit [3]) soll auf den Inhalt des Satyrikon hinweisen. Es wird nun Niemand leugnen wollen, daß die Namen eines Encolpius, Ascyltos, Giton, Eumolpus Lustbuben angehören, daß Quartilla, Tryphäna, Circe lüderliche Weibspersonen sind, welche ein finsteres Gewerbe betrieben; daß endlich das Satyricon flagitia schildert, wenn man darunter abscheuliche Unsittlichkeiten an unzüchtigen Orten versteht. Ja! es ist leider nur zu wahr, daß der größte Theil des uns erhaltenen Satyrikon sich in solchem nächtlichen Schmutz und Unflath herumtaumelt. Nur das Fragment von Trau enthält eine Episode, welche den Cirkel jener wollüstigen Scenen auf fast ergötzliche Weise unterbricht. So schien ein erheblicher Grund nicht vorhanden zu sein, an der Identität des Neronischen Petitmaitre und des Satyrendichters zu zweifeln. Denn in Absicht der Sprache suchte man sich damit zu trösten, daß man die Ausdrucksweise des Pöbels und unterirdischer Kneipen zu wenig kenne, um genau beurtheilen zu können, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet habe. Das sind die Gründe, weshalb die ersten Interpreten des Satyrikon nicht wagten, den Verfasser desselben in ein nachneronisches Zeitalter zurückzuweisen. Und doch drängen sich dem alten Sambucus in seiner Ausgabe vom J. 1575 schon Zweifel auf; nicht minder dem Justus Lipsius zu der Stelle des Tacitus. Derjenige, welcher zuerst auf die Arena herabstieg, mit glänzenden Gründen die eingefleischte Ansicht, daß der Satyrendichter am Hofe des Nero gelebt habe, anzugreifen, war Hadrianus Valesius in seiner dem zu Trau gefundenen Fragment vorangeschickten Dissertation [4]). Aber betrachten wir seine Gründe und die dagegen gemachten Einwendungen! Er behauptet zuvörderst, der Taciteische Petronius heiße Cajus, der Satyriker Titus. Dieser Grund ist allerdings nichtig, denn wie wir gezeigt haben, beruht unsere ganze Kenntniß des Vornamens des Dichters auf Vermuthungen, die nicht einmal haltbar sind. Je nachdem man Plinius, Tacitus oder Plutarch zu Rathe zog, heißt er Cajus oder Titus. In den Ausgaben heißt er bald so, bald so. Auch der von Orelli verglichene Codex hat auf dem Titel: Petronii Arbitri Satyricon. Ebenso nichts beweisend ist der zweite Grund des Valesius, daß keiner der Schriftsteller, welche des Satyrendichters gedenken, seine Ehrenstellen und sein Verhalten am kaiserlichen Hofe des Nero berücksichtigt. Denn es sind meistens Grammatiker, welche aus ihm citiren. Aber doch auch einige Andere, die allerdings von seinen Lebensverhältnissen etwas wissen wollen, jedoch ihn mit dem Präfectus des Kaisers Theodosius II. bei der Gelegenheit verwechseln, oder auch mit seinem Sohne, dem Episkopus Bononiensis [5]). Immerhin kann das Schweigen der Grammatiker und die Unwissenheit der Theologen nichts beweisen. Aber glänzender ist der dritte Grund des Valesius, daß die dem Nero versiegelt übersandte Schrift nur geringen Umfang gehabt, auch nicht fingirte Begebenheiten, sondern Thatsachen, welche den Nero betrafen, enthalten habe. Das Satyrikon sei ein voluminöses Werk gewesen, wie die Überschrift des Codex Traguriensis beweist [6]). Es enthalte lauter erdichtete Begebenheiten und ziehe nach Art der Varronischen Satyre das ganze Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft in seinen Kreis, bejammere die gänzliche Niederlage von Wissenschaft und Kunst, geißele die Thorheiten und das abgeschmackte Treiben der Redekünstler und Dichter, Erbschleicher und Libertinen, und schalte kurze Gedichte ein, was Alles mit der Angabe des Tacitus von der dem Nero übersandten Satyre nicht übereinkomme. Dagegen meint man, es sei voreilig anzunehmen, daß die dem Nero übersandte Schilderung seiner Laster die Stelle eines Anhängsels am Testament, worin über einen Theil des Vermögens zu Gunsten des Kaisers verfügt wurde, vertreten habe. Allein es ist nicht abzusehen, wie Petronius in der kurzen Zeit seiner Gefangenschaft, bei der Üppigkeit und Zerrissenheit seines Lebens, welche er bis zum Augenblicke seines Todes ausdehnte, bei blutenden Pulsadern ein Werk geschrieben ha-

92) Mag. Encycl. XXII, 204. 93) de Palaestra Neapolit. 182 sq. 94) Biblioth. crit. II, 84. 95) *Burmann* II, 315. 96) Ib. 317 sq. 97) Ib. 324 sq. 98) Praefat. in Petron. p. V. 99) Kl. hist. Schriften. S. 345.

1) Röm. Literaturgeschichte. S. 331. 2) Rhein. Museum für Philologie von Welcker und Ritschl. N. F. II. S. 50 fg. 3) *Taciti* Annal. XVI, 19.

4) *Burmann.* II, 317. 5) *Vincent. Episc. Beluacens.* Spec. Hist. XX. c. 25. *Antonin. Archiepisc. Florent.*, Summa Hist. sive chronic. P. II. Tit. II. c. 2. §. 5. Ebenso *Joannes Trithemius Abbas.* De Script. eccles. I. 80. Das ist Studer entgangen. s. Rhein Mus. f. Philol. N. F. II. S. 57. 6) Sie lautet also: Petronii Arbitri Fragmenta e libro quinto decimo et sexto decimo. Dann folgen gleich die Anfangsworte des uns erhaltenen Petronius.

ben kann, das zum wenigsten 16 Bücher stark war. Freilich sagt Tacitus nicht, in welcher Zeit die Schrift abgefaßt, sondern nur, wann sie abgeschickt sei. Allein läßt es sich auch nur im Geringsten annehmen, daß der Günstling des Nero, so lange er ihm im Schooße saß, auch nur eine Zeile geschrieben habe, welche seinen hohen Beschützer beleidigen konnte. Tigellinus ferner, der einen Sklaven erkaufen mußte, um Petronius die Freundschaft mit Scevinus nachzuweisen, würde es durch Gold leicht geworden sein, von einem andern Sklaven seines Nebenbuhlers das gefährliche Geheimniß schmähender Schriftstellerei zu erfahren. Da hätte er es leichter gehabt, ihn auf den Tod zu verklagen und das Verbrechen wäre nicht soweit hergeholt und fast vergessen gewesen. Auch den Umfang der Schrift bestimmt Tacitus nicht näher, aber soviel liegt auf der Hand, daß sie nicht in 16 Bücher eingetheilt gewesen ist. Darf man ferner nicht gleich schließen, daß die Satyre auf Nero weiter nichts enthalten habe, als die Schilderung seiner Laster, so liegt doch auch diese Vermuthung so nahe, und ist so wahrscheinlich, daß sie nicht zurückgewiesen werden kann. Der Zweck des Petronius war Rache, so gut sie möglich war; konnte er dies besser erreichen, als dadurch, daß er ihm zeigte, daß das Geheimniß der nächtlichen kaiserlichen Wollust kein Geheimniß sei? Was in aller Welt konnte ihn bewegen, andere Dinge hineinzumischen, welche Nero nicht betrafen? Das lag außer seinem Zweck. Petronius hat seine Schrift versiegelt an den Kaiser abgeschickt. Wozu das, wenn blos gelegentlich die Offenbarung darin ausgesprochen war. Sie würde nicht getroffen haben, wenn sie nicht allein für sich bestand. Da traf sie am sichersten den im Verborgenen sündigenden Kaiser! Aber auch der Inhalt des Satyrikon entscheidet vielleicht. Ist der Hof des Nero im Satyrikon von Petronius so geschildert, wie man nach dem Ausdruck des Tacitus erwarten sollte? Alle Versuche, die Masken, wie bis jetzt angenommen werden muß, in lebende Creaturen des kaiserlichen Wollüstlings umzuwandeln, sind gescheitert. Wahrhaft lächerlich ist es, wie in dieser Hinsicht der Spanier Gonsales de Salas zu Werke geht. Der alte einfältige Trimalchio soll der jugendliche Kaiser, Fortunata die hausbackene Dorfmagd seine Geliebte, die Libertine Acte, der schmarotzende Rhetor Agamemnon der Philosoph Seneca sein! Solche Abgeschmacktheiten mag ein Anderer widerlegen. Da weiß man sich nun aber zu helfen. Es sei gar nicht nothwendig, meint man, daß in den uns erhaltenen Fragmenten die Schandthaten des Nero geschildert seien. Es sei im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß Nero schnell das Andenken seiner nächtlichen Laster vertilgt habe. Also Claudius Nero ist ein streichender Censor! Sicherlich nicht! Damals wurde die Sache kurz abgemacht. Man zündete einen Scheiterhaufen auf dem Markte an und verbrannte das ganze Buch. Ähnlich wird es auch Nero gemacht haben. Er hat die ganze Schrift vernichtet, nicht blos die ihn compromittirende Stelle, und das ist der Grund, warum wir das Buch nicht mehr haben. Von dieser Schrift ist sicher keine Zeile erhalten. Studer meint, sie sei vom Anfang an nur fragmentarisch bekannt gewesen, und will dies aus dem Scholiasten zu Virgil [7]) beweisen, der vom Satyrikon des Petronius redet, nicht von der Neronischen Satyre. Die Beschreibung der Schandthaten soll aber zwischen Capitel 15 und 16 ausgefallen sein, wie man aus den Capitel 17 erwähnten nocturnas religiones schließt. Was nicht mehr existirt, kann nichts mehr beweisen. Auf ähnliche Weise sucht man den Einwurf des Ferrarius [8]) zu entkräften, welchen Statilius in seiner Apologie [9]) wiederholt, daß, wenn das Satyrikon ein Theil der von Tacitus erwähnten Schrift gewesen sei, darin hauptsächlich von seiner Grausamkeit, dem Mord seiner Verwandten, dem Brande Roms die Rede hätte sein müssen. Das soll Alles vom Censor gestrichen sein! Auch müsse man unter Flagitia principis vorzugsweise die nächtlichen Scenen der Wollust verstehen [10]). Ebenso wenig läßt man den Einwurf gelten, daß die Personen des Satyrikon nur Masken seien, was ich freilich selbst bezweifle, die Neronische Satyre aber ihre Helden beim wahren Namen nannte. Das liegt aber in Tacitus' Worten, die man nicht allgemeiner verstehen kann, als sie gesagt sind. Burmann schließt ferner mit Recht aus Tacitus' Bericht, daß die Schrift des Cajus gar nicht für ein größeres Publicum bestimmt war. Warum wäre sie sonst versiegelt in des Kaisers Hand gelegt? Der Sterbende wollte dem Kaiser nur noch einen letzten Ärger bereiten, indem er ihm zeigte, daß sein nächtliches Geheimniß offenkundig sei, oder es werden könne. Das steht aber fest, daß Nero das ominöse Buch oder Büchelchen flugs hat vernichten lassen. Daß einzelne Bruchstücke daraus im Gedächtnisse der Zeitgenossen fortgelebt, ist denkbar, obgleich nicht wahrscheinlich, daß aber soviel erhalten wurde, als der Umfang des Satyrikon beträgt, steht außer den Grenzen aller Wahrscheinlichkeit. Durch Conjecturen hat man nun freilich herausgebracht, daß nur eine Abschrift der Satyre an Nero gekommen, das Concept aber in sicheren Händen niedergelegt sei, um bald nach des Kaisers Tode publicirt zu werden. Aber Alles, was wir bisher als wahrscheinlich und glaubhaft festgestellt haben, widerspricht dieser Annahme. Niebuhr sagt, die Ansicht, welche den Verfasser des Satyrikon zum Zeitgenossen des Nero macht, gehört dem unmündigen Zeitalter der Philologie an. Aber wann lebte denn der Dichter des Satyrikon?

Man hat aus dem doppelten Zeugniß des Dichters Terentianus Maurus viel schließen wollen, weil man ihn selbst in die letzte Hälfte des ersten Jahrhunderts unter Nero und Trajan anzusetzen sich gewöhnt hat. Wäre das so gewiß, als man nach den Literaturgeschichten glauben sollte, so dürfte kaum ein Zweifel gegen den C. Petronius Arbiter sich erheben. Schon Vossius [11]) und Sarius [12]) haben an dem Alter dieses Dichters gezweifelt und gemeint, es müsse derselbe sein, welchem Longinus sein Buch vom Erhabenen gewidmet hat, also ins 3. Jahrh. nach Christus zurückgesetzt werden. Daß dieser in den

7) Aeneid. XII, 159. 8) Elect. I, 7. 9) *Burmann.* II, 342. 10) *Tacit.* Annal. XVI, 20. 11) De Poet. Lat. c. 3. 12) Onom. I, 272.

Capitel des Satyrikon, noch der Umstand, daß die Redensart sich in unseren Texten des Petronius nicht mehr findet, zwingt zu solcher Annahme. Übrigens sieht die Redensart auch nicht wie ein Sprüchwort des römischen Pöbels aus. Jede Classe der Gesellschaft wählt ihre Ausdrücke aus ihrer Umgebung, und nicht aus der Ferne. Doch lassen wir es unentschieden, ob Petronius aus Martialis oder dieser aus jenem geschöpft. Anders verhält es sich mit dem Verse des Statius: Primus in orbe Deos fecit timor[29]), welchen Fulgentius aus Petronius citirt[30]). Hier läßt sich das umgekehrte Verhältniß nicht statuiren. Schon die Wortstellung verräth den Epiker, auch ist die Sentenz viel zu gewichtig, um das geistige Eigenthum eines komischen Dichters zu sein. Petronius kann die Redensart nur aufgenommen haben, um Lächeln zu erregen. Man brauchte sich, um dies zu beweisen, nicht auf das Zeugniß des Luctatius Placidus zu berufen, den man noch dazu, wie schon Barth bemerkt, misverstanden hat[31]). Weniger Beweiskraft hat, wie man zugeben muß, das Zusammentreffen des Petronius und Martialis in dem Ausdruck ingeniosa gula est, denn es kann zufällig sein[32]). Hierher gehört noch, daß Professor Weichert[33]) annimmt, daß Petronius seinen Trimalchio dem Malchio-Zoilus des Martialis[34]) auf ähnliche Weise nachgebildet habe, wie Martialis seinen Zoilus dem Malchinus-Mäcenas des Horatius[35]). Auch daß Malchinus, Malchio und Trimalchio etymologisch zusammenhängen, wird gern zugegeben. Was aber die Ableitung dieser Namen von dem griechischen μαλακός anbelangt, so möchte wol die Niebuhr's von Melech vorzüglicher sein. Ein weichlicher, üppiger Mensch wird jedenfalls dadurch bezeichnet, man mag an das syrische Hofleben, oder an μαλακός denken; denn Weichlichkeit und Üppigkeit ist der hauptsächlichste Charakterzug aller drei, wie es scheint, nicht fingirten Personen. Malchio ist bei Martialis eine historische Person. Das von diesem Dichter wegen seiner Weichlichkeit und Üppigkeit beißend mitgenommene Individuum heißt Zoilus, ist also eine historische Person, so gut wie unter dem Malchinus des Horatius niemand als Mäcenas zu verstehen ist, wie Buttmann und Weichert gezeigt haben. Studer leugnet dies bei dem Trimalchio, er sei nicht eine historische Person, sondern Repräsentant einer ganzen Classe von Menschen, die hier mit einem Schlage gezüchtigt würden. Aber wie, wenn Petronius in dem Zeitalter der Übertreibung lebte? Verlieren durch zu starke Auftragung der Farben die Masken nicht den Charakter der Individualität? Daß unser Trimalchio mit dem Malchio des Martialis manche Züge gemein hat, wird sich nicht wegdisputiren lassen, wenn auch sein Bild noch origineller und kecker hingeworfen ist, als Martialis'.

Mehre Gelehrte haben viel aus historischen Anspielungen und einzelnen vorkommenden Namen geschlossen, wahrlich ein trüber Spiegel, wie jüngst Schöll's Behandlung der Dramen des Sophokles bewiesen hat. Ignarra[36]) und der Verfasser der Isagoge in Volumina Herculanensia zuvörderst wollen im Satyrikon einige Anspielungen auf das Säculum des Commodus gefunden haben. Es steht nicht zu leugnen, daß Ignarra durch seine Phantasie zu weit geführt ist, aber er hat das Verdienst aus eigenem Geist den Schauplatz der Begebenheiten von Capitel I—XCIX, den Ort des Gastmahls des Trimalchio[37]), kurz den Namen jener griechischen Colonie, welche sicherlich in den verlorenen Büchern des Satyrikon vorkam, aber in den uns erhaltenen Fragmenten nicht wiederkehrt, entdeckt zu haben, wenn auch erst Studer das Verdienst hat, diesen Fund Ignarra's zur unumstößlichen Gewißheit erhoben zu haben. Es ist Neapel. Die Colonie des Petronius hat einen durchaus römischen Anstrich. Nun sagt Ignarra, Neapel habe noch unter Hadrian eine griechische Municipalverfassung gehabt[38]) und unter Marcus Aurelius und Commodus noch das griechische Institut ihrer gymnischen Spiele besessen[39]) und könne daher erst nach dem Zeitalter des Commodus im öffentlichen und Privatleben sich römisch gestaltet haben. Er schließt weiter, Petronius könne erst im Zeitalter der Antonine gelebt haben, wozu ihn freilich hauptsächlich eine verkehrte Deutung der Worte: Adhuc Basilica non est verleitet hat[40]). Ignarra fand einen gründlichen Gegner in Cataldo Janelli[41]), der viele seiner Irrthümer und Phantasiegemälde zurückgewiesen, aber auch wieder zu weit gegangen ist, indem er an die Stelle der griechischen Colonie Neapel, Puteoli setzen will. Studer bemerkt[42]) sehr richtig, daß die Meinung Ignarra's durch eine Anmerkung des Petronischen Glossators, welcher zu den Worten Graeca colonia[43]), Neapolis hinzugeschrieben hat, aufrecht erhalten und bestätigt werde. Denn dieser Glossator, wie aus einigen anderen seiner Anmerkungen ersichtlich ist, hatte ein vollständigeres Exemplar unseres Satyrikon, als wir, und konnte daher aus Petronius selbst den Namen seiner griechischen Colonie erfahren. Wann Neapel eine römische Colonie empfangen habe, ist ungewiß, und es scheint, daß man dies Ereigniß nicht so spät ansetzen darf, als Ignarra will. Denn Strabo[44]) berichtet, daß er hier nur noch Spuren griechischen Lebens angetroffen habe. Das soll wol soviel heißen, als einige Magistrate führten griechische Namen, z. B. der Prätor hieß Demarchus[45]), die Curien noch Φρατρίαι, die Erziehungs- und Übungsschulen der Knaben und Jünglinge Ἐφηβεῖα und Γυμνάσια. Auch führten die Einwohner griechische Namen, wiewol sie römische Bürger waren, ein Verhältniß, welches seinen besten Commentar in den Personen des Petronius findet, unter welchen ein Magister Agamemnon und ein Antescholanus, oder, wie man jetzt nach der von Niebuhr[46]) bekannt ge-

29) Theb. III, 661. 30) Mythol. I, 32 *Muncker*. 31) bei *Burmann* II. p. 373. 32) Satyric. c. 119. *Martial*. XIII, 62. 33) Poet. Lat. reliq. p. 440. 34) III, 82, 32. 35) Sat. I, 2, 25.

36) De Palaestra Neapolit. p. 205. 37) c. 44. 57. 76. 38) Script. Hist. Aug. I, 20. 39) *Corsini Agonisticae* Dissert. IV. p. 103 und die Inschrift bei *Gruter*. p. 314. 40) c. 57. Niebuhr, Kleine hist. Schriften. S. 345. 41) Codex Perollinus. p. 230. 42) Rhein. Mus. II, 207. 43) c. 81. 44) *Strab*. V. p. 246. A. c. notis *Casaub*. p. 116. 45) Script. Hist. August. I, 20. 46) Kleine hist. Schriften. S. 343.

in den ältesten Zeiten begraben und dann erst wieder vom 3. Jahrh. n. Chr. an. Aber auch in Italien hat sich an das Verbrennen der Leichname nie ein religiöser Begriff geknüpft. Schon die Antigone im Drama des Sophokles bewirkt den Leichnam ihres Bruders mit Erde, und der Gebrauch hat nicht aufgehört in Hellas, so lange der Cultus der Demeter bestand, welcher die Todten als *Δημήτρειοι* geweiht waren. Es läßt sich also aus der Stelle des Petronius nichts schließen auf die Abfassungszeit des satyrischen Gedichts. Ebenso wenig läßt sich aber aus der citirten Stelle beweisen, was Studer will, daß Petronius zu einer Zeit gelebt habe, wo das Begraben herrschende Sitte war, und zwar vor dem Zeitalter des Appulejus, der oft Särge erwähnt, und des Macrobius [70]). Petronius sagt nur, das Begraben der Leichname sei griechischer Brauch; von einer Zeitbestimmung ist bei ihm gar nicht die Rede. Studer meint aber, derjenige Schriftsteller, welcher sagt, Begraben sei ein griechischer Brauch, müsse im Zeitalter des Tacitus gelebt haben. Und warum [71])? weil dieser Schriftsteller berichtet, daß Poppäa nach fremdem Brauch begraben sei [72])! — Aus der Klage des Petronius [73]) über den Verfall der bildenden Künste und den gänzlichen Untergang der Malerei hat Statilius in seiner Apologie geschlossen, daß Petronius im Zeitalter des Constantinus gelebt habe. Studer dagegen [74]), daß er nicht lange nach Plinius gedichtet, denn auch dieser Schriftsteller klage ja unter Vespasian auf ähnliche Weise, und fast mit denselben Worten [75]). Mit ebenso viel Recht könnte man daraus schließen, daß er zur Zeit des Alexander Severus gelebt habe, denn wie damals gemalt wurde, sehen wir „mit Entsetzen an den Gemälden, die in der prächtigen Villa zu Tor Marancia gefunden sind, die wol ausgemacht in jenes Zeitalter gehören.“ Es war auch etwas zu geben auf die Ägyptische Kunst, welche die Malerei verdorben hat, nämlich die Glasmosaik, wie Niebuhr vermuthet [76]). Doch läßt sich aus dieser Klage gar kein sicherer Schluß ziehen.

Die Nachtheile des verkehrten Treibens der Rhetoren, welche Quinctilian [77]) im ahnenden Geiste voraussieht, sind im Zeitalter des Petronius bereits in Erfüllung gegangen, die Beredsamkeit ist im Verfall. Die einstudirten Redekünstler meinen, wenn sie auf dem Markt sprechen sollen, in eine andere Welt versetzt zu sein [78]). Darf man aber etwas mehr als Zufall darin sehen, wenn der Auctor des **Dialogus de oratoribus** [79]) fast wörtlich mit Petronius einstimmt? Das Übel wird in der Folge gewiß nicht besser geworden sein, und wenn Petronius in einem späteren Jahrhundert lebte, hatte er gewiß noch mehr Berechtigung zur Klage. Studer benutzt auch diese Stelle, um unseren Dichter in das Zeitalter des Nero hineinzubringen [80]). Ebenso wenig läßt sich aber aus dem Spott schließen, mit welchem Encolpius [81]) das Treiben der asiatischen Redeschule züchtigt. Denn das Wort **nuper** bezeichnet sowol eine kurze, als eine lange Zeit, und ist schon von Cicero von Dingen, die über 200 Jahre her sind, wie bekannt, gebraucht worden. Und warum soll man nicht annehmen, daß Petronius, wenn auch seine Zeit durch die Schule des Fronto in den entgegengesetzten Fehler gefallen war, jene geschwätzige Sprache gezüchtigt hat? Das läßt sich um so mehr annehmen, wenn es gewiß ist, daß Petronius bei allen Studien, die ihm Niemand absprechen wird, doch nicht im Stande war, sich ganz über die trockene, seichte Manier und Geschmacklosigkeit der Schule des Fronto zu erheben, und wenn auch kein Schriftsteller des Alterthums ihm das Haschen nach veralteten Ausdrücken eines Ennius, Plautus, Pacuvius weder im Ernst noch im Scherz vorgeworfen hat, wie einem Arnobius, Appulejus, Tertullianus, so wird sich doch nicht wegdisputiren lassen, daß seine Sprache oft geschmacklos ist, und nach diesen Alterthümlichkeiten riecht! Auch aus dem Spott über den Hochmuth und die Insolenz der Freigelassenen, welchen Petronius oft laut werden läßt, kann, wenigstens nach meiner Überzeugung, kein sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des Satyrikon gemacht werden. Denn wenn auch diese Menschenclasse schon unter Tiberius, Claudius und Nero goldene Tage hatte, so finden wir doch wahrlich am Hofe der Reihe von späteren erbärmlichen Kaisern Sklaven und Freigelassene genug, die es verstanden, sich in ihrer Gunst zu erhalten und Reichthümer zu sammeln. Je schlechter der Fürst, desto besser befindet sich der Pöbel! Nur auf den Großen ruht in solchen Zeiten der fürstliche Fluch!

Auch die Beschreibung der Sitten der Krotoniaten benutzt Studer zu seinem Zweck. Petronius [82]) klagt: „In dieser Stadt zieht Niemand Kinder auf, denn wer da Erben hat, kann weder im Theater, noch in öffentlichen Schauspielen erscheinen, sein Loos ist von allen Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens ausgeschlossen, wie ein Ehrloser sein trauriges Dasein dahin zu schleppen.“ Allerdings hat schon Augustus die **Lex Julia de maritandis ordinibus** und die **Lex Papia Poppaea** gegeben. Aber diese Gesetze bezogen sich doch auf die Hauptstadt, und nicht auf die Provinz. Auch läßt sich nicht annehmen, daß es in ganz Italien in jener frühen Zeit schon so schlecht mit den Ehen gestanden. Doch ist es schlimm, wenn sie gesetzlich erzwungen werden müssen. Es hilft selten. Auch in Italien wurde durch den guten Willen des Kaisers Augustus wenig gebessert, das Übel grassirte wie eine Pest, und vergiftete allmälig die ganze Halbinsel, wie wir aus Petronius' Klage ersehen. Aber da wir glauben müssen, daß die Provinzialstädte, einige Bade- und Lustörter ausgenommen, viel später angesteckt sind, als die Weltstadt Rom, so ist es auch deutlich, daß

---

70) *Macrob.* VII, 7. Licet urendi corpora defunctorum usus nostro saeculo nullus sit. 71) Annal. XVI, 6. Corpus Poppaeae non igni abolitum, ut Romanorum mos, sed regum externorum consuetudine conditur. 72) Rhein. Mus. II, 212. 73) c. 83. 74) Rhein. Mus. II, 213. 75) H. N. XXXV, 1. 76) Kleine hist. Schriften. S. 346. 77) X, 3, 5, 17. XII, 11, 15. 78) *Petron.* c. 1. 79) c. 15. Vergl. auch *Cass. Severus* ap. *Seneca* Excerpt. Controvers. III. p. 398 ed. Bipont.

80) Rhein. Mus. II, 215. 81) c. 2. Nuper ventosa istaec et enormis loquacitas ex Athenis et Asia commigravit. 82) c. 146.

wir aus dem traurigen Zustand der krotoniatischen Sitten keinen sichern Schluß auf die Abfassungszeit des Satyrikon bauen können, und daß folglich nichts dadurch gewonnen ist, wenn Studer in den Schriften eines Seneca[83]) und Tacitus[84]) einige Individuen aufgefunden hat, welche dem Petronischen Encolpius einigermaßen entsprechen.

Niebuhr[85]) hat das Zeitalter des Petronius[86]) aus der Erwähnung der Mammäa bestimmt, deren Gunst genossen zu haben Trimalchio sich rühmt. Es ist nicht die Frau seines Herrn, die er freilich auch speciell genug kennt[87]). Niebuhr hält die Mammäa ipsa für die Mutter des Kaisers Alexander Severus, „deren Ruf nicht sonderlich gewesen sein kann, da sie sich rühmt, ihren Sohn im Ehebruche mit ihrem Vetter Caracalla erzeugt zu haben[88])." Dagegen darf man nicht einwenden, daß Lampridius keine schändlichen Geschichten von ihr erwähnt. Seine Absicht war, das Andenken ihres edlen Sohnes zu ehren. Übrigens war Keuschheit in jenen Tagen eine unerhörte Tugend, und hätte sie Lampridius der Mammäa nachgerühmt, er würde keinen Glauben gefunden haben. Sie war allgemein verhaßt, namentlich seitdem sie Ursache des Untergangs ihres liebenswürdigen Sohnes gewesen. Gegen diese wahrscheinliche Annahme Niebuhr's hat Orelli nachzuweisen versucht, daß Mammäa bei Petronius eine Contraction aus Mamma mea, und ein schmeichelnder Ausdruck gewesen sei, mit welchem Hausklaven ihre Meisterin anzureden pflegten. Allein Mammäa ist nicht die Herrin des Trimalchio! Auf eine andere Weise hilft sich Studer[89]), indem er meint, der Name sei von Petronius erfunden. Aber auf diese Art kann man jedes historische Zeugniß umgehen.

Burmann setzt Petronius unter Augustus an, weil Trimalchio in seiner Grabschrift Maecenatianus[90]) heißen will, Orelli erklärt den Ausdruck Maecenatis liberti libertus[91]), wahrscheinlicher aber, wie Weichert[92]) und schon Heinsius zur Stelle des Petronius deutet, muß man in moribus et vitae genere Maecenatem aemulatus verstehen. Ich meine im Zeitalter des Petronius hatte der Ausdruck Mäcenas schon appellative Kraft, und Mäcenatianus bezeichnet einen Menschen, der durch Nachahmung der Manieren seines vornehmen Herrn und Beschützers sich in dessen Gunst besonders eingeschlichen hat; verzichte aber auf jeden Versuch, aus dieser zufälligen Erwähnung des Trimalchio irgend ein Zeitverhältniß zu bestimmen.

Studer's Hauptbeweis, daß Petronius im Zeitalter des Nero gelebt habe, ist, daß Trimalchio[93]) erzählt, wenn Scaurus nach der Colonie gekommen, er nirgends habe wohnen wollen, als bei ihm, ungeachtet ihm die Wohnung eines Gastfreundes seines Vaters offen stand, welche noch dazu am Strande gelegen gewesen und die herrlichste Aussicht auf das Meer gewährt hätte. Dieser Scaurus, meint nun Studer, müsse ein Nachkomme des Ädilen Scaurus sein, der sich durch Reichthum, Prachtliebe und Verschwendung ausgezeichnet und dessen Haus in Rom zu den Sehenswürdigkeiten der Weltstadt gehörte[94]). Da nun aber der letzte dieses Hauses unter Nero im J. 787 hingerichtet sei[95]), so müsse das Satyrikon vor diesem Jahre niedergeschrieben sein. Aber es ist noch ein Zweig dieses Hauses übriggeblieben, denn im Zeitalter des Hadrian kennen wir zwei Scaurus, Vater und Sohn, beide lateinische Grammatiker am kaiserlichen Hofe[96]). Diese beiden Namen genügen, um zu beweisen, daß es noch in späten Zeiten Scauri gab. Der Scaurus, welchen Trimalchio bewirthet, war jedenfalls ein einstudirter Wollüstling, ob grade einer der nächsten Nachkommen des Ädilen, steht nirgends geschrieben, und es läßt sich folglich aus der Erwähnung des Namens Scaurus nichts Bestimmtes schließen. Nicht im mindesten mehr Beweiskraft hat aber die Erwähnung des Apelles, der allein in Absicht der mimischen Darstellung des Gesanges und Tanzes dem Plocrimus, einem Gaste Trimalchio's, gleichkam[97]). Es ist hier von einem renommirten Schauspieler der Zeit die Rede. Muß es aber grade derselbe sein, welcher unter der Regierung des Caligula sich so besonders hervorthat[98])? Solche Namen waren sehr häufig, und berühmte Schauspieler dieses Namens kann es recht gut auch in spätern Jahrhunderten gegeben haben. Doch um allen Zweifel zu heben, erwähnt auch die Inschrift, welche Niebuhr mittheilt, den Namen des Schauspielers Apelles, welcher noch dazu im Roman und auf dem Stein ähnlich flectirt ist, dort Apelletis, hier Apellitis[99]). Aber die Cantate des Menekrates, welche Trimalchio im Bade singt, ist vielleicht entscheidend, den Petronius in das Jahrhundert Nero's zu setzen[1]). Denn ein Citharödus Menekrates wurde ja von Nero besonders mit Gunst überhäuft[2]). So schließt Studer[3]). Aber der pfiffige, gutmüthige, schwachherzige, Frau und Knechten unterthänige Trimalchio hat es längst vergessen, welche gemeine Mittel er angewandt, um sich in die Gunst seines verstorbenen Herrn einzuschmeicheln, Glück und kaufmännische Vortheile haben ihm ein fabelhaftes Vermögen zugeführt, er genießt jetzt mit Behaglichkeit seiner unermeßlichen Schätze, ist freilich dumm genug, die Speichelleckereien seiner Schmarotzer für baare Münze zu nehmen, und sich bei der Gelegenheit rupfen und ausplündern zu lassen, aber er ist dafür ein feiner Weltmann geworden, versteht sich auf Alles, spricht über alle Dinge mit, als habe er Alles studirt, spielt den Witzkopf, den gefühlvollen Dichter[4]), den Archäologen vom feinsten Takt[5]), den geübten Kunstkenner[6]), den denkenden Mathematiker[7]), den grübelnden Philosophen[8]), den beredten Redner[9]), den melodischen

83) *Seneca*, Consolat. ad Marc. c. 19 und die Klagen des *Plin.* XIV, Praefat. *Senec.* de Const. Sap. c. 5. Epist. 68. 84) Annal. XII, 52. *German.* 20. 85) Kleine hist. Schrift. S. 345. 86) c. 69. 87) c. 75. 88) Script. Hist. Aug. I, 259. 89) Rhein. Mus. II, 218. 90) c. 71. 91) Inscript. Lat. I, 258. 92) Poet. Lat. reliq. p. 440. 93) c. 77. 94) *Plin.* H. N. XXXIV, 7. XXXVI, 4, 15. 95) *Tac.* Annal. VI, 29. 96) Script. Hist. Aug. I, 78. 97) c. 64. 98) *Suet.* Caligula. 33. *Dio Cass.* 59, 5. 99) Niebuhr, Kleine hist. Schriften. S. 338.

1) c. 73. 2) *Sueton.* Nero. c. 30. 3) Rhein. Mus. II, 220. 4) c. 55. 5) c. 51. 56. 6) c. 52. 7) c. 39. 8) c. 56. 9) c. 48.

Sänger [10]), gibt sich freilich bei jeder Gelegenheit die fürchterlichsten Blößen, und zeigt jede Minute die angeborne Gemeinheit und den gänzlichen Mangel an Bildung, wird aber dessenungeachtet überall gehätschelt und wegen seiner Klugheit bewundert. Warum soll dieser gelehrte Trimalchio nicht durch Zufall ein Lied des Neronischen Menekrates gehört haben, und durch Absingung dieser obscuren Ode, den Beweis zu geben bemüht sein, daß er Lieder aus jedem Jahrhundert kenne und singe? Schrieb Petronius unter Alexander Severus, so schmeichelt Trimalchio durch die Bekanntschaft mit so alten Liedern seiner Eitelkeit, war er ein Zeitgenosse des Menekrates, so hat die Sache weiter nichts auf sich. Dem sei übrigens, wie ihm wolle; es steht fest, daß aus der Erwähnung eines Liedes des Menekrates kein sicherer Schluß auf die Lebensperiode des Petronius gemacht werden kann. — Wenn ferner eine bloße Conjectur nie Beweiskraft hat, so hätte man sich auch nicht auf die Douza's [11]) berufen sollen, um damit zu beweisen, daß Petronius ein Zeitgenosse des Lucanus war. Petronius [12]) läßt den Eumolpus die Klippen bezeichnen, an welchen das historische Epos zu scheitern pflegt, und dann eine Probe geben, wie allenfalls die Bürgerkriege behandelt werden könnten. Er tadelt hier allerdings einen Dichter seiner Zeit, welcher die Bürgerkriege besungen hatte, aber indirect und ohne seinen Namen zu nennen. Wer bürgt uns demnach, daß Lucanus gemeint sei? Doch wahrlich nicht Servius, wenn er auch vom Lucanus sagt, er habe eine Geschichte, nicht ein Gedicht gemacht [13])! — Ebenso wenig beweiset die Erwähnung des Künstlers, welcher Glas wie Eisen mit dem Hammer zu verarbeiten verstand [14]). Ein solcher lebte allerdings unter Tiberius [15]). Aber wer sagt, daß die Kunst mit seinem Tode vergessen, daß sie unter späteren Kaisern nicht mehr getrieben wurde? und wenn das, sagt denn Petronius auch nur im Entferntesten, daß die Sache noch nicht ganz lange her sei? — Eben so wenig ausgemacht ist es, daß jener Länas, dessen Fechterspiel Trimalchio von einem Maler an den Wänden seines Atrium hatte darstellen lassen [16]), der Vipsanius Länas sei, welcher unter Nero zum Tode verurtheilt ward [17]); mit ebenso viel Recht denkt Burmann an C. Octavius Länas [18]). Und außer diesen beiden Familien führten auch die Papilier und Pontianer dieses Cognomen. Man wird an einen Freigelassenen denken müssen, aber aus welcher Zeit? Das steht nicht mehr zu beantworten. So macht man Hermeros, dessen Kampfspiel auf den Trinkbechern des Trimalchio dargestellt war [19]), zu dem Freigelassenen des Claudius [20]); ja den zwei Mal verschriebenen Namen seines Collegen [21]) weiß Studer [22]) zu deuten; es muß der Pheronaktes des Claudius sein [23]). — Die in einem Fragment bei Fulgentius [24]) vorkommende Petronische Buhlerin Albucia kann demnach auch nicht mehr unserer Bekanntschaft entgehen; es soll die Albucella sein, die ihr Unwesen unter Tiberius [25]) trieb. — Allen diesen Beweisen setzt derjenige, welchen Studer auf die Erwähnung des köstlichen Opimianerweines stützt [26]), von welchem unser guter Trimalchio ganze Amphoren und noch dazu echten besitzt, was Aufschneiderei sein mag, wie man aus Vellejus Paterculus weiß, die Krone auf [27]). Trimolchio sagt, daß sein Wein grade 100 Jahre alt war. Jener berühmte Opimius war Consul 633 a. u. c. und das Jahr 733 fällt noch in die Regierungszeit des Augustus. Auf ein Paar Jahre kommt es nicht an; aber es sind nicht weniger als 90! Solche unverschämte Lüge traue ich selbst einem Trimalchio nicht zu, geschweige, daß die Bezeichnung 100jähriger Wein gar nicht paßt. Hat in solchem Falle Petronius und Trimalchio erst unter Alexander Severus gelebt, so muß man gestehen, daß sie im Lügen die Kreter übertreffen. Wenn nur nicht der köstliche Opimianerwein, welchen Martialis so preiset [28]), unsere Stelle im Petronius total verdorben hat? denn es ist sicherlich Vinum Opimianeum zu schreiben! Opimianus war aber im J. d. St. 907 Consul [29]), sodaß unser Trimalchio zwar immer noch einige zwanzig Jahre übertreibt, wenn das Satyrikon gleich nach dem Tode des Alexander Severus publicirt ist, aber doch nicht so gefährlich, als wenn er in Nero's Zeit lebte und von dem seltenen Weine des Opimius schwatzt. Als sicheren Beweis, daß Petronius sein Satyrikon vor dem Jahre 80 p. C. geschrieben, sieht man gewöhnlich die Erwähnung der Horti Pompejani an [30]), welche Heinsius richtig auf die campanische Stadt bezog, während Andere an den Patronus des Trimalchio Pompejus gedacht haben. Nun ist es aber falsch geschlossen, daß seit dem Untergange von Pompeji keine Horti Pompejani mehr existirt hätten, da man noch nach Jahrhunderten die Stätte kannte, wo einst die verschwundene Stadt lag, und sicherlich die am verwaiseten Orte angelegten Lustgärten und Parks Horti Pompejani genannt hat.

Auch Gewohnheiten und Moden hat man zu Hilfe genommen, um Petronius' Zeitalter dem Nero näher zu rücken, hat aber dabei vergessen, daß wir nicht wissen können, wie lange jene Gewohnheiten und Moden angehalten haben. Allerdings begrüßt die Eintretenden in Trimalchio's Hause eine bunte Elster [31]). Wir wissen aus Plinius [32]), daß die Sitte kurz vor dem Zeitalter dieses Schriftstellers aufkam. Aber die Mode war im Alterthume so launenhaft und wandelbar, als bei uns, sie wechselt und kehrt zurück, und ist wie nichts Anderes, an zufällige Begebenheiten geknüpft. Die Mode, bunte Elstern zu pflegen, kann bald nach Plinius abgekommen, und kurz vor Alexander Severus wieder aufgekommen sein. Wer will das Gegentheil beweisen?

In Trimalchio's Hause [33]) war er selbst als Merkur und seine ganze Carriere, dann Scenen aus der Ilias und Odyssee, endlich Länatis Gladiatorium gemalt. Solche Malerei war

10) c. 72. 11) *Douza*, Praecidan. *Burmann*. II. p. 12. 12) c. 118. 13) ad Aeneid. I, 318. 14) c. 81. 15) *Plin.* H. N. XXXVI, 26. *Dio Cass.* LVII, 8. 16) c. 29. 17) *Tac.* Annal. XIII, 30. 18) *Frontin.* de aquaeduct. c. 102. 19) c. 59. 20) *Gruter.* p. XXV. 12. 21) c. 52, 71. Er heißt einmal Petranctis, das zweite Mal Petraictis. 22) Rhein. Mus. II, 221. 23) *Seneca* de mort. Claudii. c. 3. 24) *Fulgent.* I. p. 23 *Muncker.*

25) *Tac.* Annal. VI, 47, 78. 26) c. 54. 27) II, 7. 28) I, 27. X, 49. XI. 89. 29) *Gruter.* p. 607, 1. 30) c. 53 mit den Interpreten. 31) c. 28. 32) H. N. XXIX, 49. 33) *Petron.* c. 29.

allerdings nicht lange vor Plinius[34]) Mode geworden. Allein darf man daraus das Zeitalter des Petronius bestimmen? zumal da Gemälde dieser Art auch in spätern Zeiten vorkommen[35]). Studer will auch die Sitte des Salbens der Füße, welche bei den Gästen des Trimalchio in Anwendung kommt[36]), als ein Zeichen einer bestimmten Zeit betrachten, da sie erst unter Nero aufgekommen sei[37]). Allein diese orientalische Sitte kommt noch in den spätesten Zeiten vor; nicht minder als die traurige Sitte den Kaisern einen Theil des Vermögens testamentarisch zu vermachen[38]). Dinge der Art sind zwar Ausgeburten bestimmter schlechter Zeiten, aber sie sind nicht so leicht zu beseitigen, als sie durch den Drang der Umstände hervorgerufen werden. Endlich beruft sich Studer auf diejenige Stelle unsers Romans, wo, Primigenius, ein sorgsamer Vater seinen Sohn zum Präco oder Caussidicus bestimmt, weil dies lucrative Geschäfte sind[39]). Allerdings hatten die Caussidici unter Claudius goldene Tage, und bedauerten, wie keine Zunft, seinen Tod, während die gedrückten Jurisconsulten um diese Zeit wieder aufzusehen anfingen[40]). Allein solche Studien können durchaus nicht als Zeichen einer bestimmten Zeit angesehen werden.

Auch die Sprache des Petronius ist schon von alten Interpreten benutzt worden, um ihn bald in dieses, bald in jenes Zeitalter zu versetzen. Während Barth in seinen Adversarien[41]) und später Wagenseil und Valois in ihren Dissertationen ihm Spracheigenthümlichkeiten nachgewiesen haben, welche in alten Schriftstellern nicht vorkommen, zum Theil erst im Mittelalter oder gar erst in den von der lateinischen abstammenden Töchtersprachen sich wiederfinden, hat Studer in seiner fleißigen und gehaltvollen Abhandlung über das Zeitalter des Petronius[42]), auch aus der Sprache des Dichters beweisen wollen, daß er in das Zeitalter des Nero gehöre. Ich meine, das Mittelalter und selbst die neue Zeit hat genug Beispiele aufzuweisen, daß das Talent sich die Sprache jedes Schriftstellers zu eigen machen kann! So läßt sich nicht leugnen, daß Petronius fleißige Studien gemacht und namentlich manche seiner Spracheigenthümlichkeiten sich bei Seneca und den übrigen Schriftstellern des silbernen Zeitalters wiederfinden. Auch darf man dem Petronius nicht aufbürden, was durch die traurige Textesgestalt, namentlich des Fragments von Drau in seine Ausgaben geflossen, vornehmlich mehre Wortbildungen, welche aller Analogie Hohn zu sprechen scheinen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß viele hier für Barbarismen ausgegebene Dictionsweisen der Volkssprache (Lingua rustica) angehören, welche der Dichter absichtlich Freigelassenen, Sklaven, Matrosen und mehr der Art Leuten aus der untersten Classe in den Mund legt, um sein Drama interessanter zu machen, und diese Menschen auch in sprachlicher Hinsicht naturgetreu zu schildern. Aber auch da, wo Encolpius spricht, oder sonst Leute von Bildung auftreten, macht der Dichter nicht selten Gebrauch von Ausdrücken und Redensarten, welche dem guten alten lateinischen Styl fremd sind. Solche Ausdrücke rechnet freilich Studer zu dem humile genus dicendi, welches neben der ernsten Sprache des Philosophen und Historikers bestand, und der gebildeten Umgangssprache am nächsten war. Jene leichte sich gehen lassende Sprache, mit derbem Witz und spöttelnder Persiflage gemischt, habe leicht an unsittlichen Höfen aufkommen können, und passe ausgezeichnet zu solchen humoristischen Sittengemälden, wie sie das Satyrikon schildert. Ob aber das Satyrikon den Arbiter Elegantiae des Tacitus verrathe, ob es den eruditum luxum, d. h. eine gelehrte Kennerschaft von allem dem, was den Sinnen schmeichelt, schildere, ob es die speciem simplicitatis in dem Sinne abspiegelt, wie Tacitus will, ob endlich der ganze Charakter des C. Petronius am Hofe des Nero, der ein verderbter Wollüstling, ein elender Schmeichler, kurz ein schlechter Mensch ohne Kraft des Willens und Stärke des Charakters war, mit demjenigen des Verf. des Satyrikon übereinstimmt, der zwar nicht ganz vermögend sich über die Gebrechen seiner traurigen Zeit zu erheben, dennoch in cynischer Brust ein edles Herz bewahrte, das sind Fragen, deren Beantwortung Studer zu leicht genommen hat. Aber dieser Gelehrte hat sich durch dasjenige bestechen lassen, was Jannelli[43]) und Schmidt[44]) über die Geistesverwandtschaft der beiden Petronius vorgebracht haben.

Daß Petronius die Sprache des Pöbels ehrlich geplündert, ist wahrscheinlich, doch müssen wir auch dies nur vermuthen, da uns diese Sprache nur aus sparsamen Resten bei Gellius[45]) und wenigen Inschriften bekannt ist. So haben diejenigen leichtes Spiel, welche unsern Dichter in ein frühes Zeitalter versetzen, denn es fehlt ein Maßstab, nach welchem wir seine Sprache beurtheilen könnten, da das Satyrikon das einzige schriftliche Document derjenigen Sprache ist, welcher sich die ungebildete Classe bediente, die mit den Heeren und Colonien in die Provinzen wanderte, um in die romanischen, namentlich in die spanische Sprache überzugehen. Der Schauplatz der Begebenheiten im Satyrikon ist Neapel und Campanien, wo seit Jahrhunderten die griechische Sprache heimisch war, und es läßt sich denken, daß die in dieser Gegend sich aufhaltenden Römer von dieser Sprache angenommen haben. So dürfe man sich nicht wundern, wird behauptet, wenn im Satyrikon nicht allein rein griechische Wörter und zwar im Dorischen Dialekt, wie er in Großgriechenland vorherrschte, sondern auch griechische Wörter mit lateinischer Flexion und griechische Constructionen vorkämen. Aber, frage ich, schrieb Petronius seinen Roman für die römische Colonie Neapel und die nächste Umgebung, wo ein solches Kauderwelsch von griechischen und lateinischen Elementen zusammengesetzt geredet wurde, oder schrieb er für die Hauptstadt Rom? Würde er ein Publicum gefunden haben, wenn er in Nero's Säculum ein Buch in dieser Mischsprache für die Hauptstadt nie-

34) H. N. XXXV, 37. 35) *Juvenal.* IX, 145. *Jul. Capit.* Gordiani tres. c. III. Script. Hist. Aug. II, 33. *Flav.* Vopisc. Carinus. c. 18. p. 252. 36) c. 70. 37) *Plin.* H. N. XIII, 3. 38) c. 76. 39) *Petron.* c. 76. 40) *Seneca,* Apocolocynth. c. 12. 41) XII, 1. 42) Rhein. Mus. für Philolog. N. F. II. S. 72 fg.

43) Tom. II. p. 181. 44) Wiener Jahrbücher 1824. 2. Th. S. 49. 45) N. A. XVI, 7.

dergelegt hatte? In dieser Zeit wurde doch wahrlich noch gut Lateinisch gesprochen und geschrieben! Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man sein Erscheinen in die Regierungszeit des ungebildeten, rohen Maximinus setzt, „der ein Thrakischer Bauer, wahrscheinlich selbst gebrochen Lateinisch sprach, und, wie es zu gehen pflegt, bald die unschuldige Ursache einer verdorbenen, mit allerlei fremden Elementen geschwängerten Sprache, am Hofe der Cäsaren ward." Schrieb aber Petronius für einen solchen tonangebenden Hof, so ist es einleuchtend, daß er auch seine Sprache reden mußte! Zeiten, in welchen die Sprachen sinken, pflegen auch Männer zu erzeugen, welche diese Niederlage einsehen, und sich für berufen glauben, ihr aufzuhelfen. Da werden Bücher aus der Vorzeit hervorgeholt und studirt, um nach ihnen die eigene Sprache zu verbessern und zu ergänzen, und da geschieht es denn auch leicht, weil die Extreme sich zu berühren pflegen, daß man in der Wahl des Ausdrucks zu weit geht, und aus den ältesten Documenten der Schriftsprache zu schöpfen sich geneigt fühlt. Wir finden bei Petronius Archaismen, welche in den Schriftstellern der goldenen und silbernen Latinität nicht vorkommen, vielmehr der frühen Epoche eines Ennius, Nävius, Pacuvius, Plautus, Lucretius angehören. Daß Petronius mit Archaismen affectirt habe, soll damit nicht gesagt werden, sie sind ihm vielmehr bequem geworden, er bedient sich obsoleter Ausdrücke, ohne sich dabei klar bewußt zu sein, daß er die Sprache verunstaltet, und „in seiner Zeit, wo man sprechen konnte, wie man wollte, stieß er damit nicht an." Man hat entschuldigend vermuthet, diese Archaismen wären in der Sprache des gemeinen Haufens sitzen geblieben, allein auch das Volk hat in Rom eine bildende Schule durchgemacht, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Kriege, das Verhältniß der Clientel und tausend andere Umstände mußten seine Sprache zeitgemäß umformen. Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß die Archaismen der Urdichter, welcher Petronius sich bedient, dem Volke unverständlich waren. Griechisches, Orientalisches, Barbarismen aus allen Zonen und Weltgegenden mögen in die Sprache der ungebildeten Volksclasse, da sie nicht zu unterscheiden, nicht zu wählen gelernt hat, eingeschlichen sein, das alte Kleid der Republik war längst abgestorben und abgeworfen! Wir betrachten also „die Sprache des Petronius als einen Hauptbeweis, daß dieser Dichter nicht im Säculum des Nero lebte, und folglich nicht mit C. Petronius identisch ist." Aber es kommt zu diesem Beweise ein zweiter hinzu, dessen Wahrheit namentlich der tiefdenkende, vorsichtig forschende redliche Bernhardy längst anerkannt, jüngst aber Studer für so gering angeschlagen hat, daß er sich in der That einbildet, die Paar Zeilen, welche Orelli dagegen vorgebracht, seien hinreichend, ihn zu widerlegen, zumal da er die von ihm aus dem Dichter gesammelten historischen Kennzeichen, als untrügliche Boten des ersten Jahrhunderts betrachtet, die aber, wie wir gezeigt zu haben glauben, nichts weniger als untrüglich sind.

Bei der Villa Panfili, unweit Neapels, an der alten Via Aurelia, hat man im J. 1810 bei Wegräumung des Schuttes einige alte römische Gräber gefunden, die erst bei Anlegung der Villa absichtlich verborgen zu sein scheinen. Auf blauer Marmorplatte ist hier eine Inschrift wiedergefunden, zwar schlecht gehauen und mit dichten engen Buchstaben, jedoch unendlich wichtig für die Festsetzung der Lebenszeit des Petronius. Die Inschrift muß schon früher bekannt gewesen sein, denn sie findet sich, wenn auch fehlerhaft, bei Muratori [46]). Muß es nicht auffallen, daß sie mehre von den Personen in Trimalchio's Gastmahl nennt, die Fortunata, Encolpius, Apelles? Die Inschrift schreibt freilich Encolpus und macht ihn zum Gemahl der Fortunata, doch ist über das erste schon oben geredet, gegen das zweite hat aber Niebuhr [47]) richtig bemerkt, daß man nicht erwarten könne, im Roman die Personen in ihren wirklichen Verhältnissen wiederzufinden, da der Dichter sich durch solche Unvorsichtigkeit augenblicklich eine peinliche Injurienklage zugezogen haben würde. Der M. Antonius Encolpus der Inschrift „gleicht in Rücksicht seiner Ungeberdigkeit, Hoffahrt und Solöcismen durchaus unserm liebenswürdigen C. Pompejus Trimalchio," der also nicht, ebenso wenig als sein College C. Pompejus Diogenes [48]) als ein Freigelassener irgend eines C. Pompejus, wie Studer meint, jenes Longinus, welcher unter Claudius Consul war [49]), angesehen werden darf, sondern der für den fingirten Namen einer bestimmten historischen Person zu halten ist, so gut wie der Malchio des Martialis und der Malchinus des Horatius. Wenn nun, wie oben erwähnt wurde, das Wort Trimalchio im syrischen Melech seine Wurzel hat, so läßt sich nicht leugnen, daß der Dichter sehr fein grade diesen Namen wählte, da er an die Zeiten des römischen Triumvirs Antonius mahnt. Daß man aber in diesen Zeiten das Wort Trimalchio mit Triumvir in Rom gleichbedeutend nahm, ist um so eher einzusehen, wenn man bedenkt, daß nicht allein schon syrische Priester in die Weltstadt eingezogen waren, sondern bereits syrische Fürstinnen den Thron der Cäsaren eingenommen hatten. Den Hermeros [50]) erklärt Niebuhr für M. Antonius Hermeros bei Gruter [51]), der also wirklich ein Collibertus unsers Helden gewesen ist. Der brave Primigenius [52]), welcher es so sehr zu schätzen weiß, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat, und mit Redensarten von echtem Schrot und Korn um sich wirft, wie Literae thesaurum est, jener ältere Sohn des Echion, wie man mit Niebuhr zu glauben berechtigt ist, M. Antonius Echion, wird im M. Antonius M. F. Primigenius medicus factionis russatae [53]) wiedergefunden; Niceros [54]) und Phileros [55]) werden zu M. Antonius Anteros und M. Antonius Eros gleichfalls nach Inschriften bei Gruter. Es ist möglich, daß auf andern Steinen das Andenken des Ganymedes, des Agamemnon, Habinnas und der Scintilla erhalten ist. So schließt nun Niebuhr, daß der gleich reiche und einfältige Trimalchio eigentlich M. Antonius Encolpus hieß, und daß er umgetauft wurde, um einer Injurienklage von ungewissem Ausgang vorzubeugen. En-

46) p. 1321. 47) Kleine hist. Schriften. S. 337 fg. 48) c. 37. 49) *Tac.* Annal. XII, 5. 50) c. 59. 51) p. 681, 8. 52) c. 46. 53) *Gruter.* p. 339, 1. 54) c. 61. 55) c. 43, 46.

colpus, welchen wol vor dem Dichter der Volkswitz *Ἐγκόλπιος* umgetauft hat, um an den Namen einen schmuzigen Nebenbegriff zu knüpfen, war ein Freigelassener am Hofe des Alexander Severus, der sich sogar mit Schriftstellerei abgab [56]). Sind die beiden Personen identisch, so erklärt sich auch leicht die Tammana Clades, als die Verfolgung des Maximinus, welche nichtswürdige und redliche Diener auf gleiche Weise getroffen haben wird [57]). Encolpus und Trimalchio beweisen beide ihre Kenntniß der Literatur dadurch, daß sie mit Epigrammen um sich werfen. Er brauchte keine Zeile richtig orthographisch und grammatisch schreiben zu können, es konnte dennoch recht gut ein Werk unter seinem Namen existiren. Es gab hungernde Rhetoren genug, welche es gern corrigirten, oder er bat es auch ganz in seinem Namen schreiben lassen. Für Geld ist auch der Schriftsteller Ruhm feil. Petronius übertrug also den unter Freigelassenen gar nicht seltenen Namen Encolpus oder Encolpius auf jenen Taugenichts, von dessen Wanderjahren wir Fragmente haben. Das Bild ist aber so deutlich, daß jeder Leser es zu deuten verstand, und gar nicht zweifelhaft sein konnte, wer gemeint war. Dennoch schützte es in juristischer Hinsicht den Dichter. Fortunata heißt in der Inschrift Cärellia, und war demnach nicht eine Colliberta des Encolpus, wie auch der Zusatz eupatria illa beweiset, nach Niebuhr ein blutarmes adeliges Fräulein, und Verwandte des L. Cärellius [58]), Beschützers des gelehrten Censorinus der römischer Ritter und in seiner Provinz adelig war. Aus der Inschrift leuchtet ferner hervor, daß das Glück, welches unsern Trimalchio-Encolpus in die Höhe trug, ihm nicht bis an sein seliges Ende getreu blieb. Sein eigener Sohn, vielleicht des Freigelassenen Kind einer Magd, verleugnet ihn, es muß also arg gekommen sein. Sogar sein Leben kam in Gefahr. Auch ist sein Todtenhaus nur ein kleines, winziges Gebäude geworden, das nicht den Geldbeutel des reichen Habinnas an der Stirn trägt. Das Leben des Encolpius war gerettet, aber sein Vermögen war bei der bösen Klemme aufgeflogen. Niebuhr hat nun aus Form und Schreibart bewiesen, daß unsere wichtige Inschrift in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehört, doch vor dem Jahre 250 gemacht sein muß, wo auf einmal der ganze Schwarm der Libertinen schwindet und das römische Namensystem so gut als aufhört.

Gegen die Beweiskraft unserer Inschrift hat Orelli einige Zweifel laut werden lassen, welche Studer für so gültig anerkennt, daß er Niebuhr's Ansicht, als eine längst aus der Mode gekommene kurzweg ohne Gegenbeweis abzufertigen für gut befindet. Diese Zweifel betreffen die Identität der beiden Encolpus, die aber vom Dichter wahrscheinlich deshalb nicht so durchgreifend übereinstimmend geschildert ist, um seiner Maske größere Allgemeinheit zu geben, und außerdem sind uns ja nur Fragmente des Satyrikon übrig, sodaß wir wol mit Bestimmtheit behaupten können, was erhalten, aber nicht, was verloren ist. So ehrenwerth die Zweifel des gelehrten Schweizers sein mögen, so sind sie doch nicht genügend, die Hypothese Niebuhr's über den Haufen zu werfen, da die Ähnlichkeit der Personen auf dem Steine und im Roman sicher nicht zufällig ist.

Unser dritter Grund, welchen wir gegen die Ansicht, daß Petronius im Jahrhundert und am Hofe des Nero gelebt habe, geltend machen, ist „die gänzliche Schamlosigkeit, in welche diejenige Zeit versunken war, der unser Dichter angehört." Auch diesen Beweis verdanken wir Niebuhr. Jedes Jahrhundert hat seine eigene Literatur und stößt jedes Geistesproduct, das nicht in allen Stücken mit seinem Blut und Fleisch verwachsen ist, als eine Mißgeburt von sich. So wenig unser Jahrhundert einen Diderot und Boccaccio hervorbringen wird, so wenig konnte die Epoche des Nero einen Petronius gebären! In Nero's Jahrhundert lebte noch viel Republikanismus in Rede und Schrift, das Gedächtniß der alten Römertugend war noch nicht ausgemerzt, und Beispiele dieser alten heroischen Tugend verkündet die Hinterlassenschaft des Tacitus an vielen Stellen. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Satyrikon manches Gute enthält, ja man muß gestehen, daß dieses überwiegt, allein das Ekel und Übelkeit erregende, das Unanständige und Schamlose haben das Buch in Verruf gebracht, und zwar dermaßen, daß man sich schämen muß, offen einzugestehen, man habe es gelesen, oder gar lieb gewonnen. Scheinheiligkeit und erheuchelte Züchtigkeit haben nun freilich allezeit die Welt zum Besten gehabt. So ist von den heiligen Mönchen grade das Schmutzige und Unanständige aus dem Satyrikon herausgesucht, und durch ihre Pergamente auf unsere Zeit übertragen und der größte Theil des Guten, moralisch Reinen, das ihren Gaumen weniger kitzeln mochte, vermodert. Aber es bildet der Schmutz einen integrirenden Theil des Ganzen, und muß sich bis zum Schluß hindurchgezogen haben, von der ersten Verzauberung an, bis der Zorn der Gottheit versöhnt war. Da nun zum Glück die Zeiten selten sind, in welchen Dichter wie Petronius aufkommen können, und dies nur in Tagen geschehen kann, wo die Welt des Herzens, der olympischen Götter und duldenden Heroen verstummt ist, so setzen wir den Dichter aus Überzeugung in diese späte Zeit, wo alles Edle bereits zu Grabe getragen war, d. h. „in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts," wo das Auge an das Gegenwärtige des wirklichen Lebens, an das Niederträchtige und Gemeine bereits gewöhnt war, wo der Dichter seinen hohen Standpunkt vergessen hatte und sich darin gefiel, Romane und Novellen zu schreiben, welche dem Vornehmen wie dem Pöbel behagten. Unter ähnlichen Verhältnissen wucherte in Athen die neue Komödie auf, und die Schriften eines Diderot, die Pucelle Voltaire's, das Decamerone eines Boccaccio tragen den Stempel ähnlicher Sittenverworfenheit. In solcher schamloser Zeit vernahm Petronius den Beruf zum Dichter, aber das ist gewiß, hätte er auch jeden andern Gegenstand auf die Bühne gebracht, sein Trimalchio, sein Agamemnon hätten in jedem Verhältniß, unter jeder Veranlassung unerschöpflich aus ihrem Wesen geschwatzt. Aus

56) Script. Hist. Aug. I, 287. 57) Ib. I, 10. 58) Censorinus, De die natali, 15.

tiefer Verachtung der ringsum ihn umgebenden Schlechtigkeit war er zum Cyniker geworden, aber bei allem Schmutz und aller Schamlosigkeit seiner Sprache erkennt man doch deutlich genug sein für Großes und Herrliches begeistertes Herz, das nun freilich in der Wirklichkeit nirgends sich fand. Nicht einmal im vierten Jahrhundert konnte Petronius sein Satyrikon schreiben, denn damals war das Obscöne schon widerlich geworden, auch fehlte, wie in allen frühern Jahrhunderten, die Veranlassung dazu. Doch genug des Kampfes und Streites über die Lebenszeit des Petronius. Wir bemerken nur noch nachträglich, daß auch Voltaire in seinen Melanges historiques die gewöhnliche Ansicht bestreitet, und zwar auf eine Weise, welche dem Dichter Ehre macht [59]). (*K. Eckermann.*)

Petronius, s. auch unter Flavius u. Maximus.

PETRO-PAWLOWSKAJA KREPOST (Peter-Pauls-Festung), sonst auch Strelka genannt, eine kleine Festung mit einem Zollhause, im udinskischen Kreise der irkutzkischen Statthalterschaft im asiatischen Rußland an der Mündung des Tschikoi in die Selenga, oder richtiger, auf einer zwischen diesen beiden Flüssen befindlichen Landenge. Sie besteht aus einem viereckigen Palisadenwerke mit vier Thürmen, und wurde im J. 1727 angelegt, theils zu Quartieren für die Besatzung in Jakutzk, theils, um den Karawanen aus China zum Ruhepunkte zu dienen. Sie hat zwei Kirchen, 200 hölzerne Häuser und etwa 900 Einwohner. Es ist hier beständig eine bedeutende Niederlage von chinesischen Waaren und eine Zolldirection, von welcher die Commerzexpedition in Troitzk abhängt und wo die auf dem Wasserwege nach Rußland zu versendenden Waaren zu Schiffe gebracht werden. Die niedrige Lage des Ortes ist Schuld, daß er öfters Überschwemmungen ausgesetzt ist, welche aber die Umgegenden sehr fruchtbar machen. Bei der Festung ist eine Slobode (Vorstadt, Flecken) und in der Nähe die Sandsteppe Kilgontoi am Flusse Tschikoi, worin der mongolische Tempel Datsan steht.

Eine andere Festung gleiches Namens liegt an der ischimschen Festungslinie, am rechten Ufer des Ischim, auf einer Anhöhe, mit Wall und Graben umgeben, und ist der Hauptwaffenplatz der ganzen Linie, da sie noch einmal so groß ist als die andere. Ihre Festungswerke bilden ein Sechseck. Sie hat eine steinerne Kirche, 210 hölzerne Häuser, welche die Vorstadt ausmachen, und ohne das Militair 800 Einwohner, die einen beträchtlichen Handelsverkehr mit den Kirgisen unterhalten. Es befindet sich hier ein Kaufhof, und der Handel, besonders mit Vieh, welches die Kirgisen zuführen, ist so ansehnlich, daß man im Durchschnitte den jährlichen Umsatz auf den Werth von ½ Million Rubel ansetzen kann. Die Vorstadt hat eine einzige längs dem Ufer hinlaufende Straße. (*J. C. Petri.*)

Diese Stadt und kleine Festung im russischen Kamtschatka ist unter 53° 1′ 20″ nördl. Br., 176° 27′ 45″ östl. L. auf dessen Ostküste an der Nordseite der Awatschabai gelegen. Sie verdankt ihren Namen zwei hohen, den von Japan und anderen Theilen des östlichen Weltmeeres kommenden Schiffern schon in weiter Ferne sichtbaren Bergen, Namens St. Peter und St. Paul. Diese Berge sind vulkanischer Natur; dem einen derselben entsteigen fortwährend Funken und Rauch, und oft sieht sich die Stadt mit einem Aschenregen bedeckt. Diese letztere liegt mit der Citadelle auf einer Anhöhe oberhalb des Hafens und zählt 640 Einwohner, die Besatzung eingeschlossen, welche aus 150 Mann Infanterie, einer Compagnie Artillerie und einigen Kosaken besteht, von denen ⅔ zu den Russen, ⅓ zu den Kamtschatkalen gehören. Diese Eingeborenen, welche ein stämmiger, kräftiger Wuchs, ein volles, rundes Gesicht, sowie dessen gelbe Farbe auszeichnet, wohnen unterhalb der eigentlichen Stadt oder vielmehr Festung, nach der Küste zu in Hütten, welche so in die Erde eingegraben sind, daß man fast nichts von ihnen gewahr wird, als das abgerundete, einem umgekehrten Schiffe gleichende Dach. Nicht viel besser sind die 42 mit Stroh gedeckten, ein Stock hohen Wohnungen der Russen, welche viel Ähnlichkeit mit den Blockhäusern der nordamerikanischen Ansiedler haben, da sie, wie diese, aus nichts als aus über einander gelegten Baumstämmen bestehen. Fenster von Glas sieht man nicht, häufiger werden sie aus Talkstein (Frauenglas, Mica talcum *Lin.* oder mica Ruthenica nach *Blumenb.*) verfertigt; oft auch gebraucht man zu ihnen Seehundsdärme, welche zu diesem Zwecke einer besonderen Bearbeitung unterworfen werden, damit sie die nöthige Durchsichtigkeit erhalten. Die einzigen Gebäude, welche sich durch ihren europäischen Charakter auszeichnen, sind das Gouvernementsgebäude, sowie die 15 Regierungsgebäude. Eine Kirche hat der Ort nicht, obgleich sich ein Pope in demselben befindet. Die Umgebungen der Stadt sind öde, traurig, unfruchtbar, dennoch ist es den bekanntlich im Gartenbau unermüdlichen und deshalb in dieser Hinsicht unübertroffenen Russen gelungen, einige Gemüsegärten anzulegen, welche aber nicht einmal den Bedarf der Reichsten und Vornehmsten zu befriedigen vermögen. Man findet zwar in Petropauluska einige Pferde und etwas Rindvieh, allein das Fleisch des letzteren reicht ebenfalls nicht für den Bedarf aus, weshalb man es mit den meisten übrigen Lebensbedürfnissen aus der 70 Meilen entfernten, und auf der Westküste, Petropauluska fast gegenüber liegenden Hauptstadt, Boltscheresk (Bolscherezkoi) beziehen muß. Die Verbindung mit dieser Stadt wird vermittels Schlitten unterhalten, welche, wie bekannt, von Hunden gezogen werden. Dieser letzteren sieht man daher auch eine Unzahl in der Stadt und ihren Umgebungen. Sie müssen sich im Sommer ihre aus lebenden und todten Fischen bestehende Nahrung selbst suchen, im Winter füttert man sie dagegen mit eigens zu diesem Zwecke getrockneten Fischen. In der erstgenannten Jahreszeit setzt man sich mit Boltscheresk vermittels des Awatschkaflusses in Verbindung, welcher aber theils wegen seiner vielen seichten, theils durch Stromschnellen gefahrvollen Stellen nur auf leichten, kaum einige Zoll tief im Wasser gehenden Fahrzeugen [1])

59) Chapitre XIV. Über die bis jetzt aufgefundenen Fragmente des Satyrikons, Handschriften, Ausgaben und Erläuterungsschriften s. am Ende dieses Bandes.

1) Man verfertigt diese Fahrzeuge deshalb aus leichten, dün-

[illegible] (*Fischer.*)

[illegible] f. Petro-[illegible].

[illegible] f. Pharynx u. [illegible].

PETROPHILA. [illegible] R. Brown [illegible] Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten [illegible] Classe [illegible] und aus der natürlichen Familie der Proteaceen. [illegible] Die [illegible] Narbe [illegible] an der Spitze [illegible] Die Gattung, deren [illegible] auf steinigen Boden [illegible] gehört nach R. Brown [illegible] Linnéischen (*Trans.* p. 71.), [illegible] 1) Arthrostigma *Endl.* Die Narbe [illegible] die Blätter [illegible] 1) *P.* [illegible] *R. Br.* (Transact. of the Lin. soc. 10. p. 69.), 2) *P.* [illegible] *R. Br.*, 3) *P. acicularis R. Br.* II) Petrophile *Endl.* Die Narbe ungegliedert, ein wenig [illegible] die Blätter [illegible] doppelt [illegible]; 4) *P.* [illegible] *R. Br.*, 5) *P. pulchella R. Br.*

[illegible] Schlitten [illegible] so wird dem Schlitten[illegible] der Vorzug gegeben.

2) [illegible] 16 [illegible] Fuß hoher, aus [illegible] Steinen in der Nähe des [illegible] auf der Nordseite des Hafens errichteter [illegible] mit den nöthigen [illegible] und Inschriften bezeichnet die Grabstätte des Schiffscapitains Clerke. Das Denkmal setzten die Officiere des Schiffes [illegible], welches er befehligte und auf welchem ihn, als er Cook begleitete, der Tod auf dem Meere ereilte. Ausführlichere Nachrichten über dieses Denkmal gibt in seiner [illegible]beschreibung Krusenstern, welcher auch die erwähnten Inschriften liefert, die, da sie immer mehr verlöschen, bald für uns verloren sein würden.

[illegible]

PETROSAWODSK, die Hauptstadt der [illegible] Statthalterschaft Olonez, [illegible] Meilen von St. Petersburg, [illegible] Kirchen, eine Schule, [illegible] Einwohner [illegible] Der Handel [illegible] In der Nähe der Stadt befindet [illegible] das große Kanonengießerei [illegible] mit einer [illegible] Arbeiter [illegible] mit 5000 Rubel Gehalt [illegible] verbrauchte die Fabrik 105,000 Pud Gußeisen zu Kanonen [illegible] 65,000 Pud zu [illegible] Die Ausgaben [illegible] Materialien, das [illegible] Eisen mitgerechnet, betragen jährlich an 230,000 Rubel. (*J. C. Petri*.)

PETROSCHITZA. Dorf in dem zum Zara [illegible] (Walachei) gehörigen Bezirke Dumbowitza, in dessen Nähe die Jalomitza entspringt, welche dann den genannten Bezirk zugleich mit der Dumbowitza durchströmt.

(*G. M. S. Fischer*.)

Petroselinum *Hoffm.*, f. Apium Petroselinum.

Petrosilex. f. Feldspath u. Quarz.

PETROUDI. türkisches Dorf im Paschalik Ber[illegible] und vier Meilen von der Stadt dieses Namens entfernt.

(*G. M. S. Fischer*.)

PETROVACZ, PETROVATZ, PODERAFI[illegible]SCHA und Csayka, heißen zwei feste Schlösser im türkischen Sandschak Banjaluka, welche in einer weiten rings von Bergen umgebenen Ebene, am östlichen Saume des Karatag und im westlichsten Theile Bosniens liegen. Ihre Entfernung von Karlstadt beträgt 5½ Meilen.

(*G. M. S. Fischer*.)

2) Petrovácz, ein großes Dorf im unteren Gerichtsstuhle der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 731 Häusern, 5269 raizischen und slovenoserbischen Einwohnern (3672 Reformirte, 1565 nicht unirte Griechen, die übrigen Katholiken); einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, einem Pastorate und Bethause der Reformirten und einer Schule.
(*G. F. Schreiner.*)

PETROVA (PETROWA) GORA, d. i. Peterswald, 1) wird einer der nördlichen starkbewaldeten Äste der dinarischen Alpen genannt, welcher sich im österreichischen Illyrien von der Grenze Bosniens bis an die Unna hinzieht. (*G. M. S. Fischer.*)

2) Gemeinde und Dorf im unteren zagorianer Gerichtsstuhle der varasdiner Gespanschaft von Kroatien, hoch im Gebirge gelegen, mit 94 Häusern und 518 katholischen Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PETROVICH, PETROWITSCH. 1) P. s. Petrofdscha. 2) P., Marktflecken im walpoer Bezirk des österreichisch-slawonischen Provinzials, in dessen Nähe sich die Vuchina mit der Drave vereinigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETROVICZ, PETRIERE, Marktflecken, welcher unter 36° 13′ 13″ östl. L. und 45° 37′ 14″ nördl. Br. an der Drave liegt und zum vereczéer Distrikt des österreichisch-slawonischen Provinzials gehört.
(*G. M. S. Fischer.*)

PETROVOSZELLO. 1) Ein zum gradiscaner Regimentsgebiete der slovenischen Militairgrenze gehöriges Dorf, im Canton Nr. 8 an der von Neugradiska nach Brood führenden Poststraße am Fuße des Gebirges nächst der Poststation Verbova gelegen, mit 260 Häusern, 1315 slovenoserbischen Einwohnern, von denen 119 sich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer uralten katholischen Pfarre, welche über 3200 Pfarrkinder zählt, einer dem heil. Anton geweihten katholischen Kirche, und einer Schule. Bei diesem Dorfe findet sich Bergtheer, welcher in einer Quelle und in dazu gemachten Gruben spärlich von der Oberfläche des Wassers gesammelt und zu Wagenschmiere verwendet wird. 2) Ein zum zweiten Cantone des ottochaner Regimentsbezirkes der kroatischen Militairgrenze gehöriges Dorf, im Gebirge in wenig fruchtbarer Gegend gelegen, mit 227 Häusern, 1186 slav. Einwohnern, einer Seelsorgestation und Kirche der nicht unirten Griechen und einer Schule. 3) Ein auch Novoszello genanntes Dorf im teutschbanatischen Regimentsbezirke, mit 187 Häusern, 990 Einwohnern, einer Poststation mit Pferdewechsel einer Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. 4) Ein großes Dorf im theißer Gerichtsstuhle der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 796 Häusern, 5573 Einwohnern, theils Magyaren und theils Raizen, und 117 Juden, 2015 nicht unirten Griechen und 3441 Katholiken; einer katholischen und einer griechischen Pfarre, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer jüdischen Synagoge und einer Schule. 5) Ein zur Kameralherrschaft Rékas gehöriges Dorf im lippaer Bezirke des temeser Banats, im Kreise jenseit der Donau Oberungarns, mit 140 Häusern, 610 walachischen Einwohnern (42 Katholiken; die Übrigen sind nicht unirte Griechen), die sich von Feld- und Weinbaue nähren, einer eigenen griechischen Pfarre und Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PETROW, teutsch Petrau, ein Dorf im hradischer Kreise Mährens, am linken Ufer der March, mit 90 Häusern, 709 slawischen Einwohnern, einer eisenhaltigen Schwefelquelle, die theils zum Trinken und theils zum Baden benutzt und schon im J. 1585 unter die bekannten Heilbäder Mährens gezählt wurde. Der Boden besteht aus einer Mischung von Thon, Kalk, Lehm, und Sand. Die hier sich erhebenden Hügel, unter denen sich mehre trigonometrisch bestimmte Punkte befinden, als: der Certorey mit 96,33, die Anhöhe Schanzen mit 102,36 und die Anhöhe Zerotjny mit 167,75 wiener Klaftern, sind die Geburtsstätte eines guten Weines und feinen veredelten Obstes. (*G. F. Schreiner.*)

PETROWA WES, ungarisch Péterfalva, teutsch Peterdorf, ein zur kaiserlichen Familienherrschaft Holics gehöriges Dorf, im skaliczer Gerichtsstuhle der neutraer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 160 strohgedeckten Häusern, 1116 slawischen Einwohnern, welche sich vom Ackerbau nähren, und, bis auf 79 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Petrowa Wes ist der Geburtsort des berühmten Propstes des zipser Domcapitels und Bischofs von Großwardein, Georg Bársony, der sich durch einen übergroßen Religionseifer bemerklich machte. (*G. F. Schreiner.*)

Petrowitsch, s. Petrovich 2.

PETROWSK, eine im J. 1697 auf Befehl des Kaisers Peter's I. auf seinem Zuge nach Persien neu erbaute Kreisstadt in dem saratow'schen Gouvernement des europäischen Rußlands (52° 20′ Breite, 62° 57′ Länge), 110 Meilen von Moskau und 212 Meilen von St. Petersburg, an der Medwediza, auf einer flachen Anhöhe, auf welcher vormals eine hölzerne Festung stand, von der blos noch acht Thürme übrig sind. Der Ort hat vier Kirchen und außerhalb der Stadt ein Kloster mit einer Kirche, 355 Häuser und an 2600 Einwohner, die meistens Ackerbau, Viehzucht und andere ländliche Gewerbe, nur wenige Handwerke und etwas Krämerei treiben. Viele sind Ackersoldaten, deren Gewerbe ebenfalls in Ackerbau und Viehzucht besteht. Die Bauart ist wie in den Dörfern, doch bilden die Häuser gerade Straßen. 2) Eine im J. 1777 neu errichtete Kreisstadt im russischen Gouvernement Jaroslaw an der Sava, welche den rostower See vergrößert, vormals das Petrow'sche Kirchdorf, mit einer Kirche, 175 Häusern und gegen 1000 Bewohnern, die Jahrmärkte halten und einen geringen Verkehr, auch Schenkerei treiben. Die Umgegend besteht aus mehren kleinen Anhöhen, Gehölzen, Wiesen und gut angebauten Äckern.
(*J. C. Petri.*)

PETROWSKAJA, eine ehemalige Festung im rostower Kreise der jekatherinoslaw'schen Statthalterschaft im europäischen Rußland, an der Mündung der Berda in den asanschen Meerbusen, die jetzt nicht mehr unterhalten wird, aber früher (seit 1770) zu der dneprschen,

war der größte Theil der Leibwache. Dieses Kriegsvolk befehligte Hakon Galinn und Petr Steypir. Die Baglar griffen die Brücke an, und der härteste Kampf erhob sich. Die Birkibeinar wichen von der Brücke hinweg, und die Baglar verfolgten sie hart. Einige Birkibeinar waren in dem Kastell über dem Brückenende. Sie warfen Steine auf die Baglar herab. Hierauf wurden die Stärksten von den Birkibeinarn ausgewählt, und gingen vor auf die Brücke. Hierdurch wichen die Baglar zurück. Aber als die Vordersten sich zur Flucht wenden wollten, standen die Hintern, welche fern von den Waffen der Birkibeinar waren. Durch das Getümmel auf der Brücke wurde diese beschädigt. Die Baglar stürzten in den Fluß. Ein Theil wurde auf der Brücke erschlagen, aber alle andern zurückgetrieben. Dort fielen viele Leute, und am meisten von den Baglarn. So gewannen Hakon Galinn und Petr Steypir das Treffen, und die Baglar vermochten nicht Nidaros einzunehmen. Sie zogen sich auf ihre Schiffe zurück, und die Birkibeinar verfolgten sie. Von den großen Kriegsschiffen des Königs Swerrir's steuerten Petr Steypir und Eyvindr Prestmágr den Ognbrandr. Als es zur Schlacht von Strindsjár kam, wurden sechs Großschiffe der Baglar drinnen umringt. Die Birkibeinar legten sich außen um alle große Schiffe der Baglar, aber die kleinen Schiffe der letztern legten wenig an die Schiffe der Birkibeinar an, weil sie nicht drinnen umringt werden wollten, damit sie sich hinwegziehen könnten, wenn sie wollten. Der Ognbrandr, welchen Petr Steypir und Eyvindr steuerten, konnte Anfangs nicht zum Angreifen gelangen, denn als sie ihn hinwenden wollten, vermochten sie es nicht so schnell, obschon sie auf dem einen Bord mit den Rudern anhielten, und alle auf dem andern ruderten. Das Schiff machte einen so weiten Umkreis, daß sie es nicht an die Feinde hinwenden konnten. Aber die Skuten (leichten Schiffe) der Baglar hielten sich stets vor dem Ognbrandr, wo er auch immer war, in der Ferne, und wollten sich nicht an ihn befestigen [9]), sondern legten dahin, wo er fern, so ging es (nämlich in dem Betreff der leichten Schiffe der Feinde), so lange die Schlacht währte. Sie war übrigens hart und lang. Swerrir gewann den Sieg und trieb die Baglar nach der Wik. Hier war im folgenden Jahre (1200) besonders der Schauplatz der Drangsale des Kriegs. Die Bonden erhoben sich, und griffen den König Swerrir in Oslo an. Bei diesen gewaltigen Kämpfen war Petr unter den Birkibeinar'n, welche gegen die Bonden standen, die sich auf dem Felsen Ryginaberg [10]) gesetzt hatten. Als diese sahen, daß die Bonden auf dem Eise von dem Könige Swerrir geschlagen und verfolgt wurden, und des Beistandes bedürften, spornten sie sich zu Leistung desselben an, und gingen mit ihrem Kriegsvolke vom Felsen herab in der Absicht, um zu ihren Leuten zu stoßen. Als Sigurdr Lávardr und seine Genossen [11]) diesen sahen, wandten sie sich wider sie. Zuerst war ein kleines Thal zwischen ihnen, und sie begegneten sich hier im Thale. Harte Schlacht ward hier. Aber die Birkibeinar hatten nur vier, die Bonden dagegen nahe an zwanzig Hundert [12]) Mann. Die Bonden griffen mächtig an, und die Birkibeinar wurden von der Übermacht bewältigt und flohen herab in die schmalen Wege [13]). Sigurdr Lávardr nahm die Richtung herab in die Stadt und sprengte mit dem Pferde hinein in die Hallwardskirche, und viel Leute begaben sich mit ihm dahin. Aber Hakon und Svina-Petr [14]) und ein Theil des Kriegsvolkes nahmen ihre Richtung über das Nonnenkloster herab, und stießen so zu dem Könige auf dem Eise. Dieser ermuthigte die Birkibeinar wieder und gewann über die Bonden den Sieg. Viel zu dulden hatten die Birkibeinar, als König Swerrir im Sommer und Winter 1201—1203 den Felsen in Tunsberg, auf welchem sich der heldenmüthige Hallwardr Bratti und andere Baglar bis zum Äußersten hielten, ausdauernd belagerte. Als er Anstalten traf, die Baglar einzuschließen, und das Heer zu diesem Zwecke vertheilte, erhielten die Gestir [15]) ihren Stand gegen Norden bei dem schmalen Wege, welcher aus Fródaás herabführte. Petr Steypir war Häuptling über sie. Sie nahmen Häuser in der Stadt und schafften sie herauf, und dieser Ort ward Gestabakki [16]) genannt. Nach langer harter Belagerung mußten sich die Baglar im Castelle auf dem Felsen ergeben [17]).

Schon bei Swerrir's Lebzeiten spielte sein Schwestersohn Petr Steypir eine große Rolle, aber noch mehr nach dem Tode seines Oheims, welcher sich den 9. März 1202 zu Bergen ereignete. Sogleich nach demselben gingen die Birkibeinar mit ihren Häuptlingen Hakon Galinn, dem Sohne Cácilia's, einer Schwester des Königs Swerrir, und Petr Steypir zu Schiffe. Sie hatten bei sich die Briefe, welche König Swerrir zuvor hatte an seinen Sohn schreiben lassen, und segelten mit einem wohlbemannten Schiffe nach Norden. Als sie an das Meer von Stad [18]) kamen, segelten sie außerhalb der Scheeren nordwärts nach Thrandheimsminni [19]), weil die Baglar (das Kriegsvolk des Königs Ingi) das Land an der Seeküste in Sokn und Firdir, den beiden Máris und Raumsdál eingenommen und dort große Haufen Mannschaft hatten. Als Hakon und Petr nach Nidaros kamen, verhehlten sie denen, die nach Swerrir's Befinden sich erkundigten, den Tod desselben, und fragten, wo Hakon der Sohn des Königs wäre, und erhielten zur Antwort, daß

---

9) In den Schiffschlachten legten nämlich sich die Schiffe der einen Partei an die der andern und befestigten sich mit Haken daran, um wie auf dem Lande kämpfen zu können. s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 152. 10) Jetzt Ryenbjerg bei Oslo. 11) Hakon Konungsson und Petr.

12) Großhundert, jedes zu 120. 13) Gautur, Fußsteige, welche in die Stadt Oslo führten. 14) So wird er wieder einmal genannt, nämlich für das Jahr 1200; für die Folgezeit jedoch wird er blos mit dem Bezeichnungsnamen Steypir aufgeführt. 15) Gäste; so wurde die Sendeschar (Sendesveit, emissarii) der Könige genannt. Vergl. Forts. d. gr. Ausg. der Heimskringla, 4. Bd. S. 316, und Fornmanna Sögur, 12. Bd. S. 410. 16) Hügelrand der Gäste. 17) Swerris-Saga in der Forts. der gr. Ausgabe der Heimskringla, 4. Bd. S. 4. 144. 151. 169. 170. 208. 276. 284. 300. 316 fg., in den Fornmanna-Sögur 8. Bd. S. 9. 199. 209. 221. 232—235. 374. 385. 386. 407 427. 18) Vorgebirg Stat. 19) Der Eingang in den Meerbusen von Thrandheim.

er daheim in seiner Herberge wäre. Sie gingen hierauf zur Christuskirche und dann zu dem Hofe, wo der Königssohn sich befand, und ließen Hakon herausrufen, da sie ihm etwas Heimliches bekannt zu machen hätten. Hakon ging an die Thüre, und ließ Hakon Galinn und Petr'n zu sich rufen. Nach gegenseitiger freundlicher Begrüßung machten sie ihn mit dem Tode seines Vaters bekannt, und übergaben ihm die Briefe. Nachdem sie sich eine Zeit lang unterredet, ließ Hakon, der Königssohn, sein Hofgesinde sich versammeln, that ihnen dieses Ereigniß kund und ward sogleich zum Häuptling über die Partei der Birkibeinar und dann im Frühlinge auf dem Eyrathing, welches er zusammen berief, zum Könige über das ganze Land angenommen. Da von den verschiedenen Erzählungen über die von den Baglarn beabsichtigten Unternehmungen eine dahin lautete, daß sie herab nach Süden nach Sognland gekommen wären, sandte König Hakon beträchtliches Kriegsvolk unter Anführung Petr Steypir's, Thorgrim's von Ljanes und Einar's Konungsmágr, und noch mehrer Scharenhäuptlinge [20]) ihm entgegen. Als sie zur Abendzeit sich an die Insel Rot legten, wurde ihnen gesagt, daß die Baglar in Stafangr wären. Am Morgen sahen die Birkibeinar, wie die Baglar von Norden her ruderten und ihre Richtung dahin nach dem Eilande nahmen. Die Baglar hatten keine Kunde von den Fahrten der Birkibeinar und wandten sich hinweg, als sie sahen, daß ihnen die Birkibeinar entgegenruderten. Diese verfolgten sie, und nahmen ein Schiff, von dessen Mannschaft der größte Theil fiel, da sie sich tapfer vertheidigten. Die Birkibeinar trieben die übrigen Baglar vor sich hin, diese nahmen ihre Richtung hinein nach Firdir, gingen hier und dort von den Schiffen, und begaben sich in das Land hinauf. Die Birkibeinar fuhren zurück nach Bergen. König Hakon wandte sich nach Norden und lag lange den Sommer über in Firdir. Vorher im Frühlinge nach dem Tode ihres Gemahles, des Königs Swerrir, reiste Margaretha Eiriksdottir nach Osten in die Wik, und hatte bei sich die Jungfrau Christina, ihre und des Königs Swerrir's Tochter, und eine andere Christine Nicholasdóttir, ihre Schwestertochter, und sie beabsichtigten, hinauf nach Gautland (Götaland) zu reisen. Aber das deuchte den Birkibeinar'n nicht räthlich, daß des Königs Tochter sollte aus dem Lande ziehen. Deshalb reiste Petr Steypir nach Osten nach Oslo, und da er hier die Königin fand, hielt er sich daselbst einige Tage auf. Während einmal die Königin sich im Bade befand, ging Petr Steypir in die Kammer derselben und sagte zu Christina, der Königstochter, daß die Baglar ihnen über dem Haupte wären. Erschreckt hierüber fragte ihn die Jungfrau, was für guten Rath er gäbe? Petr nahm sie in seine Arme, trug sie in sein Schiff, ließ es zur Abfahrt bereiten und die Zelte abnehmen, und seine Mannschaft sich zu den Rudern begeben. Während sie mit dem Schiffe abstießen, eilte die Königin auf die Brücke [21]), und rief, daß sie ihr ihre Tochter zurückgeben sollten. Petr Steypir sagte, daß sie zuerst zu dem Könige, ihrem Bruder, reisen sollte. Da ward die Königin grimmig und sagte: Gott gebe, daß ich den Tag erleben möchte, daß ich euch so großen Schmerz und Harm wieder machen könnte, als ihr mir jetzt anthut [22]). Weiter klagt sie, daß sie ihr, der Tochter eines Königs, und der Gemahlin eines Königs, ihre Tochter, das einzige Kind mit demselben, rauben, als wenn es das Kind eines Sklaven oder einer Beischläferin wäre. Solches rief sie ihnen nach, so lange sie sie hören konnten. Nachher zog sie mit ihrer Nichte Christina in das Reich der Schweden. Aber Petr führte die Königstochter zu ihrem Bruder, dem Könige Hakon, und sie ward dort gut empfangen und ehrenvoll gehalten. Durch den Fall Ingi's, des Königs der Baglar (im J. 1202), wurde diese Partei vor der Hand zerstreut. Im Frühlinge 1203, sogleich nach Ostern, segelte König Hakon mit vielem Kriegsvolke nach Bergen, und hierauf in die Wik und besuchte alle Handelsstädte bis an die Elf (Göta Elf). Alle Einwohner unterwarf er sich. Als Begleiter auf diesem Zuge hatte er bei sich die vornehmsten Herren im Lande, Hakon Galinn, Petr Steypir'n und andere. Als König Hakon sich im Herbste (1203) sehr lange in Borg (Stapsborg) aufhielt, pflog er mit Inga, einem Weibe aus gutem (vornehmem) Geschlechte, heimlichen Umgang, sodaß es Niemand wußte, als Hakon Galinn, Petr Steypir und andere Vertraute [23]). Den Winter (1203) war König Hakon in Bergen und bei ihm seine Stiefmutter Margaretha, nebst ihrer Nichte Christina, welche beide er durch freundliche Brieffendung nach Schweden zu sich eingeladen hatte. Doch zeigte sie, ungeachtet sie jetzt wieder bei ihrer Tochter lebte, noch immer feindselige Gesinnung gegen den König Hakon; aber die größte Feindschaft hegte sie gegen Petr Steypir und alle andere, die nach dem Mädchen nach Oslo gereiset waren. Sie stand dagegen in sehr gutem Vernehmen mit Hakon Galinn und suchte Beistand bei ihm. Am Weihnachtsschmause, zu dem sie Hakon einlud, nahm sie zwar Theil, aber sie unterließ nicht, vorher ärgerliche Äußerungen zu thun. König Hakon erkrankte plötzlich hart und starb den 1. Jan. 1204. Die Birkibeinar beschuldigten die Königin Margaretha, daß sie einen Menschen angestiftet, dem Könige Gift in den Trank zu thun.

Nach Hakon's Swerrisson's Tode verbanden sich die beiden Schwestersöhne des Königs Swerrir, Hakon Galinn und Petr Steypir, mit Sigurd's Konungsfrándi, Eywindr Prestmágr, Einar Konúngsmágr, Hróar Konungsfrándi und vielen andern ansehnlichen Männern, und nahmen Guthorm, den Sohn Sigurd's Lávard's, des Sohnes des Königs Swerrir, zum Könige. Da er nur vier Jahre alt war, so bedurfte es besonderer Vorkehrungen, und Petr Steypir und Einar Prestmagr wurden dazu be-

20) Sveitarhöfdingjar. 21) Die Brücke, welche das Schiff mit dem Lande in Verbindung setzte.

22) Diese Drohungen sind nicht ohne geschichtliche Wichtigkeit, da Hakon Swerrisson nicht lange darauf unter Verdacht erregenden Krankheitsumständen starb, sodaß die Birkibeinar die Königin Witwe beschuldigten, daß sie ihren Stiefsohn, den König Hakon Swerrisson, habe vergiften lassen. 23) Daß diese es wußten, war wichtig, weil Inga nach dem Tode Hakon's Swerrisson Hakon Hakonarson den Alten, nachmals König von Norwegen, gebar.

nt, den jungen König zu erziehen. Als die, welche üher mit den Baglarn gehalten, von jener Verbin- der Partei, an deren Spitze Hakon Galinn und Steypir standen, hörten, glaubten sie nichts Fried- erwarten zu dürfen, und zogen aus dem Lande Dänemark. In Kopenhagen, wo Erlingr Steinveggr[24]) befand, bildete sich die Partei der Baglar von Neuem. g Waldemar unterstützte sie, und Erlingr wurde auf Borgarthing (Volksversammlung zu Sarpsborg) um nnis 1204 zum Könige angenommen. König Gut- n starb den 11. August. Margaretha wurde von Birkibeinarn der Vergiftung beschuldigt. Jarl Ha- vertheidigte sie.

Nach Guthorm's Tode berietben sich die Lendir- n (Provinzial-Präfecten), wen sie zum Könige neh- sollten. Die meisten Stimmen waren für den Jarl n Galinn. Aber der Erzbischof Erik setzte sich dage- wegen der Uneinigkeit zwischen ihnen. So auch auf Eyrathing, auf welchem die meisten Bonden den Hakon zum Könige nehmen wollten. Da wurden Vorschlag gebracht Sigurdr Konúngsfrándi und Petr pir, der Schwestersohn des Königs Swerrir, und ählt mit Ingiborg, der Tochter des Königs Magnus gsson's. Aber die größte Menge wollte Ingi'n, Sohn Cäcilia's Konúngsdottir's und Bard's Gu- nsson's, den Bruder des Jarls Hakon, weil er von ndischem Geschlechte war, zum Könige. Auch war der Wille des Erzbischofes, da Ingi früher bei ihm sen war. Dieser ward also zum Könige genommen. Sysla (Präfectur) über die Rygjafylki, welche Ei- Konúngsmágr im J. 1205 von den Baglarn ge- hatte, erhielt Petr Steypir, und setzte seinen Schwe- hn Ani und Thorkel'n Dreki darüber, als er mit Könige Ingi und großer Kriegsmacht der Birkibei- m Frühlinge 1206 nach Osten in die Wik zog. Wäh- dessen wurden Ani und Thorkel von Sörkvir Snápr, son Erlingsson, Halli Ögmundarson von Eikiland Birgir von Stángir, welche von Upplönd herabka- erschlagen. Die in der Burg zu Bergen befindli- Birkibeinar wurden (im J. 1206) von den Bag- verhöhnt und gereizt herabzukommen. Sie hatten als zwanzig Hundert[25]) wohlgerüstete Mann, aber Birkibeinar nur vier Hundert. Letztere hatten zwei Fah- Die eine befehligte Petr Steypir, die andere Jarl n. Sie zogen herab in die Stadt und vertrieben Baglar aus derselben. Den Winter (von 1206—) brachten der König Ingi, der Jarl Hakon und Steypir in Thrandheim zu, Ingi ließ ein Schiff 36, Hakon ein anderes von 32, und Petr Steypir drittes von 32 Räumen (zwischen den Ruderbänken) n, und sehr viele andere Schiffe wurden dort gebaut. diesen Schiffen, welche die Birkibeinar in Nidaros en ließen, zogen sie im Frühling 1207 von Norden her gegen die Baglar. Als Jarl Hakon sich in Bergen befand, bedachte er, daß der König, welcher im Osten in der Wik war, glauben möchte, zu wenig Kriegsvolk zu haben. Er bereitete sich von Norden hinwegzuziehen, und ließ Petr Steypir'n und Dagfinn Bondi zur Bewachung der Burg, als er fortzog, zurück. Als die Baglar nach Thrymling kamen, hörten sie, daß der Jarl nach Osten gesegelt sei, und daß Petr Steypir und Dagfinn Bondi in Bergen seien, und die Burg in Stand setzen ließen. Dagfinn wendete allen Fleiß auf die Fertigung der Burg, denn er hatte die Sysla (Präfectur) in Hordaland, aber Petr Steypir gab keine Acht darauf. Er war stets oben bei der Jonskirche, weil sich dort seine Frau Ingiborg befand. Jarl Hakon bekümmerte sich auch nicht sehr um die Aufführung der Burg. Die Baglar benutzten, als sie sich Bergen näherten, die Nacht und drangen vor Tagesanbruch von zwei Seiten in die Stadt. Dagfinn war mit seiner Schar in der Burg, und wurde sogleich gewahr, daß die Feinde in die Stadt eilten, da sie sogleich Kriegslärm blasen ließen. Diejenigen Birkibeinar, welche in der Stadt waren, wollten in die Burg. Die Abtheilung der Baglar, welche von Oben herab in die Stadt gedrungen, kam ihnen entgegen, und es fielen dort eilf Mann. Petr Steypir lief mit seiner Schar hinauf aus der Stadt. Die Baglar umsetzten die Burg und warteten, bis es hell ward, und griffen dann an. Die Birkibeinar wehrten sich tapfer. Aber die Baglar trugen Feuer zur Burg und die Birkibeinar von Rauch und Müdigkeit belästigt, und sämmtlich sehr verwundet mußten sich ergeben. Den andern Tag darauf ließen die Baglar die Burg gänzlich zerstören. Diese hielten sich einen halben Monat in der Stadt auf, zogen dann nordwärts nach Thrandheim, und hier auf dem Eyrathing ward Philipp[26]) zum Könige angenommen. Aber so große Theurung war in Thrandheim, daß sie nach Weturnátur[27]) (1207) aus dem Lande hinfort nach Süden an der Küste hinzogen. Sie sandten Skuten[28]) südwärts auf Spähung. Sie wurden befehligt von Bjorgólfr Bátr, Birgir von Stangir, Brynjólfr Nef. Sie hatten gehört, daß Petr Steypir in Stafangr war. Die Baglar legten in Mostr[29]) an, und vernahmen, daß Petr Steypir die Nächte über nicht in der Stadt war, aber die Tage über dort saß. Da ruderten sie hinaus nach Herfili[30]) und mußten wegen widrigen Windes dort vier Nächte liegen. Dann ruderten sie südwärts nach Fjörbyrjusund[31]) und hinein in den innern Meerbusen. Petr Steypir und seine Schar waren zum Morgengesange[32]) gegangen, und hörten die Vormittagsmesse[33]). Es war so dunkelmachendes Schneegestöber, daß man es nicht eher gewahr wurde, bis die Baglar von den Schiffen gingen. Da sahen es die Birkibeinar, und sagten es Petr'n. Er sprang sogleich hinaus[34]) und eilte hinauf aus der Stadt, und alle Birki-

24) Dieser hatte im Herbst 1203 zu Skanevri (jetzt Skaanör) Unterredung mit der Todfeindin Petr's Steypir, der Königin aretha, gehabt. 25) Großhundert, das Hundert zu 120 .

26) s. Philipp, König der Baglar. 27) Winternächte, Anfang des Winters, fällt nach dem altnordischen Kalender auf den 23. Nov. 28) Die gewöhnlichste Art leichter Schiffe. 29) Das Eiland Moster. 30) Ein Eiland westlich von Moster. 31) Brofiord. 32) Ottusangr, Frühgottesdienst. 33) Formessa, wörtlich Vormesse. 34) Aus der Kirche.

beinar. Die Baglar liefen ihnen nach, und erschlugen dadurch neun Mann. Petr war unter allen Menschen am raschesten zu Fuß, weshalb er entrann. Doch kamen die Feinde so nahe, daß er den Rock und Gürtel hinwerfen mußte. Die Baglar fanden den Gürtel nicht; aber den Rock nahmen sie mit sich heim zur Stadt. Die Königstochter[35]), als sie dieses sah, dachte, daß Petr gefallen sein würde, bevor ihr gesagt ward, daß er entkommen sei. Die Baglar weilten die Nacht über dort in Stafangr, und zogen hierauf nach Bergen. Bei den Bewegungen zur See, bei Titölfnes[36]), welche die Birkibeinar und Baglar kurz vor Weihnachten 1207 gegen einander machten, kam es in der dunkeln Nacht soweit, daß die Schiffe sowol der Baglar als Birkibeinar alle zusammenfuhren. Die Baglar ruderten draußen in der Richtung längs dem Lande hin, aber die Birkibeinar nahmen ihre Richtung drinnen in dem Meerbusen hin. Dieser Umstand trennte sie wieder. Die Birkibeinar wußten nicht, wohin die Baglar sich wandten. Petr kam zu den letztern im Eikundasund[37]) und steuerte damals eine Skute. Er ruderte auf das Schiff Hreidar Sendimadr's; da rief ein Mann von Petr's Schiffe: Wie rudert ihr Teufel die ganze Nacht vor uns? und hebt einen Stein auf und wirft, und trifft den, der in dem Vorraum auf Hreidar's Schiffe sitzt. Sie rudern nichtsdestoweniger[38]). Petr und die Seinigen kannten sie nicht. Hreidar ruderte hinein nach Mostr. Die feindliche Berührung, in welcher Petr und Hreidar waren, sollte bald eine freundliche werden. Zwischen den Birkibeinarn und Baglarn kam im J. 1208 der Friede von Hvitingsey zu Stande. In den Heeren beider Theile gab es Männer, welche darüber murrten, daß sie vermögenslos seien, und doch Rang und Titel hätten. Sie beschlossen daher im nächsten Frühling eine Raubfahrt nach den Sudreyjar (Hebriden) zu machen. Petr Steypir und Hreidar Sendimadr, welcher mit ihm verschwägert war, denn er hatte auch eine Tochter des Königs Magnus zur Gemahlin, faßten auch einen Rathschluß und verbanden sich mit einander, künftiges Jahr eine Reise nach Jerusalem anzutreten. Dieses Vorhaben unternahmen sie auch wirklich im Sommer 1209. Sie hatten zwei Großschiffe und vieles Kriegsvolk, und wurden von ihren Gemahlinnen, Ingiborg und Margaretha, den Töchtern des Königs Magnus, begleitet. Von dieser Fahrt ward viel erzählt. Jedoch führt der Verfasser der Saga Inga Bardasonar[39]) seinem Zwecke gemäß nur dieses an. Petr Steypir und seine Gemahlin starben auf der Reise. Aber Hreidar kam nach Jerusalem und reiste zurück zum Kaiser von Constantinopel und diente ihm lange und starb dort[40]).

(*Ferdinand Wachter.*)

PETRUCCI. Ein in Italien weit verbrei[...] me, der indessen seine vorzüglichste Bedeutung [...] erlangt hat. Die dasigen Petrucci, aus dem Bür[...] hervorgehend, gelangten gegen die Mitte des 14[...] durch Handel, zu Reichthum, dessen natürliche F[...] ßer Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten [...] sich zuletzt dieser Einfluß in Herrschaft verwandel[...] von Petrucci, als Vermittler des Kriegs der Flo[...] mit Lucca, nach Florenz entsandt (1429), wurde [...] von dem Pöbel beschimpft. Von Unwillen erfüllt [...] er in seine Vaterstadt zurück, um auf alle möglich[...] ein kräftiges Einschreiten, zu Gunsten der Lucche[...] veranstalten. Gewahrend jedoch die Lauheit der Be[...] brachte er für eigene Rechnung eine bedeutende Sch[...] sammen, und indem er rasch das Gebiet der [...] durchzog, gelang es ihm, das bedrängte Lucca zu [...] chen. Da ließ er seine Scharen zurück, und unte[...] für seine Person die fernere Fahrt nach Mailand [...] dem Hofe begreiflich zu machen, wie man durchau[...] Florentinern entgegenwirken müsse, wenn sie nich[...] Alleinherrschaft in Italien gelangen sollten. Seine [...] stellungen fanden den gewünschten Eingang. Der H[...] setzte seinen Feldherrn Franz Sforza in Bewegung, [...] die fernern Operationen des florentinischen Heeres zu [...] tertreiben. Auch Petrucci fand sich wieder in Lucca [...] um nicht nur die mailändische Hilfsmacht, sondern [...] die Wirksamkeit des Gebieters von Lucca, des Paul [...] nigi, in der Allen gemeinsamen Angelegenheit zu [...] wachen. Inmitten viel verheißender Erfolge konnte [...] nigi seinen Verdruß über die schweren Ausgaben [...] Kriegs nicht bergen, ebenso wenig die Neigung, au[...] Vorschläge der Florentiner auf einen Ankauf der bel[...] ten Stadt einzugehen; von der andern Seite wurden [...] Mailändern große Summen geboten, falls sie von [...] Vertheidigung des ihnen lediglich durch seine Knickerei [...] kannten Guinigi abließen. Auf Petrucci wirkte allein [...] Haß gegen Florenz, ihm war Guinigi, sobald er sic[...] Unterhandlungen mit dem Feinde einließ, nicht mehr gl[...] gültig, sondern ebenfalls ein Feind. Die Luccheser en[...] entsetzten sich bei dem bloßen Gedanken, daß sie an [...] gehaßten Nachbarn verkauft werden sollten. Zu mä[...] war die Conföderation der verschiedenen Interessen, [...] daß Guinigi nur einen Augenblick ihr hätte widerst[...] mögen. Der Form halber wurde eine Art Verschwö[...] erdacht, in die man allenfalls die ganze Bevölkerung [...] zu dem letzten Bürger und dem letzten Söldner [...] aufnehmen können. Die eigentlichen Verschwörer, [...] 40 an der Zahl, führte Petrucci, der vermöge seiner S[...] lung zu jeder Stunde freien Zutritt hatte, zu Guin[...] Wohnung. Ohne Widerstand wurde dieser, sammt se[...] vier Kindern verhaftet, und nach Pavia, als Gefan[...]

35) Ingiborg, die Gemalin Petr's. 36) Jetzt Titelsnes. 37) s. allgem. Enc. d. W. u. K. I. Sect. 32. Th. S. 209. 210. 38) d. h. stellten sich nicht zum Treffen. 39) Nämlich die ausführlichere; die kürzere bemerkt gar nur blos, daß sie nicht wieder gekommen. 40) Saga Hákonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bárdarsonar, sowol die kürzere als ausführlichere, in der Forts. d. gr. Ausg. der Heimskringla. 4. Bd. S. 336. 339. 341. 344. 350. 369. 372—375. 378. 379. 382. 383. 385—387. 393. 397. 405. 406. 413—415. 419. 421; in den Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 3. 5. 8. 12. 30. 43. 46. 48—53. 54. 69. 73. 79. 99. 111. 139. 143. 165. 169. 173. [...] 193. Nyfundin forn brot thriggja skinbóka úr hinni l[...] Sögu Hákonar Sverrissonar ok fleiri Noregs Konúnga, ebe[...] S. 215. 216. 220. 227. 230. Saga Hákonar Konúngs H[...] narsonar in der Forts. der gr. Ausg. der Heimskringla. 5. Bd [...] 2 in den Fornmanna Sögur. 9. Bd. S. 230.

des Herzogs von Mailand, abgeführt. In sein Eigenthum theilten sich die Republik, Sforza und Petrucci; diesem fiel der reiche Hausrath zu.

Eines Achilles Petrucci Braut hatte die Ehre, Kaiser Friedrich's IV. Braut, die Infantin Eleonore, bei ihrem Eintreffen in Siena (24. Febr. 1452) mit einer Rede zu bewillkommnen [1]), wußte aber die Gnade, deren sie sich hierdurch würdig gemacht, einzig zur Befriedigung ihrer Eitelkeit zu benutzen. Pandolf Petrucci, das Haupt der Neuner und der Angesehenste unter den Mitgliedern der Balie, erhielt im J. 1495, gemeinschaftlich mit Lucio Bellanti, den Oberbefehl über die Söldner, welche die Bürger von Siena, von Florenz aus bedroht, in ihre Stadt aufnahmen. Diesen beiden Hauptleuten wurde daneben eine unbeschränkte richterliche Gewalt, um die Verschwörungen im Innern des Staats zu bekämpfen, verliehen. Das Richteramt war auf die Dauer einiger Monate beschränkt, aber Petrucci hütete sich wohl, die ihm einmal übertragene unmäßige Gewalt aus den Händen zu geben. Im Gegentheil erhob er, der Zuneigung der Söldner gewiß, Klage gegen seinen Collegen Bellanti, welchen er verbrecherischer Umtriebe mit den Florentinern beschuldigte und zuletzt in die Verbannung trieb. Noch stand Petrucci's eigner Schwiegervater, Nicolaus Borghese, an der Spitze einer Partei, die der Einführung willkürlicher Herrschaft entschieden entgegen war. Diesen unbequemen Schwiegervater ließ Pandulf auf offenem Markte (19. Juli 1500) niederstoßen. Es blieb das aber das einzige Blut, das, um die neue Dynastie zu begründen, vergossen werden mußte. Alle Andere, die ihm widerwärtig waren, brachte Pandulf dahin, daß sie sich gleichsam freiwillig verbannten und so dem feindlichen Zusammentreffen auswichen. Seine unbeschränkte Gewalt wußte er stets unter republikanischen Formen zu verbergen: nur die Befehle der Neuner schien er zu vollstrecken. Eines Titels bediente er sich nicht und niemals wollte er in seiner Lebensweise die Gewohnheiten eines einfachen Bürgers ablegen. Nicht einen Palast, sondern nur ein bequemes Haus erbaute er sich, wie jeder andere Sanese trug er den schwarzen Mantel, und in richtigem Verhältnisse zu diesem äußern Auftreten stand der frugale Tisch. Keine fürstliche Verwandtschaft hat Pandulf durch seine oder seiner Kinder Vermählung gesucht; nur mit bürgerlichen Familien wollte er verschwägert sein. Sein ganzes Leben durch war sein Streben, daß seine Macht, wie grenzenlos sie auch an sich war, unbemerkt bleibe. Nur in seinen Beziehungen zu Cäsar Borgia wich er von diesen vorsichtigen Gewohnheiten ab. Als Condottiere trat Pandulf in des Tyrannen Sold, ohne zu beachten, wie gefährlich ihm, bei der Lage seines Gebietes, der unersättliche Ehrgeiz des Mannes, dem er sich verkauft, werden müsse. Als er zuletzt seines Irrthums inne geworden war, beschickte er den Congreß zu la Mangione, in dem Perusinischen, wo alle diejenigen, die durch Borgia's steigende Macht bedroht waren, sich zu Verabredung einer gemeinsamen Vertheidigung versammelten (1502). Petrucci ließ sich durch seinen Vertrauten, Anton von Venafro, vertreten. Aber die Beschlüsse des Congresses führten nur zu unbedeutenden Feindseligkeiten. Die Conföderirten ließen sich bethören, dann wie Schafe erwürgen. Petrucci freilich entging der Schlinge, blieb aber in der gegenwärtigen Isolirung um so mehr den Streichen seines Gegners ausgesetzt. Denn wenn Siena auch eine bedeutende Festung war und dem Pandulf große Summen baaren Geldes und Söldnerscharen von geprüfter Treue zu Gebote standen, so reichte das Alles nicht aus, um der siegreichen Armee Cäsar's zu widerstehen, dem noch eine trügliche, von Alexander VI. geleitete, Unterhandlung und die Aussicht auf den Beistand der Florentiner zu Hilfe kam. Zudem verriethen die Bürger von Siena, wenn sie auch mit dem Bestehenden zufrieden waren, nicht die geringste Lust, für die Erhaltung desselben die Schrecknisse einer Belagerung über sich kommen zu lassen. Das alles würdigte Pandulf und machte sich gefaßt, dem Sturme zu weichen, ohne doch auf die Möglichkeit einer dereinstigen Restauration zu verzichten. Er versprach Siena zu verlassen, wenn Cäsar, der bereits zu Pienza stand, gleichzeitig das Gebiet der Republik räumen würde. Der von beiden Theilen beliebte Vertrag kam am 28. Jan. 1503 zur Ausführung. Mit Johann Paul Baglione und dem Reste von Vitellis Mannschaft wandte sich Petrucci nach Lucca, während zu Siena seine Anhänger im Besitze der Gewalt blieben und Cäsar der Tiber zueilte. Dieser, stark besonders durch den französischen Schutz, erweckte jetzt durch die Schnelligkeit seiner Fortschritte und die Ausdehnung seiner Eroberungen die Eifersucht Ludwig's XII. Im Auftrage des Königs sollte der apostolische Protonotar Franz Cardulo von Narni ein Bündniß der Städte Florenz, Siena, Lucca und Bologna, als ein Gegengewicht gegen jenen rastlosen Ehrgeiz, zu Stande bringen. Cardulo unterhandelte in Siena selbst mit Pandulf's Anhängern, und versprach ihnen, das vertriebene Parteihaupt in ihre Stadt wieder einzuführen, vorausgesetzt, daß sie sich, um die Zustimmung der Florentiner zu erkaufen, die Abtretung von Montepulciano gefallen ließen. Das wurde genehmigt, der Bundesvertrag unterzeichnet, und am 29. März 1503 ritt Pandulf in Siena wieder ein, in derselben friedlichen Weise, in welcher er, zwei Monate früher, den Schauplatz seiner Herrlichkeit verlassen hatte. Alles war unverändert geblieben, ausgenommen die bedeutende Gebietsverminderung, welche in der Abtretung von Montepulciano der Republik zugemuthet. Pandulf eilte nicht, diese Bedingung zu erfüllen, schützte vielmehr die unüberwindliche Abneigung seiner Mitbürger, gegen einen so übertriebenen Preis die Freund-

1) Fu l'Imperatrice dalle donne Sanesi riverentemente visitata e con feste e giuochi honestamente tratenuta. Fra le quali non par degna d'esser tralasciata senza farne mentione una Battista, sposa d'Achille Petrucci, giovane di creanze e di lettere latine adornata fuor del costume delle altre donne, la quale avendo fatta et recitata elegante oratione in lode della Imperatrice et havuto invitatione dal Imperadore che domandasse qual gratia volesse, domandò dopo le dovute gratie rendutegli di tanta amorevolezza, di poter portare le sue veste e gioce non ostanti gli statuti, che allora s'osservavano; di che a' preghi della Imperatrice le fut fatto publico decreto del Consistoro, come si vede a libri di quel tempo.

eiltefte Flucht in Sicherheit zu bringen; nur sein Bruder Fabius durfte ihn begleiten. Am andern Tage (6. März 1515) wurde Rafael Petrucci in die Stadt eingeführt und mit der Herrschaft bekleidet; demselben sollte, für die Dauer von drei Jahren, eine Balie von 90 Köpfen, 30 aus jedem Monte, zur Seite stehen. Der Bruder des entsetzten Fürsten empfand, mit dem ganzen Ungestüme eines Jünglings, die seiner Familie angethane Beleidigung; Alfons Petrucci war noch nicht 16 Jahre alt, als er 1509 den Purpur empfing. Die Wahl Leo's X. hatte er nach Kräften befördert, und daß seines Vaters Wünsche und Sympathien dem Hause Medici zugewendet gewesen, haben wir vernommen. Mehrmals hatte Pandulf den erlauchten Emigranten eine Freistätte gewährt, um ihretwillen aller Anfeindung der Florentiner getrotzt. Mit Recht konnte daher Alfons das Verfahren des Papstes zu Siena nicht nur als eine Gewaltthat, sondern auch als einen Zug von Undankbarkeit anklagen. Mit dem Klagen nicht befriedigt, that Alfons wie alle diejenigen, denen die eigentliche Kraft der Rache abgeht; er drohte laut mit Rache, die er zu nehmen gesonnen wäre. Mehrmals sprach er von einer Versuchung, im versammelten Consistorium den Papst anzufallen und ihn eigenhändig zu erdolchen. Dann fiel ihm ein, so wird erzählt, durch einen berühmten Wundarzt, Battista von Vercelli, den Gehaßten vergiften zu lassen. Das meinte er zu bewerkstelligen, indem er eine Fistel, mit der Leo behaftet war, und die täglichen Verband erfoderte, vergiften lasse. Die Schwierigkeit lag darin, wie man den Papst dahin bringen könne, sich dem Fremdling anzuvertrauen; denn Battista prakticirte zu Florenz. Doch soll einstmals die Abwesenheit des Leibchirurgen dazu die Gelegenheit gegeben haben. Battista, vielfältig schon wegen seiner Geschicklichkeit dem Papste durch Petrucci empfohlen, wurde berufen und, wie es heißt, in das Innerste des Palastes eingeführt, als er sich aber anschickte, seines Amtes zu warten, soll die Schamhaftigkeit des Patienten ihm unerwartet ein Hinderniß bereitet und ihn genöthigt haben, unverrichteter Dinge abzuziehen. So Febronius und Jovius, hingegen Sismondi (in den Annalen von Raynaldus 1517, §. 89. S. 241) zu ermitteln sich bemüht, daß Petrucci lediglich den Battista wegen seiner Geschicklichkeit dem Papste empfohlen habe, ohne mit seiner Empfehlung gehört zu werden. Gewiß ist, daß Petrucci seinen Groll wegen der Undankbarkeit des Papstes, und seine Vorsätze blutiger Rache zu äußern fortfuhr, hierdurch Aufmerksamkeit erregte, und sich endlich, in der Besorgniß für seine eigne Sicherheit, veranlaßt sah, Rom für einige Zeit zu verlassen. Doch ließ er seinen Geheimschreiber, Anton Nino, in der Hauptstadt zurück, damit dieser Vertraute die Racheplane des Gebieters weiter verfolgen sollte. Diese Aufgabe führte zu einem lebhaften Briefwechsel; mehre der Schreiben wurden unterschlagen und dem Papste vorgelegt, damit er von Petrucci's verbrecherischen Absichten Kenntniß nehme. Da ließ Leo eine Einladung an den Cardinal ergehen, die durch den Vorwand einer Regulirung der Familienangelegenheiten des Hauses Petrucci beschönigt war. Seiner Strafbarkeit sich bewußt, zögerte der Cardinal, bis der Papst ihm einen Geleitsbrief ausfertigen ließ, und außerdem an den spanischen Gesandten die Versicherung der Unverbrüchlichkeit dieses Geleites gab. Auf so feierliche Zusage glaubte Petrucci ohne ferneres Bedenken die Reise antreten zu können. In Gesellschaft seines Freundes, des Cardinals Bandinello de' Sauli, wollte er, gleich nach seiner Ankunft, dem heiligen Vater die Aufwartung machen. Sie wurden aber beide, anstatt zur Audienz geführt zu werden, im Vorzimmer festgenommen und sofort nach der Engelsburg gebracht. Vergeblich machte der spanische Gesandte die empfangene Zusage geltend; in einer solchen, wurde ihm gesagt, seien niemals Majestätsverbrechen oder Giftmord einbegriffen. Battista von Vercelli, dessen man sich in Florenz versichert hatte, und Pocointesta von Bagnacavallo, der den Petrucci, Vater und Sohn, den Regenten von Siena, lange als Hauptmann der Stadtguardia gedient hatte, wurden beide, unter dem Vorsitze von Marius Perusco, dem Procurator-Fiscal, zur peinlichen Frage gebracht; die ihnen durch die Marter erpreßten Aussagen hätten hingereicht, um auch den Unschuldigsten zu verderben. Auch die beiden Cardinäle wurden gefoltert, und bekannten den von Petrucci beabsichtigten Giftmord, und Sauli's Mitwissenschaft. Nicht minder wurden einige ihrer Collegen eingezogen, nämlich Riario, der Cardinal-Dekan, Adrian, Cardinal von Corneto und Soderini, deren einzige Schuld darin bestand, daß sie Petrucci's Drohworte gehört und hiervon Anzeige zu machen unterlassen hätten. Nachdem das heilige Collegium durch dieses Verfahren hinreichend in Schrecken gesetzt ward, wurde die Instruction des Processes, wie sie durch den Procurator-Fiscal geführt war, in einem geheimen Consistorium verlesen, welches sodann, zu einer öffentlichen Sitzung übergehend, die beiden Freunde, Petrucci und Sauli, ihrer geistlichen Würden entsetzte und dem weltlichen Arm übergab. In der folgenden Nacht (21. Juni 1517) wurde Petrucci im Kerker erdrosselt, nach Anderen, ohne daß er seine Sünde erkennen wollte, enthauptet. Sauli, zu ewigem Gefängniß verurtheilt, erhielt nach einiger Zeit Begnadigung, deren er nur kurze Zeit sich erfreuen sollte. Anton Nino und der Chirurg wurden unter den ausgesuchtesten Martern öffentlich hingerichtet. Rafael Petrucci, in dessen Interesse Leo X. theilweise diese Handlungen hatte begehen müssen, empfing auch noch den Cardinalshut in der großen, unmittelbar der Bestrafung der Verschwörer folgenden Promotion. Hingegen hat derselbe Rafael, ein Mann ohne alle Bildung und von ausschweifenden Sitten, in der kürzesten Frist seine Herrschaft in Siena höchst unpopulär zu machen gewußt, wenn er auch einigen der Verbannten nach Hause zu kommen erlaubte. Denn dafür mußten alle diejenigen, die bei der gestürzten Regierung betheiligt gewesen waren, auswandern. Nicht sobald hatte Leo X. die Augen geschlossen, als der Herzog von Urbino es unternahm, in Siena eine neue Revolution durchzusetzen. Am liebsten hätte er zu Theilnehmern seines Werkes den seiner frühern Würde entsetzten Borghese Petrucci oder dessen Bruder Fabius gehabt, die aber wurden in Neapel, wo man seit König Alfonso's Zeiten auf

Siena [illegible]. In dem [illegible] [illegible] Leo X. [illegible] Siena [illegible]. Der Herzog von [illegible] Siena [illegible] Francesco [illegible] Das Ereigniß [illegible] VI. [illegible] Francesco [illegible] Den [illegible] Monte de' Nove [illegible] Cardinal de' Medici, daß [illegible] Verfassung [illegible] Sohn des alten Pandolf, Fabius, an die Spitze des Regiments gestellt würde; Fabius hatte sich aber, um seinen Gönnern den Machthabern in Neapel zu entgehen, heimlich von da entfernt, und brachte hierdurch in das Geschäft viele Hemmung, bis endlich bei der Thronbesteigung von Clemens VII. dieser, der alten Freundschaft mit dem Hause Petrucci eingedenk, gegen den Kaiser die Restauration des Fabius [illegible]. Sie blieb jedoch unvollkommen, nur theilweise wurde die einst von dem Vater ausgeübte Gewalt auf den Sohn übertragen, der mit dem aufs Neue erwachten Freiheitsgefühle der Bürger und mit dem Ehrgeize der einflußreichsten Männer in dem Monte de' Nove zu kämpfen hatte. Die fortwährend diese mächtige Corporation beunruhigenden Privatinteressen, und der Umstand, daß die Stadtguardia von Fabius' Befehlen abhängig war, blieben die einzigen Stützen seiner Gewalt, aber in dem Augenblicke, als seine Gegner, wenn auch nur für eine kurze Zeit, ihre Zwistigkeiten beseitigten, und gemeinschaftlich gegen ihn zu wirken sich verabredeten, mußte seine Stellung unhaltbar werden. Einzig des Anstandes wegen wurde ein Aufruhr eingeleitet, ohne allen Beistand von außen her, und fast ohne Widerstand wurde Fabius vertrieben. Es begann die Agonie der Republik Siena, die sich bis zur Einführung der mediceischen Herrschaft verlängerte.

Ein Petrucci, Sienois, wird sammt dem Allemand Bême (dem Böhmen: Jankowitz), unter denjenigen genannt, welche am 21. Aug. 1572 in das Schlafgemach des Admirals von Coligny einbrachen. Ludwig Petrucci, aus Siena, diente 1602, auf Candia, den Venetianern, dann als Oberst in Ungarn dem Kaiser, wurde darauf nach England verschlagen, und lebte vier Jahre in Oxford, bis er 1614, als den Katholiken geneigt, das Land verlassen mußte. Er hat Farraginem poematum, apologiam contra calumniatores suos, einige Reden und Episteln geschrieben. Fast sollte es scheinen, daß auch Antonello Petrucci, der Geheimschreiber König Ferdinand's I. von Neapel, in Siena zu Hause gewesen sei. Antonello benutzte das ungemessene Zutrauen seines Gebieters zu Erwerbung ungeheurer Reichthümer, wurde aber im Beginn der Empörung der Barone 1485 [illegible] Barone [illegible] 15. Mai 1487 [illegible] 13. Nov. 1486 [illegible] [3].

(v. Stramberg.)

PETRUCCI. 1) Angelo, ein italienischer Meister, von welchem 1766 die Oper la Nitocri zu Mantua aufgeführt wurde. Er ist in der Sündfluth italienischer Operncomponisten mit Andern völlig untergegangen, sodaß wir ihn gar nicht erwähnen würden, wenn es nicht einen ohne Vergleich wichtigern Mann seines Namens gäbe, von dessen ungemeinem Einfluß auf die Verbreitung der Musik ausführlich gehandelt werden muß. Es ist

2) Ottavio, von seinem Geburtsorte im Kirchenstaate gewöhnlich Petrucci da Fossombrone genannt. Die genaueren Lebensumstände des denkwürdigen Mannes sind nicht mehr bekannt; nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr ist anzugeben, [illegible] nichts weiter als seine ungemein einflußreiche Thätigkeit und die Orte, wo er handelte, nebst der Zeit des Beginnens seines Wirkens. Der Mann wird allgemein für den Erfinder des Notendruckes mit beweglichen Typen gehalten. Bis jetzt ist mit Grund nicht zu widersprechen, da alle Männer anderer Länder, die man anführen könnte und die oft als Erfinder aufgeführt werden, später wirkten. Die Holzschnittnoten, auch die besten, wird Niemand hierher rechnen. Wir wollen zuerst ausheben, was Gerber in seinem neuen Lexikon der Tonkünstler über Octavius Petrucci beibringt: Adami da Bolsena nennt ihn einen Uomo di grand' ingegno, der gegen das Jahr 1503 zu Venedig zuerst die gegossenen Typen zum Notendrucke erfand und diese Erfindung durch die Ausgabe einiger Messen von Pierre de la Rue (1503)

3) Über dieses Ereigniß, welches zwei Jahrhunderte lang der criminalistischen Praxis in Hochverrathsfällen einen Leitfaden abgeben mußte, schreibt Porzio: Li primi tre, cioè Sarno, Carinola et Policastro, condennati alla testa, per aver confessato essere stati nella congiura, l'ultimo, cioè il secretario per havere havuto notitia del Conte di Sarno et non l'haver rivelato al Re: per lo quale mancamento è opinione di Bartolo, Giurisconsulto, potersi condennare il conscio alla morte, e quantunque d'altri Giuristi ella non sia approvata, o come non vera, o come troppo rigorosa, è nondimeno da Principi moderni inviolabilmente custodita.

und zweier Sammlungen von verschiedenen Meistern, die Missen enthalten, benutzte (1508). Im J. 1513 ging er nach seinem Geburtsorte Fossembrone im Kirchenstaate wieder zurück, wo er vom Papste Leo X. ein ausschließendes Privilegium auf 20 Jahre erhielt, in der ganzen Christenheit allein Musiknoten für Gesang und Orgel drucken zu dürfen. Hierauf erschienen aus seiner Officin 1515 und 1516 drei Bücher Missen des Josquinus und 1519 noch vier Sammlungen lateinischer Motetten. Nach der Zeit wurde nicht nur der Notendruck durch Pierre Bollard in Paris, sondern auch selbst um 1532 schon in Teutschland sehr verbessert. s. Forkel's Gesch. der Musik 2. Bd. S. 519. Man wird aber, wie wir gleich sehen werden, nicht viel daraus lernen. Der Hauptmann, welcher uns die besten und reichsten Aufschlüsse über Petrucci's Thätigkeit durch Aufzählung einer bedeutenden Zahl der Notendruckwerke dieses Mannes gibt, ist Rafael Georg Kiesewetter in seiner gekrönten Preisschrift: Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, wo es S. 91 fg. so heißt (was wir mit einigen Bemerkungen versehen wollen):

Die Ausgaben des Ottavio Petrucci, zu Venedig, später zu Fossembrone und die Incunabeln des Notendruckes (mit beweglichen Typen) sind ebenso wol der unwiderlegliche Beweis der Priorität (bis jetzt), ja des Alleinbesitzes der höheren Setzkunst in der damaligen Zeit (was doch durch eine spätere Bemerkung etwas unsicher werden dürfte), als das herrlichste Monument der Vortrefflichkeit der niederländischen Contrapunktisten. Schade, daß man nicht sagen kann, ein unvergängliches Monument; denn die Werke aus der Officin dieses Ehrenmannes sind so vergriffen, daß manche derselben vielleicht nirgends mehr übrig, und altberühmte Bibliotheken auf den Besitz auch nur einiger derselben stolz sind. Burney (Hist. Vol. II. p. 446) gibt Nachricht von denjenigen, welche in dem britischen Museum vorhanden sind. Sie sind, schon als einzelne Lieferungen betrachtet, der Reihe nach unvollständig; von vielen andern Werken aber hatte Burney gar keine Kenntniß. Forkel führt nur eben auch die von Burney angezeigten Lieferungen an; und beide scheinen die Meinung zu hegen, als ob Petrucci überhaupt nichts mehr gedruckt habe (in Gerber's Nachrichten ist es nicht anders und konnte kaum anders sein, da ihm große Bibliotheken nicht zugänglich waren). Sonderbar genug hat der emsigste aller Literatoren, Draudius, nur zwei Nummern der Petrucci'schen Ausgabe gekannt, und die berühmtesten Namen aus denselben sind bei ihm nicht zu finden. Dazu macht der Verfasser folgende sehr richtige Note: Überhaupt findet es sich, daß Draudius mit seiner Literatur der praktischen Musik nicht weit zurückreicht. Außer den erwähnten zwei Petrucci'schen Ausgaben, die sich wie zufällig dahin verirrt haben, führt er nur etwa noch ein oder zwei von den sehr vielen Werken an, welche in den ersten 40 — 50 Jahren der Notendruckerkunst herausgegeben worden sind: und wo sonst eine frühere Jahreszahl vorkommt, war der verdienstvolle Literator durch unrichtige Daten irre geführt. Zum Beweis: Friedrich Lindrer, recte Lindner, Wendolin Kesler, Severin Cornet und Mathias Potier. Der Verfasser fährt fort: da ich so glücklich war, mehre dieser Ausgaben, und theils solche, wovon bisher nirgend etwas gemeldet worden, einzusehen, und von mehren andern eine vollständigere Kenntniß zu erlangen, als man bisher hatte, so glaube ich den Freunden musikalisch-geschichtlicher Literatur einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen das Verzeichniß der Petrucci'schen Ausgaben hier in soweit liefere, als meine Notizen nur eben ausreichen. (Ganz gewiß ist dies nicht nur den Leistungen der Niederländer vortheilhaft, sondern im Allgemeinen höchst erwünscht, da es nur Wenigen vergönnt ist, solche Werke einzusehen. Alle Bibliothekare sollten ihre Aufmerksamkeit weit mehr, als es bis jetzt geschehen ist, auf diese und andere alte Notenausgaben mit beweglichen Typen, am meisten deren, die in den ersten Jahren des 16. Jahrh. erschienen, richten. Die Sache ist nicht abgeschlossen und es kann sich noch Manches ergeben, was man nicht erwarten möchte. Da aber das Buch, worin die Angaben niedergelegt sind, im Buchhandel nicht sehr verbreitet ist, als eine Preisschrift einer holländischen Gesellschaft, so wird es Vielen überaus lieb sein, wenn wir das immerhin sehr reiche, wenn auch vom Verfasser selbst nicht für vollständig gehaltene Verzeichniß hier mittheilen.) Es ist bereits angeführt worden, daß Petrucci den Notendruck um das Jahr 1503 erfunden und zuerst zu Venedig, später im J. 1513 nach seiner Vaterstadt Fossembrone verpflanzt, und am letzteren Orte mit einem päpstlichen über alle christlichen Reiche für 20 Jahre gültigen Privilegio ausgeübt habe (das „ausgeübt" nämlich allein, wie es das Privilegium zusagt, wird sich doch etwas beschränken, wie wir weiter unten zu zeigen Gelegenheit haben werden). Sein Druck vom Jahr 1503, den ich zur Einsicht erhalten habe, ist schon mit solcher Vollkommenheit und Eleganz ausgeführt, daß er weder von seinen Ausgaben der folgenden Jahre, noch von irgend einem Druck in andern Ländern und aus irgend einer Zeit übertroffen wird; man kann sich kaum überzeugen, daß nicht frühere vielfältige Versuche vorhergegangen seien. (Das ist es eben, was die ganze Erfindung noch sehr zweifelhaft macht; wir halten die Sache noch nicht für abgeschlossen.) Dennoch scheint es, daß vor 1503 wenigstens kein eigentlich so zu nennendes Werk aus seiner Officin hervorgegangen sei; und auch ich kann nur von diesem Jahre den Katalog beginnen, den ich hier mit dem Wunsche mittheile, daß auswärtige Literatoren bald die noch immer wahrnehmbaren Lücken auszufüllen vermögend und bereitwillig sein mögen. (Der Verfasser theilt nun die Petrucci'schen Ausgaben, die er kennt, in folgender Ordnung mit)

1) Lieder- und Motettensammlungen. 1503. In Venedig. Canti cento cinquanta. Unter diesem Titel existirt eine Sammlung von französischen Liedern, worunter einige lateinische Motetten, von nachbenannten niederländischen Componisten, von welchen zum Theil die hier mit * bezeichneten Namen bisher ebenso unbekannt waren, als die Sammlung selbst: Alexander, Brumel, Busnoys, Compère, Caen, Delarue, Deorto, *Fortuila, Ghiselin, *Gregoire, Hayne, *Hanart, Japart, *Infantis, Josquin, Lapicida, *Martini, *Molinet, Mathurin (Forestier),

Obrecht, Ockeghem, Pinarol, Philippon (des Burges), Regis (oder anderwärts le Roi), *Reingot, *de Stappen, Stochem, Tadinghem, de Wilde, Ysaac. Alles im gewohnt guten Styl der Niederländer, mitunter künstlicher Kanon. Das Werk ist mit einem Buche abgeschlossen. (Außerdem bemerkt der Verfasser noch in einer Note:) Die Liedertexte dieser Sammlung müssen damals sehr gang und gebe gewesen sein, denn sie sind gar nicht unter die Musik gelegt, sondern bei jedem Liede blos die Anfangsworte angeführt. Ebenso allgemein bekannt müssen die Melodien, die dazu gehören, gewesen sein, zu welchen die Meister ihren immer sinnreichen, oft auch sehr kunstreichen Contrapunkt setzten. Viele dieser Lieder sind drei-, vier und mehrmal von verschiedenen Meistern bearbeitet. Die Melodien sind ebendieselben, welche sie verschiedentlich auch zum Thema ihrer Missen wählten, und diese darnach betitelten.

1503. In Venedig. Odhecaton (100 Gesänge), soll in demselben Jahre erschienen sein. Zacconi führt dieses Werk an in seiner Prattica di Mus. Der ganze Titel: Volume cosi chiamato, che contiene assai bellissime cose de Musici di quel tempo. Pratt. di Mus. (Venez. 1506. Fol. 84.) Er führt auch noch viele andere Arbeiten der alten Niederländer an, von denen sonst nirgends mehr eine Spur zu finden ist. Das Odhecaton muß eine ähnliche Sammlung wie die vorige sein, und die, aus welcher Pietro Aaron so manche Gesänge citirt. Ob es wol noch irgendwo sich findet?

1504—1508. In Venedig. Frottole. Neun Bücher italienischer Lieder, Producte einer großen Zahl italienischer Componisten in einem einfachen Contrapunto fiorito (wie er sich denn auch zu solchen lustigen Liedern nicht anders schickt. Rein sollte er freilich sein! Ist er es nicht, so haben es die damaligen meist lombardischen Componisten dieser Sammlung noch nicht verstanden. In der That sind auch die meisten derselben längst verschollen). Die Namen der Componisten sind: de Antiquis, Antenoreus (Honufrius), Aaron (Pietro?), d'Ascanio (Josquin), Anna (Franc.), Brochus (J.), Cara (Marcus Veronensis), Cariteo, Cesena (Peregr.), Capreolus (Ant. Brix.), Diomedes, Dupré, Eneas, de Lurano (Phil.), Luppatus (Geo.), Rasmo, Rigum (D. Ant.), Rossi (alibi Rossinus, Mant.), Timoteo, Tromboncinus (Barth.) ꝛc. Das Werk befindet sich auf der wiener Bibliothek.

1504. In Venedig. Motetti C. Es enthält 48 vierstimmige Motetten von Brumel, Nic. Craen und Josquin.

1505. Venedig. Motetti Libro quarto. Enthält 55 vierstimmige Motetten von Alex. Agricola, *Joa. Aulen, Bassiron, Brumel, *Bulkin, Jeron. de Clibano, Gaspar, Ghiselin, Josquin, Erasm. Lapicida, Martini, Mouton, Ninot, Obrecht, de la Rue, *Turplin. Diese beiden Bücher gehören ohne Zweifel zu Einer Sammlung, da nämlich das Buch C das dritte derselben ausmachte. Das erste und zweite (vielleicht A und B) habe ich nicht aufgefunden: muthmaßlich aber war die Sammlung auch schon im J. 1503 angefangen.

1505. Venedig. Motetti a cinque. Libro primo. Enthält 18 Nummern, von Crispin (de Stappen), *Diniset, Gaspar, Josquin, Isaak, Obrecht, Pipelare, Regis. Der Titel läßt auf eine Fortsetzung der Sammlung a cinque schließen, von welcher ich aber keine Nachricht geben kann.

Motetti della Corona. Diese Sammlung, welche Burney kannte, und aus welcher er mehre Stücke in Partitur gesetzt, in seine Geschichte der Musik aufgenommen hat, besteht aus vier Büchern, welche schon sämmtlich zu Fossembrone mit beigefügtem Privilegio Papst Leo X. gedruckt sind. Und zwar:

Libro primo. Fossembrone 1514. Enthält 26 Nummern von nachbenannten Autoren: Brumel, Carpentras, *Divitis, Anton de Fevin, *Hilaire (Hylaer, vielleicht Hilaire Penet), Josquin, Longueval, Mouton, Andr. de Silva, dann eine Nummer von P. de Terracine.

Libro secundo. Fossembrone 1519. Enthält 25 Motetten von Acaen, la Faghe (Fage), l'Herithier, Jacotin (de Berchem), Maitre Jan, Lupus, Mouton, *Eustachius de Monte Regali (zwei Nummern), Richafort und Therache.

Libro terzo. Fossembrone 1519. Enthält 16 Motetten für 4, 5 und 6 Stimmen und zwar von Carpentras, Josquin, Loiset, Lebrun, Mouton und von Pré (Padre) Michael de Verona (eine Nummer).

Libro quarto. Fossembrone 1519. Enthält 15 Motetten für 4, 5 und 6 Stimmen, von Adrian (Willart), Noel. Bauldeoin, Carpentras, *Constantius Festa (eine Nummer), Josquin und Lebrun. Von einer weitern Fortsetzung dieser Sammlung findet sich nirgends eine Andeutung. (Es wird auch höchst wahrscheinlich diese Sammlung nicht weiter fortgesetzt worden sein. Wir schließen dies aus folgender Thatsache, die überdies für alle Geschichtsfreunde der Musik besondern Werth hat: Es gibt noch eine andere Sammlung, welche auf Kosten des Florentiners Jacob Junta herausgegeben worden ist, unter demselben Titel und zwar 1526. Diese Motetti della Corona bestehen gleichfalls aus vier Büchern, wie die hier beschriebenen, zu Fossembrone gedruckten; sie bringt auch meist dieselben Verfasser, die weniger gekannten nicht weggerechnet. Es wäre also wol der Mühe werth, beide Sammlungen, von welchen die zweite offenbar nach der ersten gebildet wurde, sorgfältig mit einander zu vergleichen, ob die zweite dieselben Tonstücke enthält oder nicht. Diese zweite Sammlung gleiches Namens befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Jena; das dritte Buch fehlt. Wir haben über die merkwürdigsten Notenschätze, die sich aus jener und der nächst folgenden Zeit in Jena vorfinden, in der leipziger allgem. musik. Zeitung (182[illegible] S. 761 fg.) gehandelt. Die Beschreibung dieses Werkes steht S. 763. Die Discantstimme hat auf dem Titelblatte als Vignette eine Krone, woher der Name dieser Sammlung (vielleicht! wenn die erste gleichfalls mit einer Krone geziert ist; im andern Falle dürfte die Nachahmung des Titels die Krone herbeigeführt haben. Der Druck der zweiten Sammlung wird etwas undeutlich genannt).

Über die zu Fossembrone von Petrucci herausgegebene Kronensammlung fährt der Verfasser fort noch Folgendes zu berichten: Von den hier erscheinenden neuen

Namen glaube ich Divitis (nach der Bildung mit dem Genitiv), dann Hilaire den Niederländern beizählen zu müssen. (Gerber führt einen Anton. Divitis an, ohne Vaterland und Lebenszeit anzugeben.) P. de Terracine (na) ist muthmaßlich einer der damalig angehenden italienischen Motettisten; ebenso Eustachius de Monte Regali, da von einem Niederländer mit einem gleichbedeutenden Namen nichts bekannt ist. Pré Michael de Verona ist derselbe, welcher in den Frottole (Lib. I. 1504 etc.) unter dem Namen Michael Pesentus Veronensis schon vorgekommen war. Constantius Festa, welcher sich in dieser Sammlung zuerst unter die Contrapunktisten reiht, ist bereits durch Burney bekannt (er hat von Cost. Festa einige Proben mitgetheilt). In die Rubrik der Motettensammlungen rechnet Kiesewetter noch: Cant. var. et modus cantandi versus Ln. (sic) et capitula, Lib. II, IV, V, VI. Ven. apud *Octavium Petruvium* (Petruccium). Ohne Angabe der Jahreszahl (Draudius S. 1640). Das Werk selbst ist ihm unbekannt, wie der Ort, wo es vielleicht noch zu finden sein möchte.

Es werden darauf S. 96 große Missenwerke angegeben mit den Namen der Componisten und ihren jeder Misse gegebenen Überschriften, die damals allgemein gebräuchlich waren. Zuvörderst werden solche Sammlungen angezeigt, deren Ausgabe keine Jahreszahl hat, welche aber ohne Zweifel in die Jahre von 1503 — 1516 gehören. In diesen Werken haben die Meister hauptsächlich ihre ganze Kunst entfaltet. Man findet zwölf Sammlungen ohne Jahreszahl aufgezählt, sämmtlich zu Venedig erschienen. Die erste enthält fünf Messen von Joh. Mouton; die zweite drei von Antonius de Fevin und drei von Rob. de Fevin; die dritte fünf von Joh. Ghiselin; die vierte fünf von Alex. Agricola; die fünfte fünf von Brumel; die sechste fünf von Pet. de la Rue; die siebente fünf von Obrecht; die achte ebenso viele von Henr. Isaak; die neunte sechs von de Orto; die zehnte fünf von Gaspar; die eilfte enthält fünf Missen verschiedener Meister, und zwar Lib. I., welches Burney 1508 setzt; die zwölfte bringt Bruchstücke aus Messen acht verschiedener Componisten. Diesen folgen noch drei Bücher der Messen von Josquin, welche zu Fossembrone 1514, 1515 und 1516 gedruckt wurden. Gleich die erste dieser Messen in der ersten Sammlung hat die oft angeführte Überschrift: l'Omme armé. Alle drei Bücher zählen 17 Messen. Von allen diesen Sammlungen kannte Burney nur die erste, zweite, sechste, eilfte und die erste und dritte Sammlung der Messen Josquin's, welche aber von ihm auch nicht näher beschrieben worden sind. Wir haben also uns hier einer erwünschten Bereicherung der musikalischen Literatur aus einer wichtigen Zeit zu erfreuen.

Karl v. Winterfeld bemerkt darüber in seinem: Johannes Gabrieli und sein Zeitalter (Leipzig 1834) I. B. S. 200 Folgendes: Der früheste Drucker und Verleger praktischer Musikwerke zu Venedig scheint Ottavio Petrucci aus Fossembrone gewesen zu sein. Um das Jahr 1502 finden wir bei ihm fünf Messen von Josquin sehr sauber und geschmackvoll in einzelnen Stimmen gedruckt, sodaß die Zahl der einzelnen Blätter, von der höchsten Stimme anfangend, durch alle hin, bis zum Schlusse des Basses fortläuft. Dort steht die Bemerkung: Impressum Venetiis per *Octavianum Petrutium* Forosemproniensem die 27. Decembris 1502. Cum privilegio invictissimi Dominii Venetiarum, quod nullus possit cantum figuratum imprimere, sub poena etc. Also wurde der Notendruck von Petrucci schon 1502 geübt. Aus der nähern Beschreibung dieses noch im J. 1502 fertig gewordenen Missenwerkes geht klar hervor, daß diese fünf Messen Josquin's keine andern sind, als diejenigen, welche das von Kiesewetter genannte erste Buch der Josquin'schen Messen, 1514 zu Fossembrone gedruckt, also in der zweiten Auflage enthält. Winterfeld gibt an, daß auf die fünf Messen in der 1502 fertig gewordenen Auflage noch ein vierstimmiges Ecce pulchra es, amica mea gefolgt, was in der zweiten von Kiesewetter beschriebenen Auflage, welche er jedoch für die erste Auflage hält, fehlt. Auch über mehre der, den Jahren der Herausgabe nach, von Kiesewetter unbestimmt gelassenen Abdrücke der Missensammlungen, ertheilt Winterfeld nähern Aufschluß. Es heißt: Diesen Messen (Josquin's, 1502 gedruckt) folgten 1503 am 24. März fünf dergleichen von Obrecht; ebenso viele am 17. Juni desselben Jahres von Brumel; am 15. Juli davon eine von Joh. Ghiselin; fünf am 31. October von Pierre de la Rue, und eine gleiche Anzahl am 23. März 1504 von Alexander Agricola.

Beides verglichen gibt gute Aufschlüsse. Aber eine bis jetzt gar nicht in Erwägung gezogene Hauptsache ist das dem ersten Missenwerke Petrucci's im Dec. 1502 beigefügte Privilegium, woraus sich ergibt, daß der Nachdruck bei Strafe untersagt wurde. Der Notendruck muß also doch schon damals kein Geheimniß mehr gewesen sein! Den Holzschnittnachdruck hatte aber Petrucci gar nicht zu fürchten; seine Noten waren ja zu schön, wie es ausdrücklich heißt. Und ebendiese Sauberkeit und außerordentliche Nettigkeit der Drucknoten ist uns ein zweiter Grund, die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen früher anzunehmen. Kurz die Sache ist noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. Die Zukunft wird Begründeteres bringen. (*G. W. Fink.*)

PETRULLA. 1) Eine Stadt in Illyris Gräca, südlich von Salo im Innern des Landes. *Ann. Comn.* XIII, 380. Das heutige Petrella. (Nach Holl., Palm., Riedl.) (*Krause.*)

2) Ein Flecken (borgo) der Insel Sicilien, in der Provinz Trapani des Val di Mazzara, am linken Ufer des Madiunoflüßchens, in einer an Getreide reichen Gegend gelegen, mit ungefähr 3000 Einwohnern und blühenden Rebenpflanzungen und Olivengärten. Der Ort ist ungefähr 4 Miglien südsüdwestlich von Castelveterano entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

PETRUS*). 1) Der Apostel. Ein unter den Jüngern Jesu Christi so hervorragender Charakter, an dessen Stellung sich dann aber auch weiter die bedeutendsten kirchlichen Interessen bis auf die Gegenwart knüpfen. Sein

*) Die Artikel, welche sich nicht unter Petrus finden, suche man unter Peter und Pedro.

weise Christi als des Petrus, was nicht mit einer frühern Bekanntschaft sich vereinigen ließe. Man sehe die Erzählung genau darauf an, das Fremde und Befremdende liegt allein in dem erzählenden Tone des Lucas, nicht in den erzählten Thatsachen. Nimmt man nun den doppelten Umstand zusammen, daß Lucas die Berufung auf jene einfachere Weise nicht berichtet, also auch nicht darauf Rücksicht nimmt, und daß eine temporaire Rückkehr der Jünger zu ihrem Geschäft gar nicht abgewiesen zu werden braucht, da sie ja sofort nach dem Tode Christi wieder mit dem Fischergewerbe beschäftigt erscheinen: so wird schwerlich der doppelte Bericht der Synoptiker als so durchaus unvereinbar erscheinen. Etwas anderes scheint es aber mit dem von Johannes erzählten Factum zu sein. Hier ist dem Schlusse des D. Strauß schwerlich zu entgehen, daß sowol die Erzählung bei den Synoptikern als bei Johannes Anspruch darauf mache, die erste Bekanntschaft Christi mit dem Jünger zu berichten, daß also, wenn die eine Form die richtige ist, dies von der andern nicht angehe. Allein auch dadurch wird doch nichts anderes erwiesen, als daß über die erste Bekanntschaft verschiedene Erzählungen in dem Kreise der Jünger vorhanden gewesen seien, verschiedene Traditionen über dasselbe Factum, wobei aber sicher dem Berichte des der Thatsache so nahe stehenden Johannes die volle Glaubwürdigkeit wird zugesprochen werden müssen.

Die Stellung, die Petrus sofort in dem Jüngerkreise einnimmt, ist eine sehr ausgezeichnete; er gehört zu den vertrauteren Lehrjüngern nebst den Zebedaiden (Matth. XVII, 1. Marc. IX, 2. XIV, 33); er ist der Wortführer, der im Namen der Zwölfe redet (Matth. XIX, 27. Luc. XII, 41. Matth. XVI, 16. Marc. VIII, 29); darum redet ihn auch Jesus statt Aller an (Matth. XXVI, 40) und gründet auf ihn hauptsächlich seine Erwartungen über den Fortgang seiner Sache (Matth. XVI, 18). Als Grund für diese bedeutsame Stellung wird gewiß nur seine eigene Individualität angegeben werden können, die grade ihn zu solcher Erwartung befähigte. Dafür sprechen die einzelnen Züge, wie sie aus der evangelischen Geschichte so besonders hervorstechen und schon durch den bedeutsamen Namen angezeigt wurde: entschiedene Überzeugung von der Messianität Christi (Matth. XVI, 17), inniges Hangen an seiner Person (Joh. XIII, 37), das aber wie der entschlossene Charakter überhaupt sich auch zu gewagten Schritten, dem Wandeln auf dem Meere (Matth. XIV, 29) und der versuchten Vertheidigung des Herrn mit dem Schwerte (Joh. XVIII, 10) hinreißen ließ. Von jeher ist es nun als schwer erschienen, mit dem so sich kundgebenden Charakter des Mannes einen Schritt zu vereinigen, der von dem Allen grade das Gegentheil beweisen muß, die dreifache Verleugnung. Schwierig sind hier schon die äußern Beziehungen, wie sie in den Berichten der einzelnen Evangelisten vorliegen, von welchen Personen die Fragen ausgegangen seien, auf die Petrus die ableugnende Antwort gab, an welchen Stellen des hohenpriesterlichen Palastes die Sache sich ereignet habe, zumal da die Scene im Vorhofe an dem Kohlenfeuer, bald in die Wohnung des Annas, bald des Kaiphas verlegt wird, sodaß man schon durch die Vermuthung hat helfen wollen, der Palast beider habe an einander gestoßen, und einen gemeinschaftlichen Hof gehabt; endlich beruht noch besonders darin eine Schwierigkeit, daß der vor Gericht stehende Jesus auf die Scene im Hofe habe hinaussehen und dem Petrus den bedeutsamen Blick zuwerfen können. Der besonnene Exeget wird hier einräumen, daß wir mit der Bauart der jüdischen Wohnungen nicht hinreichend vertraut sind, um Alles zu einer klaren Anschauung erheben zu können, und daß auch wol in der Angabe der Personen, welche die Fragen an ihn richteten, mehrfache Traditionen vorgekommen sein mögen, sodaß D. Strauß schon acht bis neun verschiedene Verleugnungen hat herausbringen können. Das Streben, zum Mindesten die Dreizahl der Verleugnung nach der Voraussage Christi zu berichten, mag wol in der frühesten Evangelienerzählung darüber solche Abweichungen hervorgerufen haben, die jetzt durch die Versuche der Harmoniker nicht durchaus mehr ausgeglichen werden können. Fast ebenso schwierig wird es sein, den innern Faden bei jenem Ereigniß, oder den psychologischen Verlauf in der Seele des Petrus zu entwirren, und grade daher werden die so verschiedenen Auffassungen der Sache zu erklären sein, die darin bald eine bloße, sehr verzeihliche Übereilung, bald den schwersten Fall gefunden haben, wie er nur mit dem Sündenfalle Adam's verglichen, und nicht ohne Herbeiziehung des Satans hinreichend motivirt werden könne. Am sichersten wird man gehen, wenn man den Einfluß der Umstände selbst dabei beachtet. Die Voraussage der Verleugnung durch Christum scheint von Petrus wol nur so gefaßt zu sein, daß er bei einer feierlichen Befragung Gelegenheit haben solle, seine Anhänglichkeit an den Herrn zu erklären, und etwa dadurch sich einer großen Gefahr, einem sichern Untergange auszusetzen. Hierzu fühlte er sich vollkommen stark, und es liegt ganz in seinem Charakter, auf diese Weise dem früher in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Allein es kam anders; es waren die Fragen des zudringlichen Gesindes, neugieriger Mägde, die ihre Theilnahme an dem Vorgange innerhalb des Palastes dadurch bewiesen, daß sie aus der draußen sich drängenden Menge einen Mann ins Auge faßten, der selbst der gefährdeten Person so nahe stand. Petrus befürchtete als erkannter Anhänger Christi, nicht etwa sein Geschick theilen zu müssen, dazu wäre er sicher bereit gewesen, sondern nur in der Aufmerksamkeit auf den Verlauf der Sache gestört, aus der Nähe des Herrn weggedrängt, der Gegenstand des Spottes eines vorwitzigen Gesindes zu werden, das ja in ihm schon an der rauhern Aussprache den verachteten Galiläer erkannt hatte. Nur diesen soweit unbedeutend scheinenden Unannehmlichkeiten wollte er sich entziehen, und das erste Mittel, das sich dazu darbot, war Ableugnung aller Bekanntschaft mit dem Angeklagten. Nimmt man dazu, daß der Verlauf recht wohl ein rascher sein konnte, daß er den Fragenden die Befugniß zu ihrem Examen gar nicht einräumen konnte, so wird Petri Schritt auch bei aller Anhänglichkeit an den Herrn recht wohl, wenn auch nicht entschuldigt, doch psychologisch erklärt werden können. Die Ergebung an

Christum brauchte dabei keinen Augenblick aus seiner Seele zu weichen, und das geringste Zeichen zur Aufmerksamkeit auf sich selbst, der Hahnenruf, oder der bedeutsame Blick, den der Herr ihm zuwarf, reichte schon hin, ihn eingedenk sein zu lassen, daß eine Ableugnung selbst im Kreise so unbefugter Frager schon der Schritt sein könne, vor welchem der Herr ihn gewarnt hatte, und das Erwachen seines bessern Selbst fiel zusammen mit dem Bewußtsein der schon eingetretenen Ableugnung.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Auftreten des Petrus in der apostolischen Kirche nach dem Abschiede Christi, weil auch hier der Vorwurf, der des Schwankens, ihm um so dringender gemacht werden zu können scheint, weil unter den Tadlern der Apostel Paulus selbst die erste Stelle einnimmt. Es handelt sich um Petri Ansicht über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes auch in der christlichen Kirche. Petrus war durch eine Vision bewogen, auch Heiden für zulässig zur Taufe zu erklären (Act. X, 10. XI, 4); auf dem Apostelconvente, der zu Jerusalem über diesen Punkt gehalten wurde (Act. XV, 7), ist er der erste, der sich hier für die mildere Ansicht ausspricht. Und dennoch geräth er mit dem Heidenapostel Paulus, der am entschiedensten den christlichen Universalismus durchführt, darüber in so großen Conflict, wendet sich mit seiner Predigt nur den Judenchristen zu, sendet nur ihnen seinen ersten Brief, und gilt überall als Repräsentant der judenchristlichen Fraction in den apostolischen Gemeinden. Da Paulus selbst ihn des Wankelmuths bezüchtigt, wird schwerlich eine Umdeutung der Auftritte zu Antiochien gestattet sein (Gal. II, 11 sq.); Petrus hatte volle Gemeinschaft mit den Heidenchristen gepflogen; aber nachdem Abgesandte vom Jacobus, dem Haupte der streng jüdischen Muttergemeinde zu Jerusalem, eingetroffen waren, zieht er sich von den Heidenchristen zurück, und nimmt ganz den alt particularistischen Standpunkt wieder ein. Es bleibt hier in der That nichts anderes übrig, da schwerlich der Vorfall in Antiochien früher gesetzt werden kann, als jener Apostelconvent zu Jerusalem. Es bleibt nichts anders übrig, als in dem Bildungsgange des Petrus manche Schwankungen zuzugeben, die aber auch ebendeshalb uns gar nicht verwundern dürfen, weil wir ja gar nicht genöthigt sind, ihn als untrüglich und dem gewöhnlichen Gesetze der Allmäligkeit zu entnehmen, wie es von menschlichen Dingen ja unzertrennlich ist. Die katholischen Ausleger halfen sich fast sämmtlich durch den Gewaltstreich, den Gal. II, 11 genannten Petrus als eine von unserm Apostel verschiedene Person darzustellen, einen gewissen Kephas aus der Zahl der 70 Jünger, der später Bischof von Iconium geworden sein soll. Eine Hypothese, die so den Charakter der Noth an sich trägt, woraus sie hervorgegangen ist, bedarf keiner weitern Widerlegung.

Es bleibt uns jetzt die so schwierige Untersuchung übrig, die Thätigkeit und die Schicksale des Petrus nach Christi Abschiede wo möglich in eine chronologische Reihe zu bringen, weil nur dadurch Grund und Boden für die so intricate Frage seines Aufenthalts in Rom gewonnen werden kann.

Die Wirksamkeit des Apostels in der Gemeinde zu Jerusalem und der umliegenden Gegend war von der Art, daß er auch jetzt mit Sicherheit als eins der Häupter der apostolischen Kirche gelten muß. In der Predigt, in der Verrichtung von Zeichen und Wundern, in der Bestrafung des unlautern Sinnes ist seine Wirksamkeit so gewaltig, daß von ihr das Gedeihen der christlichen Sache abgeleitet wird. Diese Bedeutung des Mannes erhellt auch aus dem Gewicht, das die Gegner, die jüdischen Behörden, auf ihn legen; sie ziehen ihn mehrmals zur Verantwortung, doch war jetzt nicht er, sondern der kühne Stephanus zum Opfer ausersehen, worauf sich viele von der Gemeinde zerstreuen und den Samen des Evangelii auswärts tragen, namentlich nach Judäa und Samarien; doch blieben nach der ausdrücklichen Notiz Act. VIII, 1 alle Apostel noch in Jerusalem. Um indessen das Werk in Samarien zu fördern, wird Petrus nebst Johannes dahin abgesandt, VIII, 14. Ja bald dehnt Petrus seine Wirksamkeit weiter aus, bereiset ganz Judäa, Galiläa und Samarien (IX, 31. 32), erweckt zu Joppe die Tabitha, bekehrt den Hauptmann Cornelius zu Cäsarea. Alle diese Vorfälle werden mehre Jahre eingenommen haben, doch läßt sich nicht eher ein chronologischer Boden gewinnen, als bei einem Ereigniß, das den Apostel wiederum in Jerusalem anwesend sein läßt, nämlich die Hinrichtung des ältern Jacobus durch Herodes Agrippa, und die Gefangennehmung des Petrus; sie muß vor 44 liegen, weil der König Agrippa I. in diesem Jahre starb (*Joseph.* antiq. XIX, 8. 2, de bello Jud. II, 11. 6); allein sie wird auch dicht vorher liegen, weil Lucas die Erzählung des plötzlichen Todes des Tetrarchen mit jener Verfolgung in Verbindung bringt, und außerdem die Erzählung von der Anwesenheit des Paulus und Barnabas in Jerusalem zur Überbringung der Collecte so hineinwebt, daß die Ereignisse durchaus eine schnelle Folge auf einander gehabt haben müssen. Wenn auch die üblichen Zeitbestimmungen der Acten κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν, μετὰ ταῦτα, ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις immer nur als lose Verbindung gelten müssen, wenn auch die nach einander liegenden Ereignisse von Lucas hier näher zusammengerückt wurden: so wird doch schwerlich die scrupulöseste Kritik ihn beschuldigen können, sie so durch einander zu werfen, daß das Spätere zum Frühern würde. Wenn deshalb das Verfahren gegen Petrus, der Tod des Agrippa und die Collectenreise des Paulus so zusammengefaßt werden, daß die Rückkehr des Paulus erst nach dem Tode des Tyrannen erzählt wird (XII, 25): so wird der Schluß gewiß hinreichend begründet sein, daß auch die Gefangenschaft und Erledigung des Petrus ziemlich mit der Collectenreise des Paulus zusammenfällt, die anderweitig auf 44 oder das dritte Jahr des Claudius erwiesen ist. Der Schluß daraus ist dann der, daß um diese Zeit Petrus den Kreis von Jerusalem noch nicht verlassen hatte. Dasselbe Resultat kann aber auch für einen ungleich spätern Zeitraum, nämlich für die dritte Reise des Paulus, oder dessen Anwesenheit zum Apostelconvente in Jerusalem geltend gemacht werden; denn auch dabei ist Petrus nicht blos anwesend, sondern sogar der Wortführer der Versamm-

lung. Nach anderweitiger Rechnung stellt sich heraus, daß diese Act. XV. u. Gal. II, 1 erwähnte Reise des Paulus frühestens 52 fallen kann, nämlich 14 Jahre nach dem ersten Auftreten des Paulus als Christ in Jerusalem, also im zwölften Jahre des Claudius. Kleinere Reisen und kürzere Abwesenheiten des Petrus sind dadurch nicht ausgeschlossen, wie ja ausdrücklich nach seiner Erledigung aus der Haft unter Herodes bemerkt wird, er habe sich an einen andern Ort begeben, εἰς ἕτερον τόπον; allein aus dem Kreise der Mutterkirche zu Jerusalem kann er nicht ausgeschieden sein, da er stets als dort wirksam angegeben wird. Es bleibt also Resultat, daß Petrus erst nach 52, oder dem zwölften Jahre des Claudius, sich einen auswärtigen Wirkungskreis erwählen konnte. Als ein solcher wird nun Antiochien angegeben, wo Paulus mit ihm den bekannten Conflict hatte über die Geltung des Gesetzes (Gal. II, 11). Daß dieser Aufenthalt in Antiochien erst nach dem Apostelconvent 52 stattfinden konnte, folgt schon daraus, weil Paulus ihm unmöglich den Wankelmuth so sehr vorwerfen durfte, wenn nicht die feierliche Beschlußnahme über Abolirung des Gesetzes grade unter Petrus' Einwirkung erfolgt war. Am wenigsten aber kann Petrus bei dem nachgewiesenen Aufenthalt in Antiochien die dortige Gemeinde zuerst gegründet haben, weil dieses Ereigniß ausdrücklich von der Zerstreuung der Gemeinde in Folge der Hinrichtung des Stephanus abgeleitet wird (Act. XI, 19) und zu einer Zeit liegt, wo Petrus durchaus nicht einmal den Kreis der Hauptstadt verließ, vielmehr alle Apostel damals dort anwesend blieben. Treffen wir nun aber den Apostel noch 52 bei der schon blühenden Gemeinde in Antiochien, so wird jetzt auch seine Wirksamkeit in noch entlegener Gegend, am Euphrat in Babylon, begreiflich sein, von wo er seinen ersten, echten Brief schreibt (1 Petr. v. 13: Ἀσπάζεται ὑμᾶς ἡ ἐν Βαβυλῶνι συνεκλεκτή); daß unter den Mitauserwählten in Babylon nicht irgend ein Frauenzimmer, etwa seine Frau, sondern nur die dortige Gemeinde verstanden sein kann, wird zuzugeben sein; ein anderes ist es aber mit der angegebenen Stadt selbst. Man muß sich wundern, wie eine so einfach historisch gehaltene Angabe, die den fraglichen Brief aus Babylon datirt sein läßt, nur im Geringsten habe einem Zweifel oder einer anderweitigen Ausdeutung unterliegen können; und dennoch ist dies recht früh geschehen, ist in jenem Namen allegorisch die Stadt Rom gesucht. Schon Eusebius (Hist. eccl. II, 15) sieht hier eine Allegorie, eine tropische Beziehung, findet unter dem Namen Babylons Rom versteckt. Diesem Vorgange folgten dann die meisten alten Ausleger, Hieronymus, Isidor von Sevilla, und selbst manche neuere. Fragt man aber nach den Gründen, warum ein so offenbar historisches Factum seiner natürlichen Bedeutung entkleidet, und in die Hülle einer Allegorie verwandelt werden soll, so ist der eigentliche Grund sicher der Wunsch, für den so precairen Aufenthalt des Petrus in Rom ein Argument mehr zu gewinnen; dagegen der ostensible Grund ist das Berufen auf die Apokalypse (XIII, 2), wo in der That diese Allegorie anzuerkennen sein wird. Die beste Widerlegung einer so unerhörten Annahme findet sich aber sofort in dem durchaus verschiedenen Charakter beider Bücher. Die Apokalypse ist durchdrungen von allegorischer, symbolischer Darstellung, redet die kühn phantastische Sprache der althebräischen Propheten, versetzt ihre Leser in eine durchaus neue Welt der Anschauung, und da konnte sie, wenn sie ihrem Charakter treu bleiben, nicht aus der Rolle fallen wollte, auch für Rom nicht anders als die allegorische Bezeichnung der großen von Heidenthum und Irrsal erfüllten Weltstadt Babel gebrauchen. Wie aber stimmt dies zu einem Briefe, dessen Ton so ruhig, dessen Inhalt ein streng didaktischer ist? Der Verfasser würde sofort den Ton des Lehrers mit einer räthselhaften, den Lesern völlig unverständlichen Floskel durchbrochen haben; denn der Grund, daß eben durch den Vorgang der Apokalypse jener Ausdruck geläufig und so auch den Lesern des Briefs bekannt geworden sei, worauf man sich wol berufen hat, ist doch nur so lange haltbar, als das chronologische Verhältniß der Schriften unbeachtet bleibt; unmöglich konnte die soviel spätere Apokalypse den frühern Sprachgebrauch bestimmen. Selbst die Reihenfolge, in welche die asiatischen Provinzen in der Anrede geordnet erscheinen, ist, wie die Ausleger bemerkt haben, von der Art, daß der Ausgangspunkt am Euphrat gedacht sein muß. Auch noch der Grund verdient beachtet zu werden, daß wenn Babel allegorisch zur Bezeichnung Roms gebraucht wird, darin jedesmal der feindliche Angriff auf die verderbte Welthauptstadt, die Repräsentantin aller Sünde und Abgötterei, das Haupt des Heidenthums, beabsichtigt ist. Nur in diesem Sinne jubelt der Apokalyptiker über ihren Fall; dazu fehlt nun aber wiederum in der Petrinischen Stelle jede Veranlassung; der Verfasser sendet den friedlichsten Gruß von der in jener Stadt ansässigen Christengemeinde; die ganze Seele des Schreibenden athmet Frieden und Harmonie; unbegreiflich muß es dabei bleiben, wie aus solcher Stimmung unmittelbar hätte jener polemische Angriff hervorbrechen können. Andere Schwierigkeiten, die man wol gemacht hat, berufen sich darauf, daß Babylon damals zerstört gewesen, höchstens an jener Stelle des Euphrats die Städte Ktesiphon und Seleucia zu finden gewesen seien. Allein dagegen sprechen die ausdrücklichsten Angaben bei Josephus, der wiederholt nicht allein der Stadt Babylon gedenkt, sondern auch einer zahlreichen dort ansässigen Judengemeinde erwähnt (Antiquit. XV, 2, 2. 3, l. XVII, 2, 1), sodaß also die apostolische Predigt dort ebenso gut als irgendwo sonst den günstigen Boden zur Pflanzung einer Gemeinde vorfand. Es wird also das Resultat gesichert sein, daß die Wirksamkeit des Petrus, als sie sich aus dem nächsten Umkreise Jerusalems entfernte, sich nach Syrien und weiter östlich an die Ufer des Euphrats gewandt habe. Wie lange er hier verweilt, ist freilich nicht auszumachen; indessen darf man sich für berechtigt halten, die Abfassung des Briefes selbst in eine ziemlich späte Zeit zu verlegen. Ein scharfsinniger katholischer Kritiker (Hug, in der Einleitung) findet die Bezeichnung der Gefahren, denen die Christen damals ausgesetzt waren, der Verleumdungen, womit sie angegriffen wurden, von der Art, daß dabei die Neronische Verfolgung durchaus als schon eingetreten

[illegible] werden müsse. Erst damals wurde ihnen ihr Bekenntniß selbst als Verbrechen angerechnet, sie als Missethäter ὡς κακοποιοί (1 Petr. II, 12) per flagitia invisi betrachtet, und von der heidnischen Obrigkeit angegriffen. Bedenkt man, daß die Kunde der Gewaltschritte in Rom erst einige Zeit brauchte, um dem Petrus im fernen Osten am Euphrat bekannt zu werden, so wird der Brief unmöglich vor dem zwölften Jahre des Nero geschrieben sein können. Doch auch abgesehen von dieser Beweisführung, die nicht beachtet, wie auch schon früher bei Heiden und Juden die Christen Gegenstand der Bedrückung wurden, und bei den Römern namentlich die Verwechslung mit Juden ihnen wol schon recht früh nachtheilig geworden ist, es möge zunächst nur das oben ausgemachte Resultat feststehen, daß Petrus nicht vor 52 oder dem zwölften Jahre des Claudius den palästinensischen Kreis habe verlassen können, und sich darauf nach Antiochien und der Gegend am Euphrat gewendet habe. Ebenso sicher läßt sich jetzt der Beweis fortführen, daß seine Reise nach Rom auch in die nächste Zeit nicht verlegt werden könne; denn hierher fallen die Briefe des Apostels Paulus nach und von Rom, die mit einer Anwesenheit des Petrus daselbst völlig unverträglich sind. Zunächst der Brief an die Römer ist frühestens im Winter von 57 auf 58 im fünften Jahre des Nero geschrieben, und hebt auch jede Möglichkeit auf, daß Petrus damals oder früher in Rom gewesen sei. Daß er zur Zeit der Abfassung des Briefes nicht dort sein konnte, erhellt daraus, daß dann Paulus bei den zahlreichen Grüßen, die er an so viel einzelne Glieder der dortigen Gemeinde bestellt, unmöglich das Haupt derselben hätte mit Stillschweigen übergehen können. Die Evidenz dieses Beweises ist so schlagend, daß selbst Baronius sich fügt, und zu der Auskunft greift, Petrus sei damals in Folge der Christenverfolgung unter Claudius von Rom abwesend gewesen. Allein auch vorher konnte er nicht dort sein; bei seinem Ansehen als Apostel wäre die dortige Gemeinde von ihm wenn auch nicht gestiftet, doch jedenfalls geleitet, und in dem damaligen Zustande doch als sein Werk zu betrachten gewesen. Wenn nun aber Paulus es als seinen entschiedenen Grundsatz ausspricht, sich nie in die Pflanzung eines andern einzudrängen (2 Cor. X, 16) und er dies Princip am wenigsten bei Petrus aufgeben konnte, mit dem er ja eine so entschiedene Spannung zu beklagen hatte: so bleibt es gänzlich unbegreiflich, wie er der ihm fremden Gemeinde hätte solch ergreifendes Schreiben zusenden, geschweige denn so sehnlichst eine persönliche Anwesenheit daselbst wünschen können. Der Beweis läßt sich aber weiter verfolgen, daß Petrus auch von 61 bis 63, also bis spätestens im zehnten Jahre des Nero nicht in Rom gewesen sein könne, denn soweit reicht Pauli Gefangenschaft daselbst; weder der Bericht darüber bei Lucas, noch die aus jener Zeit geschriebenen Briefe erwähnen des Petrus auch nur mit einem Worte. Aus dieser Zeit der zweijährigen Haft in Rom stammen mit Sicherheit vier Briefe des Paulus; nämlich der an die Epheser, an die Kolosser, an die Philipper und an den Philemon. Bei der engen Verbindung, die grade jene Briefe zwischen den Gemeinden unterhielten, und bei der Bedeutsamkeit des Petrinischen Namens bleibt es durchaus undenkbar, wie eine Erwähnung desselben hätte unterbleiben können, wenn er wirklich in Rom gewesen wäre. Aber auch den positiven Beweis der Unmöglichkeit enthalten sie; an die Kolosser (IV, 7—14) berichtet Paulus ausdrücklich, aus welchen Personen und Gehilfen seine damalige Umgebung bestanden habe, zählt sie einzeln auf, den Tychicus, Onesimus, Aristarch, Marcus, den Jesus, genannt Justus, und fügt V. 11 hinzu, daß diese allein seine Mitarbeiter am Reiche Gottes gewesen seien, οὗτοι μόνοι συνεργοὶ εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ Θεοῦ; er grüßt ferner vom Epaphras, vom Lucas und Demas, aber kein Wort vom Petrus. Mochte auch eine Spannung zwischen den Aposteln einst in Antiochien geherrscht haben, einer Erwähnung hätte Petrus, oder doch zum mindesten das Factum der Spannung verdient, wenn eine solche in Rom bestanden hätte. Dazu kommt noch, daß die Art des Auftretens des Apostels Paulus in Rom, wie es die Acten uns schildern, schlechthin auch eine frühere Wirksamkeit des Petrus daselbst unmöglich machen. Ein scharfsinniger katholischer Bearbeiter dieser Frage (tübinger katholische Quartalschrift 1820. 4. Heft. S. 612) macht darauf aufmerksam, daß Paulus sofort nach seiner Ankunft die Vorsteher der dortigen Judengemeinde zu sich rufen läßt, ihnen die Predigt von Christo vorträgt, zwar bei Manchen damit eine günstige Aufnahme findet, aber ebenso entschieden auch die Gewißheit hervorruft, daß vor ihm kein anderer Apostel, und am wenigsten Petrus dort gewirkt haben könne. Die Synagogenvorsteher erscheinen mit der ganzen Predigt von Christo völlig unbekannt, nur die sehr unbestimmte Notiz besitzen sie von der neuen Lehre, daß sie überall Widerspruch finde (Act. XXVIII, 22) und erbitten sich deshalb von ihm selbst nähere Auskunft darüber. Ein solches Verhältniß bleibt völlig unbegreiflich, wenn hier schon früher Petrus gewirkt hatte, der ja seiner ganzen Tendenz nach sich durchaus zuerst an die jüdische Synagoge mit seiner Predigt wenden mußte. Das factische Bestehen einer Christengemeinde in Rom, die auch Judenchristen in sich schloß, wie Pauli Römerbrief beweiset, ist dagegen kein Einwurf. Es konnten sich viele aus der Judengemeinde gläubig gezeigt haben, ohne daß ein Bekehrungsversuch innerhalb der Synagoge gemacht wäre, wie er von Petrus unausbleiblich hätte veranstaltet werden müssen. Die Acten des Lucas enden mit der zweijährigen Haft des Paulus (63) und schließen bis dahin jede Anwesenheit des Petrus aus.

Für den weitern Verlauf bis zum Tode des Apostels Paulus bleibt nun die Hypothese von dessen zweiter Gefangenschaft zu beurtheilen, denn damit allein wäre noch eine Anwesenheit des Petrus vereinbar. Man nimmt bekanntlich an, daß Paulus damals seiner Haft entledigt, neue Reisen unternommen habe, und von Korinth aus in Begleitung des Petrus nach Rom zurückgekehrt und des Märtyrertodes gestorben sei. In der That bleibt nur für diese Zeit die Möglichkeit eines Aufenthalts des Petrus in Rom übrig, und hierher hat deshalb auch jener katholische Kritiker den Aufenthalt verlegt, ihn aber auf einige

Monate über ein Jahr beschränken müssen. Untersuchen wir dieses Resultat zunächst ebenfalls nur nach den im neuen Testament selbst vorhandenen Daten, so beruhet die Hypothese von der zweiten Gefangenschaft des Paulus bekanntlich ganz allein auf dem Wunsche, für die Pastoralbriefe eine passende Zeit ermitteln zu wollen. Nur in einer solchen zweiten Anwesenheit scheint ihnen eine geeignete Stelle angewiesen werden zu können. Allein selbst diese Hypothese zugegeben, so wird dadurch ebenso die damalige Anwesenheit des Petrus in Rom ausgeschlossen, als durch die Briefe des Paulus aus der ersten Gefangenschaft dies für die frühere Zeit zugegeben werden mußte. Sind die Pastoralbriefe Zeugnisse jenes zweiten Aufenthalts des Paulus, so wiederholt sich genau derselbe Schluß; weil auch sie des Petrus mit keinem Worte erwähnen, so konnte er nicht Begleiter des Paulus sein. Der letzte Rest einer Möglichkeit kommt nun dahin zurück, daß zur Zeit nach Abfassung jener Briefe in der zweiten Gefangenschaft, oder weiset man diese Hypothese zurück, in der kurzen Zeit nach Schluß der Acten bis zum Tode des Paulus die Ankunft des Petrus stattgefunden habe. Über diese freilich sehr beschränkte Zeit fehlen uns alle Notizen, sodaß hier kühn die Anwesenheit des Petrus behauptet werden kann. Welches Recht dazu vorhanden sei, wird sich aus Prüfung der anderweitigen Zeugnisse über diesen Punkt außerhalb des neuen Testaments ergeben.

Ein erster Cyklus von Stellen schließt sich an die Autorität des Eusebius an, wo er nicht sowol andere Zeugen sprechen läßt, als vielmehr seine eigene als historisch begründete Meinung gibt; in seinem Chronicon zum zweiten Jahre des Claudius heißt es: (42—43) *Πέτρος ὁ κορυφαῖος τὴν ἐν Ἀντιοχείᾳ πρώτην θεμελιώσας ἐκκλησίαν εἰς Ῥώμην ἄπεισι κηρύττων τὸ εὐαγγέλιον;* was Hieronymus lateinisch so wiedergibt: Petrus apostolus quum primus Antiochenam ecclesiam fundasset, Romam mittitur, ubi evangelium praedicans 25 annis ejusdem urbis episcopus perseverat. Es kann hier sofort der Verdacht entstehen, daß die 25 Jahre des Petrinischen Episkopats, von denen Eusebius nichts hat, und die mit dessen Kirchengeschichte in offenem Widerspruche stehen, eigenmächtig von Hieronymus hinzugethan seien; allein dagegen spricht doch die neuerlich aufgefundene armenische Übersetzung des Chronikons, die offenbar nicht aus dem Hieronymus geflossen ist, und dennoch so gibt: Petrus Apostolus cum primum Antiochenam ecclesiam fundasset, Romanorum urbem proficiscitur ibique evangelium praedicat, et commoratur illic antistes ecclesiae annis viginti (quinque). Auffallend ist dabei nur, daß diese Angabe sich nicht, wie bei Hieronymus zum zweiten Jahre des Claudius, sondern zum dritten des Cajus findet, Olympiad. 204. An. 4 = 39 nach Christus; doch läßt sich die Übereinstimmung mit Hieronymus so herstellen, wenn das gedachte Jahr sich nicht auf die Reise nach Rom, sondern auf die Gründung der Kirche zu Antiochien beziehen soll, an die dann nur das spätere Factum angereihet wird. Oder was noch wahrscheinlicher ist, sind die in Klammern beigefügten fünf Jahre im Texte echt, so kann der armenische Übersetzer der Rechnung gefolgt sein, daß Petrus, um in der Neronischen Verfolgung (64) zu sterben, wie er wirklich anführt, und doch 25 Jahre in Rom anwesend zu sein, schon 39 dahin gekommen sein müsse, welche Rechnung allerdings zutrifft. Allein sehen wir die angeführten Stellen nur genauer an, so kann ihr gänzlicher Widerspruch gegen die obigen aus der Apostelgeschichte nachgewiesenen Thatsachen keinen Augenblick zweifelhaft sein. Petrus soll die Gemeinde zu Antiochien gegründet haben, während Act. XI, 19 ausdrücklich deren Ursprung von der Zerstreuung der Christen nach der Ermordung des Stephanus abgeleitet wird, und zwar zu einer Zeit, wo noch kein Apostel Jerusalem verlassen hatte! Ferner, im zweiten Jahre des Claudius sei er nach Rom gegangen, während die obige Untersuchung erwies, daß er nicht vor dem zwölften Jahre desselben (52) den palästinensischen Kreis verlassen haben kann, und auch dann, nach den aus den Paulinischen Schriften gezogenen Nachweisungen, dessen Aufenthalt in Rom völlig undenkbar ist. Wie die Erzählung im Chronikon des Eusebius dasteht, ist sie völlig nichtig; es bleibt aber vielleicht der Schluß möglich, daß wenn auch die angegebenen Nebenumstände, das Jahr, die vorausgehende Gründung der Kirche in Antiochien, nicht haltbar sei, doch wenigstens das Factum selbst, die Reise nach Rom, daraus als verbürgt herausgezogen werden dürfe. Allein ein Zeugniß ist dann wenigstens die Stelle nicht mehr, da sie erst im Widerspruch mit der Ansicht des Schreibenden zurecht gemacht werden muß. Wie Eusebius sich den Zusammenhang der Dinge gedacht hat, ist er factisch unrichtig, und es folgt daraus höchstens die zu Eusebius' Zeit vorhandene und beliebte Ansicht von der Anwesenheit des Petrus in Rom.

Lassen wir aus Eusebius jetzt die Stellen folgen, wo er seine Gewährsmänner selbst anführt. Die erste Stelle ist Hist. eccl. II, 14. 15, mit Beziehung auf Clemens von Alexandrien und Papias: der Zusammenhang ist der, daß Petrus nach Rom gekommen sei, um der gefährlichen Wirksamkeit des Simon Magus zu widerstehen, der auf dieselbe Weise in Rom durch Gaukelei und Verbreitung häretischer Meinungen dem Evangelium schadete, als er schon in den Acten als offener Feind des heiligen Geistes dargestellt wird. Ist nun aber Petrus nur dann nach Rom gekommen, wenn dies Zusammentreffen mit Simon Magus historischen Grund hat, so ist seine Anwesenheit daselbst eine Fabel; denn daß dies von der Geschichte mit dem Magus gelte, darüber herrscht kein Zweifel mehr. Justin der Märtyrer ist die Quelle, woraus Eusebius in den vorangehenden Capiteln die Geschichte mittheilt; doch hat die Kritik längst darüber entschieden, daß dieser Gewährsmann hier völlig auf falscher Fährte ist. Justin hat in seiner Apologie von dem Simon Magus eine Geschichte erzählt, über die sich am meisten wol die Römer gewundert haben mögen; derselbe soll in Rom durch seine Zauberkünste unter Beistand der Dämonen sich solches Ansehen verschafft haben, daß das römische Volk ihm göttliche Ehre erwies, und eine Statue mit der Inschrift Simoni Deo Sancto errichtete. Justin gibt so-

zurückzuweisen, weil sie mit den Daten aus dem neuen Testament in Widerspruch stehen; dagegen auf Lactanz gibt er Alles, und begründet auf ihn sein Resultat, daß Petrus in der letzten Zeit Nero's auf ein Jahr und einige Monate in Rom anwesend gewesen sei. Dennoch steht dieser Schluß mit der Stelle des Lactanz in offenem Widerspruch, weil aus dieser nichts anderes erhellt, als daß Petrus schon in den ersten Regierungsjahren des Nero dort eingetroffen sei. Die Stelle lautet im Zusammenhange so (de mortib. persecutor. c. 2): Discipuli, qui tunc erant undecim, assumtis in locum Judae proditoris Matthia et Paulo dispersi sunt per omnem terram ad evangelium praedicandum, sicut illis magister Dominus imperaverat, et per annos viginti quinque usque ad principium Neroniani imperii per omnes provincias et civitates ecclesiae fundamenta miserunt. Cumque jam Nero imperaret, Petrus Romam advenit, et editis quibusdam miraculis, quae virtute ipsius Dei data sibi ab eo potestate faciebat, convertit multos ad justitiam Deoque templum fidele ac stabile collocavit. Qua re ad Neronem delata, quum animadverteret, non modo Romae, sed ubique quotidie magnam multitudinem deficere a cultu idolorum et ad religionem novam damnata vetustate transire, ut erat execrabilis ac nocens tyrannus, — Petrum cruci affixit et Paulum interfecit. Die Ankunft des Petrus in Rom wird hier durchaus gleichzeitig mit der zu Anfang der Neronischen Herrschaft als vollendet zu betrachtenden Verbreitung des Evangeliums durch alle Provinzen gesetzt; besonders aber die Form, quum jam Nero imperaret, macht es völlig unmöglich, an etwas Anderes als den Anfang seiner Regierung zu denken. Steht nun aber nach dem Bisherigen fest, daß nach Ergebniß des neuen Testaments Petrus unmöglich vor dem zehnten Regierungsjahre des Nero in Rom anwesend gedacht werden kann, so fällt auch die Beweiskraft dieser Stelle zusammen und zwar ebenso gut wie die der früheren, die ihn schon unter Claudius dort auftreten ließen. Mit allen diesen hat die Stelle des Lactanz aber auch deshalb große Verwandtschaft, weil sie eine offene Bezugnahme auf die Geschichte mit dem Simon Magus enthält. Schwerlich wird man nämlich bei den von Lactanz bezeichneten Wunderthaten des Petrus in Rom an etwas Anderes, als diese Erzählung denken können, und fällt seine Autorität also durchaus mit jenen Berichten zusammen, deren Quelle als eine so trübe anerkannt werden mußte.

Jetzt wird sich ein Resultat aus den bisherigen Untersuchungen zusammenfassen lassen. Die einzige Möglichkeit, eine Anwesenheit des Petrus in Rom anzunehmen, schränkte sich nach den Ergebnissen des neuen Testaments auf die Zeit nach 63 ein, wo die Acten des Lucas schließen; bis dahin war diese Annahme durch eine ineinandergreifende Kette von Thatsachen unstatthaft. Sämmtliche Zeugnisse der Schriftsteller, mit Ausnahme des Dionysius von Korinth, stehen aber mit jenem Resultate in Widerspruch, da sie den Aufenthalt schon in viel frühere Zeiten verlegen, die meisten schon in den Anfang der Regierung des Claudius, der einzige Lactanz in den Beginn der Neronischen Herrschaft; und außerdem sind sie mit einer Fabel durchwebt, der Geschichte des Kampfes des Petrus gegen den Simon Magus, die ihnen durchaus den Charakter einer wohlbegründeten historischen Überlieferung absprechen läßt. Der Annahme aber, daß jene Zeugnisse, wenn sie auch in den Nebenumständen irren, doch in der Hauptsache, dem Berichte der Anwesenheit selbst, Glauben verdienen, ist die wohlbegründete Antwort entgegenzusetzen, daß dann die Sache doch nicht so vorliege, wie die Schriftsteller sie sich dachten, und ihr Zeugniß willkürlich gedeutet sei. Ihren Berichten wird völliges Recht widerfahren, wenn man das Vorhandensein einer Sage einräumt, die seit der Mitte des 2. Jahrh. von jener Anwesenheit weiß, die aber ebendadurch am sichersten beseitigt wird, wenn ihr genetischer Ursprung sich aufdecken läßt. Ein solcher soll nun keineswegs hier in dem dogmatischen Interesse gefunden werden, das die römische Kirche daran hatte, zur Stützung ihres Primats, ihrer hierarchischen Plane, auf Gründung durch den Apostelfürsten zurückzugehen. Allerdings fodert es die historische Unparteilichkeit einzuräumen, daß jene Sage viel höher hinaufgeht, als nur in Rom selbst von dergleichen hierarchischen Bestrebungen die Rede war. Allein ebenso fodert es die historische Unparteilichkeit einzuräumen, daß jene Sage recht wohl aus einem andern Interesse entstehen konnte, nämlich aus dem Wunsche, den Petrus als Repräsentanten der judenchristlichen Richtung in Rom anwesend sein zu lassen, um an ihm ebenso ein Haupt zu haben, wie es die heidenchristliche Richtung an Paulus besaß. Diese Ansicht ist mit vielem Scharfsinn vom Dr. Baur durchgeführt in seinem Aufsatze: Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des Petrinischen und Paulinischen Christenthums in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom (Tübinger Zeitschrift für Theologie 1831. 4. Heft. S. 163 fg.). Der Versuch, die Sage dadurch zu entkräften, daß sie in ihrem Ursprunge aus damaligem Zeitinteresse erklärt wird, verdient alle Beachtung, ohne daß wir doch hier in die Einzelheiten einzugehen vermöchten. Historisch bleibt erwiesen, daß die Sage in ihren einzelnen Zügen, also eben in demjenigen, was ihr Wesen ausmacht, den historisch feststehenden Thatsachen widerspricht, und dadurch als abgewiesen gelten muß.

Es bleibt nur übrig, jenen Rest von Möglichkeit zu würdigen, der die Anwesenheit des Apostels in die Zeit nach Schluß der Acten des Lucas verlegt. Hier läßt sich allerdings nicht historisch erweisen, daß jene Annahme absolut nicht stattfinden könne. Desto mißlicher aber wird sie, wenn auf die positiven Zeugen dafür eingegangen wird. Die Autoritäten kommen auf den einzigen Dionysius von Korinth hinaus, der um 176 gestorben sein soll, und fragt sich sehr, wie weit er von dem Einfluß der bloßen Sage freigesprochen, und als historische Autorität gezählt werden darf, wenn seiner Angabe anderweitige so erhebliche Bedenken entgegenstehen. Einmal nämlich das ausdrückliche Zeugniß des Clemens von Rom zu Anfang des 2. Jahrh., der nicht blos von der Wirksamkeit und dem Ende des Petrus im Abendlande nichts weiß, son-

una traditionis origine 1679. Op. Tom. II. Lugdun. Batav. 1703. p. 331 sq.). Doch ist anzuerkennen, daß auf einem so entscheidend erachteten Punkte die protestantische Geschichtsschreibung von jeher einen Beweis ihrer Unparteilichkeit hat abgeben wollen, da sich bis auf die neuesten Bearbeiter der Kirchengeschichte und Einleitungswissenschaft stets die Ansicht wiederholt hat, daß das Ableugnen einer durch so viele Zeugnisse des Alterthums documentirten Thatsache nur für Hyperkritik gelten könne.

Es bleibt nur noch übrig, die Schriften des Petrus kurz zu erörtern. Unter seinem Namen finden sich im neuen Testamente zwei Briefe, von denen der erste ebenso entschieden als echt und authentisch betrachtet werden kann, wie der zweite als unecht und dem Namen des Apostels untergeschoben gelten muß.

Für die Echtheit des ersten Briefs lauten zunächst die äußern Argumente so günstig, wie kaum für irgend ein anderes Buch des Alterthums. Das früheste Zeugniß legt schon der zweite Brief ab, der obwol dem Petrus untergeschoben, doch die Existenz des ersten voraussetzt (2 Petr. III, 1). Um die Anführungen der apostolischen Väter zu übergehen, in denen doch nichts anders als höchstens unbestimmte Reminiscenzen aus dem Briefe des Petrus gefunden werden könnten, so ist gleichmäßig bei den Vätern des Abend- wie Morgenlandes, bei Tertullian (ad Scapul. 12), Irenäus (adv. haer. IV, 9. 2. IV, 16. 5 und außerdem die ausdrückliche Versicherung des Eusebius über die Benutzung des Briefs durch Irenäus H. eccl. V, 8), bei Clemens von Alexandrien (Stromat. III. p. 473. IV. p. 193), Origenes (in seinem Kanon bei Eusebius H. eccl. VI, 25 und öfters anführungsweise), Eusebius (H. eccl. III, 3. 25), dann in der syrischen Übersetzung Peschito, dem Briefe seine Stellung unter den kanonischen Schriften völlig gesichert, und sind die etwanigen Bedenken dagegen durchaus unerheblich. Sie sind entlehnt von dem Wegbleiben desselben in dem alten, aber nur fragmentarisch erhaltenen Kanon bei Muratori, sowie aus einigen andern, aber sicher dogmatisch gefärbten Ansichten über ihn. Nach äußern Gründen bleibt hier der Kritik nichts zu wünschen übrig.

Innere Gründe, die wol gegen seine Echtheit aufgestellt sind, führt besonders de Wette aus, jedoch ohne dadurch sich zur vollen Verwerfung berechtigt zu halten. Er nimmt Anstoß daran, daß der Brief keine hervorstechende Eigenthümlichkeit trage, vielmehr durchaus unbestimmte Beziehungen darbiete, und auch wol geschichtliche Zweifel errege. Letztere sind durch die Ausleger und Kritiker längst beseitigt. Das erstere Bedenken, Mangel einer bestimmten Eigenthümlichkeit kann zugegeben werden, ohne daß daraus ein Schluß gegen Petrus als Verfasser berechtigt wäre. Es ist durchaus nicht nöthig, daß der Apostel Petrus bei aller Entschiedenheit des Charakters und der Anhänglichkeit an Christum, auch wo er brieflich mit den Gemeinden verkehrt, ein durchaus originelles literarisches Product habe liefern müssen. Grade das Schwankende und Halbe, das wir in seinem Verfahren rücksichtlich der Geltung des jüdischen Gesetzes beobachteten, wird am besten zu der wenig originellen Schreibart passen, wie der Brief sie darbietet. Der Echtheit des Briefes erwächst daraus sicher keine Gefahr.

Schwierig in der Erklärung blieben dabei freilich die zahlreichen Beziehungen auf Paulinische Wendungen und Ausdrücke, worüber die Einleitungen und Commentare ganze Tafeln aufzustellen pflegen. Die Gefahr, dadurch den Verfasser zu einem Sammler und Nachahmer Paulinischer Redensarten herabsinken zu sehen, verschwindet indessen schon einigermaßen dadurch, daß die Kritiker selbst über die mislichen Stellen nicht einig sind, oft da Bezugnahmen finden, wo andere dergleichen nicht entdecken. Das Meiste davon kommt auf Ausdrücke hinaus, die durch die behandelten Sachen selbst gegeben waren; und eine Übereinstimmung in der apostolischen Predigt wird doch Niemanden befremden. Allein gibt man auch eine gewisse Bezugnahme, besonders auf Ausdrücke und Wendungen im Epheserbriefe, zu (Credner, Einleitung S. 634): so ist eine Bekanntschaft des Petrus mit einem Paulinischen Sendschreiben an dieselben Gemeinden, denen auch sein Brief galt, doch gar nicht unerhört. Selbst eine gewisse Annäherung an Paulus wird man bei dem mehrfachen Schwanken erträglich finden, worin sich Petrus offenbar längere Zeit befunden hat.

Über die Leser, denen der Brief bestimmt war, kann man theils die Aufschrift, theils den Inhalt befragen, aber leider scheint aus beiden ein widersprechendes Resultat hervorzugehen. Während die Aufschrift überwiegend auf Judenchristen hinzuweisen scheint (I, 1 *ἐκλεκτοῖς παρεπιδήμοις διασπορᾶς*), passen dagegen die innern Züge ganz allein auf Heidenchristen. Dahin gehört schon I, 14, daß ihre früheren *ἐπιθυμίαι* aus Unwissenheit (*ἀγνοίᾳ*) hervorgegangen seien, was wol nur von Heiden ohne die Gesetzesoffenbarung gesagt werden kann, ähnlich II, 9, die Berufung durch Gott, *ἐκ σκότους εἰς τὸ θαυμαστὸν αὐτοῦ φῶς*; ferner III, 9, die Christinnen sind zu Töchtern der Sara geworden, *ἧς ἐγενήθητε τέκνα;* vor Allem aber IV, 3, wo ausdrücklich das frühere Leben der Leser als dem Götzendienst ergeben (*ἀθεμίτοις εἰδωλολατρείαις*) geschildert wird, sodaß über die Empfänger des Briefs durchaus, oder doch der Mehrzahl nach als Heiden kein Zweifel obwalten kann. Und doch behandelt sie die Anrede gradezu als Juden, als Fremdlinge in der Zerstreuung? Die Ausleger suchen den Widerspruch auf mehrfache Weise zu erledigen, etwa so, daß Credner nach dem Vorgange Älterer in den Lesern ehemalige Proselyten erblickt, von denen also Heidnisches wie Jüdisches ausgesagt werden kann, oder daß Steiger den Begriff der Fremdlinge geistig faßt, wie ja Christen stets das Erdenleben als einen Aufenthalt in der Fremde zu betrachten geneigt sind. Einfacher wird sich die Erledigung so gewinnen lassen, daß Petrus, der Judenapostel, auch hier den eigentlichen Unterschied des Jüdischen und Christlichen nicht hervorhebt, sondern für christliche Zustände unbedenklich noch jüdische Verhältnisse fortsetzt. Hat er (III, 9) Christinnen, die früher heidnisch waren, durch die Taufe zu Töchtern der Sara werden lassen, also auf sie gradezu altjüdische Anschauungen übergetragen, so wird es viel

leichter sein, auch den Begriff der διασπορά für christliche Gemeinden außerhalb Palästina's zu gebrauchen. Sein Ideenkreis hält noch daran fest, daß das verheißene Land wie einst den Juden, so jetzt den Christen zum eigentlichen Mittelpunkte dienen solle, und bezeichnet auswärtige Gemeinden auf dieselbe Art als in der διασπορᾷ befindlich, wie er sie durch die Taufe zu Söhnen und Töchtern Abraham's und der Sara werden läßt.

Als Ort der Abfassung steht nach dem Obigen Babylon fest, und zwar das alte echte Babylon am Euphrat; über die Zeit wird sich kaum etwas Anderes bestimmen lassen, als daß sie ziemlich spät angenommen werden muß; dafür spricht die wol nicht ganz wegzuleugnende Bekanntschaft des Verfassers mit dem Epheserbriefe, der bekanntlich unter den Paulinischen Sendschreiben eine sehr späte Stelle einnimmt; ferner die Übersendung durch den Silvanus (V, 12), in welchem wir wol Niemand anders, als den ehemaligen Genossen des Paulus zu erblicken haben, der sich von diesem erst nach der zweiten Missionsreise trennte (Act. XV, 22) und durch dessen Anschließen an Petrus wol grade ein näheres Bekanntwerden mit dem Paulinischen Ideenkreise erklärt werden kann. Endlich spricht für eine ziemlich späte Abfassung der Gebrauch des Namens χριστιανός (IV, 16) für die Bekenner; derselbe wird als durchaus bekannt vorausgesetzt, und gehörte doch ein gewisser Zeitverfluß dazu, ehe diese zu Antiochien aufgekommene Benennung zu solcher Allgemeinheit gelangte.

Als Inhalt des Briefs läßt sich die Absicht hervorheben, die Leser im Allgemeinen in dem ihnen verkündigten Glauben zu bestärken, und besonders ihnen während der Leiden und des Drucks treue Anhänglichkeit an der apostolischen Predigt einzuprägen. Eigenthümlich ist dem Briefe die Tendenz, dogmatische Sätze sofort praktisch zu wenden, wie denn fast aus allen Lehrbeziehungen sofort eine ethische Folgerung gezogen, und eine Anwendung auf die einzelnen Stände, Unterthanen, Ehegatten, Sklaven, beigefügt wird. Etwas Eklektisches, die Gesammtheit des christlichen Glaubens und Lebens Überblickendes, mit der übrigen apostolischen Predigt, des Paulus, auch wol des Jacobus, Vermittelndes herrscht darin vor. Es dürfte sich die Ansicht bestätigen, daß eine Persönlichkeit voll entschiedener eigener Anhänglichkeit an Christus, zu thatkräftigem Handeln entschlossen, doch wo es auf geistigen Ausbau des Lehrbegriffs ankommt, nicht immer über einen ergreifenden Ideenreichthum verfügen kann. Dennoch bleibt dieser erste Brief durch Innigkeit der Überzeugung und praktische Tüchtigkeit ein unschätzbares Denkmal des christlichen Alterthums, und ein Beweis, auf wie verschiedene Art sich das christliche Element in den verschiedenen Persönlichkeiten des apostolischen Kreises gestaltet hat.

Weit anders muß das Urtheil über den zweiten Brief lauten, der unter dem Namen des Apostels Petrus in unserem Kanon enthalten ist, da die Versuche dessen ganze oder doch theilweise Authentie zu retten, als verunglückt gelten müssen. Eine Zusammenstellung der verschiedenen hierüber vorgebrachten Behauptungen wird erweisen, wie der Cyklus der hier möglichen Ansichten schon durchlaufen, und alle Antworten auf die Frage nach dem Verhältniß des Apostels Petrus zu dieser Schrift schon erschöpft sind. Nicht genug, daß Kritiker die Authentie des Briefes entweder unbedingt annahmen (Flatt, Nitzsch, Pott, Hug), oder sie ebenso unbedingt ableugneten (Schmidt, de Wette, Credner): auch das in der Mitte liegende Gebiet einer theilweisen Authentie ist schon erschöpft, indem man mit Aufgeben der Form wenigstens die Gedanken dem Apostel zu vindiciren suchte (Eichhorn, Schott), oder da man von den drei vorhandenen Abschnitten Etwas der Kritik opfern mußte, zuerst noch zwei Capitel (Bertholdt) und zuletzt wenigstens noch eins zu retten suchte (Ullmann), oder endlich die Frage als eine nicht zu lösende aufgab (Olshausen). Grade dieses Dingen und Handeln, womit man den Foderungen der Kritik Schritt für Schritt wich, ist nicht geeignet, ein günstiges Urtheil für die Echtheit der Schrift erwarten zu lassen; indessen zwingt die schon angegebene Taktik, die einzelne Stücke Preis gab, um andere zu retten, zunächst zur Prüfung der Integrität des Briefs, um festzustellen, wie weit derselbe als ein Ganzes behandelt werden dürfe.

Der erste Versuch, denselben in zwei Hälften zu zerschneiden, wurde von Hugo Grotius gemacht: nicht zufrieden, für das Ganze die Autorschaft dem Bischof Simeon von Jerusalem zuzusprechen, läßt er auch mit (c. 3) ταύτην ἤδη δευτέραν ὑμῖν γράφω ἐπιστολήν einen neuen Brief beginnen. Allein es würde dadurch dem ersten Brief der Schluß, dem zweiten der passende Anfang genommen; denn ohne Gruß beginnt, und ohne Segenswunsch schließt doch wol nicht leicht ein apostolisches Sendschreiben. Es ist zuzugeben, daß mit Cap. 3 ein neuer Absatz beginne, der Concipient etwa abgebrochen, und nach einiger Zeit wieder fortgefahren habe. Eine innere Einheit nach einem wohlberechneten Plane darf man für diese Art Sendschreiben nicht erwarten; aber solcher Mangel berechtigt nicht schon zu jenem zerlegenden, zerschneidenden Verfahren, das von der höhern Kritik an den biblischen Büchern so vielfach probirt ist. Einen andern Weg zur Zerstückelung schlug Bertholdt ein (Einleitung 6. Th. S. 3082 fg.), indem er Cap. 2 offenbar eine freie Bearbeitung des Briefes Judä für eine dem Petrinischen Sendschreiben fremde Einschaltung erklärte. Bertholdt beruft sich darauf, daß nur in diesem Capitel eine Nachahmung des Judasbriefes, nicht aber auch in den zwei übrigen stattfinde, daß das zweite Capitel herausgenommen werden könne, ohne eine Lücke merken zu lassen, daß der Brief dadurch sogar an Einheit und Rundung gewinne, der Anfang des dritten Capitels sich sogar eng an das Ende des ersten anschließe, da auf beiden Punkten die Messianität Christi nach alttestamentlichen Weissagungen erhärtet werde, daß die Sprachverschiedenheit mit dem ersten Briefe, die schon Hieronymus anmerkt, sich nur in diesem eingeschobenen zweiten Capitel bemerklich mache u. dgl., Gründe, die gewiß viel zu zufällig und zu leicht aus dem nicht strengen Zusammenhang des Sendschreibens lösbar erscheinen, um die zwei Capitel zu Anfang und Ende dadurch vor den Einwürfen der Kritik zu retten, daß alle Schuld uf das mitt-

a

lere Capitel geschoben wird. Noch einen Schritt weiter geht Ullmann, der die zwei letzten Capitel aufgibt, um das erste desto sicherer retten zu können; die Amputation würde eine glückliche heißen müssen, wenn die Krankheitssymptome nicht leider auch in dem für gesund erklärten Theile hervorbrächen. Es ist schon eingeräumt, daß der Inhalt der drei Stücke, wie die Capiteleintheilung sie zerlegt, wesentlich von einander abweiche; aber liegt darin Grund genug auch zu einer kritischen Trennung? Der erste Abschnitt enthält mehr positive Aussprüche; der zweite polemisirt gegen praktisch verderbliche, der dritte gegen Irrlehrer anderer Art; aber diese verschiedenen Gegenstände der Abhandlung können doch die höhere Einheit des Briefs nicht aufheben. Ein Brief ist doch jedes Mal ein Product, hervorgegangen aus dem Verhältniß des Schreibers zum Empfänger; wird dieses durch mehre Umstände zugleich bestimmt, so kann der Brief auch verschiedene Punkte nach einander abhandeln, ohne an Einheit zu verlieren, wie wollte man sonst z. B. an den meisten Paulinischen Briefen den dogmatischen und praktischen Theil neben einander rechtfertigen? Räumen wir so die ziemlich heterogene Beschaffenheit des Inhalts in den drei Theilen ein, so wird auch in der Form der nicht sehr enge Übergang von einem Stück zum andern wenig befremden. Zwischen Cap. 1 u. 2 bildet die Bindepartikel δέ zwar, wie Ullmann sich ausdrückt, eine sehr luftige Brücke, allein muß ein anderer, als der Verfasser von Cap. 1 ihr Baumeister sein? eine im Schreiben geübte Hand hat sich doch auch im ersten Capitel eben nicht bewährt, wie die von Vers 3—8 sich durch fünf Verse mühsam durchschleppende Construction mit eingeschobenen Relativen und Participien beweiset. Und dann, ist der Übergang von Cap. 1 zu 2 wol wirklich unnatürlich zu nennen? Die Verbindung geschieht durch Opposita, Propheten — falsche Lehrer; eigentlich doch eine sehr natürliche Zusammenstellung der Begriffe. Bleibt aber ja noch eine Härte zurück, so erklärt sie sich hinlänglich aus der jetzt beginnenden Benutzung einer fremden Arbeit, des Judasbriefs. So eben noch originell wird der Verfasser zum Nachahmer, Bearbeiter, Grund genug, wenn seine Gedankenverbindung matt erscheint; eine classisch vollendete Form darf hier doch nicht erwartet werden. Dagegen die Verbindung zwischen Cap. 2 u. 3 ist nun jedenfalls zerrissen; allein die Lücke wird hinlänglich durch jede Störung im Schreiben, durch jedes neue Ergreifen der Feder erklärt; Grade die hier angebrachte Erwähnung des ersten Petrinischen Briefs paßt recht gut zu einem neuen Ansatze. Dem Concipienten, der sich etwa unter der Person des Petrus redend einführt, mußte der Gedanke an eine Bezugnahme auf den ersten Brief stets vorschweben, und sehr natürlich tritt derselbe sofort da ein, wo durch irgend einen Zufall die Gedankenreihe unterbrochen war. Es erwächst demnach für die Kritik kein Recht, die nebeneinanderstehenden Stücke für unvereinbar mit einander zu erklären, und wird über das Ganze nur ein kritisches Urtheil gefällt werden können.

Erst so ist der Weg zur Beurtheilung der Authentie nach äußern und innern Gründen eröffnet. Zunächst schon die äußern Argumente stellen den Brief als kritisch äußerst verdächtig dar. Weder bei den apostolischen Vätern, einem Clemens von Rom, Hermas, Ignatius, noch bei den Vätern des zweiten Jahrhunderts, einem Justin dem Märtyrer, Irenäus, Clemens dem Alexandriner, Theophilus von Antiochien, kann eine Bekanntschaft mit dem Briefe erwiesen werden. Stellen, wo man eine Anführung oder doch eine Reminiscenz daraus zu entdecken glaubte, sind viel zu unbestimmt gehalten. Die Ähnlichkeit dabei erklärt sich theils durch gemeinsame Bezugnahme auf alttestamentliche Stellen, theils aus Wendungen, die als Gemeingut der christlichen Scribenten gelten müssen. Von Clemens von Alexandrien ist zwar bekannt, daß er die katholischen Briefe commentirt hat; allein selbst wenn feststände, daß er auch unsern zweiten Petrinischen darunter halte, was keineswegs nachzuweisen ist, so behandelte er ebenso gut auch ganz apokryphische Stücke, wie die Apokalypse des Petrus (*Euseb.*, Hist. eccl. VI, 14). Als erste Spur kann man etwa eine Wendung in dem Briefe Firmilian's von Kappadokien an Cyprian von Carthago, Mitte des dritten Jahrhunderts, betrachten (*Cyprian.* epist. 75. ed. Oxon.), er eifert gegen die Vertheidigung der Ketzertaufe durch Stephanus von Rom: Quod nunc Stephanus ausus est facere etiam infamans Petrum et Paulum beatos apostolos, quasi hoc ipsi tradiderint, qui in epistolis suis haereticos execrati sunt, et ut eos evitemus monuerunt. Der Plural epistolis braucht zwar nicht schon die Mehrheit der Briefe für beide Apostel zu beweisen; aber wenn von Petrus ein Eifern gegen Häretiker ausgesagt wird, so kann dies nur auf den jetzigen zweiten Brief gehen; denn in dem ersten kommt dergleichen nicht vor: man darf also eine Bekanntschaft Firmilian's, Mitte des dritten Jahrhunderts, mit dem Briefe voraussetzen. Dagegen in den occidentalischen Kanon ist er um dieselbe Zeit noch nicht übergegangen. Firmilian's Kampfgenoß, Cyprian, citirt den jetzigen ersten Brief noch immer auf eine Art, wodurch das Vorhandensein des zweiten ausgeschlossen wird; es heißt bei ihm stets: Petrus sagt in seinem Briefe, wonach ihm nur einer bekannt sein konnte (Testimon. adv. Jud. II. c. 27. III, 1. De bono patient. p. 213. ed. Oxon.). Noch gewiegter ist bei Cyprian das argumentum e silentio. Würde er bei seinem erbitterten Kampfe gegen Ketzer und Schismatiker, gegen die er stets mit der Autorität des Petrus und seines Stuhles ficht, wol die schlagenden Stellen haben übersehen können, die ihm der zweite Brief an die Hand geben mußte? Cyprian und der Occident kannten also, Mitte des dritten Jahrhunderts, den Brief noch nicht. Wo derselbe dagegen zuerst ausdrücklich erwähnt wird, bei Origenes und Eusebius, ist sofort das Urtheil gegen ihn: und man beachte wohl, dies sind kritische Autoritäten, denen sich später auch Hieronymus anschließt. Nur bei den mehr dogmatisirenden, dabei aber unkritischen, Vätern ist die Stimmung günstiger, bei Athanas, Basilius, Gregor von Nacianz, Cyrill von Jerusalem, Chrysostomus: der Inhalt des Briefs bot der Denkart des Zeitalters manches Annehmliche dar; es läßt sich daraus so nachdrücklich gegen Häretiker argumentiren; die

darin ausgeführten Sätze vom Weltbrande, von den bösen Engeln sagten der dogmatischen Stimmung zu, und dazu enthält der Anfang doch auch Gedanken wol eines Apostels würdig.

Zur Vervollständigung der äußern Argumente gegen die Authentie des Briefs dient endlich noch das entschiedene Zeugniß der syrischen Kirche; ihre Peschito, die früheste Version des neuen Testaments, kennt denselben nicht. Bedenkt man, daß nach aller Wahrscheinlichkeit grade Asien das Vaterland Petrinischer Schriften sein mußte, so tritt das Zeugniß der syrischen Kirche sehr entscheidend auf.

Das Resultat dieser Übersicht wird also sein, daß das Stillschweigen der zwei ersten Jahrhunderte, der Widerspruch der kritischen Autoritäten und das Zeugniß einer ganzen Kirche sich vereinigen, um den Brief für nicht authentisch zu erklären, sodaß, wenn dies Gewicht noch durch innere Gründe verstärkt wird, die letzte Entscheidung nicht zweifelhaft sein kann. Rücksichtlich der innern Argumente bemerken wir aber

1) ein sichtbares Bestreben des Verfassers, sich als Apostel Petrus geltend zu machen. Allerdings ein sonderbares Argument; grade weil der Verfasser seine Person bezeichnet, soll er sie nicht sein! wie soll ein Autor es noch machen, der argwöhnischen Kritik zu entgehen? Hätte er sich nicht genannt, würde daraus derselbe Schluß gezogen werden können. Allein wir suchen den kritischen Grund hier auch nicht in dem Factum des Sichnennens, sondern in der Art, wie dies geschieht, und glauben darin etwas Absichtliches, eine geflissentliche Affectation des Petrinischen Namens zu erblicken. Der Eingang kann als in apostolischer Sitte gerechtfertigt gelten, sonst könnte auch hier schon die größere Ausführlichkeit *Συμεὼν Πέτρος δοῦλος καὶ ἀπόστολος Ἰ. Χ.* größere Sorgfalt erkennen lassen, als die soviel einfachere Formel im ersten Briefe *Πέτρος ἀπόστολος Ἰ. Χ.* Dagegen tritt schon I, 14 jenes angedeutete Streben hervor: dem Verfasser soll von Christo selbst der Tod als nahe bevorstehend angekündigt worden sein, wofür von allen beigebrachten Erklärungen nichts so schlagend ist, als Bezugnahme auf Joh. XXI, 18 sq. Christi Voraussage weiß zwar nichts von einem baldigen Tode, sondern selbst nach der V. 19 hinzugefügten Auslegung in der ersten Christengemeinde, höchstens von einem gewaltsamen; allein die absichtliche Bezeichnung der Person des Apostels Petrus tritt doch recht deutlich hervor, erfüllt mit dem Ernste, der eine gewaltsame Todesart sich auch als nahe bevorstehend zu denken geneigt war. Dasselbe gilt von I, 18, wo die Erwähnung der Gegenwart bei der Verklärung nicht minder speciell die Person des Petrus hervortreten läßt. Ein nicht unerheblicher, von Ullmann vorgebrachter, Einwurf beruft sich auf die von den kanonischen Evangelien abweichende Art, wie hier die vernommene Stimme vom Himmel berichtet wird. Nicht genug, daß das *ἐν ᾧ εὐδόκησα* in *εἰς ὃν* verändert erscheint, sondern auch der von allen drei Evangelisten berichtete Zusatz *αὐτοῦ ἀκούετε* bleibt hier weg. Man meint, nur Petrus selbst wird schreiben, wie er sich erinnert; ein Pseudopetrus würde sich grade sehr ängstlich an die überlieferten Worte gehalten haben. Allein Verwechslung dieser mit der fast gleichlautenden Stimme bei der Taufe (Matth. III, 17. Marc. I, 11. Luc. III, 27) wird gewiß eine große Menge von Varianten hervorgebracht haben; und dann hatten doch unsere synoptischen Evangelien keineswegs gleich Anfangs das kanonische Ansehen wie späterhin; welch große Menge von Varianten aus den apokryphischen Evangelien mag hier dem Concipienten wol zu Gebote gestanden haben, für die nach dem damaligen Standpunkte der Evangelienkritik die Autoritäten nicht minder groß waren, als die der späterhin als kanonisch ausgeschiedenen Synoptiker?

Im zweiten Capitel kann zwar wegen der Nachahmung des Judasbriefs dasselbe Bestreben, für Petrus zu gelten, nicht vorkommen; allein kaum steht der Verfasser (c. III.) wieder auf eigenem Boden, so tritt dasselbe wieder deutlich hervor. Mag man Vers 2 *τῶν ἀποστόλων ἡμῶν* mit Bertholdt aus dem Aramäischen erklären, mit Eichhorn ein aus der Rollefallen darin erblicken, da der Verfasser *ἡμῶν τῶν ἀποστόλων* schreiben wollte, jedoch sich noch nicht fest genug in die Rolle eines Apostels hineingedacht hatte, um nicht gelegentlich gegen seinen Willen sich davon auszuschließen, mag man darin eine aus Judae V. 17 zu erklärende, oder eine anderweitige Incorrectheit sehen: apostolische Autorität scheint er sich doch haben beilegen zu wollen, und nur auf dieses Bestreben kommt es uns hier an. Deutlicher tritt dasselbe III, 15 wieder hervor, wo außerdem die Bezugnahme auf ein angeblich so enges Verhältniß zum Apostel Paulus noch auf eine anderweitige Absicht schließen läßt (s. unten). So lassen sich denn in dem so kurzen Briefe vier, und mit Einschluß der Anrede fünf Stellen finden, wo der Verfasser sich, und zwar nicht immer ungezwungen, als die Person des Apostels Petrus geltend macht. Ist dergleichen wol in irgend einem der apostolischen Briefe erhört? Wann hat je ein Briefsteller es so angelegentlich darauf abgesehen, seine Persönlichkeit bemerklich zu machen?

2) Aus dem in beiden Petrinischen Briefen sich vorfindenden Styl sind vielfache Gründe für und wider unsern Brief geltend gemacht: schon Hieronymus bemerkt, daß die Kritiker seiner Zeit eine styli cum priori (epistola) dissonantiam gefunden haben, und es fehlt seitdem in den Einleitungen nicht an Aufzählung von Worten und Redensarten, die so und so oft in jedem Briefe vorkommen. Indessen bleibt solch Argumentiren stets precair; Verschiedenheit des Styls läßt ebenso gut auf veränderte Schreibart des Apostels, wie auf Ungeschicklichkeit des Nachahmers schließen, und umgekehrt kann aus Ähnlichkeit der Wendungen ebenso gut auf bedeutende Kunst des Nachahmers, wie auf Identität des Verfassers geschlossen werden. Verstand der Nachahmer seine Sache, so war es leicht, sich hinter Petrinische Ausdrücke und Wendungen zu verstecken. Ein solches Verstecken und zwar hinter Nebendingen darf man nun allerdings Cap. II, 5 finden, mit Bezug auf 1 Petr. III, 20; das *ὄγδοον Νῶε δικαιοσύνης κήρυκα* wird nicht anders gefaßt werden können, denn als eine Nachahmung von *ὀκτὼ ψυχαὶ*

διεσώθησαν δι' ὕδατος. Indessen ist zuvörderst die Ansicht zu prüfen, ob nicht vielmehr eine Bezugnahme auf Judae V. 14 darin zu finden sei. Die Entscheidung hängt davon ab, ob die Ordinalzahl ὄγδοον zu κήρυκα gehöre, oder genau zu Νῶε, nach Luther, er selb Achte. Im erstern Falle fällt die Ähnlichkeit mit 1 Petr. III. 20 und damit der ganze nervus probandi weg. In diesem Sinne würde Noah der achte κήρυξ δικαιοσύνης heißen, wie Judae V. 14 Henoch der siebente: προεφήτευσεν ἕβδομος Ἐνώχ. Allein müßte in diesem Falle nicht nothwendig die Wortstellung lauten: Νῶε, ὄγδοον τῆς δικ. κήρ.? Und räumt man auch ein, daß der Verfasser sich schon (c. III. 2) hinreichend ungeschickt in der Behandlung der Opposition gezeigt habe, um deren Regeln nicht gegen ihn geltend machen zu können, wie will man mit der Zahl selbst fertig werden? Henoch (Jud. V. 14) ist wirklich der siebente Patriarch seit Adam, Noah aber doch erst in der Reihe der zehnte! Man entschuldigt dies wol damit, es handele sich nicht um Patriarchen, sondern um κήρυκες δικαιοσύνης, deren Reihe erst mit der Zeit des Enos, als dem beginnenden Götzendienste, Bedürfniß geworden sei. Allein damit verschwindet sofort die angebliche Ähnlichkeit mit Jud. V. 14, weil nun doch beide Verfasser ihre Zahlen nach ganz verschiedenen Principien abgemessen hätten. Und ist wol jene Ausrede etwas anders als ein Nothbehelf, um nur irgendwie den Noah als den achten in einer Reihe erscheinen zu lassen?

Bei der andern Ansicht, die ὄγδοον unmittelbar auf *Νῶε* bezieht, in dem Sinne, er selb Achte, steht zunächst der grammatische Gebrauch der Ordinalzahl in diesem collectiven Sinne fest, wie die Ausleger zu dieser Stelle längst erwiesen haben (vergl. *Zeune* ad *Viger*. p. 72. ed. *Hermann*. *Winer* §. 30. 2) und auch der Eindruck der ganzen Stelle macht die Bezugnahme auf 1 Petr. III. 20) unwidersprechlich; der Sündflut geschieht Erwähnung, Noah wird als daraus errettet gedacht, und dabei der Achtzahl erwähnt. Kann die Parallele schlagender auftreten? Kann aber auch zugleich eine mehr sklavische Nachahmung gedacht werden? Der Umstand, daß grade acht Personen aus der Sündflut errettet sind, ist doch in der That so unbedeutend, daß er unmöglich die Aufmerksamkeit des Apostels wiederholt fesseln konnte, und nur die Absicht den ersten Brief auch in Kleinigkeiten zu copiren, macht die Aufnahme einer solchen Nebenbemerkung erklärlich.

3) Manche Spuren des Briefs weisen auf einen Verfasser weit diesseit der Grenzen der apostolischen Zeit hin, namentlich der Kampf des Verfassers gegen die Zweifel an der Rückkehr Christi. In der Anschauung der apostolischen Zeit liegt zu bestimmt die möglichst nahe Erwartung der παρουσία Christi, um Zweifeln Raum zu geben, wie sie 2 Petr. III. 4 widerlegt werden. Paulus widerräth wegen Kürze der noch gestatteten Zeit das Heirathen (1 Cor. VII. 29), hofft selbst noch jenen Zeitpunkt zu erleben (1 Thess. IV. 15. 17), ja er muß die Thessalonicher vor zu naher Erwartung desselben warnen. Statt dessen findet sich bei dem Pseudopetrus grade der entgegengesetzte Zustand; man ist des Wartens müde, und fängt an, Zweifel in jene Zusage zu setzen; gewiß ein Umschlagen der Ideen, das nicht ohne längern Zeitverlust möglich war. Zur Entschuldigung meint man wol (Olshausen) jene Spöttereien nicht der orthodoxen Kirche, sondern den Gnostikern des ersten Jahrhunderts in den Mund legen zu dürfen. Allein auch bei den Feinden der Kirche ist ein nothwendig längerer Zeitverlauf derselbe, um zu solchen Spöttereien wegen vergeblichen Wartens hinreichende Veranlassung zu finden. Noch weniger berufe man sich auf die Futurform ἐλεύσονται, um das Auftreten der Spötter als vom Petrus nur prophetisch angedeutet zu fassen, ohne daß seine Zeit schon davon getroffen zu werden brauche. Die Kritik erkennt einen solch dogmatischen Grund, hergenommen von der Sehergabe des Apostels, nicht an; sondern wo sie ein Zeitalter charakterisirt findet, hält sie auch den Verfasser für historisch damit bekannt. Daß aber zur Zeit des Verfassers die apostolische Zeit wenigstens schon um eine Generation vergangen gelten muß, folgt deutlich aus III. 4: ἀφ' ἧς γὰρ οἱ πατέρες ἐκοιμήθησαν, πάντα οὕτω διαμένει ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως. Schon die Väter, die erste Christengeneration, ist über den Erwartungen entschlafen, und Alles bleibt beim Alten! Die Erklärungsart einiger Ausleger sucht dies zu umgehen, indem sie in den entschlafenen Vätern die Patriarchen des jüdischen Volks erblickt. Allein die Patriarchenzeit bildete ja dann mit dem Ausdruck ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως die leidigste Tautologie; und wo bliebe das ganze Raisonnement des Verfassers? Er will den Einwurf ablehnen, daß die Erwartungen der Parusie getäuscht sind; natürlich kann doch auf die Erfüllung erst seit der Zeit gerechnet werden, wo die Hoffnung mitgetheilt ist; also seit Auftreten der apostolischen Lehre, oder seit der Zeit der ersten Christengeneration. Um solchen Einwürfen, wie: die Väter sind schon über ihre Erwartungen hinaus gestorben; steht uns etwa ein gleiches Geschick bevor? Einen schicklichen Zeitpunkt anzuweisen, sind wir gewiß gezwungen, mindestens in die zweite Christengeneration herabzusteigen.

4) Eine gewiß ebenso späte Zeit deutet endlich die erwähnte Sammlung der Paulinischen Briefe an (III. 15), die πᾶσαι ἐπιστολαί brauchen zwar nicht absolut in dem Sinne genommen zu werden, wie sie gegenwärtig in unserm Kanon enthalten sind, aber eine Sammlung derselben wird vorausgesetzt, da nur unter dieser Bedingung der Apostel seine Leser im Besitz der Paulinischen Sendschreiben betrachten konnte, die als wahre Briefe, wirkliche Gelegenheitsschriften doch zunächst an ganz andere Gemeinden gerichtet waren. Bertholdt (a. a. O. S. 3103) will dieser Consequenz dadurch entgehen, daß er auf die Unterscheidung des einen bestimmten Briefs (15. ἔγραψεν ὑμῖν) von den übrigen Briefen (v. 16. ἐν πάσαις ταῖς ἐπιστολαῖς) aufmerksam macht; wäre eine Sammlung vorhanden gewesen, so durfte der Verfasser sich ja nur auf diese allein berufen, da sie den einen bestimmten Brief doch mit enthalten mußte. Allein der Einwurf wird auch durch Aufgeben der Sammlung nicht erledigt; denn die Gesammtheit der Briefe (πᾶσαι) gleichviel ob gesammelt oder nicht, enthielt doch immer auch den einen bestimmten Brief, der

sen Hervorheben hinreichend durch die nähere Beziehung zu den Lesern (V. 15) gerechtfertigt erscheint. Es steht fest, daß der Besitz aller Paulinischen Briefe den Lesern nicht anders als durch eine schon geschehene Sammlung der kanonischen Schriften beigemessen werden kann, ein Umstand, den doch die Kritik unmöglich schon in das apostolische Zeitalter selbst verlegen darf.

Außerdem hat aber die Art, wie hier des Paulus Erwähnung geschieht, etwas Gewaltsames und Gezwungenes, und sucht der Schreibende absichtlich die Rede auf ihn zu lenken. Im ganzen neuen Testamente findet sich nichts Ähnliches, daß ein Apostel sich auf die Autorität eines andern beruft, und ist die Absicht unverkennbar, daß es dem Verfasser darauf ankam, gelegentlich sich mit dem Paulus in Übereinstimmung darzustellen. Kann man aber wol hierin etwas anders erblicken, als die Absicht eines Spätern, hierdurch den Beweis zu führen, daß die bekannte zwischen Paulus und Petrus herrschende Spannung über die Geltung des jüdischen Gesetzes, keine dauernde gewesen sei? Bei den bedenklichen Einwürfen der Spötter und Gegner, die gerade von dieser Disharmonie entlehnt werden konnten, ist nichts so erklärlich, als der Wunsch eines spätern [illegible] Christen, durch diese versöhnliche Wendung den Streit als völlig abgethan darzustellen. Nicht ohne Absicht scheint überhaupt die spätere Tradition beide Apostel zu Ende ihres Lebens in so nahe Berührung zu bringen, ihre letzte Reise nach Rom, ihren Tod als gemeinschaftlich darzustellen, um so das Andenken an jene Spannung zu verwischen.

5) Nimmt man endlich noch dazu, daß durch Behauptung der Authentie der Apostel im zweiten Capitel zum traurigen Nachahmer eines fremden Products, des Judasbriefs, würde, so scheint dies allein schon hinzureichen, um den Petrus solcher Autorschaft zu überheben. Fast einstimmig beschweren sich die Ausleger über das Schülerhafte dieser Copie, sodaß den verschiedenen Versuchen, dieses Capitel von dem übrigen Briefe zu trennen, gewiß hauptsächlich die Absicht unterliegen wird, dem Apostel eine solche Beschuldigung zu ersparen. Schon die Pietät gegen Petrus muß hier der Kritik den rechten Weg weisen.

Fassen wir sämmtliche Argumente zusammen, so wird das paradesame Bestreben des Verfassers, sich als Apostel und namentlich als Petrus bemerklich zu machen, sodann die sklavische Nachahmung des ersten echten Briefs in Kleinigkeiten, ferner der chronologische Widerspruch gegen die Abfassung des Briefs in apostolischer Zeit, dann die Erreichung einer Nebenabsicht wegen des versöhnlichen Verhältnisses zwischen Paulus und Petrus, und endlich die unerträgliche Copie eines fremden Werks, so entschieden gegen die Authentie des Briefs sprechen, daß das äußere Zeugniß der Kirche kaum hinzuzutreten braucht, um den Beweis der nichtpetrinischen Abstammung zur vollen Evidenz zu erheben.

Ist nun Petrus der Verfasser des Briefes nicht, so fragt sich, wer ist es sonst? eine Frage, worauf durchaus ungenügend geantwortet werden wird. Daß Grotius' Hypothese, die dem zweiten Bischof von Jerusalem, Simeon, diese Ehre zuweist, unstatthaft ist, haben die spätern Ausleger hinreichend erwiesen. Eichhorn und Schott suchen wenigstens die materielle Authentie zu retten, dadurch daß sie einen Schüler des Petrus dessen Gedanken auffassen und mit dem Briefe des Judas verarbeiten lassen. Aber theils fehlt hierfür jeder ausreichende Grund, da ein ganz fremder Nachahmer ebenso gut aus dem ersten Petrinischen Briefe sich Gedanken und Wendungen entlehnen konnte, und dann bringt jene Annahme noch immer nicht weit genug über das apostolische Zeitalter hinaus, wozu der Inhalt nun einmal nicht passen will. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß irgend ein Christ zu Anfang oder Mitte des 2. Jahrh. gegen Irrlehrer eifern, den Spöttereien über Christi verzögerte Rückkehr begegnen und zugleich dem Eindrucke von der Zwistigkeit zwischen den beiden Aposteln entgegentreten wollte. Der Brief des Judas wurde dazu benutzt, und ziemlich ungeschickt eingewebt. Zur Verstärkung des Eindrucks erlaubte er sich dem Ganzen den Namen des Petrus an die Stirn zu setzen. Die moralische Beurtheilung dieses Schritts ist dann nicht etwa nach unseren Begriffen über geistiges Eigenthum, sondern nach den Ansichten jener Zeit zu messen, wo dergleichen Benutzung fremder Namen zur Gewinnung einer Autorität äußerst allgemein war.

Außer diesem zweiten, in den Kanon übergegangenen, Brief wird noch einer Menge anderer, dem Petrus beigelegter, Schriften gedacht, einer Apokalypse des Petrus, Circuitus Petri, u. dergl.; die Untersuchung darüber gehört der apokryphischen Literatur an.

Hieran reihen wir gleich den Artikel über den Tag der beiden Apostel:

Peter und Paul. Der Gedächtnißtag der beiden Apostel wird als Collectivfest am 29. Junius gefeiert. Die Veranlassung liegt in dem angenommenen gemeinschaftlichen Märtyrertode derselben unter Nero (worüber das Nähere in dem Artikel Petrus, Apostel). Der römischen Kirche, die in beiden ihre gemeinschaftlichen Häupter erblickte, und dafür die Zeugnisse in der That sehr hoch hinauf nachweisen kann, lag es sehr nahe, für sie auch einen gemeinschaftlichen Gedächtnißtag anzusetzen. Die Anordnung desselben geht zum mindesten bis ins 4. Jahrhundert zurück, da wir Homilien auf diese Tage von Maximus Taurinensis (gest. 420), Ambrosius, Augustin, Leo dem Großen und Chrysostomus besitzen. Noch frühere Zeugnisse, auf die man sich wol berufen hat, geben nichts anders, als nur die Combination des Märtyrertodes selbst, von wo aber noch nicht auf das gemeinsame Fest geschlossen werden darf. Der Ursprung des Festes ist mit Sicherheit in der lateinischen Kirche zu suchen, wo ja Rom das größte Interesse dafür hatte. Indessen bleibt es doch mislich, die Einrichtung desselben in der griechischen Kirche auf den Kaiser Anastasius (gest. 518) herabzusetzen; selbst wenn die dem Chrysostomus zugeschriebene Homilie (Homil. 167. Op. V. ed. *Savil.*) für untergeschoben gelten sollte; denn die Angabe des *Theodorus Lector* Lib. II. *Nicephor.* Callist. XVI, 35 enthält keineswegs, daß der römische Senator Festus, der als Abgesandter an den Kaiser geschickt war, dort die erste

Gründung des Collectivfestes, sondern nur dessen mehr feierliche Begehung durchgesetzt habe (*Πέτρου καὶ Παύλου τὴν μνήμην σὺν πολλῇ τιμῇ καὶ σεβάσματι παρεκάλεσε γίνεσθαι*). Der größere Glanz eines Festes, woran der römischen Kirche soviel liegt, war bei einem Kaiser leicht zu erlangen, der auf ein gutes Einverständniß mit Rom in den dogmatischen Händeln sann. Ungeachtet der Combinirung beider Apostel für denselben Tag liegt es doch ganz in den anderweitigen Verhältnissen, wenn die Lateiner beiweitem mehr die Bedeutung des Petrus hervorheben; ihre Homilien auf diesen Tag beschäftigen sich fast ganz allein mit dem Petrus, während dagegen die Griechen anfangen, beiweitem mehr die Bedeutsamkeit des Paulus hervorzuheben. Vielleicht erklärt sich aus dem Wunsche, in diesem combinirten Feste in der lateinischen Kirche vorzugsweise den Petrus als Apostelfürsten hervortreten zu lassen, die sonst auffallende Erscheinung, daß dem Paulus sofort der nächste Tag, zwar nicht als Todtenfeier, aber doch als Gedächtniß (commemoratio, wie es in den alten Martyrologien heißt) zugetheilt ist (30. Juni). Auch in die protestantische Kirche, soweit sie die Apostelttage beibehielt, ist die Bevorzugung des Petrus übergegangen, wenigstens beschäftigen sich die hier üblichen Perikopen ausschließlich mit diesem (Matth. XVI, 13—20. Actor. XII, 1—11). (*Rettberg.*)

2) P. Azarius, der italienische Geschichtschreiber, dieser für die lombardische Geschichte des Ausganges des 13. und des ersten Theiles des 14. Jahrh. so wichtige Schriftsteller, stammte [1]) aus Novara, dessen Schicksale er daher in seinem Chronicon besondere Aufmerksamkeit widmet [2]), und wo er auch öffentlicher oder Stadtnotar war. Ungefähr um das Jahr 1352 befand er sich im Dienste des Johannolus Mondella de Ferro [3]), des Freundes des Erzbischofs Johann Visconte von Mailand, welcher diesem mehr als andern vertraute, und versah bei ihm (Johannolus Mondella) die Stelle eines vertraulichen oder geheimen Notars oder Secretairs, welches ihm zur genauen Kenntniß der Geschichte der genannten beiden Männer, und seiner Zeit überhaupt sehr nützlich war, da er im Umgange mit Johannes Mondella vieles, was Beziehung auf die Geschichte seiner Zeit hatte, sah, hörte und durch Briefe lernte [4]). Ferner mußte er die lebendigste Anschauung, welche er auch in seinem herrlichen Geschichtswerke kund gibt, von dem Kriegs-, besonders von dem Söldnerwesen und dann überhaupt von den Drangsalen des Kriegs erhalten, da er (in den Jahren 1354—1355) im Dienste des Matthäus II. Visconti, des Herrn von Mailand, als Notar an der Bank der Söldner zu Bologna beinahe vier Jahre stand, und daher vieles von jenem Kriegsunwesen und jenen Wirren sah und hörte, und dann mit Wahrheit, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, in sein Geschichtswerk verzeichnen konnte, und wirklich in dasselbe aufnahm [5]). Sehen [6]) konnte er auf das Genaueste, was zu Bologna vorging. Hören konnte er, was auf dem Feldzuge geschah, von seinen Genossen, nämlich den Notaren der Söldner, welche das Heer begleiteten [7]). Seine eignen Anschauungen machten ihn dann wieder um so geschickter, das zu beurtheilen, was er hörte, und so stand beides, Sehen mit eignen Augen und sich durch Erzählungen Andrer unterrichten, in dem schönsten Einklang, und machte ihn fähig, in verschiedene merkwürdige Einzelheiten [8]) einzugehen. Seine Stellung gab ihm

---

1) Und zwar aus einem vornehmen, vielleicht Rittergeschlecht, indem er seinen Vater Herr nennt, wie er am Schlusse seiner Chronik, welche er im November 1362 beendigte (bei *Muratori* Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 423), bemerkt: Ego autem Petrus Azarius filius quondam Domini Jacobi, publica auctoritate Novariensis Notarius, dum essem in Civitate Terdonae Judex ad Bancam dicti Communis, nec non Cancellarius Nobilis Viri Domini Johannis de Pirovano Civitatis Terdonae honorabilis Potestatis pro Magnifico et excelso Domino, Domino Galeazio Vicecomite Mediolani etc. Imperiali Vicario Generali, praedicta diversis temporibus gesta compilavi, scripsi et in testimonium praemissorum signum meum consuetum apposui. Wegen des Dominus vor Jacobus könnte man sich vielleicht zur Annahme für berechtigt halten, unser Geschichtschreiber sei selbst einem edlen Geschlechte entsprossen, wenn er nur bei Johann von Pirovano nicht ausdrücklich Vir Nobilis vorsetzte. 2) Er selbst bemerkt in dem Eingange zu seiner Chronik: Verum quia in Civitate Novaria, a qua originem traxi, graviora occurrerunt, ideo de ipsa magis, quam de alia, et seriosius pertractabo. In der Wirklichkeit waren in Novara nicht wichtigere Dinge, als in vielen andern Städten der Lombardei, deren Geschichte, besonders seiner Zeit, er, wie er im Eingange unmittelbar vor der so eben von uns mitgetheilten Stelle mit den Worten (S. 298) quod cogitavi ad evidentiam futurorum sub brevi stilo gesta in Lombardia (et specialiter meo tempore) enarrare bemerkt, zum Gegenstande seines Werkes genommen. Vorzüglich das in Mailand Geschehene übertraf das in Novara Vorgefallene an Wichtigkeit. Der eigentliche Grund, aus welchem er das Letztere für das Wichtigste hielt, war, weil Novara als seine Vaterstadt für ihn besondere Wichtigkeit hatte. Daher beschäftigte er sich S. 358—361 auch umständlich mit der Geschichte (oder vielmehr Sage, welche er jedoch für Geschichte hält) von dem Ursprunge Novara's. Diese anmuthige Sage trägt er auf das Ausführlichste vor.

3) So genannt, weil er, wie Petrus Azarius (Chron. c. 11. p. 335) bemerkt, Eisenhandel trieb. 4) Unser Geschichtschreiber sagt dieses in seiner Chronik (l. c.) selbst mit den Worten: Cujus (Johannoli Mondellae de Ferro) familiaris Notarius et domesticus fui ego *Petrus Azarius*, ut in fine dicetur, et conversando cum eo gesta vidi, audivi et per literas didici. Dieser Posten bei dem Vertrauten des Erzbischofs Johann Visconte von Mailand mußte den Petrus Azarius zu einem Verfasser der Geschichte seiner Zeit sehr geschickt machen. Wie der genannte Erzbischof dem Johannolus Mondella vertraute und sich mit ihm berieth, erzählt Petrus Azarius selbst (l. c.) unmittelbar nach der von uns so eben mitgetheilten Stelle. 5) Er sagt (c. 11. p. 328): Praedicta autem vidi et audivi, quia ego tunc temporis steti pro Notario ad bancam stipendiariorum Bononiae mensibus XLIV, et quasi usque ad amissionem dictae Civitatis per Dominum Mediolani factam. 6) So führt er (c. 11. p. 327) zur Vervollständigung seines Gemäldes jenes Kriegselendes, welches unter dem Heere auf dem Feldzuge von 1351 wegen Proviantmangels herrschte, Folgendes an: Et vidi plures Bononienses, qui pro una panis bucella tunc recepta promiserunt ipsis conductoribus corbem unam frumenti in comitatu Bononiae. 7) c. 11. p. 327. Bei der lebhaften Schilderung jenes Elendes, welches auf der Heerfahrt vom J. 1351 statthatte, bemerkt unser Geschichtschreiber: Et certe mei socii, qui exercitum sequebantur, et erant notarii stipendiariorum, carentes pane, caput unius aselli etc. und erzählt nun, wie sehr viel seine Collegen für den Kopf des genannten Thieres gegeben, und wie sie ihn ohne Salz und Gewürz gekocht und ohne Brod gegessen. 8) So bemerkt er (c. 11. p. 311): Et vidi Contrum de la Specia, qui LX et ultra ex dictis Perusinis sic (er hat nämlich zuvor erzählt, daß die Peruginer lange Tartschen, Feldschilde, tragen) targatis occidit.

auch hinlängliche Gelegenheit, seinen ihm inwohnenden politischen Blick noch mehr zu schärfen. Deshalb war er gar nicht zufrieden, als Matthäus Visconte, auf neue Rathgeber hörend, aus Ersparniß die Kriegsmacht und die Beamten in Bologna verminderte, weil er (Petrus) voraussah, daß jene Verminderungen dem Johann Visconte von Oleggio, welcher nach dem Besitze von Bologna trachtete, sein Vorhaben erleichtern mußten [9]). Daher überließ Petrus seine Stelle im Sold- oder Söldneramte zu Bologna seinem Genossen Ubizolus Vicemilla, und begab sich auch aus der Stadt selbst, wo er immer Ämter für die Herren von Mailand gehabt [10]). Auch war er nicht Johann von Oleggio's Freund, wegen der Unregelmäßigkeiten, die dieser beging, und die niemals einer von denen sich zu Schulden kommen ließ, welche aus Novara waren [11]). Nach dem Abgange aus Bologna begab sich Petrus Azarius nach Borgomanero [12]), und wohnte daselbst mit seiner ganzen Fami-

---

9) Bei diesem wichtigen Punkte in der Lebensgeschichte des Petrus Azarius darf die Frage nicht unerörtert bleiben, hat dieser den Verlust Bologna's herbeigeführt, oder Matthäus Visconte selbst. Le Bret (Forts. der allgem. Welthist. 44. Th. S. 422) sagt da, wo er von den großen Fehlern handelt, welche Matthäus gemacht, und die dem Johannes von Oleggio sein Unternehmen erleichterten, unter anderm Folgendes: Er (Matthäus) schickte auch den Peter Azarius, dem wir eine Geschichte dieser Zeit zu verdanken haben, nach Bologna, welcher große Veränderungen vornahm, und die 57 Fahnen Reiter auf 30, und die 101 Haufen Fußvolks auf 40 herabsetzte, auch die Anzahl der Diener verminderte, welches alles auf eine kluge Sparsamkeit zum Vortheile seines Herrn abzweckte, aber dem Johannes von Oleggio die erwünschteste Gelegenheit gab, die Leute an sich zu ziehen. Hat aber Petrus Azarius wirklich jene Veränderungen, welche vorgenommen worden, gebilligt, oder ist er Schuld an jenen verhängnißvollen Herabsetzungen der Kriegsmacht und Verminderung der Dienerschaft gewesen? Wir müssen ihn nothwendig selbst hören. Er sagt (c. 12. p. 338. 339): Et quod deterius fuit, praefatus Dominus Matthaeus sentiens tempus hyemale, curavit expensas diminuere, et praesertim in partibus Bononiae. Et tunc veni ego Mediolanum pro praedictis una cum Domino Leone de Muriculis, qui intratas gesserat multo tempore. Et quum fuimus Mediolani, datus fuit ordo, quod XXX Banderiae equestres starent Bononiae et in Comitatu, et erant tunc LVII vel circa. Et XL cohortes pedites pariter ibi starent, nam erant CI. Et per me fuerunt descriptae. Letzteres bezieht sich nicht darauf, daß Petrus Azarius für die Minderungen günstig gestimmt gewesen, oder sie gar auf seinen Antrieb geschehen seien, sondern er sagt, die 101 Cohorten Fußvolk, welche bis auf 60 vermindert werden sollten, habe er verzeichnet gehabt. Er sagt dieses aus keinem andern Grunde, als um anzugeben, daß er genau wisse, wie stark ihre Zahl gewesen. Er sagt es, um dem Zweifel der Leser vorzubeugen, welcher über die große plötzliche Verminderung von 101 auf 60 Cohorten entstehen könnte. Der Leser könnte fragen, standen auch wirklich 101 Cohorten Fußvolk in der Stadt Bologna und in der Grafschaft? Die Versicherung, daß er die Cohorten selbst verzeichnet habe, und die Andeutung, daß deshalb darüber kein Zweifel entstehen könnte, hielt Petrus Azarius darum auch für nöthig, weil er unten zeigen will, daß die Ausgaben für Bologna in Erwägung des Standes der Dinge nicht zu groß gewesen, und daß man, wenn man den Besitz von Bologna nicht habe gefährden wollen, den Aufwand nicht habe vermindern können. Wie wenig Petrus Azarius jene unheilsvollen Verminderungen veranlaßt hat, geht am besten daraus hervor, wenn wir betrachten, was er unmittelbar nach der von uns mitgetheilten Stelle weiter sagt: Et ubi erant duo Collateralles (Collaterales) ad bancam stipendiorum cum Florenis XLV in mensem pro quolibet ipsorum, solus staret pro XXVII. Et ubi erant duo Notarii cum ipsis Collateralibus ad stipendia cum salario Florenorum X. pro quolibet in mensem, staret unicus salario Florenorum VII. Et sic diminuendo Officiales, detraxit. Et propterea videns conditiones, et male deliberasse, ego cogitavi Ubizolum Vicemallum Notarium socium meum in ipso Officio stipendiorum, et officium cupientem relinquere. Et malum fuit pro ipso. Petrus Azarius war also so wenig mit jenen Verminderungen zufrieden, daß er den Entschluß faßte, seinen Collegen Ubizolus Vicemilla, der es wünschte, im Soldamte zu lassen, und daß er bemerkt, es habe dieses dem Ubizolus zum Nachtheile gereicht. Mit dieser Stelle muß auch jene verglichen werden, welche wir oben in der fünften Anmerkung mitgetheilt haben, und in welcher Petrus sagt, daß er beinahe bis zum Verluste Bologna's durch den Herrn von Mailand jenes Amt verwaltet habe. Petrus Azarius gab also dasselbe, weil er voraussah, daß jene Verminderung nachtheilig werden müsse, auf, bevor noch das daraus entspringende Unglück eintrat. Um noch deutlicher zu zeigen, wie jene Verminderungen nicht auf Petrus' Rath, sondern durch den Einfluß neuerer Rathgeber auf Matthäus Visconte statt hatten, müssen wir auch angeben, was er weiter unmittelbar nach der von uns zuletzt mitgetheilten Stelle bemerkt, indem er sagt: Überdies wollte der vorgenannte Matthäus den Jacobolus Paganus de Mediolano vom Amte der Schatzkammer Bologna's cassiren, dessen Amt nicht klein war. Denn gewiß ich sah 32,000 Florin jeden Monat in Bologna ausgeben, und beim Ausgeben für Bologna viele Monate nicht zureichen für die ordentlichen Ausgaben. Wie groß aber die außerordentlichen waren, ist nicht zu sagen, besonders für Surrogirung der Pferde, für welche 2000 Florin jeden Monat nicht zureichten, wenn man die Monate des Kriegs zusammenrechnet. Die Einkünfte Bologna's (Intratae Bononiae) überstiegen das Jahr nicht 100,000 Florin bologneser Münze, wiewol sie für die Gegenwart wegen der Einfälle (propter incursa) sehr gesunken waren. Quibus sic, fährt Petrus Azarius hierauf weiter fort, simpliciter peractis (et credo, quod novi Consiliarii voluerunt ipsum Dominum Matthaeum uno anno sic infinite ditari) venit Franciscolus Manzoccus Thesaurarius novus in Bononia constitutus cum XV millibus florenis etc. Petrus Azarius hat also jene Verminderungen, welche den Verlust Bologna's herbeiführten, durchaus nicht als weise Sparsamkeit angesehen, sondern sie getadelt. Über das, was dem Verluste von Bologna voranging, äußert er sich auf das Bitterste. So hebt er einen Satz voll Ausrufungen mit den Worten an: Oh! quam fatua fuerunt praecedentia etc., und weiter unten sagt er, ungeachtet er den Matthäus, weil er aus dem Hause Visconte war, möglichst, soweit es nämlich Wahrheitsliebe gestattete, zu schonen suchte: Sed discretio tanti politici Consilii sui in Mediolano debuit animadvertere, quod etiam pecudes animadverterent. Er braucht diesen harten Ausdruck von des Matthäus Räthen besonders in Beziehung darauf, daß Matthäus wußte, Johann von Oleggio war sein geheimer und öffentlicher Feind, und darauf, daß er dennoch jene Verminderungen der Kriegsmacht und der Ausgaben und jene Veränderung der Beamten in Mailand machte.

10) Die Stelle c. 11. p. 356: Nam officia, ut dixi, semper habueram Bononiae pro Dominis Mediolani, vergleiche mit der Stelle, welche wir oben in der 5. Anmerkung mitgetheilt haben.

11) Petrus Azarius sagt c. 11. p. 356 weiter: Neque Domini Johannis de Olegio amicus eram in aliquo propter enormia, quae committebat, et quae nunquam fuere in aliquo de Novaria. Dieses bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß Johann Visconte von Oleggio von dem Bischof und Grafen Johann Visconte von Novara, dem Herrn dieser Stadt, zum Podesta gemacht war, und eine Zeit lang daselbst stand, bis er von der Podestaria (dem Stadtrichtersdienst, Amtmannsdienst) wieder entfernt ward, wie Petrus Azarius (c. 10. p. 322) erzählt. Dieser, der seine Vaterstadt sehr liebte, konnte also dem Johann von Oleggio die von ihm begangenen Unregelmäßigkeiten um so weniger verzeihen.

12) Burgo-Maneyrium sagt Petrus Azarius (c. 12. p. 356 und Finalis Conclusio p. 423), Muratori (Praef. p. 293) scheint Bergamo darunter zu verstehen; wenigstens sagt er daselbst, daß Petrus Azarius im Amte der Sorge für die Militairsöldner des Matthäus II. Vis-

lte. Hier erhielt er einen Brief von Seiten Galeazzo Visconte's, daß er (Petrus Azarius) sich nach Terra In-orium begeben sollte, um mit Peter, dem Kanzler des Herrn Antonius, des Podesta von Asti, welcher, damit ihn Novara entbehrte, zum Podesta von Asti auf den Rath des Johann Savius gemacht war, zu sprechen, und daß er dann als Collateralis [13]) nach Asti gehen sollte. Hier ward er vom Markgrafen von Montferat, welcher den District von Vercelli durchstreifte, in Haft, wiewol auf eine schöne (ehrenvolle) Weise, gehalten [14]). Angenehm konnte jedoch auch dem Petrus Azarius, wiewol er ganz anders als die andern in Asti in Elend gehaltenen Novaresen behandelt wurde, nicht sein, wenn er bedachte, daß ihn der Anschlag des Johann Savius dahin gebracht habe. Aber noch weit größere Unannehmlichkeiten trafen ihn, als er von Asti hinweggehen durfte, und er sich zurück nach Borgomanero begab, wo er zufällig mit seiner ganzen Familie weilte. Über die Schrecken, die ihn aus Borgomanero trieben, und die Leiden, die er zu Terdona (Tortona) erduldete, spricht er sich am Schlusse seiner Chronik auf folgende Weise aus: In der 15. Indiction 1362 umgaben mich die Schmerzen des Todes, und die Gefahren der Hölle trafen mich. Ich, Petrus, der unterzeichnete [15]) Notar, stehend im Todeskampf und sehend das Schifflein Petri ohne Ruderer und Schiffer auf der hohen See schwanken, und unter Gefahren zerrissen werden, vorzüglich in den italischen Gegenden, und namentlich in der Lombardei, wegen des Mangels und der Abwesenheit seiner Hirten, welche ihre Heerde schlecht bewachen, und die Laute nicht in einem Tone zusammenzustimmen suchen; und gleichsam verzweifelnd habe (ich) Schmerzen zu besänftigen gehabt, daß ich dadurch die Wohlthat der Gesundheit zu erlangen, und durch Betrübnißempfinden dem Kiele [16]) hinzuzufügen vermöge, damit der Stachel des Schmerzes und die Ursache zur Wi[...] herstellung [17]) durch Schreiben hinweggenommen w[...] Aber es half nicht, da eine chronische Krankheit durch [...] lungsmittel nicht geheilt wird. Ach! durch wie viel [...] ist meine Seele gemartert worden! Ach! wie viel Sc[...] zen des Körpers habe ich erlitten! Wegen der Ver[...] heiten [18]), welche ich gehört, gesehen und geschrieben [...] und wegen der Krankheiten nebst der Pest, die zu[...] zusammentrafen und im schlechten Vorhaben [19]) beha[...] Gegen so viele Übel ist kein Heilmittel gegeben w[...] durch die vorher aufgeführten schlechten Hirten [20]), [...] durch den Arzt; wie in der Lombardei wenigsten[...] den unglücklichen Thaten, den Brandstiftungen, [...] Plünderungen, den Niederlagen rc. gegeben worden [...] schlimmere Heilmittel, als die Krankheit, und in s[...] daß das Menschengeschlecht in der Lombardei beinahe [...] gehört hat und umgekommen ist. Als ich daher zu [...] dona (Tortona) in den unten geschriebenen [21]) [...] stand, war ich von Todesschmerzen umringt. Den[...] ich von Burgomaynerium (Borgomanero) hinwegging[...] ich zufällig mit meiner Familie weilte, und die E[...] für meinen Abgang angesetzt hatte [22]), sah ich meine[...] ben Jahre alten Sohn, Ambrosinus, lebendig und to[...] und da entging ich mit den drei andern, den äl[...] nämlich Philippus, Jacobus und Johannes, der K[...] heit [24]) durch Fliehen, indem ich meine Frau, Fr[...] schina, die Tochter des weiland Ardicinus de Fossato, [...] Antonia, eine Tochter von einem Alter von vier Mo[...] Katharina von drei Jahren und die im neunten [...] stehende Johanna, welche [25]) ich nicht aufheben [26]) k[...] zu Hause ließ. Ich entrann zwar, aber ohne zu w[...] wohin ich mich wenden sollte, da die Ansteckung de[...] tes schon ruchbar geworden war, und die vorbenannt[...] Engländer in der Terra Cavallii verblieben. Ich flo[...]

---

conte sowol in Bergamo, als in Bologna gestanden. Aber Petrus Azarius erwähnt Bergamo gar nicht in Beziehung auf sich, und braucht auch, wo er es bei andern Gelegenheiten thut, so Proömium p. 299, wo er die Städte der Lombardei aufführt, und c. 10. p. 322, wo er von der Erbauung des Schlosses von Bergamo (Castrum Bergami) die gewöhnliche richtige Form Pergamum und Bergamum. Unter Burgo-Maneyrium dagegen, wo er sich nach Niederlegung des Sold- oder Söldneramtes zu Bologna, und nach Abgange aus dieser Stadt aufhielt, kann er nichts anderes verstehen, als Borgomanero, die kleine Stadt am Sagnaflusse oberhalb Novara.

13) Irem Astam pro Collaterali, s. d. folgende Anmerkung. 14) Nachdem Petrus Azarius (c. 12. p. 350) die Novaresen, welche der den District von Vercelli durchstreifende Markgraf von Montferat als verdächtig in Asti im Elend oder Exil (confinatos) hielt, aufgezählt hat, macht er den Gegensatz: Ac tenens ibidem pulchro modo Opicinium Torniellum fratrem dicti Antonii pro Astensi Potestate ad cautelam, quem tempore illo ad reditum destinato licentiavit, et me Notarium pro Collaterali existentem, et ad cautelam datum de consilio Johannis Savii. Dieser Letztere veranstaltete nämlich, daß auch andere Novaresen, welche er für Feinde der Visconti hielt, aus Vorsicht von Novara nach Asti wider ihren Willen geführet wurden. Mit Petrus Azarius, welcher immer Ämter für die Herren von Mailand in Bologna verwaltet hatte, und daher für keinen Feind der Visconti gehalten ward, geschah jenes auch, aber er ward auf eine ehrenvolle Weise nach Asti gelockt, nämlich als Beamter, als Notarius pro Collaterali. 15) s. die Unterschrift, welche wir in der ersten Anmerkung dieses Artikels mitgetheilt haben. 16) Nämlich er gewinnt Stoff zum Schreiben durch die traurige Erinnerung an die schreckliche Geschichte sein[...] und indem er sie in sein Gedächtniß zurückruft, vermehrt er de[...] zum Schreiben.

17) d. h. die Ursache, welche Wiederherstellung erheischt, erf[...] macht, ist Umschreibung der Krankheit seiner Seele, welche er [...] heben will, daß er die traurigen Ereignisse, die er erlebt hat, [...] schreibt, und sie dann, wenn er sie in sein Zeitbuch eingetragen h[...] aus dem Geiste zu schlagen und zu vergessen hofft. Zum besser[...] ständniß ist die Stelle in der Urschrift erfoderlich, nämlich [...] in der Finalis Conclusio p. 422. 423: — — et tanqu[...] sperans habui dolores delinire (delenire), ut stimulus dol[...] recreationis causa scribendo tolleretur. 18) Oder Go[...] keiten, nämlich propter infanda. 19) Bezieht sich mit [...] fanda (Verruchtheiten), diese Schandthaten nebst den Kran[...] bildeten jenes Schaudergemälde. 20) Nämlich die weltlich[...] geistlichen Herren der Zeit des Petrus Azarius, deren Geschi[...] beschrieben hat. 21) s. die Unterschrift, welche wir in der [...] Anmerkung mitgetheilt haben. 22) d. h. eilig hinweg[...] 23) Plötzlich sterben. 24) Nämlich der Pestilenz. 25) [...] sich auf alle, nämlich auf die Frau und die drei Töchter uns[...] schichtschreibers. 26) Wegen ihrer Krankheit nicht vom [...] aufrichten und mitnehmen konnte. 27) Petrus Azarius [...] (c. 12. p. 370), daß vom Markgrafen von Montferat die G[...] der nebst ihrer Genossenschaft oder Gesellschaft, die sich weg[...] Krieges der Franzosen in Frankreich befanden, aber dama[...] thätig waren, und die er daselbst versammeln ließ, als [...] linge nach der Lombardei gebracht wurden. Namentlich auch [...] stricte von Novara (der Vaterstadt unsers Geschichtschreibers[...]

denen[28]), mit welchen ich konnte, und ließ die vorher erwähnten (Frau und Töchter) mit der Gnade Jesu Christi dort. Mir ist in Terdona erzählt worden, daß meine Frau und die Tochter Katharina umgekommen seien, die andere aber, die kleine[29]), und die etwas größere[30]) der Hilfe und des Schutzes entbehren. Ihnen zu Hilfe zu kommen, wagte ich nicht, noch konnte ich es, wegen der Krankheit, und wegen der Ärgernisse[31]) des um die Stadt Terdona hereinbrechenden Krieges, in welchem mich die Gefahren der Hölle trafen, weil durch zugesandte und erhaltene abscheuliche Briefe ich durch Furcht gemartert werde, da vier Mal in der Woche die ganze Stadt von derjenigen so verbrecherischen Genossenschaft verdorbener Menschen, welche solche Dinge begeht, erschreckt worden ist, sodaß ich selbst und jeder Terdonenser am Leben verzweifele. Daher ist daselbst keine Ruhe, daselbst keine Ordnung, kein Überfluß an Lebensmitteln, keine Bequemlichkeit der Kleidung. Daher jetzt in Terdona weilen, ist in der Hölle weilen. Aber erwägend, daß auch schrecklichere und fürchterlichere Dinge sich einst ereignet haben nach dem Zeugnisse der Psalmisten, wie hier oben beschrieben ist, habe ich gedacht, betrübt zu sein mit den Betrübten, und mich zu freuen mit den Freudigen. Wenn aber in den vorausgeschickten oben Geschriebenen etwas mangelhaft befunden wird, so möge es die Hand eines Verbessernden ergänzen. 1362 in der 15. Indiction im Monate November. Dieses ist der Schluß der Chronik des Petrus Azarius, und hierauf folgt die Unterschrift, welche wir in der ersten Anmerkung dieses Artikels, da er darin mehres in Beziehung auf seine Lebensgeschichte Bemerkenswerthes angibt, mitgetheilt haben. Den erschütternden Eindruck, welchen die schrecklichen Ereignisse, die ihn trafen oder rücksichtlich deren Zuschauer und Hörer er war, auf ihn machten, spricht er nicht blos am Schlusse seines lehrreichen Werkes, sondern auch im Eingange desselben aus. Selbst in der Überschrift unterläßt er nicht, auf die Schlechtigkeiten, welche sich vielfach ereigneten, hinzudeuten und Trost in seinen Leiden in der Religion zu suchen. Die Überschrift lautet: **Petri Azarii Chronicon. In Christi nomine. Amen. Incipit Liber gestorum in Lombardia, et praecipue per cunctos Dominos Mediolani: Compositus per me Petrum Azarium, Notarium infra scriptum. Et de casibus pravis, qui multipliciter occurrerunt.** Das Proömium beginnt: Weil das menschliche Leben gebrechlich und hinfällig ist, und das Gedächtniß der Menschen sinkt (abnimmt), wie Blätter vorübergehen, welche jedes Jahr erneuert werden; und weil die Verhältnisse und die Lage täglich wechseln, so werden Irrthümer erweckt, und sind ja so sehr erweckt worden, daß ich darauf gedacht habe, zur Augenscheinlichkeit für Zukünftige das, was in der Lombardei, und speciell zu meiner Zeit gethan worden ist, mit kurzem Styl zu erzählen. Aber weil in der Stadt Novara, aus welcher ich stamme, wichtigere Dinge geschehen sind, deshalb werde ich von ihr mehr und angelegentlicher, als von einer andern handeln. Weilend also in der Stadt Terdona, verwirrt durch Muße, gemartert und beunruhigt durch unermeßliche Schmerzen und Ängste, wegen der begegnenden Dinge, vertrieben von Hause wegen der Krankheit[32]), habe ich unternommen, die vorhergehenden Ursachen, aus welchen in der Lombardei Ärgernisse (Mishelligkeiten) entstanden sind, eifriger zu behandeln. Weil jedoch schlechte Folgen den Beschluß gemacht haben, werde ich Sorgfalt tragen von den vorhergehenden Dingen zu schreiben, wegen welcher die einst glückliche Lage der Lombardei an Gütern und Sachen sich bereits unwiederbringlich vermindert hat. Noch mögen sich die Leser wundern, wenn der Stachel des Aussprechens und Schreibens mich genöthigt hat, das erzählen zu müssen, was beinahe nur gemein auszudrücken ist[33]), da ich sah sehr viele Verbrechen im Schwunge sein, vielfache Irrthümer erweckt, die Wahrheit nicht gesagt, und nur für Reichthümer gesorgt werden. Und was Reichthümer gefrommt haben, kann man hören! Denn ich sah den guten Menschen umkommen, und nicht wegen des unendlich vielen Geldes, das er hatte, von Jemandem Erleichterung bekommen. Wegen der Anfechtung durch die Krankheit nämlich sah ich den Vater um den Sohn, den Sohn um den Vater, den Bruder um den Bruder, den Freund um den Freund, den Nachbar um den Nachbar sich ganz und gar nicht kümmern, und was das Unangenehmste war, ich sah eine Familie, mochte sie auch noch so groß sein, elendiglich umkommen, und kein Gegenmittel oder Hilfe stattfinden, die Arzneimittel nicht wirksam sein, die Stärksten und Jüngsten, sowol männlichen, als weiblichen Geschlechts, auf einmal von Kräften kommen, verschmähen und verschmäht werden, sodaß keiner in die Häuser derjenigen, die in solcher Gefahr schwebten, hineinzugehen wagte; und während das vorher Erwähnte dauerte, sah ich böse ausländische Völker[34]) herrschen und sich um die Pest selbst nicht kümmern, sondern rauben, Brände stiften, plündern, die Lebensweise der Bösen am meisten gelten, und mich selbst auch unterdrückt und schändlich beraubt werden. Nach diesen Bemerkungen geht unser Geschichtschreiber zur Beschreibung der Lombardei über, und nach dieser handelt er ebenso zweckmäßig[35]) von den

---

teten diese Engländer die furchtbarsten Verheerungen an, und verübten die abscheulichsten Gräuel.

28) Aus seiner Familie. 29) Antonia. 30) Johanna. 31) Scandala bedeutet hier besonders Zwistigkeiten und ihre ärgerlichen Folgen.

32) Was Petrus Azarius hier S. 297 morbus, und S. 298 pestis nennt, bezeichnet er S. 370 durch pestilentia, und bemerkt dabei, daß in Novára (seiner Vaterstadt), in der Stadt selbst und in den Vorstädten und in mehren Districtualvillen in den Monaten Juni, Juli, August und September 1361 an der Pestilenz von zehn acht und mehr gestorben sind. 33) Denn dieses will der Verfasser wol sagen mit den Worten: Nec mirentur Lectores, si stimulus dictandi et scribendi *me coegit, quasi vulgariter exprimendo narranda,* quum viderem scelera multa vigere etc. 34) Nämlich die von dem lombardischen Herren aus dem Ausland bezogenen Miethtruppen, besonders die oben erwähnten Engländer; s. die 27. Anm. d. Art. 35) Sehr zweckmäßig ist, daß der Geschichtschreiber im Eingange eine Beschreibung der Lombardei, namentlich die Städte derselben aufführt, und dann allgemeine Bemerkungen über die diese Städte zerreißenden Parteien der Ghibellinen und Guelfen macht. Über den Ursprung des Namens derselben gibt er freilich nur eine, wiewol sinnvolle, Sage, nämlich daß sie ihn von zwei sich feindlichen Dämonen Gibel und Gualef erhalten.

verderblichen Parteien der Guelfen und Ghibellinen, welche aus der Zwietracht des geistlichen und des weltlichen Schwertes entstanden. Dieses ist der Inhalt des Einganges. Hierauf folgt Cap. 1 die Geschichte des Erzbischofs Otto's von Mailand. Der beschränkte Raum erlaubt jedoch nicht den Plan des vortrefflichen Geschichtswerkes, welches die Ereignisse von 1250 — 1362 behandelt, darzulegen und den Inhalt näher anzugeben. Wir müssen uns deshalb auf die allgemeinen Bemerkungen beschränken, welche der dieses Geschichtswerk keineswegs überschätzende Muratori macht [36]). Petrus Azarius erzählt nicht blos die Geschichte der mailändischen Fürsten und seiner Vaterstadt (Novara), sondern auch der benachbarten Völker. Sehr viele Empfehlung erwächst seinem Geschichtswerke daraus, daß er nicht blos die Geschichte seiner Zeit überhaupt, sondern auch das bisweilen beschrieben, dem er selbst beiwohnte, und zwar als öffentlicher Beamter. Nach Muratori's gerechtem Urtheil ist das Geschichtswerk des Petrus Azarius eins der vorzüglicheren in seiner umfangreichen Sammlung barbarischer, oder mit billigerem Ausdruck, mittelalterlicher Geschichtschreiber. Sein Vorzug besteht nicht blos in der überaus lehrreichen Behandlung der Zeitgeschichte, die es darbietet, sondern das vortrefflich Unterhaltende, welches damit in inniger geistreicher Verbindung steht. Soviel auch Leiden den Geschichtschreiber umgaben, so spricht er dieses doch nur hauptsächlich im Eingange und am Schlusse aus. In der eigentlichen Geschichtserzählung zeigt Petrus Azarius durchaus keinen niedergedrückten Geist, sondern seine Darstellung fließt größtentheils in leichter, natürlicher Anmuth dahin. Über den Charakter unseres Geschichtschreibers und seines vorzüglichen Werkes spricht Muratori mit Recht Folgendes aus: Man findet oft artig unterhaltende Angaben und Bemerkungen der Erzählung beigemischt, und ein herrliches Gemälde der Sitten bei ihm; und man wird das Buch nicht leicht aus der Hand legen, wenn man einmal zu lesen begonnen hat. Er hat sich zwar eines niedrigen und bisweilen barbarischen Styls bedient, doch leistet Muratori, wie er bemerkt, dafür Bürgschaft, daß man fast alles, was Petrus Azarius erzählt, mit Vergnügen lesen wird. Denn er war von einem lebhaften und über die Dinge ein richtiges Urtheil zu fällen, fähigen Geiste; was zu loben war, lobt er aufrichtig, was aber vom Wege des Rechten abwich, tadelt er als Wahrheitsliebender stark, eine Denk- und Schreibart, welche bekanntlich den Leser sehr ergötzen und den Werth der Geschichte erhöhen kann.

Der unter den Gelehrten seiner Zeit bekannte, besonders mit Muratori befreundete Lazarus Augustinus Cotta, Jurist in Novara, der sich um das Geschichtswerk des Petrus Azarius dadurch verdient machte, daß er einen alten Coder nebst andern auf die novaresische Geschichte sich beziehenden Werkchen in die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand stellte, glaubte sich um unsern Geschichtschreiber auch ein anderes Verdienst zu erwerben, wobei er jedoch von
einer falschen Ansicht ausging. Er hoffte nämlich,
den der schönen Wissenschaften Beflissenen angenehm
zugleich dem Petrus Azarius größere Huld und gr
Lob bereitende Sache zu leisten, wenn er von seinem
gebildeten Style gewisse Wörter und minder zierlich
deusarten hinwegnehme, und andere, bessere, dafür
ren Stelle setzte. Dieses führte er aus, und zwar s
er der Wahrheit der erzählten Dinge keinen Abbruch
oder wenigstens nicht thun wollte. Aber seine Styl
serungen konnten doch nur Flickwerk sein und unsre
schichtsschreibers Arbeit zu keiner classischen umsch
Muratori dagegen ging von dem richtigeren Stand
aus, von welchem die lateinischen Schriftsteller des
telalters betrachtet werden müssen. Diejenigen, welch
Geist und Leben geschrieben haben, entbehren einer
sen natürlichen Anmuth, wie Wälder und Felseng
nicht, ungeachtet sie sich eines barbarischen Lateins
nen, und namentlich unser Petrus Azarius erzählt i
nem ungebildeten Latein so leicht und anmuthig, als
er eine ihm angeborene Sprache spräche. Auch v
ihn in der That sein Italienisch, welches er in l
schen Wortformen vorträgt, nicht, und selbst in B
hung auf die Sprache mußte es interessanter sein, i
seiner anmuthigen Natürlichkeit zu erhalten, als ihm
Flitterkleid umzuthun, aus welchem doch immer seine
türliche Blöße durchschimmern mußte, und seine E
lung konnte in seiner ungekünstelten Schreibart nicht
ders als weit glaubwürdiger erscheinen, als wenn
statt derselben ihn hätte in hochgeschraubten Redens
vortragen lassen. Muratori that daher sehr wohl, d
die Abschrift mit den Cotta'schen Verbesserungen mit
alten Coder in der Ambrosianischen Bibliothek zu
land, Philippus Argelatus, welcher sich durch die s
zu lesenden Schriftzüge des alten Coder wacker un
ermüdet durcharbeitete, sorgfältig vergleichen, und
Cotta'schen Zuthaten streichen, und die Sprache des
schichtswerkes, völlig der im alten Coder befindlichen
sprechend, wieder herstellen ließ. Er gab das so w
gereinigte herrliche Werk unter dem Titel: *Petri Az*
Notarii Novariensis, synchroni auctoris Chron
de gestis Principum Vicecomitum ab anno 1
usque ad annum 1362 in seiner großen Samml
Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 298 — 424, heraus.

Nachdem Petrus Azarius im November 1362
eben erwähnte Chronik vollendet hatte, schritt er zur
fassung eines andern, aber kleineren Werkes, näm
Opusculum de bello Canepiciano, und vollendete
den 4. Jan. 1363, wie er am Schlusse bemerkt: Et
de Canepicio sufficiant. Scripta autem fuerunt p
dicta per me praemissum Notarium ut supra in
dona MCCCLXIII. Indictione prima; die quarto m
sis Januarii. Im Eingange oder der Praefatio nim
er zugleich Beziehung auf seine Chronik. Er beginnt: „
göttlichen Dinge sind zwar ganz vollkommen, aber die
schaffenheit des menschlichen Rechtes breitet sich ins Un
liche herab; doch nichts ist in ihr, was ewig bestehen kön
Theuerste! weil ich oben über den Stand jener Städte
Lombardei, und darüber, wie sie durch Irrthümer, Kr

36) In *Petri Azarii* Chronicon Praefatio *Ludovici Antonii Muratori*, Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 293.

) und Ärgernisse[38]) beinahe zerstört sind, mich erklärt
habe ich jetzt darauf gedacht, den Stand Canepi-
[39]), welches eine in der Lombardei gelegene Grafschaft
beschreiben. Die Grafen und Edeln dieses Canepi-
pflegten frei zu sein und in friedlicher Zeit keinem, au-
em Reiche[40]), Rede zu stehen. Nun aber, nach ihren
sten haben sie nöthig gehabt, Sklaven[41]) (dienstbar)
rden, und zwar auf verschiedene Weise, und andern
n, wegen der unter ihnen selbst[42]) begangenen Ab-
chkeiten[43]), sich gänzlich unter das Joch zu fügen.
es ist die Grafschaft Canepicium ähnlich dem Di-
Novara's, und nur ging der District dieser Graf-
Novara'n vor Erbauung der Stadt Novara vor.
hörten auch jene Edeln nicht eher auf, bis der
stand[44]) auch die vorgenannten edeln Grafen usur-
hatte." Hierauf führt der Verfasser die Besitzungen
Grafen Canepiciums, nämlich zuerst die Burgos
tflecken) und die Castra (Schlösser, Burgen) der
um Valpergá, dann die der Comitum Blandrate,
ihnen die der Comitum Sancti Martini, ferner die
omitum Marini, und endlich die der Comitum Ma-
auf, gibt nach dieser Aufzählung der Marktflecken
Schlösser der verschiedenen Grafen eine interessante
reibung der Grafschaft Canepicium, und erzählt den
ng des Bruderkriegs der Grafen von Blandrate,
lchen auch die übrigen Grafen verwickelt werden,
er um so verderblicher wird, je mehr auch die Aus-
, namentlich der Graf von Montferat, hineingezo-
erden, und sich hineinmischen. Unser Geschichtschrei-
nnte ganz genaue Nachrichten von jenem Kriege ha-
a sein Vaterbruder[45]), Johannes Azarius, in Dien-
es Hauses Valperga stand, nämlich des Podesta Cor-
's und der andern den Herren von Valperga unter-
n Lande Canepiciums, und von ihnen im J. 1339
Mailand zum Behufe der Herbeiziehung schöner sich
t befindlicher teutscher Miethvölker gegen die Grafen
i Martini und ihre Anhänger gesandt ward und die-
sführte[46]). Das **Opusculum de bello Canepi-**
hat einige Jahre vor[47]) Muratori, Albrizius im
n Bande der **Galleria di Minerva** zuerst heraus-
gegeben, aber nicht unverändert. Der obengenannte Cotta schreibt[48]), der Styl sei noch bei Lebzeiten des Verfassers von Ambrosius de Roccacontrata verbessert worden. Aber Muratori vermuthet nicht ohne Grund, daß Ambrosius de Roccacontrata kein Anderer, als der verkappte Cotta sei. Wenigstens konnte jener angebliche Ambrosius de Roccacontrata die Veränderungen, welche nicht blos in Verbesserung der einfachen und rohen Schreibart des Petrus Azarius bestehen, nicht wol bei Lebzeiten des Autors vorgenommen haben, da sich S. 402 ein auf das Jahr 1404 bezüglicher Zusatz findet, wo Petrus Azarius, der im J. 1362 bereits Vater vieler Kinder gewesen, schwerlich mehr lebte. Die das Werk entstellenden Hinzufügungen hat der angebliche Ambrosius de Roccacontrata sich erlaubt, ungeachtet er versprochen hat, die Reinheit der Geschichte gewissenhaft zu bewahren. Mit Recht hat daher Muratori, als er das **Opusculum de bello Canepiciano** im 16. Th. seiner großen Sammlung **Rer. Ital. Script. p. 426—440** herausgab, ihm jene Schminke wieder abgerieben, und es der Welt dargeboten, wie es sich im Ambrosianischen Coder findet. Schließlich darf die Frage nicht unberührt bleiben, ob es mehre Geschichtschreiber Namens Petrus Azarius gegeben? Cotta sagt[49]), ein anderer Petrus Azarius, mailändischer Geschichtschreiber, habe im J. 1238 geblüht, und seine Annales werden von Gualvaneus de la Flamma erwähnt. Aber dieser kennt weder in seinem **Chronicon Majus**, noch in seinem **Manipulus Florum** einen Petrus Azarius als Geschichtschreiber. Zwar sagt er in letzterem Cap. 271[50]): **Anno Domini MCCXXXVIII. Gavazarinus Ruscha et Petrus de Azariis sive de Vitanis facti sunt LXI et LXII. Potestates Mediolani.** Dieses gibt auch Corio[51]) an. Aber es wird weder hier noch dort eine von diesem **Petrus de Azariis sive de Vitanis** verfaßte Geschichte erwähnt[52]). Einen früheren Geschichtschreiber Petrus Azarius, als den, der in den Jahren 1362 und 1363 schrieb, haben wir also nicht. Aber noch muß die Frage erörtert werden, gab es einen späteren, oder lebte und schrieb derselbe bis 1402 oder wenigstens bis 1385? In Beziehung auf das Jahr 1402 muß betrachtet werden, was Puricellius[53]) im Betreff des Verfassers der **Annal. Mediolan.** sagt: **Petrus hic Azarius fuit Notarius (Novariensis, an Derthonensis hoc incertum) atque Me-**

) Pestilenz. 38) **Scandala**, hier besonders die in verderb-
streitigkeiten ausgebrochene Zwietracht. 39) **Il Canavese.**
perium (Kaiserreich) braucht Petrus Azarius, eigentlich sollte
um heißen, da die Grafen unter das Königreich der Lombar-
örten, da aber der Kaiser zugleich die Krone der Lombardei
und sein Vicar in der Lombardei kaiserlich genannt ward, so
Petrus Azarius und seine Zeitgenossen so, als wenn die Lom-
zum Kaiserreiche gehörte. Vergl. unsers Geschichtschreibers
, Eingang S. 299, wo er in Beziehung auf die Ebene der
dei sagt: **Quae soli Imperio Romanorum deberet tempo-**
subjacere. 41) **Servi.** 42) Den Grafen. 43) Pe-
zarius (**Opusculum de Bello Canepiciano**) beschreibt S.
. den aus Neid entstehenden Bruderkrieg und die traurigen
desselben, indem auch hier die streitenden Parteien als Guel-
Ghibellinen hervortraten. 44) **Popularis status**, Stand
neinen Volkes. 45) Da er im Dienste der Grafen Wal-
war, so ist auch er als Ghibellin zu betrachten. 46) s.
here bei Petrus Azarius (S. 430). 47) Muratori gab
Geschichtschreibers Chronik und das Werkchen in dem 1503
enen 16. Bande der Sammlung **Rer. Ital. Script.** heraus.

48) Nämlich S. 402 (bei Albrizius findet sich zu **Candea** der Zusatz: **Natale solum Fratris ex Ordine Minorum olim apud Ticinenses Theologiae Professoris, e parentibus Novariensibus, et nunc (nempe anno 1404) Archiepiscopus Mediolani et Cardinalis.** Cotta glaubt nämlich sich und die Welt überreden zu müssen, Papst Alexander V., der eben erwähnte Frater Petrus de Candia, sei dem Vaterlande nach ein Novarese gewesen, und nach dem **Candea castrum** in der Grafschaft Canepicium genannt worden, während er doch ein geborner Grieche aus der Insel Candia war. 49) Cotta in seinem 1701 zu Mailand herausgegebenen **Musaeum Novariense** handelt S. 248 von unserm Petrus Azarius. 50) Bei *Muratori*, **Rer. Ital. Script. T. XI. p. 674.** 51) *Corio*, **Istoria di Milano** zum J. 1238. 52) Vergl. *Muratori*, in *Petri Azarii* **Chronicon. Praefatio p. 295.** 53) Sowol in **Ambrosianae Basilicae Monument. num. 236**, als in der **Dissert. de Sanctis Arialdo et Herlembaldo. Lib. I. c. VII.**

diolanenses Annales scripsit ab initio Urbis usque ad Annum Christi MCCCCII. Quibus in Annalibus Anno MCCCLV, semet ipsum narrat a Magno Matthaeo Vicecomite Vicario Imperiali et Mediolani Domino missum, ut militiam reformaret; wäre dieses begründet, so hätte also Petrus Azarius, der, wie wir oben sahen, im J. 1355 wirklich in Diensten des Matthäus II. [55]) Visconte war, noch im J. 1402 gelebt und bis dahin mailändische Annalen fortgeführt [54]). Puricellius sagt auch, daß Petrus Azarius im J. 1389 zu Mailand eine große Sonnenfinsterniß gesehen. In den Annal. Mediolan. [56]) wird zwar die Wirkung der großen Sonnenfinsterniß vom October 1389 beschrieben, und der Verfasser setzt zur Beglaubigung hinzu: Et hoc vidi ego in Mediolano, aber wer dieser Ich, der es gesehen, gewesen, wird nicht gesagt. Im Cod. Mst. findet sich der spätere Zusatz: Auctor videtur esse Notarius ille, quem Corius nominat Petrum Azarium Novariensem. Man ist aber darauf, dem Petrus Azarius die Annal. Mediolan. zuzuschreiben, aus keinem andern Grunde gekommen, als weil in dieselben aus der Chronik des Petrus Azarius ganze Seiten mit dieses Geschichtschreibers eignen Worten aufgenommen sind. Aber man könnte vielleicht sagen, Petrus Azarius selbst habe seine Chronik erweitert und fortgesetzt. Allein gegen diese Annahme spricht die verschiedene Schreibart; wo Petrus' Worte, soweit sie erweislich von ihm sind, aufhören, fehlt sogleich die Anmuth [57]), und der Verfasser, oder rücksichtlich Compilator zeigt entschieden weniger Geist und Leben. Wenn also aus den Annal. Mediolan. sich nicht erweisen läßt, daß Petrus Azarius im J. 1389 zu Mailand die große Sonnenfinsterniß gesehen, und noch im J. 1402 gelebt und geschrieben, so könnte man doch annehmen, daß er es bis 1385 gethan, denn zu diesem Jahre sagt Corio in seiner Ist. di Milano: Scrive Pietro Azario Notajo Novarese, ed in tai tempi vivendo, che nel punto della presa di Bernabò il Pianeta di Saturno, Giupiter, e Marte erano nella casa di Gemini. Daß diese Angabe von Petrus Azarius herrühre, läßt sich jedoch nicht erweisen [58]).

(*Ferdinand Wachter.*)

3) P. Blesensis (Blaesensis), aus Blois gebürtig. Seine Ältern gehörten zu den Vornehmsten und Reichsten der Bretagne, was er selbst in seinen Briefen berichtet, aus welchen sich überhaupt die ganze Lebensgeschichte des weit und viel gerühmten Mannes ergibt. Die Beschreibung, die er im 49. Briefe *) von seinem Vater liefert, ist anziehend; nach derselben muß er zu den ge- bildetsten und vortrefflichsten Männern seiner Zeit gerech- net werden. Peter's Bruder, von dem bald mehr zu sa- gen ist, hieß Wilhelm und seine Schwester Christiana, a- welche sein 36. Brief gerichtet ist. Im 131. und 13- Briefe erwähnt er eines Enkels, ohne sich näher darü- zu erklären.

Peter selbst studirte als Jüngling mit großem Fleiß die freien Künste und Wissenschaften zu Paris. Haupt- sächlich waren es Dichtkunst und Beredsamkeit, denen e- seine Liebe zuwandte. Später war er der Dichtkunst s- wenig hold, daß er im 76. Briefe seine Misbilligung da- über mit folgenden Worten bezeugt: Ego siquidem nu- gis et cantibus venereis quandoque operam ded- sed per gratiam ejus, qui me segregavit ab ute- ro matris meae, rejeci haec omnia a primo limine juventutis. Dracones Pharaonis devoravit in m- draco Moysi, dum Suavitatis Theologicae lepor eva- cuavit scientiam vanitatis. Die Beredsamkeit hingegen, auch die geschmückte und dichterische, blieb ihm lieb, wie sich schon aus der angeführten Stelle ergeben würde, wenn er es auch nicht selbst im 8. und 26. Briefe bestätigte. Ihm, wie allen Andern jener und schon früherer Jahr- hunderte ist Alles nur soweit gut, als es der Kirche nützt; ein Grundsatz, der auch auf die sieben freien Künste bezogen fortwährend noch galt. Darauf begab er sich nach Bologna, um auf der dortigen Universität das weltliche und geistliche Recht zu studiren. Daß er von diesen Kennt- nissen in seinem Leben oft Gebrauch zu machen Gelegen- heit fand, beglaubigt er selbst durch die That in Ep. 19, 26, 71, 115 u. a. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich nun so ganz der Theologie, worin er, und zwar in kurzer Zeit, so seltene Fortschritte machte, daß er bald zu den vorzüglichsten Theologen seiner Zeit gezählt wurde, und wie seine älteren Lebensbeschreiber von ihm sagen, ut eam (theologiam) devorasse potius quam didicisse creditus sit. In der Theologie und soweit es nöthig schien, Philosophie und Mathematik, hatte er den Johann von Salisbury zum Lehrer (Ep. 70). Sogar in der Arzneikunde hatte er sich dergestalt umgesehen, daß er auf einer Reise im Nothfalle eine Heilung versuchen und von seinem Verfahren schriftliche Rechenschaft geben konnte (Ep. 43). Als zuverlässiger Beweis der Größe seines Ge- nius wird noch besonders namhaft gemacht, daß er nach seiner eigenen Versicherung dreien Schreibern zugleich über drei verschiedene Gegenstände einen Aufsatz dictiren und ihren Federn genug zu schaffen machen wollte, während er selbst noch einen Brief aufschreibe, was nur noch von Julius Cäsar gemeldet werde. Peter erzählt dies selbst Ep. 92, und ruft Jeden, der daran zweifele, auf, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen.

Nachdem er seine Studien glücklich vollendet hatte, kam er, was er selbst Ep. 46 schreibt, um das Jahr 116- nach Sicilien, wo er Lehrer Wilhelm's II. wurde, des jun- gen Königs von Sicilien, welcher ihn nach einem Jahr (s. Ep. 66) zu seinem Geheimschreiber (Sigillifer regius) erhob, daß er auch an allen Beschlüssen des Reichs The- hatte (Ep. 131). Je größer hier sein Einfluß war (quo-

54) Nicht Matthäus I. oder des Großen, wie Puricellius sagt, denn Matthäus Magnus starb 1322. 55) Was Picinellius im Athenaeum Mediol. sagt, daß nämlich Petrus Azarius der Verfasser der Annal. Mediol. ab Urbis illius origine ad annum 1402 gewesen, hat er aus Puricellius geschöpft. 56) Bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. XVI. p. 813. 57) Vergl. *Muratori*, in Annales Mediolanenses Anonymi Scriptoris Praefatio bei dems. T. XVI. p. 637—638. 58) Vergl. dens., in *Petri Azarii* Chron. Praef. p. 294.

*) Die Briefe stehen nicht überall in gleicher Folge. Es ist hier nach dem T. 24 der Maxima Biblioth. veterum Patrum etc. (Lugduni 1677) citirt.

m. in Sicilia essem Sigillarius et Doctor Regis
illhelmi secundi tunc pueri, atque post Reginam
Panormitanum electum (Stephanum) dispositio
gni satis ad meum penderet arbitrium), je weniger
wieg der Neid und es brach eine Verschwörung gegen
ephanus, den Erzbischof von Palermo, aus, daß er
h Palästina flüchten mußte, wo er starb. Das machte
bange und er faßte sogleich, obgleich bettlägerig, den
tschluß, Sicilien zu verlassen, wozu er auch seinen
uder Wilhelm ermunterte, welcher Abt eines Klosters
Insel geworden war. Er schreibt ihm in Ep. 90:
am atrociter conjuraverint in exitium Domini
phani Panormitani electi et Regii Cancellarii Si-
i proditores relatione non indiget. Ego autem
m in illa turbatione et egressu Domini medio he-
ritaeo laborarem, de mandato Domini Regis cu-
et custodiae Salernitani Archiepiscopi com-
ssus sum, qui non minorem circa me diligen-
m exhibuit, quam si Dominus aut filius ejus es-
n. Ex quo autem convalui, accessi ad Dominum
gem, petens ab eo et magnatibus curiae licentiam
edendi. Rex autem per Dominum Salernitanum,
R. electum Syracusanum me sollicitari multi-
citer fecit, ut in curia ejus et sigilli officio re-
nerem: Sed non potui ad hoc, precibus aut pro-
ssis aut muneribus inclinare etc. Also trieb ihn die
fahr, der er entgehen wollte, aus Sicilien, wozu er
genuesisches Schiff benutzte. Im J. 1168 kam er
klich in Genua an, die hohe Ehre, die man ihm auch
t zollete, mit Vergnügen beschreibend. Seinem Bru-
, dem Abte, meldete er seine Abreise im 90. Briefe
sucht ihn zu überreden, die Zeichen seiner Würde
derzulegen, nach seinem Vaterlande sich zu begeben, si-
r vor Gift und Dolch. Auch Wilhelm ging nach Frank-
h zurück, lieber in seinem Vaterlande gehorchend, als
Sicilien gebietend zu leben. Übrigens war auch Wil-
m schriftstellerisch thätig, wenn auch nicht im Sinne
es heftigeren und ernsteren Bruders. Wilhelm schrieb
ar auch einige theologische Werke, doch am liebsten
mödien, Tragödien, Epigramme und Reden. Davon
t der 93. Brief Nachricht. Peter selbst ging nach
nkreich, wo er am Hofe eines nicht genannten Fürsten
in den Schulen lebte. So sehr er auch für sein Va-
and eingenommen war, so wenig war er doch in sei-
n jüngern Mannsalter gesonnen, daheim zu bleiben.
ese Neigung, in seinem Vaterlande ruhig zu leben, wie
sich Ep. 20 und 162 offenbart, kam ihm erst am En-
seines Lebens. Jetzt und noch in demselben Jahre
r er sogleich bereit, einen Ruf von Heinrich II., König
England, anzunehmen. Ein Drang nach Thaten
r in ihm, der erst noch befriedigt werden mußte; ja
selbst spricht sein Mannesalter nicht frei von jener Welt-
msucht, der die Stille nicht behagt. Im 14. Briefe,
er den Hofdienst hinlänglich gekostet hat, schreibt er
en geliebten Herren und Freunden, den Klerikern der
pelle des Königs, unter vielen Abmahnungen vom Hof-
iste, unter anderem: Ductus equidem quodam spi-
ambitionis, me totum civilibus undis immerse-
ram: Deumque et Ecclesiam ejus, atque Ordinem meum post terga rejiciens, non quanta fecisset mihi Dominus, sed quantas possem mihi aggregare divitias, anxius attendebam etc. Hierher gehört auch, und zwar noch in anderer Hinsicht merkwürdig, der 57. Brief an seinen Freund G. de Aleto, worin er ihm, mit Übergehung leichtsinniger Gesänge, sendet, was er ernster in einem reifern Styl gesungen hat. Es ist ein langes Gedicht mit der Überschrift: Cantilena de Lucta Carnis et Spiritus, das so anhebt:

Olim militaveram
Pompis hujus saeculi,
Quibus flores obtuli
Meae juventutis,
Pedem tamen retuli
Circa vitae vesperam:
Nunc daturus operam
Militiae virtutis etc.

Heinrich II. benutzte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften, zuvörderst an den König von Frankreich, an viele Fürsten und an den Papst, oft in schwierigen, selbst gefährlichen Geschäften, was in vielen Briefen verhandelt wird. Die Frucht aller dieser Mühen und Anstrengungen war die Liebe des Königs, ohne weitern Gewinn, was besonders der 14. Brief darlegt. Ein vorzügliches Verdienst erwarb er sich um Heinrich II. dadurch, daß er ihn von der Anschuldigung, der König wisse um die Ermordung Thomas Becket's und habe wol selbst Veranlassung dazu gegeben, so gut in den Augen des Papstes reinigte, daß der König kaum noch mehr zu thun hatte, als daß er sich durch kluges Benehmen auch in den Augen des Volkes reinigte. Aber auch hier war kein Bleibens für unsern gern unruhigen Peter, der, so muthig er auch unentschiedenen Gefahren, die sich durch Schicksal und kluges Benehmen noch wenden lassen konnten, entgegenging, unabwendbare und längere Zeit anhaltende nicht ertragen mochte. Kurz, er verließ den königlichen Hof, so sehr er auch an Heinrich einen überaus wohlwollenden und liebreichen Herrn hatte, der ihm nie eine Bitte abschlug und den er selbst immerfort zu lieben betheuert, und begab sich dafür an den geistlichen Hof des Erzbischofs von Canterbury, zu dem Nachfolger des heiligen Märtyrers Thomas Becket, Richard. Den Grund für diesen Wechsel nennt er sich selbst die allzu leichtfertigen Sitten der königlichen Höflinge, die ihm verhaßt geworden wären. Peter's Lebensthätigkeit änderte sich durch diesen Wechsel im Grunde gar nicht, denn er wurde Rath und Briefschreiber eines zwar geistlichen, doch nicht minder politischen Hofes, als der war, den Peter verlassen hatte. Im 38. und 130. Briefe nennt er sich selbst offen den Cancellarius des Erzbischofs von Canterbury, den er im erstgenannten Schreiben an den Cardinal Albert vertheidigt und von der Schuld des Geizes und der Unwissenheit im Rechte freispricht. Auch hier wurde Peter als Gesandter gebraucht, und es mußte ihm nicht leicht fallen, grade am Hofe Heinrich's die Rechte des erzbischöflichen Stuhles als Abgesandter Richard's vertreten zu müssen. Der Erzbischof Richard sendete ihn auch zwei Mal nach Rom an den Papst Alexander III. im J. 1176

und 1187, um böse Mönchsstreitigkeiten, wenigstens nicht zum größten Nachtheile des Erzbischofs, der stark verdächtigt worden war, abzuthun. Es ist offenbar, daß sich der körperlich kleine und unruhige Mann in solchen verwickelten Aufgaben, wo ebenso wol Kenntnisse mancher Art, als Klugheit und Unerschrockenheit zur glücklichen Lösung erfoderlich waren, recht eigentlich wohl befand; sie waren ihm mindestens, so lange er noch rüstig war, zur andern Natur geworden, so sehr er auch zuweilen über die irdische Unruhe klagt, die ihn von der Hauptsache des eigentlichen Lebens zurückhalte. Richard durfte sich in diesem Falle um so mehr das Beste von seinem Kanzler versprechen, da dieser schon seit dem ersten Anfange seines öffentlichen Lebens sich einige Verdienste um Alexander III. erworben hatte. Man kennt das langwierige Schisma, das vorzüglich vom Kaiser Friedrich I. gegen Alexander unterhalten wurde. Peter von Blois hatte sich seiner Stellung, nicht seiner Wahl wegen, gleich Anfangs in Frankreich, dann in Sicilien und zuletzt in England beharrlich für die Rechtmäßigkeit Alexander's erklären müssen, was ihm nun als Gesandten an diesen Papst wohl zu Gute kam.

In jener für Heinrich II. sehr traurigen Zeit, wo seine eigenen Söhne, selbst sein geliebter Johann sich gegen ihn empörten, was auch seinen Tod 1189 beschleunigte, finden wir unsern Peter in Aufträgen des Erzbischofs abermals am königlichen Hofe in London. Daß Peter an Heinrich's Unglücksfällen wahrhaften Antheil nahm, ist nach seinen Schriften über Heinrich II. und nach allen Grundzügen seines Charakters gar nicht zu bezweifeln. Und dennoch ließ er sich jetzt als Unterhändler und Geheimschreiber von der hinterlassenen Gemahlin des kaum entschlafenen Königs, von der von ihrem Manne nicht geliebten, auch nicht liebenswürdigen Eleonora gebrauchen, ohne aus dem Verhältnisse mit dem Erzbischofe herauszutreten. Es ist dies nur ein Zeugniß mehr, wie lieb ihm solche verwickelte Geschäfte geworden waren, und wie wenig Ernst es ihm war, sich eher aus denselben zu erlösen, als bis es endlich seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr ging. Daß er sich aus Ehrgeiz oder vielmehr aus stolzem Vertrauen auf seine Geisteskräfte in alle diese politischen Händel stürzte, bekennt er selbst z. B. im 14. Briefe und in andern. Was er in geistiger Hinsicht von sich selbst hielt, davon spricht nichts deutlicher als folgende Stelle des 77. Briefes: **Nostra etiam scripta, quae se diffundunt et publicant circumquaque, nec inundatio, nec incendium, nec ruina, nec multiplex saeculorum excursus poterit abolere.** Derselbe Geist, der ihm die Überzeugung von der Unsterblichkeit seiner Schriften gab, war es auch, der dem unermüdlich thätigen Manne bei aller Gewandtheit es unmöglich machte, sich mitten im Lobe derer, von welchen er etwas zu erlangen hatte, bis zum Schmeichler der Großen gegen alle Wahrheit zu erniedrigen. Mit Recht durfte er von sich sagen: Ich bin nicht gewohnt, den Hohen in ihren Fehlern zu schmeicheln, oder den Sünder zu loben nach seines Herzens Wunsche. Selbst Mönche und Päpste hatten von ihm nicht selten Wahrheit zu hören, die nicht stets will-

kommen war. Wie fein er dabei, wo es erfoderlich schi[...] seinen Tadel einzukleiden wußte, bezeugt unter andе[...] gleich der erste Brief an Heinrich II. von England: N[...] **illud magnificentiae vestrae quaeso sit oneri, si [...] que ad personam vestram in aliqua epistolar[...] mearum stylus devotae correptionis evaserit. N[...] totum illud dictavit affectio; aemulor enim vos [...] aemulatione; zelans et sitiens salutem vestram [...] Christi visceribus et in charitate non ficta. Ni[...] equidem vobis adulatorium scripsisse me recolo, [...] sum olei venditor. Et scio, quia cum sal correct[...] nis in omni sacrificio acceptetur a Domino, [...] in omni sacrificio reprobatur. Teste etiam Salom[...] ne: Qui dicit injusto, Justus es: maledicent ei [...] puli, et super eos, qui arguunt, veniet benedic[...]** Es mag den meisten an Höfen der Fürsten lebenden [...] rikern seiner Zeit nicht sehr angenehm gewesen sein, [...] er sie im öfter angeführten 14. Briefe an die Gefah[...] erinnert, deren sie sich aussetzen und daß er ihnen be[...] sen will, es sei ihre Pflicht, sich von den Fürstenh[...] fern zu halten. Ebenso wenig Freunde wird er sich [...] dem 25. Briefe gewonnen haben, wo er die Offici[...] der Bischöfe als Leute abschildert, welche nur darauf a[...] gehen, die dem Bischofe Unterworfenen möglichst aus[...] saugen, weil sie wissen, daß sie sich dem Bischofe um [...] angenehmer machen, je mehr sie ihm zeitlichen Vort[...] verschaffen. Im 68. Briefe, der im Namen Richa[...] an den Papst Alexander III. geschrieben ist, schil[...] er die unglücklichen Folgen der Exemtionen der [...] von der Gewalt der Bischöfe und stellt eindringlich [...] Unrecht dar, daß solche Exemtionen von den Päp[...] für Geld abgelassen werden. Der 90. Brief erklärt, [...] sich die bischöflichen Ehrenzeichen für einen Abt du[...] aus nicht schicken, sondern lächerlich werden, ob sie s[...] vom Papste bewilligt worden sind. Im 86. Briefe set[...] einem Karthäusermönch Petrus gründlich aus einander, [...] eine allzu große Strenge nicht nütze, sondern schädlich [...] so stehe es auch mit dem täglich Messelesen und Messe[...] ren, denn eine so ewige Gewohnheit entheilige die [...] Sache und mache sie wirkungslos. Daher gibt er [...] den Rath, lieber in einen weniger strengen Orden, z. [...] den der Cistercienser, sich zu begeben (es war aber dam[...] der Karthäuserorden der berühmteste). Und so sprach er [...] überall nach der Wahrheit und Überzeugung aus, di[...] in sich trug, mochte sie auch misfallen, wem sie wol[...] er war gewiß, damit zu nützen, weil das Wahre ei[...] Geiste, wie dem seinen, kaum entgehen könne, weil er [...] bewußt war, demüthig gegen Gott zu sein, gehorsam [...] gen seine Gebote, gegen die Vorschriften der Religion [...] ergeben dem herrschenden Glauben der Kirche; stark [...] geistiger Erkenntniß und in Liebe gegen seine Nebenm[...] schen zu sein, ohne besondere Bevorzugung der Mä[...] gen. War dies von einer Seite Stolz, so war es [...] auch von der andern hoher Rechtlichkeitsmuth, welcher [...] in solcher Zeit und in solcher Lage zweifach angered[...] werden muß. Und in der That hat es auch Niem[...] gegeben, der ihm Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils [...] Freimüthigkeit bei viel Lebensklugheit abgesprochen hät[...]

Dies war auch wol das Hauptziel, das er zu erreichen strebte und auf eine ausgezeichnete Art erreichte, wofür er auch von Jugend auf manche Opfer brachte. Dahin rechnen wir, daß er in seiner Jugend, vor dem gesetzlichen Alter, sich nicht zum Presbyter machen lassen wollte, daß er das Erzbisthum zu Neapel ausschlug etc., damit er sich nicht an einseitige Geschäfte binde und dadurch die weitere Ausbildung und Übung seiner Seelenkräfte verderbe. Denn die Ehre des Amtes galt ihm lange nicht soviel, als die Ehre des Geistes und eines geistigen Einflusses auf die Welt im weiten Sinne des Wortes. Von dieser Gesinnung gibt schon sein Schreiben an seinen Bruder Wilhelm Zeugniß, als er ihm rieth, den Abt niederzulegen und eine unvergänglichere Ehre in seinen Schriften zu suchen.

Hatte er nun aber den Muth, sich auf eine solche Stufe des Lebens zu stellen, so war ihm auch jene Unbescholtenheit des Wandels nothwendig, ohne welche sich offene und unerschrockene, und doch nicht übermüthige noch freche Wahrheit gegen Jedermann, ohne Unterschied der Person gar nicht sagen läßt. Diese Unbescholtenheit des Wandels wird ihm auch überall zugestanden. Es kann dies kaum anders sein; denn wer sich so stellt, wer einmal so steht, hat weder Sinn noch Zeit für alles das, was in den Augen der Welt bescholten macht. Damit kann nicht gesagt werden, als hätte er keine Feinde und keine Verleumder gehabt; das liefe nicht allein schnurstracks gegen die Geschichte dieses Mannes, sondern zugleich gegen alle Geschichte und Lebenserfahrung: aber die Verleumdung und die Befeindung kann einem solchen Manne wol viel Irdisches, viel äußere Glückseligkeit, nur nicht den Glauben an seine Unbescholtenheit nehmen, weil sie sich selbst denselben nicht nehmen kann und sich zur Lüge gezwungen sieht, die stets sich selbst vernichtet. So ging denn auch Peter von Blois, wie Alle, die hierin ihm gleichen, bald als Überwinder aus allen solchen Angriffen hervor, glänzender stehend als zuvor. Wie Peter gegen seine Widersacher schreibt, darüber sehe man Ep. 6 und Invectiva. In Depravatorem Operum Blesensis. p. 1185.

In so vielfachen Geistesanstrengungen und in solchen Stellungen an den Höfen oder als Gesandter an die höchsten Würdenträger scheint er nicht selten einen bedeutenderen Aufwand gemacht und eine gewisse Sorglosigkeit in Ausgaben, ja jene Glanzliebe gehabt zu haben, die ihm irdischen Reichthum wünschenswerth, nicht für sich und seine persönliche Wohlhabigkeit, doch für eine schnellere und besser durchdringende Erreichung seiner Zwecke, erscheinen ließ. Wenn er nun wieder an andern Orten die Armuth selig preist, so geschieht dies nicht etwa blos nach dem Sinne seiner Zeit, noch viel weniger als Redensart, sondern nach dem Zwiespalte, der in ihm selbst war, aus Überzeugung und in aller Wahrhaftigkeit; man möchte sagen, in Anwandlung jener in ihm wachsenden Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und Stille, in welcher das Heil der Wissenschaft und der Seelen Seligkeit überhaupt besser besorgt und gepflegt werden kann, als im Geräusche der Welt und unter den Sorgen des Irdischen, welche letztere hingegen der ins Äußere des Lebens und auf die Höhepunkte des Einflusses auf weltliche und kirchliche Herrscher hingestellte, und in solchen Mühen ergrauete Mann nicht los werden konnte, ja nicht einmal ernstlich wollte. Das Wirken in den wichtigsten Angelegenheiten der Welt war ihm zu theuer geworden, als daß er, der sich solchem Werke gewachsen fühlte, einer Anwandlung der Sehnsucht nach selbstsüchtiger Stille, so selig sie ihm auch erschien, hätte nachgeben und den Wunsch zur Wahrheit hätte machen sollen. Wer aber mit der Welt und für sie leben will, braucht auch irdische Mittel. Der Mangel am Erdengute darf ihn nicht so drücken, daß er genöthigt ist, für sein tägliches Brod mühsam zu sorgen, was den Geist ermattet und für Großes zu unkräftig, wenn auch nicht nothwendig unfrei macht. Das begriff er nicht blos, sondern er hatte auch die Offenheit, den irdischen Gütern den Werth zuzusprechen, der ihnen für ein glückliches Wirken in der Welt zukommt. Und so ist denn auch von dieser Seite keine Falschheit in ihm, vielmehr offene Hinstellung dessen, was er ist und denkt, ohne Scheinheiligkeit und Thuerei, die selbst in kluger Geberdung nur soweit geht, als es sich mit ehrenfester Gesinnung verträgt. In dieser Hinsicht ist folgende Stelle über ihn merkwürdig: Quamquam ex nonnullis ipsius epistolarum locis divitias ambiisse suisque commodis plus aequo serviisse videatur: nihilominus tamen quanto studio paupertatem coluerit ex ejus epistola 58 satis intelligitur. Allein der Nachsatz möchte doch wol nicht so wahr sein, als der Vordersatz. Es ist eine gewöhnliche Mönchsansicht, die einen Mann, der weit über derselben steht, in ihre arme Einseitigkeit hineinziehen und dadurch gern fromm scheinend darstellen möchte. Der Brief ist an den Bischof von Bath, wo Peter von Blois Archidiakonus war. Diese einträgliche Stelle hatte Peter als eine Vergünstigung für mancherlei Dienste erhalten, verwaltete aber das Amt nicht selbst, sondern hielt sich einen Stellvertreter, einen Vice-Archidiakonus, was aus dem genannten Schreiben klar wird. Peter hatte sich durch manche Wahrheiten, die er den Mönchen und namentlich den Canonicis unumwunden vorgehalten hatte, viele Feinde gemacht, die nicht eher ruheten, als bis sie den Mann in den Augen seines Bischofs so verdächtig gemacht hatten, daß dieser, der vielen Dienste, die Peter ihm erwiesen, uneingedenk, den Stellvertreter Peter's absetzte und ein Schreiben voll Entrüstung und Unwillens an unsern Peter abschickte, was dieser donnernd nennt und mit seinem 58. Briefe gewichtig beantwortet, nicht wie ein Schmeichler, sondern wie ein gerader und zugleich kluger Mann. Wenn er da auch gegen das Ende des Briefes im Gefühl seiner Würde sagt: Non abhorreo paupertatem, in qua ditior fui et felicior, quam in divitiis maledictis: so ist doch eben der ganze Brief Beweises genug, wie schwer es ihm fällt, eine solche Stelle einzubüßen. Dennoch büßte er das Amt lieber ein, als daß er sich klein gemacht hätte. Die Ränke gegen ihn siegten; man nahm ihm das Archidiakonat zu Bath, einer Stadt in Somerset, wodurch man ihm einen bedeutenden Verlust beibrachte; allein seine Ehre wurde gerettet; er erhielt da-

egor's des Consuls der Römer [5]). Ganz jung [6])
rus im J. 1115 von seinen Ältern dem heil.
) dargebracht, und vom Abte Gyrard aufge-
und mit dem Kleide des heiligen Lebenswandels
und unter demselben Abt acht Jahre hindurch
nämlich vom Jahre 1115—1123, wo Gyrard
m J. 1128, im 21. Jahre seines Alters, als
der Nachfolger des Abtes Gyrard, die Abtei ver-
lassen hatte, ward Petrus ins Exil, indem dieses der Neid seiner Nebenbuhler bewirkte, geschickt. Ptolemäus, Consul der Römer, schrieb in einem den 20. Juni zu Castrum Neptuni gegebenen Briefe an seinen Neffen Petrus: Unsrer Glorie ist erzählt worden, daß Seniorectus [6]) dich von Casino hinweggeschickt hat. Deshalb werde ich, wenn du zu uns zurückkehren willst, sowol dich, als deinen Vater ehrenvoll aufnehmen, und dir alle Basiliken der casinenser Kirche [7]) übergeben. Gregor, der Sohn Gregor's, des Consuls der Römer, schrieb an seinen Bruder Ägidius: In der Römer Schriften wird gefunden, daß von dem Wege der Alten und den Befehlen der Ältern [8]) (Verwandten) Niemand abweichen solle. Du aber mich und meinen Bruder Ptolemäus verlassend, und bettelhaften Grafen [9]) anhängend, bist bis jetzt nicht zu uns zurückgekehrt: daher bist sowol du arm geworden, als dein Sohn aus Casino hinausgeworfen worden. Deshalb befleißigt euch zusammen mit ihm zu uns zurückzukehren, damit wir so für euch sorgen mögen. Idara, deine Schwester, aber wisse, ist schon einem Manne gegeben [10]). Im 21. Jahre seines Lebens und während er im Exile war, schrieb er auf Verlangen Adenulf's, des Grafen derselben Stadt [11]), an Oderisius II., Gyrard's Nachfolger,

---

e erwählte Rainald zum Kaiser machen mußte: Sumptis
atione aliquantis ex Fratribus, *Petro quoque Diacono,*
Bibliothecario et Scriniario, quem Imperator nomi-
verat etc. und weiter unten (p. 572): At ubi, quae
retulerat, Monachi suo Electo repraesentavere, consi-
Petrum Diaconum, Bibliothecarium, Cartularium, Scri-
sceptatorem defensoremque suae partis eligunt. Von
mtern, welche ihm Kaiser Lothar ertheilte, handeln wir
. Chartularius ist Charten-, d. h. Urkundenverfasser
d Scriniarius Archivar.
Angabe des Cod. 257, daß Petrus Diaconus gewesen
e Egidio, natione Romano, Gregorii Romanorum Pa-
onsulis und überhaupt aus vornehmem römischem Ge-
sprossen, in welcher Beziehung es im Chron. S. Mon.
V. c. 108. p. 572: Petrus Diaconus, natione Roma-
nobilis: wird bestätigt und in das Licht gestellt durch
welche Angelus de Nuce zum Prolog des vierten Buchs
S. Monast. Casin. (bei *Muratori* p. 488) mittheilt.
eser Briefe hat die Überschrift: Ptolemaeus, Julia stirpe
Romanorumque Consul excellentissimus, Petro Ne-
imo salutem; und schließt: Per Landonem vero no-
tem, consobrinum tuum, has Literas tibi transmitto.
12. Kal. Julii, in Castro Neptuni. Der zweite hat
ft: Gregorius, Gregorii Romanorum Consulis filius
ri amando salutem, und im Verlaufe des Briefes nennt
emäus seinen (Gregor's) Bruder. Im dritten Briefe,
dulfus Sancti Joannis an seinen Herrn, den Cardinal
, richtet, bittet er ihn, daß er, sowie er seine Liebe und
t haben wolle, ihm den weisen Petrus zum Rathertei-
ndem er sagt: Ita Dominum Petrum Egidii, qui est
ris meae Guyllae, et meus Consanguineus, constitua-
lesia Sancti Benedicti collis Insulae, quia est pru-
piens et volo consiliari ab eo. Ideo te deprecor, ut
mittatis eum ibi, qui nimis necessarius est mihi, et
mam, et pro omnibus meis. Wie Angelus de Nuce
. S. Monast. Casin. L. II. c. 101. p. 411) und Ma-
ri Diaconi Opusc. de vir. illust. Casin. p. 59) vermu-
s Diakonus Petrus Großvater Gregor, der Consul der
elbe Gregor, der im Chron. S. Monast. Casin. L. II.
egorius de Alberico Lateranensis et Tusculanensis
nnt wird, denn Petrus Diaconus läßt im 4. Buch Cap.
) einen casinenser Mönch von sich (Petrus Diaconus) sagen:
s (Petri Diaconi) filius fuit Gregorii, filii Gregorii de
manorum Ducis et Consulis. 4) Bereits Gregor der
Römer hatte sich dem Kloster von Montecasino befreun-
n heiligen Benedict eine bedeutende Anzahl Klöster und
henkt. s. dieselben aufgezählt im Chron. S. Monast.
II. c. 19. p. 427. 428. 5) Im Opusc. de viris
in. c. 47. p. 58 heißt es: quinquennis, im Chron. S.
asin. L. IV. c. 47: primo aetatis suae lustro, und
nserer Zeitrechnung wird das Jahr 1115 angegeben. In
47. p. 58 wird gesagt: Petrus sei im J. 1128 im 21.
s Lebens aus dem Kloster Monte Casino ausgeschickt
as c. 47 im Opusc. de viris illustribus Casin. rührt
Petrus Diakonus selbst her, sondern ist dem Supplement
s Placidus von Casino entnommen. Dieser hat also das
aetatis suae lustro zu eng durch quinquennis ausge-
es heißt nur: bevor Petrus die erste Hälfte des ersten
seines Lebens überschritten hatte, ward er dem heiligen
rgebracht.

6) Abt von Montecasino. 7) Cunctas basilicas Casinens. Ecclesiae sagt Ptolemäus; es sind darunter aller Wahrscheinlichkeit nach die Klöster und Kirchen zu verstehen, die Gregor, Consul der Römer, dem heiligen Benedict dargebracht hatte, und die im Chron. S. Monast. Casin. L. III. c. 21. p. 427. 428 und im Regestum Petri aufgezählt werden. 8) Parentumque mandatis, ersteres hat hier, wie das Nachfolgende lehrt, die Bedeutung von Verwandten überhaupt. 9) Comitibusque mendicis adhaerens, könnte man am leichtesten und natürlichsten durch „und bettelhaften Begleitern anhängend" zu erklären glauben, und annehmen, Ägidius habe sich mit diesen herumgetrieben. Aber, wie wir in der 11. Anmerkung dieses Artikels ersehen werden, ist am wahrscheinlichsten eine wirkliche Grafenfamilie, bei welcher Ägidius und sein Sohn Petrus lebten, darunter zu verstehen, und zwar die Grafen von Aquino, die damals sich nicht in ganz glänzenden Vermögensumständen befanden, besonders wol nicht im Vergleich mit des Ägidius und seines Sohnes Petrus Verwandten in Rom. Des Ägidius Brüder waren also ungehalten, daß er wider ihren Willen Grafen anhing, von denen sie glaubten, daß sie tief unter ihnen ständen. Daß aber die Grafen Aquino sich wirklich nicht in glänzenden Umständen befanden, geht daraus hervor, daß Graf Adenulf dem Kloster Montecasino, das ihn unter dem Abte Oderisius aus der Gefangenschaft bei den Soranern losgekauft, das Lösegeld nicht wieder bezahlen konnte, und daher dem Kloster die verpfändeten Besitzungen lassen mußte (s. Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 14. p. 501. 502). 10) Also versorgt. Die Urschrift dieses Briefes, sowie der andern von Petrus Verwandten s. bei Angelus de Nuce zu dem Prolog des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. ap. *Muratori* p. 488. Die Überschriften der beiden ersten, und einen Theil des dritten haben wir oben in der 3. Anm. d. Art. mitgetheilt. 11) Im 47. Cap. des Opusc. de vir. illustr. Casin. p. 57 heißt es blos: In ipso autem dum esset exilio, rogatus ab Adenulpho, ejusdem urbis Comite, descripsit etc. Man könnte vielleicht geneigt sein, das urbis auf Rom zu beziehen, weil es weiter oben heißt: oblatus a patre Aegidio, natione Romano, und Petrus hätte dann den Bitten seiner Verwandten nachgegeben und sich nach Rom verfügt, und während er von Casino verbannt war, in Rom gelebt. Fragen wir aber, wer wol jener Graf Adenulf war, so finden wir den Grafen von Aquino dieses Namens, und zwar befreundet mit dem Abte Oderisius von Montecasino, denn dieser hatte ihn aus der Gefangenschaft bei den Soranern losge

die Passio Beatissimi Martyris (Beati Marci) et sociorum ejus; die Vita egregii Confessoris Fulconis; die Passio Sanctissimi Confessoris Fulconis; die Passio Sanctissimi Martyris Placidi und die Vita Sancti Apollinaris, an den Abt Raynald [12]); die Vita Sanctorum Guinizonis et Januarii [13]), an Richard, den casinenser Mönch; die Vita Sancti Constantii Episcopi et Confessoris an Guarinus, den Bischof von Aquino; die Vita Sancti Severi Episcopi Casinensis, an den Abt Seniorectus [14]); den Rhythmus de novissimis diebus, in quo, bemerkt Petrus von sich im 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin., juxta literam videtur secutum fuisse Apostolum Johannem, cum idem Petrus sciret finitum pro infinito, juxta quod ibidem scriptum est. Ferner schrieb er die Destructio et Restauratio civitatis Atinae et Inventio corporis Beati Marci [15]); die Vita Sanctae Dariae uxoris Sancti Nicandri. Auch verfaßte er Sermonen, nämlich de Festivitate Beati Marci sermones octo, de Vigiliis ejus sermones duo, de Sancto Martyre Placido omeliae (homeliae) duae, sermones duodecim de Coena Domini, sermones duo in Parasceuen, in Sabbatho Sancto Omelia, in Festivitate Sancti Benedicti, sermo in Pascha, in Octava S. Benedicti, in Ascensione Domini, in Pentecoste, de Festivitate Sancti Johannis Baptistae, de Sancto Petro et Paulo, de Sancto Laurentio, de Vigilia Sanctae Mariae, Liber illustrium virorum Coenobii Casinensis [16]), an den Bischof Pandulf von Teano. Die Miracula Casinensium Monachorum, welche bisher noch keineswegs geschrieben waren, beschrieb er (Petrus). Die Historia de eversione, seu restauratione Coenobii Beati Mauri verbesserte er auf Befehl des Abtes Seniorectus [17]), und schrieb einen Prolog dazu. Auch verfaßte er einen Prolog zu dem Liber Privilegiorum, einen Sermo de Translatione corporis Sancti Protomartyris Stephani a civitate Constantinopolitana ad urbem Romanam, Ortus et Vitae justorum Coenobii Casinensis, Sermo de Festivitate omnium Sanctorum, De Nativitate Domini Sermones duo, De Sancto Stephano; Chronica Coenobii Casinensis a Renovatione Ecclesiae Beati Martini, a Desiderio facta, usque ad hunc diem [18]). Die von ihm verfaßte Astronomia sammelte er aus alten Büchern. So zählt Petrus Diaconus seine schriftstellerischen Werke, welche er vor der Zeit, wo er an den Kaiser Lothar gesandt ward, verfaßt hat, also bis zum Jahre 1138, wo dieses geschah. Wir folgen seinem Beispiele, und unterbrechen hier die Aufzählung seiner Arbeiten, um desto deutlicher die beiden Zeiträume seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu veranschaulichen. Man könnte einwenden, diese Aufführung, welche sich im Chron. S. Monast. Casin. Lib. IV. c. 66. p. 536—537 findet, sei nicht von Petrus Diaconus selbst, da er bei Aufzählung der Schriften des zweiten Zeitraums sagt, er habe einen sehr schönen Brief über die Wahl des Kaisers Konrad's II. [19]) verfaßt [20]), und weiter unten: er habe über die Versuchung Christi in der Wüste eine sehr schöne Homilie geschrieben [21]). Welche Eitelkeit, dieses von sich zu sagen, könnte man ausrufen. Da er aber sonst nichts zur Empfehlung seiner Schriften sagt, sondern sie blos schlicht aufzählt, so kann unsers Peter's Absicht nicht gewesen sein, durch sich selbst seiner Eitelkeit zu schmeicheln, sondern er will bei der Masse seiner Schriften, welche sämmtlich zu lesen er Niemandem zumuthen will, zwei hervorheben, die er für die besten hält. Er will der Besorgniß vorbeugen, daß, wenn Jemand nur einige seiner Schriften gelesen, er auch die andern für gleich geschrieben achten möchte, und so vielleicht an den erwähnten Brief und die genannte Homilie nicht gehen würde. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann also jene Bezeichnung der beiden genannten Schriften durch „sehr schön" durch den Verfasser selbst nicht so viel Befremdliches haben, um die Aufzählung der schriftstellerischen Arbeiten ihm selbst ab, und einem andern zuzuschreiben. Aber eine andere Frage könnte sein, ob diese Aufzählung im Chron. S. Monast. Casin. angemessen

---

kauft (s. Chron. S. Mon. Casin. L. IV. c. 14. p. 501. 502). Auch hatte ein früherer Adenulf, Graf von Aquino, nämlich im J. 1082 dem Kloster Montecasino eine Schenkung bestätigt (s. dasselbe L. III. c. 47. p. 463). Aus diesen und andern Gründen mußte also der Titel mit dem Namen Graf Adenulf den Montecasinern so geläufig sein, daß sie dabei sogleich an den Grafen von Aquino dachten. Daher ist erklärlich, wie sich der Verfasser des 47. Cap. des Opusc. in der von uns oben mitgetheilten Stelle so kurz ausdrücken konnte, und läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich Petrus im Exil zu Aquino befand, wenigstens Anfangs.

12) Von Montecasino. Petrus Diaconus sagt in der Aufzählung seiner Schriften (im Chron. S. Monast. Casinens. L. IV. c. 66. p. 536), welcher wir hier folgen, ad Reverendissimum Raynaldum Abbatem, nicht als wenn dieser zur Zeit, in welcher Petrus die Vita S. Severi verfaßte, schon Abt gewesen wäre, sondern weil er es in der Folge war. Damals war Raynald nur noch Diakonus (Subdiakonus) und an diesen die genannte Schrift gerichtet. 13) Mit dem 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. p. 536, wo dieses bemerkt wird, vergl. das 43. Cap. des 3. Buchs S. 463, wo er von Guinizo handelt, und dann bemerkt: Hujus autem viri gesta magnifica, discipulique ejus Januarii miracula, si quis plenius nosse desiderat, textum vitae ejus a nobis ante hoc ferme septennium exaratum relegat. Diese Stelle, welche sich noch in des Petrus Diaconus Libellus de origine et vita justorum num. 30 findet, ist darum auch bemerkenswerth, weil sie einen der Beweise bildet, daß Petrus nicht blos das vierte Buch des Chron. S. Monast. Casin. verfaßt, sondern auch zu frühern Büchern, welche Leo von Ostia zugeschrieben sind, bedeutende Zusätze und Einschaltungen gemacht, und sie überarbeitet hat. Besonders großen Antheil hat er an Vollendung des dritten Buches. 14) Welcher den Petrus Diaconus aus dem Kloster von Montecasino vertrieben hatte. 15) So das Chron. S. Monast. L. IV. c. 66. Das 47. Cap. des Opusc. p. 58 drückt sich hierüber so aus: Destructionem et restaurationem Atinae Urbis in Beati Marci adjunxit historiam.

16) Auf dieses interessante Werk, welches wir hier in der Reihenfolge aufführen, wie Petrus Diaconus selbst seine Schriften aufzählt, kommen wir weiter unten zurück. 17) Er war also, als er dieses that, wieder mit dem Abte Seniorectus, der ihn aus dem Kloster vertrieben, ausgesöhnt, und befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach wieder daselbst, wenigstens hatte dieses in der Folgezeit statt. 18) Von diesem wichtigen Werke handeln wir weiter unten. 19) Des Dritten in der Reihe der Könige von Teutschland. 20) De Electione Chonradi Secundi Romanorum Imperatoris, Epistolam perpulchram composuit. 21) De Temptatione Christi in deserto Omeliam perpulchram exaravit.

sei, und dessen Zwecke entspreche? Petrus Diaconus spielt zur Zeit des Kaisers Lothar's unstreitig die wichtigste Rolle unter den Montecasinern. Wollte er nun die Geschichte des Klosters bis auf die neueste Zeit schreiben, so konnte er nicht umhin, sich selbst, der eine der wichtigsten Rollen in dieser neuesten Zeit spielt, einzuführen, wiewol in dritter Person von sich redend. Konnte also die Selbsteinführung nicht umgangen werden, so war es auch zweckmäßig, daß er zuvor mit ihm selbst die Leser bekannt machte, und da seine größte Thätigkeit in schriftstellerischer Arbeit bestand, sie von dieser Seite auch von dem ihn Charakterisirenden in Kenntniß setzte [22]). Ebenso wenig kann man ihm den Vorwurf eitles Selbstlobes machen, wenn er sich im vierten Buche, Cap. 108. S. 572 in den göttlichen Wissenschaften sehr gelehrt nennt. Der Kaiser befiehlt nämlich, daß man nach dem Namen, dem Geschlechte und dem Vaterlande derjenigen, welche die Streitigkeit führen würden, fragen solle. Auch geschah dieses in Ansehung der Ämter. Es war daher ganz natürlich, daß man bei dem durch Gottesgelahrtheit ausgezeichneten Petrus Diaconus diesen Vorzug nicht verschwieg, sowie man bei dem Engländer Amfred seine Gelehrsamkeit hervorhob. Petrus Diaconus sagt daher von sich, er sei als in der göttlichen Wissenschaft vorzüglich unterrichtet, dargeboten worden, sowie der Engländer Amfred als sehr beredt [23]). Petrus will also nur den Grund angeben, warum von den casinenser Mönchen grade er und Amfred dargeboten worden, und warum er (Petrus) zum Vertheidiger der casinenser Kirche gewählt ward. An den Hof des Kaisers Lothar, während dieser sich im J. 1138 in Italien befand, kam jener auf diese Weise. Als Lothar den nach dem Tode des Abtes Seniorectus zu dessen Nachfolger erwählten Raynald mit den weisesten Brüdern zu sich in sein Hoflager zu Melfi entbot, und befahl, daß er alle Privilegien mitbringen und das Recht seiner Kirche, bei welcher er (der Kaiser) sich ein ewiges Andenken durch Wohlthaten stiften wolle, zeigen sollte, rief er (der Kaiser) aus den Brüdern namentlich den Diakonus Petrus von Casino, Bibliothekar, Chartular und Scriniar. Der Abt, welcher zögerte, und deshalb vom Kaiser wiederholt aufgefodert ward, zu kommen, war endlich genöthigt am Feste des heil. Johannes des Täufers (1138) die Reise anzutreten, und führte aus der casinenser Congregation mit sich diese (welche wir auch hier aufführen, um zu zeigen, vor welchen allen Petrus Diaconus am kaiserlichen Hoflager, da er in des Kaisers Consistorium als Vertheidiger der casinenser Kirche gewählt ward, vorgezogen wurde), Pandulf'en, den Bischof von Teano und Mönch des casinenser Klosters, auch Maurus Europalates [24]) des Palastes des Kaisers von Constantinopel, Johann den Kämmerer und den bereits erwähnten Petrus, den Bibliothekar, Amfredus den Vestiarius (Kleiderbewahrer), Petrus Machabäus, Petrus und Hektor, Mönche des Klosters von Casino, sowie Johann, den Archipresbyter der Stadt S. Germano und einige andere, edle und weise Laien aus der Terra Sancti Benedicti. Denselben Tag, wo sie aus S. Germano gingen, kamen sie nach der Stadt Teano, wo sie verblieben, um etwas Neues vom Kaiser zu erwarten. Als sie von da weiter gingen und nach Capua gelangten, vermeinten sie, daß sie in dem dasigen Kloster des heil. Benedict als in ihrem eignen Hause eine gute Herberge haben werden. Aber sie täuschten sich, denn Papst Innocenz II. hatte allen dabei liegenden Klöstern der casinenser Kirche befohlen, daß sie dem obengenannten zum Abte Erwählten und den Brüdern nicht gehorchen sollten; und erhielten, als sie an die Pforte des Klosters des heil. Benedict zu Capua klopften, von den dasigen Brüdern zur Antwort: Keineswegs, ihr Herren, haben wir gewagt, Euch in etwas zu widersprechen, da es klarer als das Tageslicht ist, daß dieses Kloster der casinenser Kirche gehört, und Euch immer unterthan gewesen ist. Aber weil wir gezwungen den apostolischen Gesandten eidlich versprochen haben, daß wir Euch keine Herberge geben sollen, so nehmet, nachdem wir herausgegangen sind, Euch das Nöthige von den Sachen des Klosters. Der Erwählte ging jedoch mit den Seinigen zu der in derselben Stadt erbauten Kirche des heil. Vincentius. Zwar war den Dasigen auch untersagt, sie nicht aufzunehmen. Da sie aber schon hineingegangen waren, so trugen sie Scheu, sie wieder herauszuwerfen, und bedienten sie mit dem, woran sie Überfluß hatten, reichlich. Alles übrige Nöthige schickte ihnen die Äbtissin des Klosters des heil. Johannes vollauf herüber. Den Tag darauf reisten sie durch die Furcá Caudiná [25]), und von da über Afrigentum [26]) und über Rocca Grysoaldi zu dem Guardia Lombardorum geheißenen Schlosse. Da sie wegen der Kleinheit und Häßlichkeit desselben nicht hineingehen wollten, so kehrten sie draußen in dem Kloster des Papstes Leo des Heiligen ein, und wurden hier ziemlich gütig und ehrenvoll, soweit man dieses sehen konnte, aufgenommen. Aber die Leute jenes Ortes waren Willens, den oben genannten Erwählten mit seinen Brüdern verrätherisch Gilibert'en von Balbana und Robert'en von Murra, den Befehlshabern des Heeres des Königs Roger's von Sicilien, zu überliefern. Doch eine in derselben Kirche sich aufhaltende Nonne, welche jenes Anschlags mit-

22) Dem Lauretus war der Zweck der Aufzählung der Schriften des Petrus Diaconus durch ihn selbst so wenig klar, daß er nach seiner gewohnten Freiheit sie verstümmelte. Angelus de Nuce gibt sie in ihrer Vollständigkeit und vertheidigt sie. s. denselben zum Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 66. not. 5 (bei *Muratori* T. IV. p. 536). Die Aufzählung der Schriften der Reihenfolge nach, in welcher Petrus Diaconus sie schrieb, hat auch das Gute, daß man dadurch einen chronologischen Leitfaden zur Lebensgeschichte desselben erhält. So z. B. beginnt die **Vita Sancti Severi Episcopi Casinensis ad Seniorectum Abbatem** mit den Worten: **Quia vestra injussus potestate etc.** Petrus Diaconus war daher, als er sie verfaßte, mit dem Abte Seniorectus noch nicht versöhnt. Anders war es, als er auf Befehl dieses Abtes (**ex jussione Abbatis Seniorecti**) die **Historia de eversione seu restauratione Coenobii Beati Mauri** verbesserte.

23) **Offertur Petrus Diaconus, natione Romanus, genere nobilis, divinis apprime literis imbutus, dehinc Amfredus, genere Anglus, vir eloquentissimus etc.**

24) Nämlich er hatte, muß man annehmen, diesen Titel und dieses Amt, bevor er Mönch ward, und wurde nun noch so fortgenannt.

25) Jetzt Lo Stretto d'Arpaja.

26) Frigento.

bewußt war, ließ den casinenser Bibliothekar Petrus zu sich kommen und entdeckte ihm den von jenen entworfenen Plan [27]). Petrus eröffnete dem Erwählten und den Übrigen das, was ihm enthüllt worden war, und ermahnte, daß man sich nach dem sehr nahe gelegenen Schlosse begeben müsse. Der Erwählte und einige von den Brüdern achteten es nicht, und versicherten, daß sie auf keine Weise aus dem Kloster herausgehen würden. Aber Petrus, welcher erwog, daß es für ihn gefährlich sei, wenn er die Nacht daselbst bliebe, redete den Vestiarius Amfredus an, und begann mit seinen Sachen nach dem Schlosse zu eilen [28]). Als einige von den Mönchen bemerkten, was jene gethan, gingen auch sie selbst fort und ließen den Erwählten zurück. Als nun dieser sah, daß die Seinigen beinahe alle entfernt, bestieg er auch und die übrigen die Rosse, und kamen in das Schloß. Bei Tagesanbruch gingen sie aus demselben heraus, und setzten mit größtem Eifer die Reise fort. Als kaum drei Stunden des Tages verflossen waren, erblickten sie eine Menge Soldaten, die an der Seite eines Berges herabstiegen, und wurden von plötzlicher Furcht in Verwirrung gesetzt und wandten sich zur Flucht. Doch nachdem die Soldaten alle Hoffnung sie zu fangen, da sie flohen, verloren, kehrten sie sogleich [29]) darauf zum eignen Ort zurück, und ließen ab, sie zu verfolgen. Die Mönche aber beschleunigten mehr eine Flucht, als friedliche Reise, über Cisterna und Monte Verde, und

27) Vermuthlich hatten die Leute jenes Klosters nicht die Absicht, einen verrätherischen Anschlag gegen die Montecasiner auszuführen, sondern jene Nonne nahm zu der List ihre Zuflucht, um die ungebetenen Gäste los zu werden, und den Zorn des Papstes nicht auf das Kloster zu laden. Petrus Diaconus und die andern Montecasiner mußten der Vorspiegelung des Anschlages, wenn sie eine solche war, um so leichter Glauben schenken, da sie, wie wir oben sahen, schon Unannehmlichkeiten, welche durch die feindseligen Gesinnungen und Vorkehrungen des Papstes gegen sie entsprungen waren, zu dulden gehabt hatten. 28) Dieser Vorgang ist für des berühmten Schriftstellers Leichtgläubigkeit und Ängstlichkeit äußerst charakterisrisch und ergötzlich. Doch freilich ist auf der andern Seite seine Vorsicht nicht zu tadeln, und zu loben, daß er derselben die Bequemlichkeit, welcher der zum Abte Erwählte und ein Theil der Mönche von Casino, huldigten, aufopferte. Auch darf man nicht übersehen, daß Petrus Archivar von Casino war, und da der Kaiser die Privilegien sehen wollte, waren die Urkunden von den Montecasinern mit auf die Reise genommen worden. Die Sorge, daß sie nicht verloren gingen, indem sie in Feindes Hände geriethen, war also sehr rühmlich für den Archivar. Von dieser Seite will wol auch der Geschichtschreiber selbst den Vorgang betrachtet wissen, da er ihn umständlich erzählt (im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 108. p. 565). Wenn Petrus Diaconus hier aus Vorsicht den Schein der Furchtsamkeit hat, und auch wol vor Soldaten einige Furcht haben mochte, so zeigt er sich doch in anderer Beziehung muthig, nämlich in Vertheidigung des Klosters von Montecasino gegen die Machtsprüche des Papstes, wie er mündlich vor den Cardinälen, freilich im Consistorium, das der Kaiser hielt, und dann auch schriftlich that. Petrus war ein tapferer Redner und Schriftsteller, aber freilich, ähnlich wie Cicero, in anderer Beziehung kein großer Held. 29) Wahrscheinlich hatten die Soldaten gar nicht die Absicht, die Mönche zu verfolgen, sondern diesen spiegelte ihre durch die Mittheilung der Nonne erhitzte Einbildungskraft nur solches vor. Natürlich schienen daher die Soldaten sogleich von der Verfolgung abzulassen, weil sie eine solche gar nicht unternommen, sondern in Beziehung auf die Montecasinenser nur ganz zufällig auf der Seite des Berges herabgestiegen waren.

setzten über den Aufidus (Ofanto), gelangten zuerst n
Melfi und dann nach dem Lacus Pensilis (Lago Peso
wo das ganze Heer des Kaisers mit dem Papste In
cenz lag. Die Gesandten des Papstes Innocenz, we
ihnen außerhalb des Lagers entgegenkamen, sagten,
Papst habe befohlen, daß Raynald, bevor er in das
ger ginge, mit entschuhten Füßen mit den Brüdern d
Papste Genugthuung leisten, und für den Gehorsam,
sie dem Sohne des Petrus Leonis [30]) geleistet hatt
Buße empfangen, und durch Eidschwur bekräftigen sol
daß er alles, was der Papst befehlen würde, befolgen u
erfüllen, und den Sohn des Petrus Leonis mit den E
nigen verschmähen, und mit dem Bannfluche beleg
wollte. Raynald, von Furcht bewogen, appellirte an
Kaiser, und sagte, daß er sich über diese Sache mit de
selben berathen wolle, und ging so in das Lager. A
die kamen, suchte er durch Freigebigkeit zu gewinnen, u
ließ seine Ankunft dem Kaiser anzeigen. Dieser zeigte
ihm und den Brüdern aus Liebe zu dem heil. Bened
seine Mildthätigkeit, und sandte alsbald von seiner Se
seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich von Bai
und die Pfalzgrafen Rudolf und Otto an die Montec
siner, und entbot ihnen, daß sie ihr Zelt, welches a
Befehl des Papstes neben dessen Zelte aufgeschlagen wa
entfernen, und es neben seinem Zelte aufschlagen möchten
Da nämlich die casinenser Kirche durch Karlmann und Pi
pin zur speciellen Kammer des römischen Reiches gemach
worden sei, so sei es keineswegs gerecht, daß die Kape
lane des Kaisers, nämlich die Mönche der casinenser Kirch
vom Kaiser getrennt würden, sondern es müsse ihr Ze
neben dem des Kaisers aufgeschlagen werden. Dieses g
schah auch. Als übrigens der Papst erfuhr, daß der ca
nenser Erwählte von dem Kaiser aufgenommen sei, sand
er Cardinäle ab, und begann heftig in den Kaiser z
dringen, daß er zur Belegung des Sohnes des Petru
Leonis mit Bannfluch die casinenser Mönche eidlich ve
pflichten und sie durch Eidschwur, Treue (fidelitatem
und Gehorsam (obedientiam) dem Papste Innocenz un
dessen Nachfolgern angeloben ließe, indem er darübe
klagte, daß Excommunicirte und von der Schwelle de
Kirche Getrennte von der kaiserlichen Majestät aufgenom
men worden seien. Indessen weigerten sich die Mönch
und sagten, der Herr habe im Evangelium und der Va
ter Benedict in der Regel vorgeschrieben, daß sie nich
schwören sollten; und sie und ihre Prioren niemals di
Gewohnheit zu schwören gehabt hätten, die Treue (fide
litatem, Unterthanenpflicht) aber würden sie weder den
Papste, noch jemandem anders leisten, da sie nämlich sic
selbst treu nicht sein könnten, wenn sie das thäten, wa
Gott durch den heil. Benedict verboten, und unterließen

30) Der Sohn des Petrus Leonis hieß noch Petrus, und al
Papst (Gegenpapst) Anaklet II. Von ihm war Raynald der He
trusker, welcher im Schisma zum Abte erwählt worden, und Sub
diakonus des Sohnes Petrus Leonis gewesen war, in der Abtei be
stätigt worden. s. Chron. S. Monast. L. IV. c. 104. p. 560
561. Anaklet's II. Vater, Petrus Leonis, der Sohn eines getauf
ten Juden, ist aus der Geschichte bekannt, da er zu Rom zur Zei
des Papstes Paschal's II. und des Kaisers Heinrich V. eine wich
tige Rolle spielte.

was er zu beobachten vorgeschrieben; und so ging man denselben Tag von dem Kaiser fort. Doch den andern Tag sandte der Papst den Kanzler Aymerich und die Cardinäle Gerard und Guido, und ließ dem Kaiser sagen, daß er entweder von den casinenser Mönchen den Sohn des Petrus Leonis mit Bannfluche belegen lassen, oder sich von jenen [31]) als Excommunicirten zurückhalten sollte. Da der so gnädige und religiöse Kaiser weder wollte, daß der Papst zürnte, noch daß die casinenser Kirche herabgestürzt werde, so redete er die Cardinäle freundlich an, und sandte sie zu dem Papste zurück, indem er sagte, daß, wenn der apostolische Streitführer geschickt haben würde, vor seiner kaiserlichen Majestät ausgemacht werden sollte, ob die, welche er aufgenommen, excommunicirt seien oder nicht; es müsse ein Tag festgesetzt werden, an welchem beide Theile im Consistorium zusammenkämen. Dieses zu vollführen, ward der zwölfte Tag bestimmt, und so kehrten sie unverrichteter Sache zum Papste zurück. Als jene aber hinausgegangen waren, ließ der Kaiser alle Mönche, welche mit dem zum Abte gekommen waren, zu sich hereinführen, und jeden nach Geschlecht, Vaterland, Würden und Namen fragen. Sie geben diese an; und weiter befragt, ob sie die Privilegien der Kaiser und Päpste mitgebracht, bejahen sie es. Der Kaiser spricht aus, wie seine Vorgänger die casinenser Kirche geliebt und beschenkt. Karlmann, der so heilige und unbesiegbare Kaiser [32]), dessen Stelle er jetzt vertrete, sei hier begraben; aus Verehrung zu ihm wolle er auch dem von der ganzen Welt verehrten Orte Gleiches thun; und fährt dann fort: Aber weil der so heilige Papst Innocenz verhindert, daß dieses geschieht, indem er sagt, daß ihr von der Kirche getrennt seid, so befehlen wir, daß welche von euch als Streitführer gegen die Sachwalter des Apostolischen gewählt werden; denn auf keine Weise können wir dulden, daß ein Ort so großes Rufes, so großer Religion und solcher Würde in unsern Zeiten vernichtet werde oder vergehe. Aber wir wollen nicht, daß Euer Erwählter dieser Zusammenkunft beiwohne, denn es handelt sich um ihn nicht weniger, als um das Kloster. Auf Befehl des Kaisers ging man zu den Herbergen zurück. Nachdem die Mönche, was der Kaiser gesagt, ihrem zum Abte Erkorenen vorgestellt, und Rath gehalten, wählten sie den casinenser Diakonus, Bibliothekar, Chartular und Scriniar Petrus zum Streitführer und Vertheidiger ihrer Partei. Am Morgen darauf [33]) erscheinen die Gesandten des Kaisers, und sagen dem zum Abte von Casino Erwählten, daß er seine Mönche zum Kaiser schicken solle. Die Brüder begeben sich zu demselben, und er läßt nach dem Namen, dem Geschlechte und dem Vaterlande derjenigen fragen, welche den Streit führen sollen. Es ward dargeboten Petrus Diaconus, von Geburt ein Römer, von Geschlecht edel, in den göttlichen Wissenschaften vorzüglich gelehrt; darauf Amfredus, von Geburt ein Engländer, ein sehr beredter Mann. Nach Darlegung des Geschlechts, des Namens und des Vaterlandes wurde nach den Ämtern gefragt. Es ward also der Diakonus Petrus von Casino dargeboten, und da alle ihm Zeugniß gaben, und nachdem Stillschweigen geboten worden, sprach der Kaiser: Laßt euren Bruder, dem ihr Zeugniß gebet, hier, und kehret zu euren Herbergen zurück, und wenn es Tag geworden, sollt ihr bereit sein, daß, wenn ihr unsere Gesandten gesehen, ihr kommet, um den Streit zu führen. Als jene fortgingen, übergab er den Petrus Diaconus dem Kanzler Bertulf, damit er, wenn der Kaiser des Nachts seinen Sitz auf der Richterbühne (Tribunal) genommen, ihm dargeboten werden könne. Fast jene ganze Nacht brachte der Kaiser schlaflos zu, und befahl, ihm alle Handlungen [34]) seiner Vorgänger, der Kaiser, vorzulesen. Als es Morgen geworden, und die Frühsynaris erfüllt [35]) und die Mysterien des Lebendigmachenden gefeiert waren, befahl der Kaiser, die Richterbühne für ihn zu bereiten, schickte Gesandte, und ließ die Casinenser rufen. Als sie gekommen waren, wurden sie dem Kaiser vorgestellt. Es erschienen auch die vom Papst Innocenz abgeordneten Cardinäle, desgleichen sehr viele Sachwalter. Als [36]) Kaiser Lothar den 9. Juli 1138 zu Aquá Pen=

31) Den Mönchen von Casino. 32) Karlmann wird mit dem Kaiser Karl dem Großen (Carolus Magnus) in eine Person verschmolzen; Karlmann war nicht Kaiser und Karl der Große nicht in Montecasino begraben. 33) Postquam vero dies reddita terris, sagt Petrus Diaconus (Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 109. p. 572). Der Kaiser hat also den zwölften Tag, der zur Streitführung festgesetzt war, nicht abgewartet. Die angeführten Worte des Petrus Diaconus können nicht vom festgesetzten Tage verstanden werden, weil die Streitführung im Consistorium schon septimo Idus Julii (den 9. Jul.) begann. Petrus Diaconus hatte mit dem zum Abte erwählten und andern Brüdern am Johannisfeste die Reise angetreten. Rechnen wir nun den oben angegebenen Aufenthalt auf derselben zusammen, so fällt der zwölfte Tag, der am Tage nach ihrer Ankunft im Lager des Kaisers festgesetzt war, über den 9. Juli hinaus.

34) Nämlich die auf das Kloster von Montecasino bezüglichen. 35) Die Hora gesungen war. 36) Was nun oben bei uns im Texte folgt, ist ein in möglichster Kürze gehaltener Auszug aus dem 109. und folgenden Capitel des 4. Buches des Chron. S. Monast. Casin. Es hat das 109. Capitel einen feierlichen Anfang, weil hier die Acta beginnen. Wie Angelus de Nuce vermuthet, bildeten sie die Altercatio, welche Petrus Diaconus besonders schrieb, und die Altercatio wurde in das Chron. S. Monast. Casin. eingewebt. Wenigstens könnte die Altercatio schwerlich umständlicher sein. Doch hat sie einen andern Anfang, welchen wir nach Marus, der sie sah, weiter unten angeben. Dem Wesentlichen nach sind aber die Altercatio pro Coenobio Casinensi und das 109. und die folgenden Capitel des 4. Buches des Chron. S. Monast. Casin. aller Wahrscheinl chkeit nach einander gleich. Baronius konnte des Kaisers Lothar und des Petrus Diaconus siegreiche Vertheidigung der casinenser Kirche gegen die Anmaßungen des Papstes nicht anders als anstößig finden. Er wollte daher die Acta de disputatione Cardinalium cum Petro coram Lothario Imperatore in seine Annalen nicht aufnehmen, und erklärte sie deshalb für unecht und falsch, und für ein willkürliches Machwerk und Gewebe eines Listigen. Sein Hauptgrund, den er für seine Behauptung aufstellt, ist dieser, daß Papst Innocentius nicht geduldet haben würde, daß Kaiser Lothar als Richter zwischen den Cardinälen und den Mönchen von Casino den Vorsitz geführt. Dem Papste war ja der Vorgang unangenehm genug. Aber wie hätte er ihn verhindern können, da er sich im Lager des Kaisers befand, und da dieser seine Stütze war, und bewirkt hatte, daß Teutschland ihm gehorchte, und ihn mit Macht auf den Stuhl des heiligen Petrus wieder eingesetzt hatte. Lothar hatte dieses kraft seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit gethan, wie hätte Innocenz ihn jetzt an Ausübung derselben hindern können? Er würde ja,

files residirte, und bei ihm auch der Patriarch Peregrinus von Aquileja mit sehr vielen Erzbischöfen, Bischöfen und

Äbtern saß, ward als Sachwalter für die römisch
gesandt Gerard, Cardinal tit. Sanctae Crucis
auch Cardinal Guido, welche beide nachmals die
Kirche regierten [37]), der Kanzler und Cardinal-D
Aymerich, der Cardinal-Presbyter Balduin, der n
Erzbischof von Pisa geworden, Rotbert (Bernhar
von Clairvaux, und sehr viele andere, Edle des r
Staates [38]). Von Seiten der casinenser Kirche wa
rer, Herzog Heinrich von Baiern, der Schwieger
Kaisers, Herzog Konrad von Schwaben, welcher n
das Scepter des römischen Reiches empfing, D

---

wenn er hätte mit dem Kaiser brechen wollen, sich selbst seiner Stütze beraubt haben. Was hätte er auch dem Kaiser für gegründete Vorstellungen dagegen machen können? Lothar berief sich wiederholt auf das Beispiel seiner Vorgänger und sagte namentlich, als er die Sitzung eröffnete: Nos quoque vestigia praedecessorum nostrorum sequi cupientes dignum duximus, huic interesse concilio, judiciique stateram nostro sensu ponderari. Für dieses, daß Kaiser Concilien beigewohnt, konnte Lothar den Constantinus, der es im Betreff des nicänischen gethan und den Marcianus, der bei chalcedonischen war, anführen. Aber weit nähere und kräftigere Beispiele hatte Lothar an den Karolingern, wie viele Concilien hatten nicht diese halten lassen (s. z. B. den Eingang des Pipini Principis Capitulare Svessionense, datum anno Christi DCCXLIV. in plena synodo bei Georgisch S. 499. 500). Was die alten fränkischen Könige, die Merovinger, und später in ihrem Namen die Karolinger als Herzoge und Fürsten der Franken im fränkischen Reiche gethan, dieses ahmten, als die Karolinger mit der Königskrone auch die Kaiserkrone verbanden, sie auch als Kaiser im Gebiete des römischen Reiches, auch außerhalb des fränkischen Reiches und des langobardischen, wo gleiche Verhältnisse stattgefunden hatten, nach. Wie hätten die Nachfolger der Karolinger als Kaiser zurückbleiben sollen? Wurden auch welche von ihnen durch die ungünstigen Verhältnisse an dieser Ausübung der kaiserlichen Gewalt gehindert, so wurden doch deshalb die Ansprüche nicht in Vergessenheit begraben, oder aufgegeben. Kaiser Lothar, welcher den Papst Innocenz II., der sein Schützling war, in seiner Gewalt hatte, konnte daher auf einem in seinem Lager gehaltenen Concil, welchem der Papst nicht persönlich beiwohnte, wiewol er auch im Lager sich befand, sondern das er nur durch seine Cardinäle beschickte, den Vorsitz führen. Auch konnte ja der Papst den Ausgang des Concils noch nicht wissen, und hatte doch zugleich, wenn dieser nicht günstig war, nichts zu fürchten, da er, wie wir sehen werden, entschlossen war, auf keinen Fall nachzugeben. Doch kann man auch die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Concils für ihn nicht chimärisch nennen. Der Kaiser hatte ihn ja bisher so begünstigt, daß er ihn wieder nach Rom mit Heeresmacht zurückgeführt hatte; connte er nicht ferner noch ihm etwas zu Gunsten thun? Der Papst hoffte und verlangte es in der casinenser Streitsache. Aber der Kaiser war zu gerecht und vorurtheilsfrei, um die gerechte Sache der Casinenser für ungerecht zu finden. Überdies war Petrus Diaconus der geschickte Vertheidiger der Rechte der casinenser Kirche. Dennoch gab der Papst nicht nach, und Lothar konnte doch zuletzt für die casinenser Kirche nur bittweise, wiewol zugleich zürnend und nicht als eigentlich gebietend bei Innocenz verfahren. Hat sich Baronius durch den Verlauf des Streites in den ersten Tagen zu leicht abschrecken lassen? Würde er, wenn er den Ausgang nahe im Auge gehabt, seine Zuflucht dazu haben nehmen müssen, die Acta für unecht zu erklären? Diese Fragen dürfen nicht unberührt bleiben. Der Papst ließ sich, es mochte im Consistorium des Kaisers vorgegangen sein, was wollte, durch nichts beugen. Er erreichte seinen Zweck, daß die casinenser Mönche ihm Gehorsam schwören sollten, endlich doch vollkommen. Nehmen wir an, daß Innocentius sogleich vom Anfange an, und sein Charakter berechtigt uns völlig zu dieser Annahme, den Vorsatz gefaßt hatte, nicht nachzugeben, so hat der Umstand, daß der Papst das Concil, welches der Kaiser hielt, durch seine Cardinäle beschickte, nicht das mindeste Befremdende. Der Papst vermied dadurch den Schein, mit dem Kaiser, mit dem er sich nicht völlig entzweien konnte, zu brechen, und konnte dabei ohne Besorgniß auf den Ausgang des Concils blicken, da er entschlossen war, nicht nachzugeben. Mag man, konnte er denken, auf dem Concil soviel unterhandeln und beschließen, als man will, ich gebe nicht nach, und das Concil ist fruchtlos. Dieses, daß endlich die Mönche von Casino, trotz aller Verwendung des Kaisers, doch dem Papste Gehorsam schwören mußten, mußte ganz im Geiste des Baronius sein. Aber warum erklärte er die Acta des Concils für unecht? Sie zeigen, daß das Recht auf der Seite der casinenser Mön-

che war, und da sie dennoch zuletzt in eine solche Lage
wurden, daß sie am Triumphwagen des Papstes
len ziehen mußten, so haben die Bestrebungen des Papstes wider ih
hässigsten Anstrich. Er völlig in Unrecht, des Papstes
schwächern Theil. Durch Aufzeichnung der Acta triumphirt
Diaconus sehr verdient gemacht, weil wir dadurch hat sich
Quellen für die Geschichte jener Zeit reicher sind. um sehr l
her auch noch die Haltlosigkeit der andern Gründe, Wir mü
Baronius die Unechtheit der Acta erweisen will, durch
Gründe nimmt er von der Zeitrechnung, aber nur berühren. Ei
gabe des Chron. S. Monast. Casin. steht: im in der venedige
gierung Lothar's; jedoch in dem Codex, welchen siebenten Jahre d
Ausgabe zum Grunde gelegt hat, findet sich Angelus de Nuce
ches auf das Jahr 1138 des Herrn paßt. im sechsten Jahre,
von Clairvaux, Robertus (nach dem casinenser Daß Petrus den
gabe des Angelus de Nuce Rotbertus) statt Codex und der
auch kein so erheblicher Verstoß, um die Bernhardus nennt,
unecht zu erklären, da Petrus Diaconus ganzen Acta deshalb
in der Würde irren konnte. Ein Späterer, sich leichter im Namen
Acta erdichtet, würde grade den Verstoß wenn ein solcher
dieser Abt von Clairvaux nach seinem Tode nicht gemacht haben,
lige so berühmt geworden. Die Gründe, als Bernhard der
meintlichen Erweis der Unechtheit der welche Baronius zum
Angelus de Nuce im Excursus Historico-Juridicus, Acta aufstellt, hat sämm
sentibus et sequentibus narrationibus sentiendum? Quid de p
S. Monast. Casin. p. 566 — 570 als unhaltbar zum Ch
die Echtheit der Acta siegreich vertheidigt. widerlegt,
und mit unbezwinglicher Kraft hat er auch Nicht minder tref
retus als verwerflich ins Licht gestellt. das Verfahren des L
Baronius auf eine recht listige und pfiffige Dieser will nämlich
nimmt die Miene an, als habe ihm Weise unterstützen,
Gesagte misfallen. Aber bei aufmerksamerer Anfangs das von Baron
sung habe er ihm mit Füßen und Händen wiederholter Durch
vom Cardinal angeführten Gründen bringt beigestimmt. Außer
in der Handschrift das Papier, die Tinte Lauretus noch bei,
dieser Partie sehr verschieden von dem und die Schriftzüge
hervorgehe, dieses viel Neuere angeflickt Vorhergehenden, und
es Baronius in seine Annalen nicht aufgenommen, er habe es daher, so
gabe des Chron. S. Monast. Casin. gänzlich aus seiner A
Recht ist Angelus de Nuce über diese ausgeschlossen.
da sie willkürlich und das Vorgeben Verstümmelung sehr entrüst
Tinte und andern Schriftzügen der von anderem Papier, ander
ist, wie Angelus de Nuce (S. 570. 571) Handschrift eine bloße Dichtu
weil sich im casinenser Codex, beweiset. Er hat daher
(in der Series Abbatum Casin. bei welchen Peregrinus Camillus, d
die willkürliche Verstümmelung des *Muratori* T. V. p. 223) über
der neapolitaner Ausgabe klagt, oft Chron. S. Monast. Casin. i
in dieser Partie nicht die mindeste auf das Sorgfältigste eingesehe
von dem Vorhergehenden entdecken Verschiedenheit der Schriftzü
Casin. unverstümmelt herausgegeben. läßt, das Chron. S. Monast

37) Päpste wurden. 38) Civitatis Romanae; es sind die
Edeln der Stadt Rom und ihres Gebietes gemeint, zu welchen auch
Petrus Diaconus gehörte, der aber für die casinenser Kirche stritt,
was ihm als römischem Edeln der Papst Innocenz zum höchsten
Vorwurfe macht.

Burchisin, der Geschwisterkindsvetter[39]) des Kaisers, Markgraf Friedrich von Ancona, Markgraf Malaspina von Ligurien, Bischof Heinrich von Regensburg, Bischof Anno von Basel, Abt Anno von Lüneburg, Pfalzgraf Gualfrid, Richter des römischen Reiches. Der Kaiser eröffnet die Handlung durch eine Rede, in welcher er unter anderm sagt, daß die zwischen der römischen und der casinenser Kirche obwaltenden Streitpunkte hier untersucht und entschieden werden sollen; er wohne nach dem Beispiele seiner Vorfahren diesem Concile bei, und des Gerichtes Wage solle nach seiner Einsicht abgewogen werden; zu Vertheidigern beider Parteien habe er von seiner Seite herrliche Männer gegeben. Des Kaisers Rede preiset hierauf der von ihm zum Vertheidiger gegebene Herzog Konrad von Schwaben, und sagt dann, daß der Streit beider Parteien besonders, da es auf einem göttlichen Convente sei, vernünftig und mit Ordnung im Sprechen geführt werden solle. Hierauf wird gefragt, wer für jede Partei respondiren (als Vertheidiger sprechen), wer die Interpreten sein, auch welcher Ort den Disputirenden eingeräumt werden solle? Es wird erwählt Gerard, der Cardinal tit. Sanctae Crucis, daß er für die römische Kirche respondiren soll. Erwählt wird auch Petrus Diaconus, durch das Zeugniß seiner Brüder bewährt erfunden. Als Interpreten aber werden gegeben Bertulf, des Kaisers Kanzler, Amfred, der Vestararius[40]), und Bertulf der Mansionarius[41]). Dem Cardinal Gerard wird der Ort vor dem Antlitze des Kaisers angewiesen. Zu Gerard's Füßen wird Petrus Diaconus gesetzt. Cardinal Gerard verweigert es und sagt, es sei unschicklich, daß zu seinen Füßen der Mönch sitze, und es sei durchaus unerlaubt, daß Excommunicirte mit den Söhnen der Kirche sitzen. Der Kaiser, um den Streit zu beendigen, befiehlt, daß Petrus Diaconus jetzt und nachher zu seinen (des Kaisers) Füßen sitzen solle. Hierauf ergreift der Cardinal Gerard das Wort und sagt, die heilige und allgemeine Kirche, welche den Kaiser und seine Vorgänger zu Beherrschern der ganzen römischen Welt geweihet, könne sich nicht genug wundern, warum er Excommunicirte und von den Schwellen der Kirche Getrennte aufgenommen habe. Pandulf, Bischof von Teano und Mönch von Casino, erwiedert, er könne keineswegs einsehen, wie der Cardinal versichern könne, die casinenser Mönche seien excommunicirt. Der Cardinal Gerard erhebt gegen den Bischof Pandulf eine Schmährede. Der Kaiser sagt, alle Gewaltthätigkeit solle fern sein, und auf den Concilien keiner dem andern Beschimpfungen anthun. Da nimmt der Cardinal Gerard das Wort wieder, und sagt, die heilige und allgemeine Kirche habe beschlossen, daß die casinenser Mönche durch Eidschwur bekräftigen sollen, daß sie in allem den Willen des frommen Innocentius, des allgemeinen Papstes, erfüllen sollen. (Der Papst Innocentius hatte nämlich, bemerkt Petrus Diaconus als Geschichtschreiber, festgesetzt, alle casinenser Mönche an verschiedenen Orten zu zerstreuen. Aber der so gütige Kaiser wollte die casinenser Kirche nicht zerstören lassen, und trug kein Bedenken, sich für dieselbe dem Willen des Papstes zu widersetzen.) Auf des Cardinals Gerard, des Vertheidigers der römischen Kirche, Rede, von dem von den casinenser Mönchen zu leistenden Eide antwortet Petrus Diaconus (auf der Disputation): Wir wundern uns sehr, daß der Herr Cardinal gesagt, daß die Mönche durch Eidschwur gebunden werden müßten, da der Herr im Evangelium gelehrt hat, daß weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch bei dem Hauptpaar zu schwören sei. Der Cardinal Gerard sagt: Zu dem, was der Mönch geantwortet hat, sagen wir ja, aber die römische Kirche hat beschlossen, daß auf keine Weise die casinenser Mönche aufzunehmen seien. Petrus Diaconus antwortet: In der Regel des so heiligen Vaters Benedict wird das Schwören den Mönchen durchaus untersagt, damit sie nicht etwa, was fern sei, in das Verbrechen des Meineids fallen. Desgleichen verbieten dieses, nämlich den Eid der Mönche, nicht blos die göttlichen, sondern auch die menschlichen Gesetze. Denn in den Urkunden (praeceptis) der großen Kaiser, Karl's, Ludwig's, Pipin's, Karlmann's, Ludwig's, Hugo's, Lothar's, Berengar's, Albert's, der drei Ottonen, der fünf Heinriche und Konrad's findet es sich so: Wir haben festgesetzt, daß die Mönche zum Eide nicht gezwungen werden sollen; und dieses sagend zeigt er (Petrus Diaconus) die mit Wachs, Blei und goldenen Siegeln bezeichneten Urkunden (praecepta) der genannten Kaiser, welche sie dem casinenser Kloster gemacht hatten, dem Kaiser und allen übrigen. Der Kaiser, die Urkunden (praecepta) in kaiserlichem Purpur empfangend, küßte sie, sprach aus, daß er sie an den Siegeln als die Urkunden der Kaiser, seiner Vorgänger, erkenne, und daß es an ihm sei, sie unverbrüchlich zu halten. Daher möchten die, welche als seine Stellvertreter gekommen, ihn bitten, daß er (der Papst) mit ihm (dem Kaiser) die Praecepta der Kaiser, seiner Vorgänger, beschützen möge, denn wer von den Katholischen werde fernerhin die kaiserlichen Praecepta beobachten, wenn sie von dem Apostolischen (dem Papste) verachtet würden? Der Kaiser schließt für heute die Sitzung, und sendet die Cardinäle zu dem Papste, um ihn zu bitten, daß dieser mit ihm (dem Kaiser) die casinenser Kirche pflegen möge. Die Mönche schickte er zu ihrem zum Abte Erwählten, um ihm, was gesagt worden, zu berichten, und zu überlegen, was sie auf alles, was eingewandt worden, morgen antworten sollen. Am Morgen darauf, wenn drei Stunden vergangen, sollen alle zum Concile zurückkehren; auch solle der ganze Streit des heutigen Tages unter Anwendung der vorgenannten Personen als Notaren zum Angedenken und Nutzen der Nachkommen aufgeschrieben werden. Am Tage darauf kommen beide Parteien, um den Streit zu führen, zusammen. Der Cardinal eröffnet in einer an den Kaiser gerichteten Anrede diesem die Antwort des Papstes, daß er jenes keineswegs thun könne und daß es leichter geschehen möge, daß er selbst die Sacerdotalia[42]) ablege, und den Anzug mit Füßen trete, als daß er das, was der Kaiser verlangt hatte, voll-

39) Consobrinus. 40) Kleiderbewahrer. 41) Kirchenhüter.

42) Priestergewand und Priesterschmuck.

[illegible] Petrus Diaconus [illegible] Der Kardinal [illegible] Petrus Diaconus [illegible] Petrus Diaconus [illegible] Der Kardinal [illegible] der Kaiser [illegible] der Kaiser den [illegible] des heutigen Tages [illegible]. Den folgenden Tag eröffnet der Kaiser die Sitzung mit

[illegible] der Kaiser [illegible] Petrus Diaconus [illegible] der Kaiser [illegible] Petrus Diaconus [illegible] Petrus Diaconus [illegible] des Kaisers [illegible]

43. [illegible] in der [illegible], in welcher auch [illegible] werden.

44. [illegible] Rede des Petrus Diaconus in Chron. S. Mon. Casin. L. IV. c. III. p. 578. 45 [illegible] Diaconus [illegible] des Kaisers [illegible]

t. Den folgenden Tag, als die Cardinäle vor den
ser gerufen sind, sagt Gerard, der Papst habe erwie-
, er könne auf keine Weise und unter keiner Bedin-
g das bischöfliche Recht, welches seine Vorgänger in
vorhergehenden Zeiten gehabt, aufgeben. Kaiser Lo-
sagt, er wolle die casinenser Kirche um so mehr ver-
digen und erhöhen, je mehr sie von seinen Vorgängern
rt und bereichert worden sei. Der Apostolische möge
wissen, daß die Schlösser, Ortschaften und Landgüter
alle Besitzungen des Klosters seinem (des Kaisers)
che angehörten; das bischöfliche Recht aber, in soweit
hm zukomme, bewillige er ihm. Der Kanzler Bertulf
, daß der Apostolische an der casinenser Kirche, als der
nderen Kammer des römischen Reiches, kein anderes
ht haben dürfe, als die Weihung des Abtes. Gerard
t sich damit zufrieden, verlangt aber vom Kaiser, daß
Casinenser diesem die Sicherheit der weltlichen und
Apostolischen die der göttlichen Dinge durch Eid-
hur bekräftigen sollen. Der Kaiser erklärt, daß er die
ordnungen seiner Vorgänger nicht brechen wolle, und
ne. Der Cardinal Gerard dagegen redet von der gro-
Verwunderung des Papstes, daß der von der Kirche
Kaiser Geweihete gegen diese für die casinenser Kirche
as zu erstreben suche. Der Kaiser hierüber erzürnt,
ht in einer langen Rede geltend, wie viel Geld und
er auf die Heerfahrt zu Wiedereinsetzung des Pap-
verwendet, hebt hervor, was seine Vorgänger zur
öhung der casinenser Kirche als ihrer eignen Kammer
an, führt noch mehres andere von den Vorzügen die-
Kirche an und schließt, die römische Kirche möge die
nmer des römischen Reichs, die casinenser Kirche, ent-
er wieder annehmen, oder das römische Reich werde
widerruflich getrennt werden. Der Cardinal erkennt
Befehle des Kaisers als gerecht an, aber es müsse erst
den Papst darüber berichtet werden. So wird die Zu-
menkunft des vierten Tages aufgelöst. Als am Mor-
darauf die Großen der beiden Parteien wieder zusam-
ngekommen sind, sagt der Cardinal Gerard, der Stell-
treter der römischen Kirche, der Papst habe auf den
trag des Kaisers geantwortet, daß er (der Papst) den
nchen von Casino den Eidschwur und den Gehorsam
t erlasse. Indessen müsse man mit ihm (dem Cardi-
) über die Wahl des Abtes disputiren, aus welchem
unde die Excommunicirten einen Excommunicirten und
n Schismatiker der Kirche Christi vorgesetzt. Petrus
aconus verlangt zu wissen, was der Cardinal der Wahl
Abtes entgegensetzen wolle. Der Cardinal Gerard sagt,
erste Einwendung sei, daß sie sich ohne Einwilligung
Willen des römischen Bischofs einen Abt gewählt.
f Auffoderung des Petrus Diaconus geht der Cardinal
Einzelnheiten in frühere Wahlen, Ordinirungen und
setzungen der Äbte ein. Es erhellt aus einigen aller-
gs die Einmischung des Papstes. Petrus Diaconus
t aber durch Darlegung der Umstände, unter welchen
geschehen, daß es nicht in der Regel, und fragt end-
, wer den heil. Benedict gewählt. Der Cardinal
weigt. Petrus Diaconus sagt, daß es von Gott ge-
hen. Der Cardinal weiß sich nicht anders zu helfen,
als dieses für eine neue Redeweise des Mönches zu erklären. Der Kaiser sagt, daß das, was der heil. Benedict auf Gottes Befehl gethan, diesem zuzuschreiben, und auf des Kaisers Geheiß verliest Petrus Diaconus, wie der heil. Benedict nach Casino gekommen und was er hier gethan, und geht dann auf des Kaisers Befehl wieder zu der Wahl der Äbte, und zwar, da er bereits gezeigt, daß die Ordination der neueren Äbte keineswegs von dem Papste geschehen, zur Darlegung der Ordination der alten Äbte über. Nachdem er gezeigt, daß sie von den Mönchen ordinirt worden, spricht der Cardinal Gerard Verwunderung darüber aus, daß der Mönch sich nicht gescheut, solches vor der Brüder von Casino Wahl zu verhandeln, da der heil. Benedict in seiner Regel vorgeschrieben, daß, wenn die Congregation beim Wählen des Abtes geirrt, oder anders, als sie gesollt, gewählt, der Bischof, zu dessen Diöces der Ort gehöre, es keineswegs geschehen lassen solle. Petrus Diakonus erwiedert, daß diese Vorschrift diejenigen, welche die Wahl regulär und einmüthig vollziehen, nichts angehe. Im weiteren Verlaufe der Disputation über die Wahl der Äbte sagt Petrus Diaconus, er habe der Wahl des Seniorectus beigewohnt, aber weder einen Bischof noch Cardinal gesehen. Hierauf beginnt der Cardinal Gerard den Streit darüber, daß die Mönche von Casino einen Subdiakonus zum Abte gewählt, welches gegen das Decret des Papstes Eugenius, welcher befehle, daß nur einer mit priesterlicher Würde Begabter zum Abte erkoren werden könne. Petrus Diaconus macht dagegen frühere Bestimmungen, nach welchen die Abteswahl frei sein solle, geltend. Der Cardinal dagegen zeigt das Unpassende der Wahl eines Subdiakonus, und führt auch an, daß der heil. Benedict einen Leviten, nämlich den Maurus, als Abt nach Gallien gesandt, und fragt, wie könne vollends die Wahl eines excommunicirten und schismatischen Subdiakonus gültig sein. Der Kaiser vergibt den Mönchen von Casino alles, was sie bisher recht oder unrecht gethan und verlangt, daß der Stellvertreter des Papstes Gleiches von demselben verlangen solle, und gibt zu einem definitiven Beschlusse die Frist von vier Tagen. Petrus Diaconus bleibt am Hofe des Kaisers. Die Cardinäle statten dem Papst Bericht über das ab, was gesagt worden, und bemerken, ein Diakonus von Seiten der casinenser Kirche sei es, der allein für seine Kirche gegen die römische Kirche streite. Es war damals dort einer von den casinenser Mönchen, welcher gegen sein und seiner Kirche Heil den Papst begünstigte. Er brach hervor und sagte: Wisset, daß jener Diakonus, von welchem Eurem Apostolat [46]) erzählt ist, Mönch fast von seiner Kindheit an gewesen. In demselbigen Kloster nahm er so an Geist und Geschick zu, daß er die meisten Bücher der heiligen Schrift [47]), was andere kaum unter Anleitung der Lehrer fassen können, vollkommen verstand. Wenn ihr diesen mit

46) Eurer Heiligkeit. 47) Auch in den Acten seiner Streitführung für sein Kloster gibt er häufige Proben, wie bewandert er mit dem Inhalte der Bücher der heiligen Schrift war. Er überraschte mit geschickter Anwendung dieser Kenntnisse zu seinem Zwecke nicht selten seinen Gegner.

irgend einer Fessel einschränket, werdet ihr alle andern, welche zugegen sind, für nichts achten. Auf Befragen des Papstes Innocentius nach dem Geschlechte und Vaterlande dieses Diakonus antwortete jener: Sein Vater war der Sohn des Gregorius, des Sohnes des Gregorius de Alberico, des Herzogs und Consuls der Römer. Da sprach der Papst: Mit Gottes Hilfe werde ich sowol ihn, als alle andere mit einem solchen Fußeisen fesseln, daß sie weder gegen mich, noch meine apostolischen Nachfolger sich zu mucksen[48]) (leise zu reden) wagen; und von heftigem Zorne bewegt ließ er nach dem vierten Tage dem Kaiser die Worte sagen, daß nicht diesem die Herrschaft (das Dominium) der casinenser Kirche, sondern ihm (dem Papst) gehöre; er habe beschlossen gehabt aus Liebe zu dem Kaiser und auf dessen Verlangen die Unterthanenpflicht (fidelitatem) den Mönchen zu erlassen, aber weil sie gegen sein Apostolat sich aufgelehnt, so müßte dieses und noch anderes dazu von ihnen verlangt werden. Dem Petrus Diaconus ließ der Papst durch seinen Kapellan Benedict entbieten, daß er aus dem Dienste des Kaisers gehen und die Genossenschaft der Brüder von Casino aufgeben solle; er (der Papst) wundere sich sehr, daß er (Petrus Diaconus), der aus römischem Geschlechte Entsprossene, die Liebe zu den Ausländern der zu seinen Stammgenossen vorgezogen, indem er die römische Kirche verlassen habe. Der Papst versprach ihm, daß er, wenn er die Casinenser aufgeben und sie nach Möglichkeit bekämpfen wolle, ihn unter seine Kapellane aufnehmen, und die Bedürfnisse darreichen wolle. Petrus ließ ihm dafür danken, daß er ihn für so groß halte und ihn in seinen Dienst einlade; übrigens werde er seine in dieser Gefahr sich befindenden Genossen nicht aufgeben, und versprach, daß er nach Beendigung des Streites im Dienste der römischen Kirche und des römischen Bischofs verharren werde. Nachdem die Cardinäle sich aus dem Angesicht des Kaisers entfernt, verhöhnt ein cistercienser Mönch die Mönche von Casino darüber, daß sie dem Sohne des Petrus Leonis angehangen und einen Abt sich ohne Rath des Papstes gewählt hätten. Petrus Diaconus nimmt den Streit auf, und vertheidigt die vom Cistercienser für ungültig erklärte Wahl Raynald's. Endlich bemerkt der Kaiser Lothar: Über alles, was unsrer Kammer, nämlich der casinenser Kirche, der cistercienser Mönch vorgeworfen hat, hat Petrus Diaconus deutlich genug und beredt geantwortet, und erklärt den Streit für heute geschlossen und für morgen früh wieder aufzunehmen. Als der Kaiser den Tag darauf mit den Großen im Consistorium sitzt, greift der cistercienser Mönch die Casinenser wegen der Veränderungen an, die sie mit der Regel des heil. Benedict vorgenommen. Petrus Diaconus vertheidigt sie gegen diese Beschuldigung und macht namentlich geltend, daß auch der Vater Benedict schwarze Kleidung getragen. Der Kaiser bemerkt gegen den Cistercienser, dieser habe mannichfaltige Verschiedenheiten der Reden gegen die casinenser Kirche vorgebracht, doch Petrus Diaconus und des römischen Reiches Getreuer[49]), habe auf seine (des Cisterciensers) Reden

deutlich genug geantwortet und alle Ungewißheite ihrem Geiste[50]) verscheucht; es möge daher jeder i Herberge gehen, um morgen zum Streite wieder z men. Petrus aber, sagt der Kaiser weiter, bleibe a serlichen Hofe mit Bertulf, unserm Kanzler, um die des Reiches zu verrichten[51]). Als die Nacht komm sich der Kaiser die Thaten (Geschichten) der Kaise nige, Herzoge[52]) und Fürsten der Römer, der G der Ismaeliter und verschiedener Völker aus den büchern der Kaiser (Annalibus Imperatorum) v und die Aussprüche[53]) derselben einzeln anmerken[54]) Morgen darauf, als der Kaiser hat beide Parteie men lassen und im Consistorium sitzt, befiehlt e sollt eure Meinungen durch Zeugnisse der Schrift wahren, damit alle Ungewißheiten des Zweifels werden, und wir fest an der Gerechtigkeit, Billigk Wahrheit hängen können. Der Cistercienser ant mit Recht wäre mit jenem für die casinenser Kirch tenden Jünglinge ein Kampf einzugehen, wenn ni dem Schisma und Ketzerei er selbst und die Kir Casino befleckt wäre. Petrus Diaconus erröthete; es ihm die rasende Zunge, welche, wie der Geschichts von sich selbst bemerkt, eher in ein Bellen, als in sene Worte ausbrach. Der Kaiser Lothar kam des Diaconus Worten zuvor und sagte: Weil für di nenser Kirche du allein gegen alle den Kampf auf men begonnen, so gebührt es sich, daß du höflich un wuthig antwortest, denn es ist unziemend, daß i ihr euch am kaiserlichen Hofe befindet, und zu D mesticis[55]) gemacht seid, etwas Unehrbares oder schmacktes in der Rede, im Gange oder in der K hervorbringt. Petrus Diaconus entschuldigt sich b Kaiser, daß der Cistercienser ihn dazu gezwungen, sogleich am Anfange der Disputation mit Beleidi begonnen und in Beleidigungen beharre. Der Cis ser will wissen, wodurch, und Petrus Diaconus e dieses als Beleidigung, daß er ihn und die Casinen dem Kaiser ganz fälschlich bezüchtigt habe. Nach lange sich gestritten, antwortet der Patriarch von leja: Mit gerechtem und gehörigem Grunde steht se der Cistercienser von Petrus Diaconus besiegt ist, sei deshalb dieses Streites ein Ende. Den Tag sagt der von Seiten des Papstes kommende Ger dem auf der Richterbühne sitzenden Kaiser, daß die

48) Muttire. 49) Petrus Diaconus et Romani Imperii fidelis, sagt der Kaiser Lothar bei unserm Geschichtschre Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 114. p. 581.

50) Nostris mentibus, nämlich dem Geiste des Kais der Seinigen. 51) Imperii servitia peracturus, sagt der von Petrus Diaconus. 52) Oder Heerführer, wenn die G der alten römischen Kaiser gemeint ist. 53) Sententias. Der Kaiser that dieses vielleicht nicht in besonderer Bezieh den Streit der casinenser mit der römischen Kirche, sondern ner Belehrung überhaupt; Petrus Diaconus mußte dabei den verrichten, vorlesen oder aufzeichnen, oder beides. Doch kan freilich durch das sogleich darauf Folgende geneigt gemacht die Ausziehung jener Stellen als Vorbereitung zu dem Str Morgen zu nehmen, und auch diese Ansicht hat manches f 55) Erste Domestici s. d. Art. Domesticus i. d. Allgem. d. W. u. K. 2. Sect. 26. Th. S. 404 fg.

sche Kirche von keinem Menschen, sondern durch Jesum Christum mittels Absendung des Petrus, des ersten der Apostel, gestiftet sei, und deshalb aus Liebe zu irgend jemand die Rechte der römischen Kirche nicht verletzt werden dürften. Petrus Diaconus antwortet, daß der Papst niemals Eidschwur von den Mönchen von Casino empfangen. Der Cardinal entgegnet, darum sei dieses nicht verlangt worden, weil sie bis zu jenen Zeiten in der Einheit der Kirche verblieben seien, aber seit dem Zurücktreten von der Kirche und dem begangenen Schisma seien sie aus dem Vaterlande Vertriebene und dürften ohne Eidschwur nicht aufgenommen werden, und bringt auf Befehl des Papstes ein Capitel des nicänischen[56]) Concils des Inhalts vor, daß die vom Schisma Zurückkehrenden ohne Eidschwur nicht aufgenommen werden sollten. Der Kaiser Lothar antwortet: Nicht aus diesem Grunde habe ich euch versammelt, daß ihr die Rechte der Kirchensatzungen untersuchen, sondern daß ihr gütig und leutselig gegen die Kirche von Casino verfahren sollt, und fodert die Päpstlichen auf, seiner der römischen Kirche erzeigten Wohlthaten eingedenk zu sein, und der Gefahren, welchen sich der Kaiser mit seinem Heere zur Wiedereinsetzung des Papstes unterzogen, und des Verlustes an Verwandten und Freunden, den er dabei erlitten, sich zu erinnern; die Mönche von Casino haben ihre Zuflucht nicht zu einem Feinde des Papstes, sondern zum römischen Kaiser und Vertheidiger der Kirche genommen; würde man ihn in diesem betrüben, so möchte man für ganz gewiß wissen, daß das römische Reich von jenem Tage an und hinfort vom Papste zerrissen und getrennt sei, und der Kaiser ihn für einen Feind halten müsse. Da das ganze Heer des Kaisers dem von ihm Gesagten Beifall zurief, ging er nach einander durch alle geistlichen und weltlichen Großen, und zum achten Male durch die Kaiserin Richiza, und zum neunten Male durch sich selbst (in eigner Person) den Papst wegen derselben Sache an. Der Papst erklärt sich endlich zur Erfüllung des Willens des Kaisers bereit. Der Kaiser, hierüber ganz erfreut, bittet wieder in eigner Person den Papst für die Kirche von Casino. Innocentius spricht seine Verwunderung aus, daß er für diejenigen bitte, welche den Papst und den Kaiser mit Bannfluch belegt und abgesetzt, und den Sohn des Petrus Leonis als Papst angenommen. Der in Thränen zerfließende Kaiser bittet den Papst, daß er die Strafe, mit welcher die Mönche von Casino zu züchtigen seien, gegen ihn (den Kaiser) kehren, und wenn sie zu entsetzen seien, ihn absetzen solle. Der Papst erklärt sich bereit, aus Liebe zu dem Kaiser den Mönchen von Casino alles, was sie begangen, zu vergeben, unter der Bedingung, daß sie den Sohn des Petrus Leonis nebst seinen Anhängern mit Bannfluch belegen, und ihm (dem Papste Innocentius) und seinen Nachfolgern Gehorsam geloben. Der hiermit zufriedene Kaiser sendet, als das Fest der heil. Blutzeugin Symphorosa erscheint, mit dem zum Abte Erwählten und den Brüdern geistliche und weltliche Fürsten des Reichs zu dem Papste. Als sie sich dessen Zelte genaht, fragen entgegenkommende Cardinäle den zum Abte von Casino erwählten Raynald, ob er den Sohn des Petrus Leonis verschmähen wolle. Da Raynald dieses erfüllen will, lassen ihn die Cardinäle augenblicklich eine Eidesformel[57]) schwören, welche nicht nur die Anathematisirung von jedem gegen die heilige katholische und apostolische Kirche sich erhebenden Schisma von und aller Ketzerei, und die Verwerfung des Sohnes des Petrus Leonis und Roger's von Sicilien und ihrer Anhänger, sondern auch dieses enthielt, daß der Schwörende dem Papst Innocentius und seinen kanonisch eintretenden Nachfolgern gehorsam sein werde. Als Raynald dieses beschworen, nöthigen die Cardinäle die übrigen ebenfalls zu schwören. Sie sagen dagegen, daß sie dem Vater Benedict und seinen Nachfolgern geschworen, und deshalb keinen Eidschwur thun könnten. Da besiehlt Raynald von des Vaters Benedict's und seiner (Raynald's) Seite, daß sie den Gehorsam, welchen sie bisher dem heiligen Benedict und seinen Nachfolgern erwiesen, in die Hand des Papstes geloben. Die so umstrickten Brüder schwören das, was der zum Abte Erwählte auf die Evangelien beschworen, in die Hand des Bischofes von Ostia nach dem Inhalte der so eben angegebenen schriftlich verfaßten Eidesformel mit dem Zusatze: wenn die casinenser Kirche von dem römischen Stuhle gespalten sein würde, so werde ich im casinenser Kloster nicht bleiben, noch dem Abte gehorsam sein, unbeschadet der Fidelität[58]) des römischen Reiches. Als dieses nach dem Belieben des Papstes erfüllt ist, werden sie von den Banden der Excommunication gelöset, mit den entschuhten Füßen zu des Papstes Füßen, und dann zum Kusse angenommen. Zu dem Petrus Diaconus aber, welchen darauf insbesondere der Papst zu sich beschied, sagte dieser: Ich befehle und verfahre gegen dich in der Kraft des heiligen Geistes und bei dem Eidschwur, welchen du am heutigen Tage mir und meinen Nachfolgern geleistet hast, beschwöre ich dich, daß du, in welcher Stunde du immer ein Schreiben oder einen Gesandten von mir und meinen Nachfolgern erhältst, keine Gewalt hast, länger dich aufzuhalten, oder zu verbleiben, sondern du sollst dich befleißigen, so schnell du kannst, dich den Füßen des apostolischen Stuhles und des Bischofes, der zur Zeit sein wird, darzustellen; denn ich will nicht, daß durch dich die römische Kirche beunruhigt werde, oder einen Streit erleide. Raynald nebst den Brüdern erhielt vom Kaiser Lothar eine Stelle unter den Kapellanen des Reichs. Unter den Gesandten des Kaisers Johann von Constantinopel, welche in diesen Tagen zu dem Kaiser Lothar kamen, war ein Philosoph, welcher vor dem Kaiser, wiewol in der Ferne stehend, den römischen und apostolischen Stuhl und die ganze abendländische Kirche mit beißenden Worten anfiel, indem er behauptete, der römische Pontifex sei Kaiser, nicht

56) Fälschlich wurde dieses Capitel als eins des nicänischen Concils ausgegeben und angenommen; es war das Statut anderer Kirchensatzungen.

57) s. die Eidesformel, welche auch Petrus Diaconus schwören mußte im Chron. S. Monast. Casin. c. 115. p. 581.

58) d. h. unbeschadet der dem römischen Reiche schuldigen Pflicht der Treue (Unterthanenpflicht).

ferliche Majestät und die Collaterales des Reichs wollten wegen seiner (des Petrus Diaconus) Kunde der Alterthümer und Berichte aus der Geschichte [76]) seine Abwesenheit keineswegs ertragen. Abt Guibald solle durch Petrus Diaconus auch alle Praecepta (Urkunden) seiner (des Kaisers) Vorgänger schicken, die er (der Kaiser) ihm (dem Petrus Diaconus) zu Aquá Pensiles einst zur Bewahrung gegeben. Aber Guibald wurde von den durch die Anhänger des Königs Roger erregten Unruhen bedrängt. In dem von Petrus Diaconus im Namen des Abtes Guibald verfaßten Schreiben, in welchem er diese Kriegsdrangsale beschreibt, und Guibald den Kaiser um Hülfe bittet, und das an ihn, als er bereits wieder in Ligurien war, gelangte, heißt es: Welche Verluste aber, welche Trübsale und welche Verfolgungen ich von ihnen (den Normannen und Langobarden) erleide, hatte ich beschlossen, durch meinen geliebtesten Sohn Petrus euch bekannt zu machen, aber weil dieses die Weite der Reise und Versperrung des Weges [77]) verhindert hat, werde ich es mit wenigen Worten (schriftlich) eröffnen. Kaiser Lothar starb auch bald darauf, und so blieb Petrus Diaconus in Casino und setzte hier seine schriftstellerische Thätigkeit fort, deren zweite Periode er durch die von ihm vorausgesandte Aufzählung seiner Reichswürden [78]) bezeichnet. Während er noch am Hofe des römischen Reichs sich aufhielt, verfaßte er die vor demselben geschehene Altercatio inter eum (Petrum Diaconum) et adversarium Casinensis Ecclesiae. Dann in Casino kürzte er den Solinus de Miraculis ab, schrieb De generibus lapidum pretiosorum ad Chonradum Imperatorem Liber, theilte die Expositio super Regula Sancti Benedicti, welche er abfaßte, in vier Bücher, verfaßte Scholiae in veteri Testamento, schrieb zwei Briefe an den Kaiser Lothar auf Befehl des Abtes Guibald, einen an die Kaiserin Richiza über den Tod des Kaisers Lothar, einen andern an dieselbe über den Tod des Herzogs Heinrich von Baiern, einen sehr schönen Brief über die Wahl des Kaisers Konrad II. [79]), den Liber Notarum machte er aus einem kleinen einen größeren, und widmete ihn dem Kaiser Konrad. Den Vitrubius (Vitruvius) de Architectura mundi, welchen er verbesserte, kürzte er ab; übersetzte den vor ungefähr 800 Jahren vom Constantinopolitanischen Kaiser von der Stadt Rom nach Constantinopel hinweggebrachten Liber Haevae Regis Arabiae de pretiosis lapidibus ad Neronem Imperatorem aus dem Griechischen in das Lateinische; sang zwei Hymni in laudem Sanctae Justae Virginis et Martyris; verbesserte die verdorbene Visio Alberici Monachi Casinensis; verfaßte Chronica Regum gentis Trojanae, et Consulum, Dictatorum et Imperatorum; schrieb Miracula Sanctorum Martyrum Marci, Nicandri et Marciani; verfaßte sechs Hymnen zum Lobe derselben; sang Cantus (Mehrzahl) Beati Martyris Marci; verfaßte Scholiae in diversis sententiis; Exhortatorium ad Monachos, in quo ostendit, quid custodire, quid cavere debeant; De septem vitiis et virtutibus; De Moyse et via trium dierum, ac tribus temporibus; De Visione Ysaiae; Liber salutationum, exhortationum et opprobriorum; trug De Terra repromissionis Itinerarium aus allen alten Büchern zusammen und widmete es dem Abte Guibald; schrieb Vita Sancti Papae Leonis; verfaßte Historia gentis Trojanae a principio mundi usque ad sua tempora, sowie auch Liber prodigiorum et portentorum, welche beide Werke er dem erlauchtesten Ptolemäus II. [80]), dem Consul der Römer, widmete; schrieb De Temptatione Christi in deserto Omelia (Homelia), eine sehr schöne Abhandlung, und Altercatio, quam habuit cum quodam Constantinopolitano pro Romana ecclesia; verfaßte noch sehr vieles andere, welches er im 66. Cap. des vierten Buchs des Chron. S. Monast. Casin. zu verzeichnen sich überhebt [81]). Außer seiner ungemeinen schriftstellerischen Thätigkeit und seiner merkwürdigen Rolle, die er am Hofe

---

76) Propter antiquitates et rerum gestarum relationes ejus (Petri Diaconi), heißt es im kaiserlichen Schreiben an den Abt Guibald im Chron. S. Monast. Casin. L. IV. c. 123. p. 598. 77) Nämlich durch die Kriegsunruhen, welche den Petrus Diaconus an der Reise zum Kaiser verhinderten. 78) Und zwar in dieser Reihenfolge: Demum vero pro responsis Casinensis coenobii Apocrisiarius ad Lotharium Tertium, Romanorum Imperatorem directus, postquam ei sessionem ad pedes suos concessit, postquam inter Capellanos Romani Imperii collocavit, postquam discipulum Bertulfi Cancellarii constituit, postquam a secretis effecit Logothetam, Exceptorem et Auditorem Romani Imperii illum constituit. 79) Als König von Teutschland der dritte.

80) Es ist dieses ohne Zweifel sein Verwandter, und er widmete ihm die Geschichte des trojanischen Geschlechts, weil sie ihre Abstammung aus der Gens Julia ableiteten. 81) *Johannes Baptista Marus Romanus*, S. Angeli in foro Piscium Canonicus, welcher das Opusculum Petri Diaconi de viris illustribus Casinensibus herausgegeben hat, sagt in der Anmerkung zum Cap. 47. de Petro: Einige Arbeiten, welche bisher der Presse noch nicht übergeben sind, werden in unsrer Kirchenbibliothek (in nostro sacrorum penario) in Handschriften aufbewahrt. Wir unterlassen nicht sie hier zu erwähnen. Sie sind: 1) De ortu et vita Justorum Casinensium, beginnt: Benedictus Signifer; 2) Scholia in diversas sententias, beginnt: Veni Verbum Dei; 3) Scholia in quaestiones veteris testamenti, beginnt: Mos est Sanctae Scripturae tempora mutare; 4) Exhortatorium ad Monachos, in quo ostenditur, quid custodire debeant, et de septem vitiis et virtutibus, De Patriarchis: de Rege Ozia et de Moyse, beginnt: Omnibus, qui sancti Benedicti Regulam; 5) Rhythmus de novissimis diebus, beginnt: Anno Christi passionis millesimo Satanas Averni Princeps solvetur a vinculis; 6) Altercatio pro Coenobio Casinensi, beginnt: Igitur dum in conspectu Imperatoris Lotharii; 7) Catalogus Regum, Consulum, Dictatorum, Tribunorum, Patriciorum ac Imperatorum gentis Trojanae; beginnt: Saturnus Unius; 8) Epistola ad Lotharium Imperatorem Abbatis Casinensis nomine Guibaldi missa, beginnt: Post innumeras sollicitudines; 9) Epistola secunda ad eundem Imperatorem, beginnt: In variis, multiplicibus, ac diversis tribulationibus constitutus; 10) Epistola consolatoria ad Richizam Imperatricem de obitu Lotharii Tertii Imperatoris, beginnt: Licet nervus incisus doleat; 11) Epistola consolatoria ad Conradum Imperatorem secundum de electione sua, beginnt: Benedictio et claritas et sapientia; 12) Sermo in coena Domini, beginnt: Scripturus venerabilem Domini passionem; 13) Sermo in Parasceue, beginnt: Hodie quadrifida fabrica Orbis invocatur; 14) Sermo in Sabbatho sancto, beginnt: Sicut fuit Jonas in ventre ceti; 15) Sermo in Resurrect. Domini, beginnt: Resultet hodie coelum; 16) Sermo in Ascensione Domini, beginnt: Hodie terrenis coelestia sociantur. 17) Sermo in festo Pentecostes; beginnt: Redemtoris nostri fe-

des Kaisers spielte, ist noch bekannt, daß Petrus Diaconus vom Papst Alexander III., welcher den casinenser Abt Ägidius von Venoso abgesetzt hatte, die Regierung des Klosters erhielt, jedoch nur unter dem Titel eines Procurators, bis Vorsorge wegen des Nachfolgers getroffen wurde. Petrus Diaconus stand damals in den funfziger Jahren, denn Alexander III. bestieg den päpstlichen Thron im J. 1159. Des Petrus Diaconus Todesjahr ist unbekannt.

Von seinem für uns am wichtigsten Werke, nämlich dem Chronicon S. Monasterii Casinense, trägt zwar nur das vierte Buch [82]) seinen Namen, da er dieses mit einer Zueignungsschrift an den Abt Raynald II., auf dessen Befehl er es verfaßte, einleitet und sagt, daß an Abfassung desselben der Tod den Leo von Ostia verhindert, aber es ist dieses nicht nur beiweitem das interessanteste, sondern Petrus Diaconus hat auch die vorhergehenden Bücher überarbeitet, und durch Einschaltungen erweitert [83]); besonders vom 35. Cap. des dritten Buchs an verdankt auch dieses dem Petrus Diaconus vieles, wo nicht das meiste. Doch hat er wegen seiner Freimüthigkeit, deren er sich gegen die römische Kirche bedient, bei den Anhängern derselben nicht das große Lob gefunden, das ihm gebührt [84]), obschon das Chron. S. Monast. Casin. wegen seiner Wichtigkeit für die Geschichte Italiens und selbst auch der Kaiser mehrmals herausgegeben ist, 1) zu Venedig 1513; 2) zu Paris 1603; 3) zu Neapel 1616 mit den Noten, aber auch den Textverstümmelungen des Matthäus Lauretus; 4) zu Paris 1668 wieder unverstümmelt und herrlich ausgestattet mit Anmerkungen von dem Neapolitaner Angelus de Nuce; 5) von Muratori 1723 im dritten Bande seiner großen Sammlung der Rer. Ital. Script., indem er dabei die treffliche Ausgabe des Angelus de Nuce zum Grunde gelegt, und auch die Commentarien oder Anmerkungen desselben beibehalten hat. Der Libellus de viris illustribus Casinensibus mit dem Supplement des Mönchs Placidus von Casino erschien, 1) herausgegeben mit Anmerkungen von Joh. Bapt. Marus Romanus zu Rom 1655; 2) wieder abgedruckt in der Bibliotheca Patrum T. XXII. p. 345 sq.; 3) zu Paris 1666; 4) in der Bibliotheca Ecclesiastica von Joh. Alb. Fabricius (Hamb. 1718); 5) bei *Muratori* Rer. Ital. Script. T. IV. (Mailand 1725.) p. 3—65 mit den Anmerkungen des Marus. Sein Liber de notis literarum ad Conradum Imperatorem [85]) erschien 1) zu Venedig 1525 durch Nicolaus Erythräus; 2) in den von Helias Putschius herausgegebenen Grammaticae Latinae Auctores Antiqui (Hanau 1605 p. 1579 sq.). Petrus Diaconus war nicht blos für seine eigne Person ein äußerst thätiger Schriftsteller, sondern regte auch andere zu schriftstellerischer Thätigkeit an, so z. B. den Petrus, Subdiakonus der römischen Kirche, den Verfasser der Passio beati Marci in Versen, und Raynald, den Subdiakonus von Casino, der

---

stivum diem; 18) Sermo in Nativitate Sancti Johannis Baptistae, beginnt: Hodie Evangelica tuba fulsit in Orbe; 19) Sermo in Natali Apostolorum Petri et Pauli, beginnt: Sanctissimus ac felicissimus dies; 20) Sermo de Sancto Laurentio Martyr., beginnt: Divini muneris sacratissimum hodie; 21) Sermo in Vigilia Assumptionis Beatissimae Virginis, beginnt: Sacratissimae ac intemeratae Genetricis; 22) Sermo in festivitate omnium Sanctorum, beginnt: Hodie aeterni Imperatoris claritas; 23) Sermo in Nativitate Domini, beginnt: Hodie mundo salus redditur; 24) Alter sermo in Nativitate Domini, beginnt: Hodie nobis pax vera refulsit; 25) Sermo singularis in octava S. Patris Benedicti, ubi de miraculorum abundantia, beginnt: Egregii atque pretiosissimi Confessoris Benedicti; 26) Vita S. Placidi discipuli S. Benedicti, sive Regestum ejus compilatum a nostro Petro circa annum 1130, ubi prolixae narrationes variorum de vita et martyrio S. Placidi, de oblationibus Tertullii, Justiniani Imperatoris, et Vitiliani Papae habentur; 27) Vita S. Severi, Episcopi Casinensis, ad Seniorettum Abbatem, beginnt: Quia vestra injussus potestate; 28) Vita Sancti Apollinaris Abbatis ad Raynaldum Casinensis Coenobii Diaconum, beginnt: Nimium admiranda; 29) Vita Sanctorum Guinizonis et Januarii ad Richardum Monachum, beginnt: Guinizonis ortum, vitam, obitumque descripturus; 30) Sermo in vigilia Sancti Marci Atinensis Episcopi, beginnt: Vigilias pretiosissimi Martyris et Pontificis Marci; 31) De Sanctis Atinatibus, scilicet Marco Episcopo, Nicandro et Marciano, eorumque miraculis, beginnt: Domitiano Imperatore Ecclesiam persequente; 32) Sermo in eorundem Martyrum festivitate, beginnt: Sanctam Venerandamque fratres carissimi; 33) De Beato Marco Atinensi Episcopo seorsim a Nicandro et Marciano sermones; der erstere beginnt: Unius idem est initium, celebritas et gaudium; der andere aber: Maximus Prophetarum. Von den oben erwähnten Werkchen, welche wir in Handschriften aufbewahren, hoffen wir, daß sie zum gemeinen Besten der Welt in das Licht ausgehen werden. So Marus in Beziehung auf die Schriften des Petrus Diaconus in der Bibliothek seiner obengenannten Kirche zu Rom. Von den in Handschriften auf der casinenser Bibliothek befindlichen Werken des Petrus führt er folgende auf: Vita Sancti Leonis Papae ad Innocentium Papam Secundum; Liber de locis sanctis, sive Itinerarium Terrae Sanctae (sieben Folia betragend). Liber, in quo descripti sunt fasti consulares, et series Imperatorum, Pontificum atque Abbatum Casinensium; Expositio in Regulam Sancti Benedicti (ein ziemlich großes Werk, von welchem ein Bruchstück von Jann. Bona, Lib. de Harmonia Psallentis Ecclesiae c. 12. §. 2 de Officio parvo Beatae Virginis Mariae. p. 244) mitgetheilt ist; Regestum pervetustum sign. 86. Characteribus Langobardis in membranis scriptum ex mandato Senioretti Abbatis, 259 Folia betragend; in ihm sind viele dem casinenser Kloster von Päpsten, Kaisern, Königen, Fürsten gegebene Diplomata enthalten. Es ist in sechs Classen getheilt, nämlich in Privilegia, Praecepta, Oblationes, Libelli, Renuntii et Sacramenta, und von Angelus de Nuce in seinen Anmerkungen zu dem Chron. S. Monast. Casin. benutzt. Durch dieses Regestum und andre Arbeiten erfüllte Petrus Diaconus nicht blos seine von ihm übernommene Pflicht als Klosterschriftsteller überhaupt, sondern insbesondere auch als Archivar. Angelus de Nuce (zum 66. Cap. des 4. Buchs des Chron. S. Monast. Casin. p. 536) bemerkt, daß sich in Casino nicht wenige, aber doch nicht alle Schriften des Petrus Diaconus befinden.

82) Es umfaßt dieses die Geschichte seit dem Tode des Abtes Desiderius 1087 bis zur Wahl des Abtes Raynald's II. und dem Tode des Papstes Anaklet im J. 1138. 83) Angelus de Nuce merkt hierüber in seinen Noten zum Chron. S. Monast. Casin. Mehres an. 84) Man findet selbst ihn dem Leo von Ostia nachgesetzt; so bemerkt Mabillon: Petrus Diaconus Leone longe gravitate et auctoritate inferior. Aber mit Unrecht. 85) Ihn hatte Petrus Diaconus an des Kaisers Lothar Hofe auf der Heerfahrt gegen den König Roger von Sicilien kennen gelernt als Herzog von Schwaben. Die Zueignung an den Kaiser Konrad, welcher ihn zu der Schrift veranlaßte, ist auch für die Geschichte dieses Kaisers als Bibliothek- und Archivbeförderers merkwürdig. Vergl. *Mascov*, Comm. de reb. Imp. Rom.-Germ. sub Lothario II. et Conrado III. p. 308. 309.

seine Gabe der Dichtkunst auch zur Verherrlichung der Heiligen [86]) anwandte. (*Ferdinand Wachter.*)

5) P. Lombardus, bekannt auch unter dem Namen magister sententiarum, einer der vorzüglichsten Scholastiker. Über sein Leben wissen wir im Grunde sehr wenig. Er war in der Lombardei und zwar in Novara oder vielmehr in einem Dorfe in der Nähe von Novara geboren, daher findet man ihn auch öfter unter der Bezeichnung Peter von Novara. Sein Geburtsjahr ist ebenso wenig bekannt als seine Ältern; manche streiten ihm gar die eheliche Geburt ab; daß jene sehr armen und beschränkten Verhältnissen angehört haben, ist wol gewiß. Glückliche Anlagen verschafften ihm einen Gönner. Er studirte Anfangs in Bologna, dann begab er sich, mit einem Empfehlungsbrief des Bischof von Luca versehen, nach Frankreich. Der heilige Bernard brachte ihn an die Schule von Reims, und hier machte er in allen Wissenschaften, die man damals trieb, große Fortschritte. Von Reims wandte er sich nach Paris, wohin der Ruf der dortigen Lehrer, insbesondere Abälard's, ihn zog. Es war ursprünglich seine Absicht gewesen, hier nur einige Monate zuzubringen; aber die schöne wissenschaftliche Regsamkeit, die er hier fand, der Verkehr mit gleichgesinnten Studiengenossen gefielen ihm so, daß er sich hier bleibend niederließ, Abälard's bedeutendster Schüler und später sein Nachfolger im theologischen Lehramt wurde. Mit großem Eifer trieb er das Studium der Kirchenväter, namentlich des Hilarius, Ambrosius, Hieronymus und besonders des Augustin. Manche meinen, daß er der erste gewesen, der den theologischen Doctorgrad an der pariser Universität erhalten hätte; das ist aber unrichtig; die Bezeichnung magister, die er allerdings führt, aber nicht mehr als andere Theologen jener Zeit, könnte dafür um so weniger als Beweis angeführt werden, als schon Abälard so genannt wurde. Ebenso wenig correct ist es, wenn Andere ihn zum ersten öffentlichen Lehrer der Theologie an der pariser Universität machen; denn auch Abälard, dessen Nachfolger er doch geworden ist, hat keineswegs ein öffentliches Lehramt gehabt. Übrigens wurden nicht nur seine Vorlesungen fleißig besucht, sondern er stand auch allgemein selbst bei den Päpsten und am französischen Hofe in großem Ansehen; der König von Frankreich Ludwig VII. vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Im J. 1159 wurde er Bischof von Paris und auch in dieser wichtigen Stelle benahm er sich mit großer Klugheit und Mäßigung. Es ist gewiß, daß schon 1160 Moritz de Sully zum Bischof von Paris erwählt worden ist. Man hat daraus gefolgert, daß Lombardus schon in diesem Jahre gestorben sei, obgleich das Epitaph auf seinem im Chor der Kirche von St. Marcel befindlichen Grabmal den 20. Juli 1164 als seinen Todestag angibt. Manche haben daher die gewagte Hypothese aufgestellt, das Datum wäre im Epitaph erst später hinzugefügt. Es gibt aber einen leichteren Ausweg. Es könnte ja nämlich Lombardus 1160 das Bisthum niedergelegt und sich in das Faubourg St. Marcel zurückgezogen, daselbst aber bis zum 20. Juli 1164 gelebt haben. Auf diese Weise erklärte sich auch, was sonst auffällt, daß er grade in der Kirche St. Marcel beigesetzt ist. Die theologische Facultät von Paris hat sein Andenken lange Zeit dadurch geehrt, daß sie jährlich an seinem Todestag eine Messe lesen ließ.

Am meisten berühmt ist er durch seine Schrift: Sententiarum Libri IV. geworden, die für Kirchenlehre lange Zeit ein fast kanonisches Ansehen genossen, dem Verfasser die Ehrenbenennung eines Magister sententiarum verschafft hat und mehre Jahrhunderte hindurch das beliebteste Lehrbuch für scholastische Theologie in den Schulen gewesen ist. Unzählige Ausgaben [1]) sind von demselben, unzählige Commentare [2]) über dasselbe von Philosophen und Theologen erschienen, und auch an Auszügen aus demselben hat es nicht gefehlt; ich erwähne besonders den Auszug von seinem Zeitgenossen Petrus Bandinus, welcher von Chelidonius (Wien 1519. Fol.) herausgegeben worden ist. Die öffentliche Stellung des auch persönlich höchst achtungswerthen Verfassers, die große Zahl seiner unmittelbaren Schüler mag Einiges zur Verbreitung dieser Schrift beigetragen haben; aber die Hauptsache war doch die große Zweckmäßigkeit derselben, indem sie für die Bedürfnisse jener Zeit ganz berechnet war. Man fand nämlich darin die wichtigsten Kirchenlehren, wie die subtilen Fragen, in denen sich in Beziehung auf dieselbe die dialektische Grübelei der Zeit gefiel, so abgehandelt, daß die letztere dadurch nur neue Nahrung gewinnen mußte. Lombardus führt nämlich nicht sowol eine eigene Ansicht consequent durch, als er vielmehr bei jeder Frage die verschiedenen Meinungen der Kirchenväter beibringt und mit ihren eignen Worten belegt; daneben verschweigt er auch nicht die Meinungen ketzerischer Kirchenlehrer; und um nicht anmaßend zu scheinen, entscheidet er nicht selbst, welches die einzig wahre Meinung sei, sondern gibt Belege aus der Vernunft, der heiligen Schrift und den Kirchenvätern für jede Meinung und überläßt die Entscheidung dem Leser, den er ausdrücklich und wiederholt zur Selbstprüfung auffodert. Auf die Form der einzelnen Lehren, ihren systematischen Zusammenhang kommt es ihm weniger an, als auf ihren Inhalt. Die Ordnung ist die damals gewöhnliche, die man auch in den Schriften eines Robert Pullein u. a. fand. Das erste Buch handelt von der Gottheit und ihren Eigenschaften; das zweite von der Schöpfung, dem Falle der bösen Engel, den Classen und Ordnungen der guten; von den sechs Tagewerken der Schöpfung, von dem Menschen, von dem Zustande desselben vor und nach dem Fall, von Freiheit, Gnade, Tugend, Sünde, dem guten und bösen Willen; das dritte

---

86) s. das Nähere bei *Petrus Diaconus*, Lib. de Viris illustribus Casinensibus ap. *Muratori* p. 55.

1) Aus dem 15. Jahrh. werden erwähnt die Ausgaben Nürnberg 1474. Venedig 1477. 1480. 1486 Fol. Die meisten Ausgaben gehören dem 16. Jahrh., einige Male ist es auch im 17. Jahrh. edirt worden, zum letzten Male vielleicht Rouen 1657. 4. 2) J. Pits rechnet allein 160 englische Commentare, der Abbé Racine rechnet im Ganzen 240, ein anderer nimmt grade noch einmal soviel Auslegungen an. Hierunter sind die bedeutendsten die von Thomas von Aquino, von Estius, von Peter von Alliaco.

von der Menschwerdung und der Person Jesu, von Glaube, Hoffnung und Liebe, den vier Cardinaltugenden, den sieben Gaben des heiligen Geistes, dem Zusammenhang der Tugenden, den zehn Geboten, dem Diebstahl, der Lüge, dem Eide; das vierte von den Sacramenten des alten und neuen Testaments, von Taufe, Firmelung, Abendmahl, Buße, Absolution, dem Priesterstand und dessen Graden, von der letzten Ölung, Ehe, Auferstehung, dem letzten Gericht und dem Zustand nach dem Tode. Über alle diese Materien gibt er nun eine Auswahl von den damaligen subtilen Schulfragen, die uns zum Theil vorwitzig, zum Theil lächerlich erscheinen müssen, z. B. warum der Sohn und nicht der Vater und nicht der heilige Geist Mensch geworden, ob die Menschwerdung für sie unmöglich gewesen, ob der Sohn nicht auch als Frau hätte bei der Menschwerdung erscheinen können, warum Eva grade aus der Ribbe und nicht aus andern Theilen des Mannes, warum sie grade während Adam schlief gemacht worden, wie sich die ersten Menschen vor dem Sündenfall fortgepflanzt hätten [3]) rc.

Seinem Beispiel im Vortrage der Theologie folgte sein Schüler Peter von Poitiers [4]). Außer der Schrift Sententiarum werden als Schriften des Lombardus noch genannt: 2) Glossa in psalterium Davidis. (Nürnb. 1478. Paris 1533. 1537. 1541 Fol.) 3) Collectanea in omnes D. Pauli epistolas. (Paris 1535. 1537 Fol. und öfter in 8.) 4) Ein Commentar über die Concordanz der Evangelien. (1483. 1561.) Außerdem findet sich noch manche ungedruckte Schrift von ihm in den Bibliotheken. Wegen weiterer Nachweisung verweise ich auf *Tiraboschi* Istor. letter. III. p. 301 sq. Piemontesi illustri. T. I. *Fabric.* Bibl. Lat. med. T. V. p. 777. *Brucker*, Hist. phil. III. p. 765 sq. und die Schriftsteller über Kirchengeschichte. *(H.)*

PETRUS (Sanctus), ungar. Szént-Peter, slaw. Swati Peter. 1) Ein großes, zur Kameralherrschaft Szent Andras gehöriges Dorf, im szent-andráser Gerichtsstuhle der temeser Gespanschaft (des Banats) im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene unfern des linken Ufers des Marosflusses gelegen; mit 277 Häusern, 1840 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren und größtentheils Katholiken sind; einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Csanad, einer katholischen und einer Kirche der nicht unirten Griechen. 2) Ein zur großen Herrschaft des Erzherzogs Karl Ungarisch-Altenburg gehöriges Dorf im wieselburger Gerichtsstuhle und Comitate, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in der kleinen oder oberen ungarischen Ebene, in der Nähe der Hanságsümpfe gelegen, mit 142 Häusern, 1496 teutschen Einwohnern, welche sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen und mit Heu einen starken Handel nach Wien treiben; einer eigenen, zum Bisthum Raab gehörigen, katholischen Pfarre, einer Kirche und Schule, einem Wirthshause und ausgedehnten Wiesen. 3) Ein Dorf im kekőer Gerichtsstuhle der neograder Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, mit 46 Häusern, 430 slowakischen Einwohnern, welche, bis auf 20 Katholiken, sich sämmtlich zur evangelischen Kirche augsburgischer Confession bekennen, einem Pastorate und Bethause der Evangelischen und einer Schule. 4) Eine Ortschaft im östlichen Bezirke des liptauer Comitats gelegen, mit 63 Häusern, 570 slowakischen Einwohnern, einem eigenen protestantischen Pastorate, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der evangelisch-augsburgischen Confession und einer Schule. 5) Ein der gräflich Erdödy'schen Familie gehöriger, nach Galgócz eingepfarrter Ort, im vág-ujhelyer Gerichtsstuhle der neutraer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau, am linken Ufer der Waag in ebener Gegend gelegen, mit 65 Häusern, 507 katholischen Einwohnern, welche Slowaken sind und Weinbau treiben. 6) Ein Capitulardorf, im keményes-allyaer Bezirke des eisenburger Comitats, im Kreise jenseit der Donau, am rechten Ufer der großen Raab, in ebener Gegend gelegen, mit 78 Häusern, 699 magyarischen Einwohnern, welche vom Ackerbaue leben, einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Stein am Anger, einer katholischen Kirche und Schule. 7) Ein Dorf im udvárder Gerichtsstuhle der komorner Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau, in einem untiefen Thale gelegen, mit 319 Häusern, 2057 ungarischen und slawischen Einwohnern, welche bis auf 932 Reformirte, sämmtlich sich zur katholischen Kirche bekennen, einer eigenen, zum graner Erzbisthume gehörigen, katholischen Pfarre und Kirche, einem Pastorate und Bethause der Evangelischen helvetischer Confession, einer Schule und sechs Juden. 8) Ein ebenfalls sehr großes Dorf, im tartser Bezirke der sároser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, in einer angenehmen Gebirgsgegend, am linken Ufer des Tarczaflusses, an der von Eperies nach Somos führenden Straße gelegen, mit 98 Häusern, 798 slawischen Einwohnern, welche, bis auf sieben Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen, zum kaschauer Bisthume gehörigen, Pfarre, welche schon im J. 1332 bestand, später einging und 1703 wieder hergestellt wurde, einer allen Heiligen geweihten katholischen Kirche und einer Schule. 9) Ein auch Szala Szent P. genanntes, nach Szent-Gróth eingepfarrtes Dorf im szántóer Gerichtsstuhle des szalader Comitats, im Kreise jenseit der Donau am linken Ufer des Szalaflusses in gebirgiger Gegend gelegen, mit 58 Häusern, 502 magyarischen Einwohnern und einer katholischen Filialkirche. *(G. F. Schreiner.)*

PETRUSOVICZA, ein zur Herrschaft Munkács gehöriges Dorf im munkácser Gerichtsstuhle der beregher Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, hoch im Karpathengebirge, in der Nähe der galizischen Grenze gelegen und nur durch einen Gebirgsrücken vom Thale des noch jugendlichen Stryflusses getrennt, mit 52 strohgedeckten Häusern, 608 rußniakischen Einwohnern, von denen sich ungefähr die Hälfte zur griechisch-katholischen und die andere Hälfte zur evangelischen Kirche helvetischer Confession bekennt, einer griechisch-katholischen Filialkirche und ausgedehnten Waldungen. *(G. F. Schreiner.)*

PÉTS (sprich Pötsch) Uj-, auch Béts. 1) Einer

3) Ich folge hier Tennemann's Gesch. d. Philosophie. VIII, 1. S. 231 fg. 4) Vergl. d. Art. oben S. 57 fg.

verliert. Dieser nördliche Gebirgssaum Pe-tsche-li's legt von Norden her dem Wassersysteme des Hoang-ho seine Grenzen, und muß, nach Ritter, als der Südrand jenes Theils der hohen Gobi-Ebene betrachtet werden, welche nach den Barometermessungen der russischen Akademiker G. Fuß und A. Bunge auf dem von der Mongolenstraße durchschnittenen Wege, über die Hälfte der gewöhnlichen Höhe, nämlich bis zu 4000 und an den tiefsten Einsenkungen sogar bis zu 2400 Fuß absoluter Höhe herabgedrückt wird. Man erreicht aber, von Norden kommend, diesen Gebirgssaum, nach Timkovski, bei Tschang-kia-kheou, d. i. dem Thore der Familie Tschang (Tang bei Ritter), wie die erste Familie hieß, die sich hier niederließ, oder bei Khalgan [11], d. i. Barriere, Pforte, wie die Russen den Ort nennen, weil die Eingangsthore desselben sich in der äußern großen Mauer finden, und verläßt ihn wieder mit dem eine Tagereise von Peking entfernten Nankeou oder Südthore der innern großen Mauer. Der ganze, zwischen diesen beiden Thoren, deren Entfernung, die Krümmungen des Weges mit eingerechnet, sich auf 38 geogr. Meilen betragen dürfte, befindliche Landstrich trägt ganz das Gepräge einer hohen, pittoresken Gebirgsnatur, welche, wie Ritter sagt, an mehren Stellen einen alpinen Charakter annimmt. Hohe, theils kahle, theils bewaldete, Gebirge, deren steile, oft mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel sich zuweilen bis in die Wolken erheben, wechseln bald abfallend, bald aufsteigend, mit Schluchten, engern und weitern Thälern, welche theils, mit verschiedenartigen Bäumen bestanden, theils für den Wein-, Reis- und Feldbau gewonnen, theils mit Rollkieseln bedeckt, von dem Yang-ho und den diesem zueilenden Gebirgsbächen durchrauscht werden. In den Thälern dieses Hochlandes besteht der Erdboden aus Thon und Sand; am Fuße der Berge aber findet man Kieselsteine und Kies. Indem wir wegen der ausführlicheren Schilderung dieses in vieler Hinsicht höchst merkwürdigen Berglandes auf Ritter (Erdkunde, I. Bd. S. 126) verweisen, bemerken wir nur noch als in demselben besonders hervorzuhebende Berge den Houang-yang-chan, ein Granitgebirge, dessen Name soviel wie Gemsengebirg bedeutet. Die Gipfel desselben ragen bis in die Wolken hinein, und die chinesischen Geographen verbürgen, nach Klaproth, Regen, sobald sich diese Wolken zerstreuen. Von diesem Gebirge gelangt man zum Gebirge Ki-ming-chan, dessen eine, Kiming [12] genannte Felsenspitze, in der Nähe des Forts Kiming von Ho-chang oder Mönchen des Foe bewohnt wird, und dann weiter südlich zum erhabensten Punkte dieses Landstriches, dem Berge Pa-ta-ling oder Paling, wie ihn Gerbillon nennt. In der Nähe dieses Berges findet sich ein 20 Fuß tief durch die Felsengegend durchgehauener, aber nur für zweirädrige Karren eingerichteter Paß (Kouan-kou), welcher durch die Feste Kin-young vertheidigt wird. Von hier aus wird zwar der Weg beschwerlicher, aber auch reizender durch die sich bei jedem Schritte ändernden entzückenden Landschaftsgemälde. Bald drohten, nach Timkovski, hohe Felsen den Reisenden zu verschütten, bald sah er Häuser in niedlichen, von murmelnden Bächen bewässerten Gärten; überall zeigten sich

---

11 Khalgan, welches unter 40° 51′ 35″ nördl. Br. und 1° 32′ 45″ westl. L. von Peking liegt, erhielt 1725 eine bürgerliche Verwaltung. Den Namen hat die Stadt von dem mongolischen Worte Khalga, d. i. Thor, Barriere. Die Bewohner eines um eine Stadt herumliegenden Bezirks pflegen diese vorzugsweise die Stadt zu nennen, und da die Russen immer nur das Wort Khalga hörten, so hielten sie dieses für ein nomen proprium. Ein Fluß theilt die Stadt, welche die Chinesen Tschang-kia-kheou nennen, in die obere und untere Stadt. Die erstere liegt nach der mongolischen Grenze zu und ihre Thore befinden sich in der großen Mauer; die untere Stadt liegt südlich und sie hat ein kleines Fort mit einer Besatzung, sonst aber keine bemerkenswerthen Gebäude. Man zählt in Khalgan, welches nicht groß ist, 22 Mandarinen und eine große Anzahl Militairpersonen, welche sich bei dem [illegible] Infanterie, und seinen Untergebenen befinden. Khalgan bildet den Schlüssel zu dem Handel Chinas mit Rußland und einem Theil der Mongolei, weshalb auch eine große Menge Kaufleute hier zusammenströmt. Unter diesen machen die Kaufleute von Chansi, welche den Handel mit Kiachta betreiben, die größere Zahl aus, und sie lassen große Summen aufgehen, da sie den Glücksspielen sehr ergeben sind. Ein Theater, welches zu Timkovski's Zeit, trotz der Trauer um den verstorbenen Kaiser, nicht geschlossen war, gab ihnen neue Gelegenheit zu Verschwendungen. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Chinesen und haben viele Ähnlichkeit mit den morgenländischen Turkestanis. Das Gewicht des Silbers ist hier nicht dasselbe wie in Peking, es entspricht vielmehr dem von Kiachta und Urga, weil man mit diesen Städten in unmittelbarer und fortwährender Verbindung steht. Die chinesische Elle schwarzen, schlesischen Tuches wurde zu Khalgan mit 6 Thsian bezahlt, was für die russische Arschine 2½ Silberrubel beträgt; ein gutes Zobelfell kostete 2—3, und ein Fuchsbalg 2 Lan, ein Esel 12—15 Lan. Es ist aber der Lan oder Liang ein chinesisches Gewicht, welches nach Timkovski (T. I. p. 15) beinahe 9[illegible] Solotniks gleich ist und einen Werth von 2 Silberrubeln hat. In ganz China kennt man weder Gold- noch Silbermünzen, sondern nur kleine, gelbe Kupfermünzen, welche bei den Chinesen Thsian, bei den Mongolen Tchos (Dzos), bei den Russen in Sibirien Tscheh oder Tschek genannt werden. Sie sind rund und zeigen auf der einen Seite den Namen des regierenden Kaisers, auf der anderen den Namen des Orts, wo sie geschlagen worden sind. In der Mitte haben sie eine viereckige Öffnung und man reiht 500 derselben auf einem Strick auf, welchen die Chinesen Tiao nennen. Die Polizeisoldaten und die Hofbedienten allein erhalten ihre Besoldung mit Tiaos, welche 1000 Tschek enthalten. Diese Tiao heißen Tiao ta Thsian oder große Tschekstricke, wogegen die andern kleine Stricke genannt werden. Bei dem Handel muß man daher alle Mal fragen, welche Art von Tiao gemeint sei.

12 Man sagt, daß dieses Kloster durch eine gottesfürchtige Frau erbaut wurde. Zwei Schwestern, welche einer reichen Familie angehörten, hatten sich nämlich auf diesen Berg zurückgezogen, um dem Gebet obzuliegen. Da sie nun einen Beweis von ihrer Frömmigkeit und der Stärke und Kraft ihres Glaubens geben wollten, so beschlossen sie, innerhalb einer Nacht, die eine ein Kloster auf dem Berge, die andere eine Brücke über den Yang-ho, dem Kloster gegenüber, zu erbauen. Die ältere Schwester kam mit dem Bau des Klosters zu Stande, beschloß in demselben ihre Tage und wurde hier mit großen Ehren begraben. Die jüngere Schwester hatte nur die Pfeiler, welche die Bogen tragen sollten, fertig werden können und stürzte sich deshalb am folgenden Morgen, den Tod suchend, in den Fluß. Das Gebirge Ki-ming-chan, auf welchem das Fort Ki-ming liegt, wird auch Ming-ki-chan genannt und es bedeutet nach Klaproth der erstere Name: Gebirg des Gesangs der Henne, der zweite aber: Gebirg der Henne, welche singt, weil sich im Winter die Fasanen in dieses Gebirg zurückziehen. Die Geschichte der Orte erzählt, daß als Tchao-siang-tsu den König Taiwang getödtet hatte, die Schwester dieses letztern, Mo-ki, auf dieses Gebirg kam und sich daselbst tödtete. Dieser Umstand gab dem Gebirge den Namen Mo-ki-chan

Wälder von Nuß-, Castanien- und Cypressenbäumen, und neben ihnen zahlreiche Weinberge. Große Blöcke von Porphyr und grauem Marmor lagen zerstreut auf mehren Stellen der Straße. Hinter Kin-young hört die Bergkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln auf, indem sich ein Theil derselben nach Osten, ein anderer in großen Massen nach Südwest zieht, und jetzt stößt man schon auf Pflanzungen von Obstbäumen und weiter unten auf Reisfelder, aber man findet hier auch Tiger, Pantherthiere und gefleckte Ziegen. Im Westen und Nordwesten stoßen wir auf die Gebirgskette von Schan-si, welche hier unter dem Namen des Sichangebirges in mehren parallelen Zügen nach Pe-tsche-li herüberstreicht, dann sich dem Südsaume des Gobiplateau's und dessen Randgebirge im Südwesten von Peking anschließt, und in mehren Gipfeln zur ewigen Schneehöhe aufsteigt [13]). Diese Gebirgskette entbehrt fast aller Thäler, doch hat sie viele jähe Abgründe und der über sie führende Weg ist sehr beschwerlich, da man immer bergauf und bergab steigen muß [14]). Ihre Berge haben keine besondere Höhe, sind aber bis zu ihren Gipfeln, auf welchen man weder Bäume noch Büsche, sondern nur Heidekraut und einige Kräuter findet, mit welchen man das Vieh nährt und die Kalköfen heizt, deren es am Fuße derselben eine Unzahl gibt, angebaut, und man hat zu diesem Ende Terrassen angelegt, um das Herabschwemmen des Erdreichs zu verhindern und das Wasser aufzuhalten [15]). Man findet hier ganze chinesische Familien, welche in Grotten wohnen, denn China hat so gut seine Troglodyten wie Ägypten, sagt du Halde.

Der bedeutendste Fluß der Provinz ist der Peho (Pei-ho, Pay-ho), oder weiße Fluß. Dieser tritt aus dem Südostrande der Gobi oder dem Gebirgsrande von Pe-tsche-li heraus, wendet sich Anfangs südöstlich, dann, nachdem er die große Mauer drei Mal durchbrochen hat, südlich nach Peking und ergießt sich endlich in den Meerbusen von Pe-tsche-li, welchem er wiederum in südöstlicher Richtung zueilt. Im Frühling und Sommer, wo ihm der Südrand der hohen Gobi sein Schnee- und Eiswasser zusendet, ist er wasserreich und reißend, im Herbste aber ist er seicht und im Winter friert er jedes Mal zu, weshalb die unzähligen Barken, welche Peking mit Getreide versorgen, bereits im September und October dem Süden zueilen. Das milchfarbige Wasser des Peho ist schlammig und die Engländer, welche es tranken, wurden heftig von der Ruhr gepeinigt. Die Chinesen, welche überhaupt, wie Davis sagt, keine starken Wassertrinker sind, da selbst ihr Brunnenwasser, namentlich in Peking, äußerst schlecht ist, sodaß die Engländer weit ausschicken mußten, um nicht mit mineralischen oder erdigen Theilen vermischtes Wasser zu bekommen, wie Barrow berichtet, suchen das Pehowasser mit Alaun zu verbessern, der hineingeschüttet, mit einem Bambus umgerührt und dann wieder abgeklärt wird; allein es behält immer seine ungesunden Eigenschaften. Das Gefäll des Peho, dessen Bett, sowie die Unterlage der ihn umgebenden Ufer, ganz aus feinem Sande bestehen, der dem auf der Küste gleicht, ist äußerst gering, und er wälzt daher sein Wasser nur sehr langsam fort, weshalb sich den Engländern erst am 14. Tage der beschwerlichen Stromauffahrt und zwar bei einem ganz wolkenfreien, klaren, blauen Himmel die ersten blauen Berge gegen Nordwest im Norden von Peking zeigten. Von Thien-tsin-fu bis Tong-tschu-fu, welche letztere Stadt, nach Barrow, 170 englische Meilen von der Mündung des Peho entfernt ist, ist das Uferland stark bevölkert und gut angebaut; auch bemerkt man viele Weidenbäume, Ulmen, Eschen und Thränenweiden. Während seines übrigen Laufes, dessen Länge von der erstgenannten Stadt bis zur Mündung ohne die Krümmen auf sieben bis zehn geographische Meilen, mit diesen aber auf das Doppelte der Wasserfahrt berechnet wird, geht der Fluß ebenfalls durch gut angebaute Gegenden und an seinem Ausflusse liegt eine bei der Ebbezeit drei bis vier Fuß vom Meere bedeckte Barre (Flußriegel), welche der Einfahrt sehr hinderlich sein würde, wenn die gewöhnlich fünf bis sechs Fuß hohe Fluth, die noch zwei Meilen über Thien-tsin-fu hinausreicht, nicht den flachgebauten, chinesischen Schiffen sehr zu Hilfe käme. Hinter dieser Barre hat der Peho eine Breite von 500 Schritten und man gelangt, aufwärts fahrend, in Wälder von Schilfrohr, zwischen welchen die Ortschaften Tang-ku, Si-ku, Ta-ku [16])

---

13) Andere hervorzuhebende Berge Nord-Pe-tsche-li's sind der sich pyramidenförmig erhebende Langechan, der Rohong-chan und der Long-sychan, welche letztern mit Tempeln, Klöstern und Einsiedeleien bedeckt sind. 14) Auf dem Wege, welcher von Tchin-king-hien in Pe-tsche-li nach Lou-ngan-fu in Chansi über dies Gebirge führt, stieß Pater Fontenay auf eine unendliche Menschenmenge und eine erstaunliche Anzahl von Eseln und Maulthieren, die mit Töpferwaaren, zerriebener Baumrinde zur Pastillenverfertigung, Baumwolle, Leinwand und vorzüglich mit in der letztgenannten Stadt verfertigtem Eisengeräth beladen waren. 15) Toutes les montagnes, sagt Pater Fontenay bei *du Halde* T. I. p. 104, sont cultivées jusqu'à leur sommet et coupées en terrasses. Les abimes et les précipices sont également cultivez, et il y a peu de pierres dans ces montagnes et elles sont de terre solide.

16) Ku bedeutet Flußmündung oder einen Ort, der früher unter Wasser lag; zu Tang-ku ist ein kleines Fort, welches den Ausfluß des Peho beherrscht und zu Taku steht ein dem Tung-Hai-Wang, d. h. dem Könige des Ostoceans, geweihter Haupttempel. Dieser Meergott sitzt, aus Porzellan geformt, in kühner Gestalt auf Meereswogen und hält mit der Linken einen Delphin, mit der Rechten einen Magnet empor. Dieser letztere erregte die Verwunderung der Engländer. In einem chinesischen Dictionnaire, welches im J. 121 n. Chr. Geb. vollendet wurde, steht bei dem Worte Magnet folgende Erklärung: „Ein Stein, mit welchem man der Nadel eine Richtung mittheilen kann," und der Pater Gaubil sagt, daß er in einem hundert Jahre später geschriebenen Werke den frühern Gebrauch des Compasses deutlich auseinandergesetzt gefunden habe. In einem Wörterbuche, welches unter dem Kaiser Kanghi erschien, wird behauptet, daß unter der Dynastie der Tsins (419 v. Chr. Geb.) die Schiffe mittels des Magnets nach Süden geführt wurden, woraus Klaproth beweist, daß die Chinesen lange vor den Europäern die Abweichung der Magnetnadel von dem wahren Pole gekannt hätten. Der Verfasser eines chinesischen medicinischen Werkes sagt: „Wenn eine stählerne Spitze mit dem Magnete gerieben ist, so bekommt sie die Eigenschaft, nach Süden zu weisen, jedoch neigt sie sich immer gegen Osten und zeigt daher den Südpunkt nicht ganz genau an. Wenn man die Nadel quer durch einen aus Binsen gemachten Docht steckt und sie auf Wasser legt, so markirt sie ebenfalls den Süden, aber mit einer fortwährenden Neigung nach der Spitze ping oder 5/6 gegen Süden." Klaproth bemerkt bei dieser Stelle, daß dies nach den Beobachtungen des Pater Amiot zu

und andere liegen, deren Bewohner höchst elend und in die größte Armuth versunken sind. Die Schiffahrt auf dem Peho ist übrigens in der günstigen Jahreszeit äußerst lebhaft. Zwischen Thien-tsin-fu und Tong-tschu-fu zählten die Engländer wenigstens 1000 Junken, deren jede nach Staunton's Schätzung mit 50 Mann besetzt war, außerdem noch unzählige kleinere Fahrzeuge, sodaß man die bewegliche Menschenmasse, nach Barrow, auf dieser kurzen Flußstrecke von 90 engl. Meilen wenigstens zu 100,000 Mann annehmen konnte. Dem Peho fließen zu: 1) von Norden her der Yang-ho oder Fluß Yang [17]). Dieser empfängt den, außerhalb der großen Mauer auf dem Gebirge

Tsakhàn-tolokhaï-dabahn entspringenden und bei Kh
die große Mauer durchbrechenden Thsing-choui-ho, a
dem noch mehre kleinere Flüsse und Bäche, welch
nach starken Regengüssen so anschwellen, daß er, wie
z. B. 1801 der Fall war, große Verwüstungen anri
durchrauscht dann die tiefe Querspalte, von welche
große Gebirgssaum durchbrochen wird, und eilt, mit
Sangkan-ho vereinigt, fast schiffbar, gegen Südost,
king südwärts vorüber der Ebene des Peho zu; 2
Ju (Wei-ho), d. i. der köstliche Fluß, welcher auch
li-ang, d. i. der Fluß, auf welchem man Getreide
schafft, genannt wird. Er kommt nach Barrow von
sten und fällt oberhalb Tien-sing in den Peho. Es h
den Barken der Engländer drei bis vier Stunden A
ehe sie durch die vielen Schiffe kommen konnten, die
diesem kleinen Flusse vor Anker lagen, der aber wi
ist, weil er mit dem großen Kanale zusammenhängt:
der Tee-ho und Houta. Außerdem findet man in
tsche-li noch zwei Küstenflüsse, nämlich den Lan-ho,
cher unter dem Namen Kham auf dem Siolkigebirge
springt, und den San-ho. Beide ergießen sich in
Golf von Pe-tsche-li. Auch an Seen, Teichen, Süm
und Morästen ist Pe-tsche-li nicht arm. Zu den erst
gehören im Süden der fischreiche Payhon, in welchen
der Hayton, Fouyan und andere Flüsse ergießen, der
Wasser dann wieder der Heu-to dem Peho zuführt, u
der nördlicher liegende See von Gant-schu. Einen
50 Acres oder engl. Morgen großen und ganz mit
lumbium bedeckten Teich fand Barrow unter der nörd
chen Mauer der Tatarenstadt in Peking, und Sümpfe u
Moräste trifft man besonders in den Ost- und Südeb
der Provinz. So ist nach Davis die Gegend bei Ti
sing äußerst sumpfig und ungesund, für welches letz
das Ansehen der Bewohner zeugte, und nach dem Pa
Gaubil ist das ganze Land, einige Tagereisen nördlich v
der in Honan gelegenen Stadt Kai-fong-fu auf dem W
nach Peking zu, nichts als ein großer Morast. Ob m
gleich alle die genannten Flüsse fast durchgängig schiff
sind, so reichten sie dennoch nicht hin, um Peking, sob
es zur Residenz erhoben wurde, mit seinem Bedarfe
versehen. Man dachte daher darauf, die Nordprovinz P
tsche-li mit den Südprovinzen durch Verlängerung d
Kaiserkanals in Verbindung zu setzen, wobei man zugle
beabsichtigte, die Sumpfgegenden, welche sich von Ti
tsin bis Yang-tse-kiang hinabziehen, zu entwässern u
für den Ackerbau zu gewinnen. Dieser Kanal (oder vi
mehr diese Kanalisirung der Flüsse) beginnt, soweit
Pe-tsche-li angeht, bei der mehr erwähnten Stadt Tie
tsin-fu und verläßt die Provinz bei Lin-thing-tseou i
Schantong. Lord Macartney's Jachten, welche Tien-tsi
fu am 13. Oct. 1793 erreichten, brauchten von da z
Beschiffung des kanalisirten Wei-ho bis Ling-thing-tsche
in welcher Stadt man am 22. Oct. ankam, neun Tag
Zwischen dem Peho und Wei-ho findet sich ein groß
Bassin, dessen Durchschiffung mehr als drei Stunden
foderte [18]).

Pe-king wirklich der Fall ist, indem dieser angibt: „Daß die Abweichung der Magnetnadel auch in dieser Hauptstadt dieselbe bleibe, d. h. zwischen 2° und 2° 30′ nach Westen.“ Jetzt werfen die Chinesen den vorhergehenden Satz um, indem sie annehmen, daß Süden der magnetische Anziehungspunkt sei und sagen, daß die Nadel Süden bezeichne, jedoch nach Osten abweiche. Dieser Unterschied ist ein Beweis von der Originalität des chinesischen Compasses, und was diesen Beweis noch bestätigt, ist, daß der Compaß die Grundlage ihrer ältesten astrologischen Begriffe bildet. Dieses Instrument besteht bei ihnen einfach aus einer Nadel, welche keinen ganzen Zoll lang ist und im Mittelpunkte einer gut lackirten, hölzernen Schale in einer Aushöhlung angebracht ist. Der breite Umkreis dieser Schale ist mit concentrischen Kreisen bezeichnet, auf welchen die acht mystischen Figuren des Fu-hi, die 12 Stundenzeichen, die 10 anderen, welche mit diesen vereinigt, die Jahre des Cyklus angeben, die 24 Abtheilungen ihrer Sonnenzeichen, die 28 Mondzeichen xc. bemerkt sind. Soweit Davis (T. II. p. 198). Hiermit stimmt auch Barrow überein, wenn er sagt: „Wie dem auch sei, die Chinesen waren mit dem Compaß lange vor dem 13. Jahrh. bekannt. In ihren beglaubigtsten Jahrbüchern ist es blos als eine Begebenheit, nicht als etwas Außerordentliches aufgezeichnet, daß der Kaiser Tschung-ko einen Gesandten aus Cochinchina, welcher sich auf seiner Hinreise zur See verirrt hatte, eine Ting-nan-tschin, d. i. eine Nadel, die nach Süden weiset, welchen Namen die Magnetnadel noch jetzt führt, geschenkt habe. Selbst dieser Gedanke von dem Sitze des magnetischen Einflusses, sowie die Einrichtung der Compaßbüchse, die Eintheilung des Zifferblattes in 8 Hauptstriche und deren Unterabtheilung in drei andere, die Art, wie die Nadel in die Schwebe gesetzt wird, und endlich der Umstand, daß sie selten über dreiviertel Zoll lang ist, sind insgesammt starke Gründe, daß sie in China und nicht anderwärts ihren Ursprung genommen hat.“ Die Chinesen scheinen sich übrigens des Compasses sowol zu Wasser als zu Lande bedient zu haben. Für die Landreisen hatten sie einen sogenannten magnetischen Wagen, in welchem eine kleine Figur saß, die mit dem Finger immer nach derselben Seite des Horizonts hinwies. In einer Geschichte der Tsin-dynastie wird bemerkt, daß die auf diesem Wagen befindliche Figur eine mit Federn bekleidete Genie darstelle, und daß, wenn der Kaiser bei außerordentlichen Gelegenheiten verreise, dieser Wagen ihn begleite, um die vier Punkte des Compasses anzugeben. Klaproth hat eine, der chinesischen Encyklopädie entnommene, Zeichnung dieses Wagens, dessen man sich gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts auch in Japan bediente, geliefert.

17) Der Yang-ho, sagt Timkovski (T. I. p. 300 sq.), hat eine geringe Tiefe, aber einen reißenden Lauf, und ist deshalb beständig trübe. Am 25. November war er mit Ausnahme der Stromschnellen (Wirbel), welche nie gefrieren, mit Eis bedeckt. Hohe, schneebedeckte Berge umgeben ihn in der Gegend von Siuan-houa-fou, welche Stadt die Mongolen Baïn-Soumé, d. i. reicher Tempel, nennen; auch nimmt er hier einen kleinen Fluß auf. Sein Bett ist sehr sandig und diesem Umstande schreibt man die Zerstörung einer Brücke zu, welche die chinesische Regierung anlegen ließ, um den Weg abzukürzen, der durch die großen Krümmungen des Flusses zwischen der genannten Stadt und Kiming, das der Yang-ho westlich läßt, sehr lang wird.

18) Da die Kaiser der mongolischen Dynastie, welche Ta

Ist nun gleich die Schiffahrt auf den Flüssen und dem Kaiserkanale der eigentliche Quell, dem Millionen in Pe-tsche-li und anderen Provinzen das Leben verdanken, so hat man doch auch durch Straßen und Brücken außerordentlich für den Landtransport und inneren Verkehr gesorgt, sodaß schon J. Bell 1719 bemerkte, es gäbe kein anderes Volk, welches sich so viele Mühe mit dem Bau seiner Straßen nehme, als das chinesische. Eine dieser Straßen führt von Tong-tschu nach Peking durch ein flaches, sandiges und schlecht angebautes Land. Ihr mittlerer Theil hat ein 18—20 Fuß breites Pflaster von Granitsteinen, welche eine Länge von 6—16 Fuß und eine verhältnißmäßige Breite haben und die man aus einer Entfernung von wenigstens 60 engl. Meilen herbeischaffen mußte [19]). Ein Tempel zur Rechten und eine Brücke aus weißem Marmor, deren Geländer mit marmornen Löwen und anderen Thierfiguren verziert sind, bieten allein dem Auge einige Abwechselung. Eine andere Straße, die Kaiserstraße, führt von Peking nach der 418 Li oder etwas über 30 teutsche Meilen von dieser Stadt entfernten, kaiserlichen Sommerresidenz Je-hol. Sie wurde in den letzten Regierungsjahren Kaiser Khien-long's jedes Jahr zwei Mal neugebaut und durfte von Privatpersonen erst nach der Hin- und Zurückreise des Kaisers benutzt werden. Sie war zur Zeit der ersten englischen Gesandtschaft wie eine Tenne festgestampft; alle 200 Schritt traf man auf Wärter, welche sie vom Staube [20]) rein erhalten und mit Wasser besprengen mußten, zu welchem Behufe Wasserbehälter eigens angelegt waren. Ihr zur Seite liefen eigne Wege für das Gefolge des Kaisers und alle zwei bis drei Meilen fanden sich mit Gärten umgebene Paläste zur Aufnahme der hohen Reisenden [21]). Die Karawanenstraße, auf welcher Timkovski nach Peking gelangte, war mehr oder minder breit und tief, und oft mittels Pulvers in Felsen eingesprengt [22]); im Winter waren Brücken von Stangen und Stroh über die Flüsse geschlagen, welche, sobald Thauwetter eintrat, von den angeschwollenen Fluthen fortgerissen wurden.

In Hinsicht des Klima's theilt China das Schicksal der meisten an der östlichen Seite eines großen Festlandes liegenden Länder, indem in diesen die beiden entgegengesetzten Jahreszeiten übermäßig heiß oder kalt sind. Dies gilt auch vorzüglich von Pe-tsche-li. In den Wintermonaten steht das Thermometer nach Reaumur gewöhnlich auf 9°—10°, fällt aber auch wol bis auf 13° oder 14° unter 0, ohne daß die Kälte, außer wenn der Nordwind weht, dabei sehr empfindlich ist, was du Halde (T. I. p. 133) dem fast beständig reinen Himmel und der salpeterschwangeren Luft zuschreibt. Dagegen erreicht die Hitze im Sommer eine außerordentliche Höhe und im Juli steht das Thermometer oft auf 30°—34° Reaumur über 0. Nach Barrow stand Fahrenheit's Thermometer in der Provinz Pe-tsche-li während des Augusts zur Mittagszeit zwischen 80°—88° Fahrenheit, sodaß etliche Mundvorräthe in Fäulniß überzugehen anfingen, wofür die chinesischen Proviantlieferanten eine starke, obschon unverdiente Züchtigung erhielten, und in der Nacht blieb der Wärmegrad gewöhnlich auf 60°—64° stehen. Im September war die mittlere Temperatur um zwei Uhr etwa 76°, im October 68°, aber in den letzten vier Monaten des Jahres verminderte sie sich des Nachts auf 44°. Diese außerordentliche Verschiedenheit der Temperatur bestätigt auch Davis. Nach ihm (T. I. p. 145) stand im Monat September das Thermometer in der Nähe von Peking bisweilen

---

das jetzige Peking, zu ihrer Residenz erwählten, bemerkten, daß die Verproviantirung dieser Stadt immer unsicher blieb, so lange sie auf Schiffen beruhte, welche Schangtong umschiffen mußten, so beschloß Khublai Khan 1289 die neue Wasserverbindung zu eröffnen. Er kam damit bis zu den Ufern des Ho-ang-ho zu Stande. Doch erhielt der Kanal seine heutige Vollendung erst unter den Ming. Das Weitere über den Kaiserkanal an sich und soweit er Pe-tsche-li angeht, sehe man bei **Ritter**, Erdkunde, 3. Bd. S. 550 fg.

19) Die Brücken in Pe-tsche-li, wie in dem übrigen China sind größtentheils schön und mit großer Kunst erbaut. Wir führen als Beispiel nur die, drei Lieues von Peking entfernte, Brücke bei Lou-keou-kiao an, von welcher es bei du Halde (T. I. p. 94) heißt: En entrant dans la ville on passe sur un pont le plus beau que nous avons encore vû; il a plus de 170 pas géométriques de long. Les arcades en sont petites. Mais les gardefoux sont faits d'une pierre blancheâtre et dure, qui approche du marbre: ce sont de grandes pierres de plus de cinq pieds de long, hautes trois, et épaisses de sept à huit pouces, soutenues de chaque côté par des pilastres ornez de moulures et qui portent des figures de lions. Je comptai d'un seul côté 147 de ces pilastres. Deux banquettes d'un demi pied de long et d'un pied et demi de large régnent le long des gardefoux: le pont est pavé de grandes pierres plattes si bien jointes, qu'il est uni comme une salle; les murs fort proprement bâtis ont quarante pieds de hauteur; le rempart, qui n'est pas fort épais, est revêtu en dedans de la même façon; la banquette est assez large et d'une belle maçonnerie, aussi bien que le parapet, dont les créneaux sont fort près les uns des autres. Holzbrücken sind ebenfalls gebräuchlich.

20) Über die Unerträglichkeit des Staubes in Pe-tsche-li klagen schon die Jesuiten, welche diese Provinz durchreisten. Er durchdringe, sagen sie, sobald die Sonne den Thau der Nächte aufgesogen hat, alle Häuser, und nöthige die Reisenden, sich das Gesicht auf eine eigene Weise zu bedecken, um nicht von ihm belästigt zu werden. Vergl. *du Halde* T. I. p. 134. Auch von Timkovski wird sehr über den Staub geklagt: Nous fûmes, sagt er (T. I. p. 295), constamment enveloppés de nuages épais de poussière.

21) Außer diesen beiden Straßen finden sich in Pe-tsche-li noch mehre andere, welche alle nach Peking führen und durch Baumpflanzungen fast das Ansehen von Gartenalleen erhalten. Von einer dieser Straßen, welche über Lou-keou-hiao nach der Hauptstadt führt, heißt es bei du Halde (T. I. p. 94. 95): Sur ce chemin qui a près de vingt toises de largeur et souvent davantage la multitude de peuples, de chevaux, de mulets, d'ânes, de chameaux, de chaises roulantes, de litières et de charrettes faisoient un si grand fracas, qu'il est difficile d'en donner quelque idée. On diroit, que le chemin est une rue perpétuelle, tant il y a de monde.

22) On passa ensuite, heißt es bei Timkovski (T. I. p. 297), par un chemin creux, très-étroit; la roche formait le pavé; il avait fallu faire jouer la mine pour ouvrir la route à travers la montagne. Vierrädrige Kibitken sind auf diesen schmalen Wegen oft gar nicht zu gebrauchen, auf welchen ein falscher Tritt, zumal wenn man zu Pferde ist, das Leben in Gefahr bringt, und Chinesen und Tataren spannen deshalb oft 5—6 Pferde, nicht wie die Russen neben, sondern hinter einander. Wir können nicht umhin, hier die Art und Weise zu erwähnen, auf welche die Chinesen mit ihren Wagen einen steilen Steinhaufen hinabzukommen suchten, welcher aus dem Einsturz einer Brücke entstanden zu sein schien. Sie

auf 90° und 91°, während die großen Eisstücke[23]), die man bei sich führte, die strengste Winterkälte anzeigten, als man sie zu derselben Zeit mit der Scala in Berührung brachte und obgleich Peking unter 39° 54′, Neapel dagegen unter 40° 50′ nördl. Br. liegt, so ist doch die mittlere Temperatur in der ersten Stadt nur 54° Fahrenheit, während sie in der letzteren 63° beträgt. Die Flüsse frieren oft drei bis vier Monate hinter einander, nämlich vom December bis zum März, zu[24]). Die mittlere Barometerhöhe betrug nach dem genannten Schriftsteller, während einer sechsjährigen Beobachtung, 27″ 10‴ bei herrschendem Südwinde, und überhaupt waren die französischen Missionaire über die Ähnlichkeit erstaunt, welche zwischen dem Klima und den Producten des mitternächtlichen China's, der Tatarei und dem von Nordamerika besteht. Denn kaum erfuhren die Nordamerikaner, welchen hohen Werth die Chinesen der Pflanze Jinseng[25]) beilegen, als sie diese in großer Menge aus ihrem

Lande in Canton einführten. Die Regenzeit beg
Pe-tsche-li mit dem Ende des Juli und dem Anfa
August, und es stürzt dann der Regen zuweilen in
Strömen herab, daß man Wolkenbrüche vermuthe
Am 20. Oct. 1761 fiel, wenn wir anders Hassel'n
dürfen, da uns sein Gewährsmann Gosier (Vol. I
nicht zur Hand ist, ein solcher Regen, daß die
masse eine Höhe von fünf Fuß erreichte, Städte
stürzt wurden und Tausende von Menschen ihr Leb
loren, wobei man Stöße eines Erdbebens verspürt
Thau, welcher des Nachts fällt, ist nach du Ha
I. p. 134) sehr stark in Pe-tsche-li. Trotz des
und dieses Thaues tritt aber oft auch große Dü
Eine solche fand im J. 1824 statt. Sie ließ ein
gersnoth befürchten und hatte die Pest zur Folge
Kaiser schärfte daher den Beamten in einem Edi
daß sie die Plünderung der Lebensmittel verhinder
nen Raub auf den Märkten oder anderen öffe
Plätzen gestatten, die Wachsamkeit in den Umge
Pekings verdoppeln und die Anzahl der Spi
verringern sollten[26]). Erdbeben sind in Pe-tsche-li
Seltenes, und es finden sich nach Davis (2. Th. S
von Yunnan bis in die Nähe von Peking Spure
gebrannter Vulkane. Im J. 1731 wurde ein be
starkes Erdbeben in Pe-tsche-li wahrgenommen. A
ses scheint Timkovski (T. I. p. 306) hinzudeuten,
sagt: Un tremblement de terre tres-violent se f
tir dans ces contrées, il y a cent ans, et pe
plus. Die herrschenden Winde in Pe-tsche-li si
Nord- und Ostwind und der nördliche und südlich
satwind[27]). Orkane und fürchterliche Wirbelwind

---

spannten ein Maulthier an die hinteren Axen des Karrens und schlugen dieses auf die Schnauze. Das Thier stieg nun mit vieler Vorsicht (rückwärts) hinab, indem es zugleich den Wagen zurückhielt. C'est un travail fatigant et dangereux, ruft Timkovski (T. I. p. 309) aus.

23) Obgleich die Chinesen, wie Davis (1. Th. S. 342) berichtet, eine große Abneigung gegen alle kalten Speisen und Getränke besitzen, verstehen sie sich doch besser als viele andere Völker auf den Gebrauch und Genuß des Eises, während der Hitze. In der Nähe von Peking sahen die Mitglieder der letzten englischen Gesandtschaft im August, wo das Thermometer über 80° stand, eine Menge Menschen, welche Eis in Körben, die an einer Stange hingen, nach der Stadt trugen. Die Obsthändler bedienen sich ebenfalls des Eises, um die Früchte, welche sie zur Schau ausstellen, frisch zu erhalten, und nach Barrow (1. Th. S. 135) essen die Chinesen gern auf Eis abgekühltes Obst. Auch den Engländern wurde zur Abkühlung ihres Weines, Eis in Menge geliefert. Um es vor dem Schmelzen zu bewahren, legt man es in ein Loch in der Erde und bedeckt es mit Stroh. 24) Während ein englisches Schiff im Winter 1816 in dem Golf von Pe-tsche-li vom Eise fast zertrümmert wurde, gingen im Juli des genannten Jahres die Chinesen an Pe-tscheli's Küsten fast nackt und ihr Gesicht und Körper waren von der Sonne braun gebrannt. Eine Besonderheit des Klima's zeigt sich nach Gosier (T. I. 54. 55) auch in der Abweichung der Magnetnadel (s. Note 16) und in dem Fluthen des Quecksilbers im Barometer. 25) Man vergleiche Humbold's Traité des lignes isothermales. Die erwähnte Jin-sengpflanze wird nach du Halde, welcher über sie (T. II. p. 179 sq.) ausführlich handelt, von den Chinesen Chin-seng, d. i. Darstellung des Menschen (réprésentation de l'homme), von den Mongolen aber Orchota, d. i. die erste der Pflanzen, genannt. Barrow (2. Th. S. 233) hat für Chin-seng Dschin-sing und sagt, daß dieser Name soviel wie Menschenleben bedeute. Sie ist eigentlich die Wurzel von Panax quinque folium *Linn*. und stand früher, ehe sie von den Nordamerikanern nach China gebracht wurde, wegen der ihr beigelegten Heil- und vorzüglich stimulirenden Kräfte, weshalb sie als ein Universalmittel für alle möglichen Schwächen und Krankheiten betrachtet wurde, im höchsten Ansehen und größten Werthe. Denn nach du Halde bezahlte man die Unze dieser Wurzel mit 7—8 Unzen Silber. Die Kaiser behandeln sie daher als Monopol und lassen sie durch die acht Banner in der Mandschutatarei ansammeln, indem jeder Banner einen bestimmten District angewiesen erhält. Die im Districte Ningkuta eingesammelten Wurzeln behält der Kaiser für sich und seine Familie, die andern vertheilt er als Belohnung an die hohen Staatsbeamten. Die Hongkaufleute sind verpflichtet, jährlich für 120,000 Toles von dieser Wurzel zu kaufen.

26) In dem erwähnten Edicte, in welchem mehre
Handlungen, sowie die Errichtung verschiedener Altäre für
long-tan oder den schwarzen Drachen, den die regierende
als Repräsentanten des Hauptflusses der Mandschurei u
flüssigen Elements überhaupt verehrt, anbefohlen werden,
sich folgende charakteristische Stelle: Obgleich in den letzt
Tagen einige Aussicht zum Regnen sich gezeigt hat, so hat
nicht soviel geregnet, daß die Erde feucht geworden wäre.
ältester Sohn, Ye-heng, soll sich daher am siebenten Tag
Monats nach dem Tempel des Himmels (Thian-than) b
um diesen ehrfurchtsvoll zu verehren. Unser kaiserlicher Ver
Mien-kai soll sich ebenfalls mit Ehrfurcht nach dem Tem
Erde begeben, um dort zu opfern, und Mien-hia soll dasselbe
Tempel des Jahres thun. Unser Sohn Ye-tschao möge in dem
pel der Winde Opfer bringen. Indem wir hierdurch unsern
in Betreff der Opfer bekannt gemacht haben, die durch die
und die ersten Minister am 7. des Mondes ausgeführt werd
len, kündigen wir noch an, daß es unser Wille ist, an dem
Tage auf dem Altare des schwarzen Drachen in eigner
Weihrauch zu brennen. Nach Barrow (2. Th. S. 159)
es von der Zeit an, wo sich die Engländer am Ausflusse de
ho im August eingeschifft hatten bis zu ihrer Rückkehr, am
nur ein einziges Mal. Der Gouverneur von Jtschin verbo
Dürre wegen im J. 1687 das Fleischessen, wobei sich in du
(T. I. p. 106. 107) folgende Bemerkung findet: Les Chin
mangent alors que du ris, de légumes et de ce qui n
vie. Les mandarins ont dans leurs maisons de la volaille
font tuer et on ne laisse pas de vendre de la viande en
car à Kiang-tcheou, où on avoit fait la même defense, o
manquoit point et on ne la vendoit guères plus cher qu
un autre tems. 27) Wegen dieser Passatwinde stehen di

namentlich in Nordpe-tsche-li, häufig. Am 30. April 1818 trieb ein solcher vom Südwesten herstürmender Wirbelorkan von den Meeresküsten unglaubliche Sandwolken nach Peking. Die ganze Luft war mit dichten, gelblichen Massen angefüllt, und da zu gleicher Zeit eine Wolke die Sonne verdunkelte, so entstand in der Hauptstadt, nach Timkovski (T. II. p. 72), eine solche Finsterniß, daß es unmöglich war, in einiger Entfernung etwas zu erkennen. Der Heftigkeit dieser Stürme schreibt Timkovski die Abneigung der Chinesen gegen Glasfenster zu, die man selbst nicht einmal in den kaiserlichen Palästen finde. Si l'on, heißt es bei ihm (T. I. p. 304), se servait de vitres dans ces cantons, les orages, qui y sont assez fréquens, occasionneraient un double dommage aux habitans; ils seraient obligés d'acheter souvent du verre incomparablement plus cher que le papier, et les morceaux, en tombant, pourraient blesser le monde. Verschiedene Lufterscheinungen finden sich ebenfalls in Pe-tsche-li. Eine derselben beschreibt Pater Bouvet bei du Halde (T. I. p. 117) folgendermaßen: Ce jour-là (25. Juli 1693) environ un quart d'heure avant le lever du Soleil, je vis dans le ciel un Phénomène, que je n'ai j'amais vu, et dont je n'ai point ouï parler en France, quoiqu'il soit fort ordinaire en Orient, surtout à Siam et à la Chine; car je l'ai observé distinctement plus de vingt fois, tantôt le matin, tantôt le soir, dans chacun de ces deux Royaumes, sur mer et sur terre et même à Peking. Ce Phénomène n'est autre chose, que certains demi-cercles d'ombre et de lumière, qui paroissent se terminer, et s'unir dans deux points opposez du Ciel, sçavoir d'un côté dans le centre du Soleil, et de l'autre dans le point qui est diamétralement opposé à celui-là. Comme ces demi-cercles sont tous terminez en pointe, tant en Orient qu'en Occident, c'est à dire, vers les points opposez de leur union, et qu'ils vont en s'élargissant uniformément vers le milieu du Ciel, à mesure qu'ils s'éloignent de l'Horizon, ils ne ressemblent pas mal pour leur figure aux Maisons célestes, de la manière dont on les trace sur les Globes; à cela près seulement, que ces Zones d'ombre et de lumière sont ordinairement fort inégales pour la largeur, et qu'il arrive souvent qu'il y a de l'interruption entre elles, surtout lorsque le Phénomène n'est pas bien formé. Toutes les fois que je l'ai observé, et je l'ai vu quatre fois différentes dans ce voyage en moins de quince jours, j'ai toujours remarqué que le tems étoit extrêmement chaud, le Ciel chargé de vapeurs avec une disposition au tonnerre, et qu'un gros nuage épais et entr'ouvert étoit vis-à-vis du Soleil. Ce Phénomène semble pour sa figure, fort différent de ces longs traces d'ombre et de lumière, qu'on voit souvent le soir et le matin dans le Ciel, aussi bien en Europe que d'ailleurs, et auquel leur figure pyramidale a fait donner le nomme de verges. Si l'on demande pour quelle raison ce Phénomène paroit plutôt en Asie qu'en Europe, et en Été que dans les autres Saisons, il me semble qu'on pourroit en attribuer la cause à la nature des Terres de l'Asie, qui étant pour la plupart beaucoup plus chargées de nitre que celles d'Europe, remplissent l'Atmosphère, surtout en Été, et lorsque le Soleil a plus de force pour les élever, d'exhalaisons nitreuses, lesquelles étant répanduës également dans l'air, les rendent plus propres à réfléchir la lumière, et par conséquent à former le météore. Ein anderes Phänomen nahmen Timkovski's Kosaken in der Nacht des 27. Novembers wahr. Sie hörten, wie sie aussagten, in der Luft ein großes, von Norden kommendes Geräusch, welches einem Donnerschlage glich und dem eine Helligkeit, wie die des Tages, folgte. Dieses Phänomen habe eine halbe Stunde gedauert. Ohne Zweifel war die Ursache dieser Erscheinung, wie Timkovski meint, ein Meteor oder der schwache Ausbruch eines Vulkans. Im Allgemeinen ist das Klima in Pe-tsche-li ein gesundes. Wechselfieber und der Aussatz scheinen die Hauptkrankheiten zu sein. Der Pest haben wir bereits gedacht. Auch die Pocken wüthen oft sehr.

Je ärmer die Ebene Pe-tsche-li's an Mineralien ist, desto reicher sind in dieser Hinsicht seine Gebirge ausgestattet. Die tiefsten Lagen der hohen, nördlichen Grenzgebirge bestehen aus Sand und Kies. Auf diesen findet sich ein Lager von einem gelben, körnigen, rauhen Kalkstein mit blaugrauen Nieren, welches wiederum mit einer ungleichmäßig dicken Schieferlage bedeckt ist, der bald blau, bald rothbraun gefärbt ist, und man glaubt, daß diese letztere, ockerähnliche Farbe ihren Grund in dem vielen Eisen habe, welches sich mit Wahrscheinlichkeit in diesen Gebirgen finden möge. Auf einigen Stellen finden sich senkrechte Adern von Quarz, welcher mit Granit in den Höhen der Berge vermischt ist, der aber nirgends bis an die Sohlen der Gebirge herabreicht. In diesen Bergen nun, in welchen die Mitglieder der ersten englischen Gesandtschaft auch Spuren von Kreide, sowie überhaupt solche geologische Verhältnisse zu finden glaubten, welche den im südöstlichen England gewöhnlichen sehr nahe kamen, hat die Natur einen Schatz von Mineralien fast aller Arten niedergelegt. Dies gilt besonders von dem Districte Siuan-houa-fou [28]). Hier findet man Gold, Silber, Berg-

stern Gebäude in Peking mit der vordern Front gegen Süden und mit der hintern gegen Norden, damit sie die mittägigen Passatwinde im Sommer aufnehmen, und die nördlichen Passatwinde im Winter abwenden können, und aus dieser Ursache ist auch der östliche Theil des Hauses der ehrenvollste, denn man nennt die Ältesten einer Familie den Orient des Hauses; s. Davis I. Th. S. 392.

28) Siouan-houa-fou liegt unter 40° 37' 10" nördl. Br. und 1° 20' 2" westl. L. von Peking und ist eine Stadt ersten Ranges und Hauptstadt des 16. und letzten Districts der Provinz Pe-tsche-li. Sie ist 340 Li (10 Li machen nach du Halde eine Lieue) nordwestlich von Peking entfernt. Zu ihrem Gerichtskreise gehören drei Städte des zweiten, und sieben des dritten Ranges. Sie hat drei Li im Umfang und zählt sieben Thore. Sie liegt am linken Ufer des Yan-ho, welcher südöstlich fließt und sich mit dem Sang-kan-ho

sich am südlichen Abhange nach der Ebene von Pe-tsche-li zu. Auf dieser sind die am häufigsten vorkommenden Bäume, Ulmen, Eschen, und zwar von diesen eine besondere Art, Tannen, gemeine, Thränen- und großwüchsige Bruchweiden (Salix fragilis). Von Obst findet man in der Ebene Pfirsichen, unter ihnen die breite Pfirsich, welche wegen ihrer sonderbaren Gestalt den Namen Pfirsichkuchen erhalten hat[33]); trockne schwammige Äpfel, außerordentlich große Birnen, welche wie wilde schmecken, Pflaumen, zwei Arten von Kastanien und Nüsse. Der Maulbeerbaum Pe-tsche-li's unterscheidet sich von dem europäischen durch kleinere Blätter, welche ein helleres Grün haben und viel dünner und zarter sind. Von Cerealien baut man in Nordpe-tsche-li Reis und zwar schon bei Khalgàn [man hat hier eigene Bassins angelegt, um diesem, für den Chinesen so wichtigen Gewächs die nöthige Bewässerung geben zu können[34])], Weizen, Roggen und andere Getreidearten. Man bedient sich hier eines Pfluges, welcher dem russischen ähnlich ist, und von zwei Ochsen gezogen wird. Er ist so leicht, daß man ihn mit einer Hand aufheben kann. Außerdem hat man eine Säemaschine[35]), welche dem Pfluge sehr gleicht. Das späte Getreide säet man in die Zwischenräume, welche sich zwischen den mit frühzeitigem Korn bestellten Feldern finden. Man wendet dabei in diesem Theile viel Fleiß auf die Düngung der Felder. Greise und Kinder sammeln sorgfältig den Mist, welchen die Karawanen zurücklassen. Le cultivateur chinois économise son terrain, sa semence, son temps et les forces de son bétail, ruft Timkovski aus, indem er von dem Ackerbau in Nordpe-tsche-li redet, wo auch viel Wein gebaut wird. In der Pe-tsche-liebene wird zwar ebenfalls Getreide und Reis gebaut, doch scheint man hier mehr Gewicht auf den Anbau solcher Gewächse zu legen, welche dem sandigen Boden entsprechen, den man ebenfalls durch starkes Düngen[36]) kräftiger und fruchtbarer zu machen sucht. Daher herrscht hier mehr Gartenbau. Die Felder werden in Pe-tsche-li nicht durch lebendige Hecken, sondern durch enge Gräben, welche von dem gemeinen Rohre, zwei Arten Cyperngras und Binsen bestanden, als Abzugsgräben oder Raine getrennt, welche zugleich als Fußsteige dienen. Diese Raine findet man gewöhnlich mit Steinklee bewachsen, unter welchem eine Art Poa, wilder Hafer und Zittergras steht.

Der Pflug, dessen man sich in der Pe-tsche-liebene bedient, ist der allgemein in China gebräuchliche. Die

---

33) Ihr Durchmesser im Centrum von der obern bis zur untern Seite beträgt $^{11}/_{16}$ Zoll, von einer Seite zur andern mißt sie $1^1/_8$ und der Länge nach $2^1/_2$ Zoll. Sie besteht nur aus Kern und Haut.

34) Der Reis ist bekanntlich das Hauptnahrungsmittel sowie der Bewohner China's überhaupt, so auch der Bewohner Pe-tsche-li's. Daher ist der gewöhnlichste Gruß unter den niedern Volksständen: Ja fan, d. i. habt ihr euren Reis gegessen, weil das größte Glück, welches die gemeinen Leute in China zu genießen hoffen können, darin besteht, daß sie hinlänglichen Reis haben. Man bereitet aus dem Reis ein gebranntes Wasser, Sau-tschuh, d. i. gebranntes Wasser, welches einen starken brandigen Geschmack hat und dem schottischen Whiskey gleicht. Man läßt zu dem Ende Reis in heißem Wasser so lange stehen, bis die Körner angeschwollen sind. Dann wird er mit Wasser vermischt, in welchem man Pi-ka, d. i. Reismehl, Süßholz, Anis, Knoblauch aufgelöst hat und wodurch nicht nur die Gährung beschleunigt wird, sondern auch das Getränk einen besondern Geschmack erhält. Endlich wird diese Mischung destillirt. Man kann den also zubereiteten Sau-tschuh für die Grundlage des besten Araks halten, den die Chinesen in Java ausschließlich machen und der nichts weiter ist als eine Rectification des gedachten Branntweins mit dem Zusatze von Melassenzucker und dem Safte des Cocusnußbaums. Vor der Destillation ist der Name dieses Getränks blos Tschuh oder Wein, und dieses hat einen faden, unangenehmen Geschmack. In Nordpetscheli ist vorzüglich die Stadt Cha-tchhing wegen ihres Reisweines berühmt; die Chinesen trinken ihn warm und aus kleinen Tassen. Obgleich der Weinstock selbst noch im Norden von Peking gedeiht, so findet doch der Anbau keine besondere Aufmunterung und nur die Missionaire bereiten Most und Wein.

35) Diese Säemaschine beschreibt Timkovski (T. II. p. 373) folgendermaßen: Ensuite ils emploient un semoir qui consiste en un appareil assez semblable à la charrue, et muni de trois dents creuses avec des étaies en fer. Du bas d'une boîte attachée au dessus des roues tombe la semence à travers les dents, qui sont à peu près de la hauteur d'une archine, en suivant toujours les mouvemens de la charrue sur les sillons. Sur la derrière de la charrue il y a une petite traverse arrondie pour recouvrir la terre ensemencée, elle remplace la herse. Pour semer, on se sert d'un tuyau, avec les mains ou par la bouche, et de manière à ce que les grains plus également répartis sur la terre ne se nuissent pas les uns aux autres en poussant. Nach Barrow (2. Th. S. 249) ist diese Säemaschine auch in Schantung gebräuchlich. Statt des Spatens bedient man sich einer großen, eisernen, sehr schweren Hacke, welche vielleicht besser arbeitet, aber nicht die Wirkung hat, da sie die Erde nur halb so tief heraushebt, als ein Spaten. Diese Hacke dient noch zu verschiedenen Zwecken, z. B. zum Gäten, Aushöhlen ꝛc. Vergl. Davis 2. Th. S. 328.

36) Unter den verschiedenen Ladungen von Baumwolle, Reis ꝛc. zum Verbrauch der Hauptstadt, sagt Barrow (1. Th. S. 104), bemerkten wir auf etlichen der großen, offenen Flußkähne einen Handelsartikel, über dessen Bestimmung wir lange hin und her riethen. Er bestand aus trockenen, braunen Massen, ungefähr von der Dicke der Plätze oder Fladen. Aber nach genauer Untersuchung sah man bald, woraus sie gemacht waren, nämlich aus allerlei Unflath und Excrementen, die man erst in die gedachte Form gebracht und dann an der Sonne getrocknet hatte. Man verfährt sie in dieser Form nach der Hauptstadt, wo sie die Gärtner begierig kaufen und in Harn auflösen, um sodann dieses Gemisch als Dünger zu verbrauchen. An einer andern Stelle (1. Th. S. 121) sagt derselbe Reisende: Jede Familie (in Peking) hält sich ein großes thönernes Gefäß, in welches Alles, was man als Dünger brauchen kann, sorgfältig gesammelt wird. Wenn das Gefäß voll ist, hält es niemals schwer, den Inhalt in Geld umzusetzen, oder für Gemüse umzutauschen. Dieselben kleinen Karren, welche die Stadt mit grüner Waare versehen, kehren alle Zeit mit einer Ladung dieses flüssigen Düngers nach den Gärten zurück, und ich bin zwischen dem Palaste und Juen-min-juen vielen Hunderten dieser Karren begegnet. Gewöhnlich zieht sie Einer, während ein Anderer schiebt. Ihre Begierde, Alles aufzusammeln, heißt es ferner bei Barrow (2. Th. S. 248), was zum Dünger dienen konnte, veranlaßte etliche lächerliche Auftritte. So oft unsere Barken Halt machten, und die Soldaten und Bedienten sich genöthigt sahen ans Land zu gehen, wurden sie alle Mal von den Sammlern dieser Gewächsnahrung bis an die abgelegensten und verstecktesten Orte verfolgt. Es läßt sich wörtlich von China sagen, daß man hier nichts umkommen läßt. Es gibt eine ungeheuere Menge Barbiere in China; da der ganze Kopf, mit Ausnahme eines kleinen Schopfs auf dem Hinterhaupte, beschoren wird, so können wenige oder Niemand dies an sich selbst verrichten. Und da man das Haar für einen vorzüglichen Dünger hält, so trägt jeder Barbier einen kleinen Sack bei sich, um die Beute seines Scheermessers aufzusammeln.

Aussaat durch Einfurchen ist die gewöhnlichste, theils weil man mit ihr am Ersten zu Stande kommt, theils weil bei ihr die Äcker am leichtesten rein von Unkraute erhalten werden. Das Auswerfen des Samens wird selten angewendet, weil dabei zu viel verloren geht und das Handdrillen oder lochweise Stecken des Samens ist nur auf kleinen Feldern in der Nähe der Häuser gewöhnlich, wo man auf Zierlichkeit sieht. Man erntet in Pe-tsche-li nur einmal und zwar entweder eine der gedachten Reisarten, Holcus oder Weizen, doch pflanzt man zuweilen einen Dolichos oder eine Bohne zwischen die Holcus- oder Weizenfurchen, welche erst reif wird, wenn der Weizen bereits eingeerntet ist. Der reine, wolkenlose Himmel, dessen sich Pe-tsche-li erfreut, gewährt den Vortheil, daß man das Dreschen gleich auf freiem Felde vornehmen kann. Dies geschieht aber theils auf Thontennen mit Dreschflegeln, die beinahe den englischen gleichen, oder dadurch, daß man die Ähren gegen die Kante eines Bretes schlägt, oder sie von Ochsen oder Büffeln austreten läßt. Man erbaut aber in der Pe-tsche-liebene, soweit sie uns bekannt geworden ist, außer Weizen und Reis, welche beide jedoch nicht in hinlänglicher Menge gebaut werden, mehre Arten Hirse (panicum crus galli und italicum, holcus sorghum und saccharum), Buchweizen (polygonum fagopyrum), Möhren, Steck- und Runkelrüben [37]), Meerrettige, eine Art Spargel, Solanum melongena, eine Art Judenkirsche, Wasser- und Muskusmelonen, von welchen ersteren, zu Barrow's Zeit, ein Schnitt, auf Eis abgekühlt, in Peking mit einem Tchen (ungefähr 1/3 Heller) bezahlt wurde, Kürbisse und Gurken. Zwiebeln, Rettige und Knoblauch findet man bei jeder Bauernhütte. Die Wassernuß (tarpa) findet sich in den Gräben und man ißt sie nebst den Körnern und Wurzeln des Nelumbium [38]) als Nachtisch. Die Körner ißt man sowol grün als reif, in welchem letzteren Falle sie den Nüssen gleichen. Die Wurzeln sind sehr saftig und erfrischend. Ingwer wird ebenfalls gefunden und stark verbraucht. Hanf und eine Nesselart, urtica nivea, werden gleichfalls gezogen. Die Blätter des ersteren benutzt man, um dem Tabak, welcher in Pe-tsche-li kleine, haarige und klebrige Blätter und grünlichgelbe Blüthen hat, eine berauschende Kraft zu geben und aus den Fibern der Nesseln macht man einen Zwirn, aus welchem eine Art Zeug gewebt wird. In der Nähe der, von Peking nach der großen Mauer führenden Straße fand Staunton auf angeschwemmtem Boden eine Art von cultivirtem Polygonum, aus welchem die Einwohner eine blaue Farbe ziehen, sowie sie aus dem morgenländischen Sesam (sesamum orientale) und dem ricinus orientalis, welcher das Kastor- oder Biberöl gibt, ein vortreffliches Öl zu pressen verstehen, indem sie sich dazu sehr einfach gebauter und von einem Esel in Bewegung gesetzter Pressen bedienen. Auch aus den Aprikosenkernen gewinnt man ein vortreffliches Öl. Baumwolle erzielt man nur in geringer Menge. Der Klee und andere Futterkräuter werden gar nicht gebaut; denn es liegt den Bewohnern Pe-tsche-li's durchaus nichts daran, ihre Kühe so zu füttern, daß sie mehr Milch geben, da sie diese weder zu Butter, noch zu Käse benutzen, sondern nur, und zwar sehr sparsam, in ihrem natürlichen Zustande genießen. Noch bleibt uns übrig, ein Gewächs zu erwähnen, welches für Pe-tsche-li von höchster Bedeutung ist, da es bei den meisten Bewohnern dieser Provinz die Stelle unserer Kartoffeln vertritt, und nach dem Reise am meisten verbraucht wird. Dies ist eine Art Kohl (brassica), welche nach Davis, theilweise, so weiß wie die englische Salbei ist und dem Lattich ziemlich gleicht, weshalb ihn die Engländer auch als Salat essen. Am vorzüglichsten gedeiht diese Gemüseart zwischen Tien-tsin und Peking, weil diese Gegend sehr sandig ist. Man säet, nach du Halde, eine unglaubliche Menge dieses Gewächses und vermehrt die gewöhnliche Sorte ins Unendliche. Nach Barrow fehlt ihm der Geschmack; allein gesalzen gibt dies Kraut dem im Wasser gekochten und deshalb unschmackhaften Reise die Würze. Um es frisch zu erhalten, bedeckt man es mit frischem Sande, oder gräbt es tief in die Erde ein. Von dem Petsai wird nicht nur eine unglaubliche Menge nach Peking geschafft, sodaß in den Monaten October und November, wo die Kälte und die ersten Fröste das Kraut besonders mürbe und zart gemacht haben, die neun Thore dieser Stadt vom Morgen bis zum Abend durch die Petsaiwagen fast gesperrt sind, sondern man verfährt ihn auch,

37) Nach Sir George Staunton (Embassy. T. II. p. 476) weicht man die auszusäenden Körner vorher stets in flüssigen Dünger ein, indem man dadurch das Wachsthum der Pflanze zu befördern und sie vor schädlichen Insekten zu bewahren glaubt, und dieser Methode verdankt man es vielleicht, wie Davis (2. Th. S. 318) es vermuthet, daß die chinesischen Rüben weniger von einer Fliegenart zu leiden haben, als dies anderwärts der Fall ist.

38) An der Spitze der cultivirten Pflanzen steht in China die geheiligte Seeblume (Nelumbium). Sie findet sich wild auf allen Seen und Teichen von den Grenzen der Tatarei bis nach Canton, wird aber auch zur Zierde in Porzellangefäßen gezogen, und sie erreicht hier eine Blattfülle der Blüthe und eine Farbenpracht, wie in keinem andern Lande. (Le soin qu'on en prend, heißt es bei du Halde [T. I. p. 28], fait que les fleurs sont doubles et ont même, dit-on, jusqu'à cent feuilles: les couleurs en sont plus vives et plus variées qu'en Europe.) Die Nelumbiumpflanze, bei welcher es eine Eigenthümlichkeit ist, daß man die Blätter der neuen Pflanze, vollkommen und schön grün, mitten in den Kern eingeschlossen findet, scheint daher bei den Chinesen, wie bei andern Völkern, eine religiöse Bedeutung erhalten zu haben und es gibt wenig Tempel in China, in welchen man nicht diese Pflanze dargestellt findet. Zuweilen ist die Schingmuh auf den Blättern des Nelumbium mitten auf einem See stehend abgebildet, und Barrow sah in einem Tempel die verständige Mutter auf dem breiten, schildförmigen Blatte dieser Pflanze sitzen, welches aus gediegenem Felsen gehauen war. Es ist aber die Schingmuh, oder die Mutter des vollkommensten Verstandes, die gewöhnlichste aller Göttinnen in China, vergl. Barrow 2. Th. S. 150. Die Blüthe des Nelumbium gleicht hinsichts der Form, nicht aber der Größe der des Nasturtium und der Stengel steht beinahe im Mittelpunkte des Blattes. Die Pflanze wächst, wie gesagt, unangebaut, selbst auf den Höhen der Mongolei, wo das Thermometer im Winter meist tief unter dem Gefrierpunkte steht. Man genießt, wie wir bemerkten, nicht blos den nußähnlichen Kern, welcher fast die Größe einer Eichel hat, sondern auch die langen, mit rohrähnlichen Absätzen versehenen Wurzeln. Man schneidet diese in Streifen und legt sie auf Eis, in welchem Zustande sie während des ganzen Sommers in Peking als ein Theil des Nachtisches genossen werden. Sie haben einen kleinen Grad von Säure und schmecken wie eine gute saftige Rübe.

gleich unserem Sauerkraute, in andere Provinzen, selbst bis nach Canton[39]).

Wild ist besonders in Nordpe-tsche-li häufig und das Departement Tsing-te-fu ist das große Jagdrevier[40]) der Mandschukaiser, welches durch sie seit dem Anfange des 18. Jahrh. seine neuen Ansiedelungen und seine neue Verwaltung erhielt. Hier findet man das wilde Pferd, welches die Russen Tarpani nennen, den Eber, den Hirsch, die gefleckte und andere Ziegen, die Gemse, kleine Leoparden, welche zur Jagd abgerichtet werden, wie dies auch in Persien gewöhnlich ist, Tiger, Panther (*Timkovski* T. I. p. 317), den Bär[41]), Wolf, Fuchs, Hasen, Zobel und das Eichhörnchen. Die gefleckten Damhirsche dieser Gegend sind bekanntlich eine Antilopenart, welche sich an den Grenzen der Mongolei in Menge aufhält und von den Chinesen Hoang-yang, d. i. Bergziege, genannt wird, und sie, sowie Moschusthiere trifft man ebenfalls an. Unter den vierfüßigen Hausthieren nennen wir zuerst das Pferd. Dieses hat in Pe-tsche-li streng genommen, nur eine militairische Bedeutung, da man sich desselben, die Reitpost[42]) ausgenommen, weder zum Reiten, Fahren[43]) oder Tra-

39) Im zweiten Bande von Staunton's Embassy (p. 165. 276. 435. 524) findet man vier Verzeichnisse chinesischer Pflanzen. Das erste Verzeichniß enthält diejenigen, welche zwischen den Ufern des gelben Meeres und Peking, das zweite aber die, welche man in der Nähe von Peking und Je-hol in der Mandschurei antrifft. Unter den Parks oder kaiserlichen Gärten ist besonders der Park Yuen-ming-yuen hervorzuheben, sowie die großartigen Gartenanlagen bei Je-hol. Der Park Yuen-ming-yuen liegt etwa neun Meilen nordwestlich von Peking und enthält nach Barrow zehn englische Quadratmeilen Flächenraum oder 60,000 Acres, und es sollen sich innerhalb der Umfriedigung desselben 30 abgesonderte Aufenthaltsorte für den Kaiser mit den nöthigen Nebengebäuden für die Staatsbedienten, Eunuchen, Bedienten und Handwerker befinden, welche an Hoftagen und bei besondern Gelegenheiten gegenwärtig sein müssen. Man vergleiche über diesen Park **Barrow** 1. Th. S. 150 fg. Jeho, Je-ho-eul, Chou-pi-chan-tchouang (Dorf in den Gebirgen, wohin man sich in der heißen Jahreszeit zurückzieht, daher bei Ritter der Sitz der lieblichen Kühlung), Zehol von den Mitgliedern der Macartney'schen Gesandtschaft genannt, liegt nach Capt. Parish unter 41° 58′ nördl. Br. und wurde 1703 nach dem Riß des pekinger Palastes als Absteigequartier für den Kaiser während der Jagdzeit erbaut. Das Schloß nimmt mit den dazu gehörigen Gartenanlagen, in welchen sich zahlreiche Tempel und Klöster befinden, einen Raum von ungefähr 17 Li oder gegen 1⁷/₁₀ Lieues ein. Drei Thore, deren eins nach Süden führt, bilden den Eingang. Unter den Tempeln ist vorzüglich der Tempel Phou-tho-tsoung-ching-miao, welcher eine Werst nördlich vom Schlosse liegt, hervorzuheben. Der Kaiser Khian-loung (Kien-long) ließ ihn 1770 nach dem Plane des Boudalatempels bei der Stadt H'lassa, in welchem der Dalaï lama residirt, erbauen. Man vergl. *Timkovski* T. I. p. 283. **Ritter's** Erdkunde, 1. Bd. S. 136 fg., wo man Je-hol, über welches in Peking ein chinesisches Prachtwerk mit 36 Kupfern und erläuternden Versen erschienen ist, ausführlich beschrieben findet. Von den übrigen Gärten in China sagt Davis: Die Beschreibung der chinesischen Gärten von Sir William Chambers ist nur ein Werk der Einbildungskraft; denn man muß wissen, daß die Chinesen in dieser Beziehung keinen geläuterten Geschmack besitzen und daß sie, indem sie die Natur verschönern wollen, es in derselben Art thun, wie sie die Füße ihrer Frauen vervollkommnen. 40) Die kräftigen Mandschukaiser des ersten Jahrhunderts stellten hier jährlich große Jagden oder vielmehr Thierschlachten an, um ihre Soldaten durch den Kampf mit wilden Bestien zum Kampfe mit den Menschen zu kräftigen und sie, sowie die Großen des Reiches, vor Verweichlichung zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit besichtigten sie zugleich die Heerden des Hochlandes, auf welchen ihr Reichthum und zugleich ihre Macht beruhte, und hielten die Banner der Mongolen in Zaum, welche hier die Vorhut des Reiches bildeten. Diesen Jagd- und Besichtigungszügen verdanken wir, wie Ritter sagt, größtentheils die Kenntniß des chinesisch-mongolischen Hochlandes, indem die dabei befindlichen Jesuiten die Gelegenheit wahrnahmen, um astronomische Messungen anzustellen. So maß Pater Verbiest, welcher 1683 den Kaiser Kang-hi begleitete, als dieser mit einem Gefolge von 60,000 Mann und 100,000 Pferden die westliche Tatarei bereiste, zuerst die großen Plateauhöhen und nach ihm begannen unter dem Schutze des genannten Kaisers die astronomischen Bestimmungen der Pol- und Meridianhöhen, nach welchen bis heute die Landkarten jener Gegenden gezeichnet werden. Der Kaiser Kien-long liebte den Aufenthalt in Je-hol und das Vergnügen der Jagd außerordentlich; schon weniger war dies mit dessen Sohne Kia-king der Fall, und der jetzt regierende Kaiser erließ 1824 ein Edict, in welchem sich folgende Stelle findet: In Bezug auf die Herbstjagd dieses Jahres sollte ich zwar auf der einen Seite dem durch meine Vorfahren eingeführten Gebrauche folgen; aber auf der andern Seite muß ich mich durch die gegenwärtigen Umstände leiten lassen und nach den Verhältnissen handeln. Die Reise nach Je-hol bleibt daher bis zum andern Jahre ausgesetzt, indem sie für mich nur eine unwillkürliche Quelle von Weitläufigkeiten ist. Seit dieser Zeit, setzt Davis (T. I. p. 203) hinzu, hat der Kaiser unter verschiedenen Vorwänden sich stets entschuldigt. Die Regierung der Mandschus hat schon viel länger gedauert als die der Mongolen, und dem Anscheine nach dürfte nur ein unerschrockener chinesischer Aventurier auftreten, um sie über den Haufen zu werfen. Davis (2. Th. S. 342) dachte wol damals nicht, als er dies schrieb, und als er Tien-sing den Ort nannte, welcher durch Aushungerung der Hauptstadt am geeignetsten sei, von ihm aus das himmlische Reich umzustürzen, daß seine Landsleute es sein würden, welche China fast umgestürzt hätten.

41) Ausführlich hat die Erlegung eines Bären durch die Hand des Kaisers Pater Gerbillon beschrieben, und die dieselbe betreffende Stelle findet sich bei **Davis** 1. Th. S. 350. 42) Nach Davis (1. Th. S. 267) unterhält der chinesische Staat keine Posten zur Beförderung des öffentlichen Verkehrs. In dringenden Fällen sendet man Courriere, welche die Pferde auf den verschiedenen Stationen wechseln. Ist die schleunige Überbringung einer Depesche dringend nothwendig, so wird derselben eine Feder beigelegt und der Bote heißt dann Fei-ma, d. i. fliehendes Pferd. In diesen Fällen soll der Courrier täglich 100 engl. Meilen zurücklegen, und man hat Beispiele, daß eine Nachricht von Peking in 12—14 Tagen in Canton anlangte, obgleich beide Städte 1200 engl. Meilen von einander entfernt liegen. Les courriers chinois, heißt es bei Timkovski (T. I. p. 365) envoyés pour affaires du gouvernement, sont obligés de parcourir à cheval 300 Verst et plus en vingt quatre heures. 43) Das am meisten in Pe-tsche-li gebrauchte Fuhrwerk ist ein einspänniger Karren, welcher in seiner Mitte nur Raum für eine oder zwei Personen hat, die hier wie auf einem Sattel sitzen und die Füße vor sich hinstrecken müssen, während der Fuhrmann hinter ihnen Platz nimmt. Diese Fuhrwerke hat der Pater Semedo wahrscheinlich im Sinne, wenn er sagt, daß Kutschen ehemals allgemein üblich gewesen wären. Daß dies aber ein Irrthum ist, scheint uns theils aus der Beschaffenheit der Wege überhaupt, theils aus folgender Anekdote hervorzugehen, welche Barrow (1. Th. S. 139) mittheilt: Die beiden geschmackvollen, von Hatchett gebauten Wagen waren für die Chinesen räthselhafter, als alle andern, für den Kaiser bestimmten Geschenke. Man hatte niemals etwas der Art in Peking gesehen, und es war sehr unterhaltend, wenn man sie unter einander streiten hörte, welcher Theil zum Sitze des Kaisers bestimmt sei. Der Überhang auf dem Kutschersitze des Winterwagens hatte eine schöne Einfassung und war mit Rosengewinden verziert. Die Pracht und Erhabenheit desselben entschieden es mit einem Male bei der Mehrzahl, daß dies der Sitz des Kaisers sein müsse, aber dann wußte man nicht, was man mit dem Innern des Wagens anfangen sollte. Sie untersuchten die Fenster, die Jalousien, die Schirme, und schlossen endlich, daß dies für niemand anders als seine

gen bedient. Pferde sind daher selten in Pe-tsche-li und gehören einer schlechten Art an, welche lange Haare hat und denen auf den Shetlandsinseln gleicht. „Ein schottischer Klepper," sagt Barrow (2. Th. S. 237), „wild von den Gebirgen, der niemals die Zähne einer Striegel gefühlt hat, und dessen Schwanz und Mähne von Unrath zusammengebacken sind, ist völlig geschickt in ein tatarisches Cavalerieregiment aufgenommen zu werden." Man gibt sich keine Mühe, die Pferdezucht zu veredeln, und sieht überhaupt ihren Nutzen nicht ein. Daher werden selbst die Pferde der Mandarinen vernachlässigt, und man hat keinen Begriff davon, daß dieses edle Thier mehr Aufmerksamkeit als das Füttern bedarf, und auch mit diesem verfährt man sehr karg [44]). Im kaiserlichen Marstalle sah jedoch Lord Macartney große, schöne und muthige Pferde [45]). Statt der Pferde bedient man sich mehr der

Dromedare, welche zwischen Peking und der Mo
lei sehr häufig als Lastthiere benutzt werden, wä
die Gesandtschaft des Lord Amherst zwischen Peking
Canton kein einziges dieser Thiere sah, sowie der
und Maulthiere, welche letzteren nach Timkovski star
Je-hol gezogen und mehr als die Pferde geschätzt we
weil sie bei geringerer Nahrung mehr Arbeit verric
Die Büffel, hier Wasserochsen genannt, deren man
beim Reisbaue bedient, sind klein von Statur; ihr
ist dunkelgrau und mit zottigen Haaren bedeckt. Oc
heerden trifft man selten in Pe-tsche-li und noch
ner Heerden von Kühen an, da man keinen Gebr
von Milch, Butter und Käse macht [46]), das Fleisch
Thiere fast gar nicht genießt und sie höchstens zur
proviantirung der Schiffe schlachtet [47]). Die Ochsen, w
die Gesandtschaft Lord Macartney's an der Küste ka
wogen nach Barrow (1. Th. S. 103) selten über
Pfund. Man füttert diese Thiere im Winter mit S
und Stroh, im Sommer besteht ihr Futter meistent
aus dem groben Grase, welches in den Gräben wä
und aus dem gemeinen Rohre, womit in diesem T
des Reichs große Moräste bewachsen sind. Die wei
Schafe, welche die Engländer in der Pe-tsche-liebene
hen, gehörten zu der fettschwänzigen Art, welche man
Afrika findet. In Nordpe-tsche-li ist die Schafzucht
deutend (vergl. Note 45). Das Fleisch dieser Thiere
jedoch weniger schmackhaft als in Europa. Die Zucht
Schweine wird stark betrieben, da ihr Fleisch die gewö
lichste Kost der unteren Volksclassen ausmacht, wie
überhaupt in China der Fall ist, wo ein Sprüchwort

Frauen bestimmt sein könnte. Der alte Eunuch erbat sich bei mir darüber Auskunft, und als er vernahm, daß auf dem schönen hohen Bocke der Mann säße, welcher die Pferde lenkte, und daß des Kaisers Platz im Wagen wäre, so fragte er mich naserümpfend, ob ich meinte, der Tachwangti würde zugeben, daß jemand höher als er selbst säße und ihm den Rücken zukehre? und er wünschte zu wissen, ob es kein Mittel gäbe, den Kutschersitz hinwegzunehmen und ihn irgend wohin hinter den Kasten des Wagens zu verlegen. Wagen sah die Gesandtschaft des Lord Amherst nur in der Gegend von Peking, wo sich überhaupt nur eigentliche Straßen finden, während man in den übrigen Provinzen meist nur gepflasterte Fußsteige hat. Nach Timkovski (T. II. p. 189) findet man in Peking an jedem Kreuzwege und an jeder Brücke zweirädrige, von äußerst flüchtigen Maulthieren oder Pferden gezogene Wagen, und sie bringen ihren Besitzern viel ein. Mehre Militairpersonen haben eigene Equipagen und Handpferde. Reisen zu Pferde sind selten, man bedient sich des bequemeren Tragsessels. Die Träger legen die dünnen elastischen Stangen auf ihre Schultern und gehen in einem abgemessenen, aber schnellen Schritte, der kaum einen Stoß verursacht, welcher in dem Sessel bemerkbar wäre. Privatpersonen dürfen in China nur zwei Träger haben, die Mandarinen und öffentlichen Beamten haben das Recht, sich durch vier Männer tragen und durch zwei Reihen Diener auf beiden Seiten der Sänfte begleiten zu lassen. Die Vicekönige dürfen sich von 8 und der Kaiser allein von 16 Männern tragen lassen. Diese theilen das Gewicht dadurch, daß sie eine größere Anzahl Stöcke an die Stangen befestigen. Vergl. Davis 1. Th. S. 330. 374.

44) Es gibt kein Land von solcher Ausdehnung, sagt Davis (1. Th. S. 375), wo die Pferde so wenig genutzt würden, als in China, und es ist wahr, daß in Folge der Sparsamkeit, die von den Einwohnern bei der Fütterung beobachtet wird, die Thiere sehr klein sind und ein jämmerliches Ansehen haben; und was die Ausrüstung des Pferdes betrifft, so ist diese nicht besser als das Pferd selbst.

45) Bei Bathkai im Lande der Sounitmongolen, wie sie Timkovski nennt, fand dieser Reisende 2000 kaiserliche Pferde auf der Weide. Sie waren von verschiedener Farbe und hatten Sterne auf der Stirn, wie sie der chinesische Geschmack liebt; denn die Mongolen machen sich nichts aus Pferden, welche auf der Stirn einen langen und breiten Stern haben. Sie reiten diese Pferde nie, sondern verkaufen sie an die Chinesen. Hinsichts der Farbe ziehen die vornehmen Mongolen die weißen, isabellfarbigen, schwarzen und braunen Pferde vor. Die kaiserlichen Pferde waren nicht groß, aber ziemlich stark und gut genährt. Auch auf der Steppe zwischen Nor-tian und Tsagan balgassou fand Timkovski große Heerden kaiserlicher Pferde. Der Pater Gerbillon, welcher den Kaiser Khang hi 1696 (vergl. Note 40) begleitete, bemerkt, daß dieser auf dem Zuge durch diese Gegend seine Stutereien besehen habe. Es gab deren 230 und jede derselben enthielt 300 Stuten und Hengste, 32 Tabouns (?) enthielten dreijährige Walachen. Die guten Pferde werden in ihrem vierten Jahre in die kaiserlichen Marställe geliefert,

über die anderen schaltet das Kriegsministerium, und verwende
theils für die Reiterei, theils für die Post. Zu gleicher Zeit w
ten auf der Steppe 40,000 Ochsen und 180,000 Schafe, w
dem Kaiser gehörten. Andere große Weideplätze finden sich in
den. Vergl. *Timkovski* T. I. p. 223. T. II. p. 377. 38

46) Was hier von der Butter gesagt ist, gilt jedoch nur
den Chinesen, welche nach Davis (2. Th. S. 316) niemals
Butter oder Käse genießen, da ihnen nach Timkovski (T. II. p.
selbst der Geruch der aus Kuhmilch verfertigten Butter zuwi
ist. Die Tataren genießen dagegen Butter ohne Widerwillen;
wird meistentheils aus Schafmilch verfertigt und Timkovski
auf seiner Reise nach Peking 50 mongolische Dromedare, welche
Butter für die kaiserliche Hofhaltung beladen waren. Die ver
gehenden Dromedare waren mit Streifen eines gelben Stoffes
schmückt, welche, Fahnen ähnlich, an kleinen Stäben befestigt wa

47) Da der Buddhismus, sagt Davis (1. Th. S. 343), die h
schende Volksreligion ist, so erscheint, vorzüglich aus dieser Ursa
das Rindfleisch selten auf den Tafeln, aber dessenungeachtet mü
ihre religiösen Bedenken in dieser Hinsicht nicht sehr gewichtig
weil sie (die Chinesen) zur Verproviantirung der europäischen Sc
immer eine Menge junger Ochsen schlachten. Auch das chines
Strafgesetzbuch (4. Buch, Abschnitt 223) bestimmt strenge Str
für diejenigen, welche ohne besondere Erlaubniß ihr Vieh schlach
Davis 2. Th. S. 316. Nach Timkovski (T. II. p. 290) g
die Chinesen in Peking und überhaupt dem Fleische und Fette
Schweine den Vorzug vor dem der übrigen Thiere. Es ist saf
und verdaulicher als das russische Schweinefleisch. Die Mandsc
Mongolen und Turkestänis essen mehr Hammelfleisch, die letz
auch Pferdefleisch. Doch ist weder das Ochsen- noch das Hamm
fleisch besonders gut in China, da die Thiere, welche dasselbe
fern, auf ihrem Marsche aus der Mongolei sehr abmagern
nach ihrer Ankunft nicht gut abgewartet werden.

„daß ein Gelehrter ebenso wenig seine Bücher, wie der Dürftige seine Schweine verlasse." Die Race, zu welcher diese Thiere gehören, ist die, auch bei uns jetzt eingeführte, sogenannte chinesische [48]). Hunde hält man ebenfalls und eine Art Katzen mit langen Haaren und herabhängenden Ohren sind die Lieblingsthiere der chinesischen Damen [49]). Ratzen, welche von dem gemeinen Volke gegessen werden, sowie Mäuse fehlen der Provinz ebenfalls nicht. Von wildem Geflügel trifft man in Nordpe-tsche-li Kraniche, wilde Gänse und Enten, unter den letzteren die Turpani (anas nigra), Haselhühner, Wachteln, welche zuweilen zum Kampfe abgerichtet werden, Schwäne, sowie Berglerchen [50]) und Fasane, in Südpe-tsche-li findet man fast alle Arten von Wasser- und Sumpfvögeln, Schnepfen, Bekassinen, rothe Rephühner, Fischreiher, Schwalben ꝛc. Unter dem zahmen Federvieh, von welchem man alle Arten und zwar in großer Menge zieht, nehmen die Gänse, Hühner und besonders die Enten den ersten Rang ein, da diese wenig Kosten verursachen, indem sie sich ihre Nahrung selbst suchen müssen. Man setzt sie auf breite Breter, die von beiden Seiten den Bord eines Kahnes überragen, und führt sie so nach Stellen eines Flusses, wo sie sich dann selbst überlassen bleiben. Sie sind so gut abgerichtet, daß sie auf ein gegebenes Zeichen zu ihrem Herrn zurückkehren und auf einem zu diesem Behufe ausgelegten Brete hinaufklettern. Man genießt die Enten frisch, oder man salzt sie ein und läßt sie von den Nordwinden austrocknen. Unter diesen Enten, welche in Peking sehr groß, fett und saftig sind, wird bei großen Gastmählern besonders diejenige Art stark gesucht, welche Ya-tsu heißt. Man bereitet sie auf mehr als dreißigerlei Art zu. Die Chinesen blasen auch die Enten und Hühner auf, indem sie Luft zwischen die Haut und das Fleisch bringen. Dadurch werden sie sehr weiß und scheinen viel Fett zu haben. Schöne Schmetterlinge, welche sehr gesucht werden, findet man nach du Halde (T. I. p. 34) auf dem Westgebirge Sichan in Pe-tsche-li; sie sind klein und keineswegs mit den Riesenschmetterlingen des Berges Lo-feou-chan im Districte Hoei-tcheou-fou der Provinz Quan-tong, welche Davis (2. Th. S. 282) irrthümlich nach Pe-tsche-li verlegt, zu vergleichen, die man jährlich wegen der lebhaften Farbenpracht ihrer breiten Flügel zur Ausschmückung der kaiserlichen Paläste nach Peking sendet. Von Käfern hat man in Pe-tsche-li nach D. Abel den Scarabaeus molossus, den Cerambyx farinosus, den Reitwurm. Scorpione und Scolopender findet man in solcher Menge, daß die Engländer, nach Barrow (2. Th. S. 156), im eigentlichen Sinne des Worts durch sie aus den Betten getrieben und genöthigt wurden, ihre Betten zwischen zwei Bäumen unter freiem Himmel aufzuhängen, ohne dadurch viel gebessert zu sein, da sie durch das unaufhörliche Geräusch zirpender Cicaden und summender Mücken belästigt wurden. Eine Art Heimchen wendet die niedrige Volksclasse, gleich den Wachteln, zu Kampfspielen an. Man stellt zu diesem Ende, nach Davis (2. Th. S. 348), zwei dieser Thiere in einen Napf und reizt sie so lange gegen einander, bis sie sich in Stücke zerrissen haben [51]). Die Seidenraupe ist zwar vorhanden, doch nicht in solcher Menge, daß sie in Betracht kommen könnte [52]). Hinsichts der Fische in der Provinz Pe-tsche-li stoßen wir auf zwei ganz verschiedene Angaben. Denn während du Halde (T. I. p. 134) die Flüsse mit Fischen und herrlichen Krebsen angefüllt sein läßt, sagt Barrow (2. Th. S. 227) grade das Gegentheil. Fische, heißt es bei ihm, sind in diesem Theile des Reiches sehr selten, man fängt ihrer wenige in den Flüssen von Pe-tsche-li. Wir trafen in der ganzen Provinz keine an, ausgenommen in Tien-sing und in der Hauptstadt, deren Markt ohne Zweifel, sowie der londoner, die auserlesensten Erzeugnisse eines großen Umkreises an sich zieht. Wir glauben hier auf Barrow mehr Gewicht, als auf du Halde legen zu müssen, da Timkovski unter den frischen Fischen, welche die Hauptstadt aus den benachbarten Flüssen und von der Küste erhält, nur den Karpfen hervorhebt. Geräucherte Fische und Seekrebse werden gleichfalls in Menge verzehrt. Während des Winters erhält der Hof ganze Kameelladungen von gefrorenen Stören, Hausen und Karpfen [53]) von derjenigen Art, welche die Russen Sazans nennen. Der Kaiser verschenkt diese an die Prinzen des

---

48) Die Chinesen, sagt Davis (1. Th. S. 346), rechtfertigen die Behauptung, daß der häufige Genuß des Schweinefleisches den Aussatz erzeugt, oder doch dazu geneigt macht, denn sie sind sowol diesem als andern Hautkrankheiten sehr ausgesetzt; aber man muß zugleich auch bedenken, daß dies nicht die einzige ungesunde Speise ist, die zu ihren Nahrungsmitteln gehört. Es ist bekannt, daß die gemeinen Chinesen essen, was andere gesittete Nationen wegwerfen. Gestorbenes Schlacht- und Federvieh, welches die Engländer über Bord warfen, hoben sie auf, wuschen und salzten es ein (Barrow 1. Th. S. 66). 49) Parmi les animaux de tout espèce, sagt du Halde (T. I. p. 134), on y trouve des chats singuliers que les Dames chinoises recherchent fort, pour leur servir d'amusement et qu'elles nourissent avec beaucoup de délicatesse; ils ont le poil long et les oreilles pendantes. 50) Diese Lerchenart, welche Timkovski (T. II. p. 377) alouette des Pyrénées nennt, und von den Chinesen wegen ihres Gesanges vorzüglich geschätzt wird, findet sich hauptsächlich in der Steppe zwischen Nortian und Tsagan.

51) Sie haben, sagt Barrow (1. Th. S. 194), ihre Forschungen nach kämpfenden Thieren sogar bis auf die Insekten ausgedehnt, und ausfindig gemacht, daß eine Art von Gryllus oder Heuschrecke einander mit solcher Wuth angreift, daß die Kämpfer selten nachlassen, ohne ein Glied des Gegners abzureißen. Diese kleinen Geschöpfe werden, abgesondert von einander, in Bauern von Bambusrohr gefüttert, und die Gewohnheit, eine die andere auffressen zu lassen, ist so gemein, daß man im Sommer kaum einen Knaben sieht, der nicht seinen Käfer und seine Grashüpfer hätte. 52) Wie der Kaiser dadurch, daß er, wenn die Sonne den 15. Grad im Wassermann erreicht, selbst den Pflug führt, den Ackerbau zu ehren und zu befördern strebt, so sorgt die Kaiserin für die Fortpflanzung des Maulbeerbaumes und der Seidenwürmer. Im neunten Monde verläßt sie in Begleitung der ersten Hof- und Palastdamen ihr Schloß, um auf dem Altare des Erfinders der Seidenweberei zu opfern und nach Beendigung des Opfers sammelt sie Maulbeerblätter, die zur Fütterung des kaiserlichen Depots angewendet werden, verrichtet dann noch einige auf die Seidenweberei bezügliche Arbeiten und die Ceremonie ist beendigt. Vergl. Davis 1. Th. S. 322 fg. *Timkovski* T. II. p. 113. 53) Auch die Seen des Hochlandes, der Tahan-Nor und Taal-Nor sind reich an dieser Fischgattung, welche nicht ganz einen Fuß Länge hat. Am 27. Juni 1689 wurden, wie Pater Gerbillon berichtet, in dem letztern See mit 3—4 Zügen 300,000 solcher Karpfen gefangen,

Außer diesen Toui-tsu findet man massive, schwere und schön lackirte Stühle aus dem edelsten Holze, denn die Chinesen sind das einzige asiatische Volk, welches sich dieser Hausgeräthe bedient. Neben ihnen stehen gewöhnlich von den Portugiesen cuspadores genannte, porzellanene Spucknäpfe[57]). Die Frauen bedienen sich statt der Stühle rothfarbener Kissen von Seide oder englischer Baumwolle. Als eine andere Zierde der Zimmer betrachtet man in Pe-tsche-li, wie in China überhaupt, Laternen von Papier, Seide oder Horn, welche gleich Candelabern von der Decke herabhängen, aber mehr Rauch als Licht verbreiten. Bücherrepositorien und Porzellangefäße für Goldfische, Blumen und künstliche Bäume, sowie Antiquitätensammlungen, findet man ebenfalls, als zur Ausschmückung gehörig, in den Zimmern, doch scheinen die Chinesen dabei mehr das bekannte: ex chao fit ordo als die Regeln des wahren Schönheitssinnes zu berücksichtigen. Die Mauer unter den Fenstern entlang oder auf der diesen gegenüberliegenden Seite laufen steinerne Estraden, welche am Tage zu Sitzen, des Nachts aber, wo man sie durch in ihnen angebrachte Öfen erwärmt, als Betten dienen. Zur Erwärmung der Zimmer braucht man glühende Kohlen, welche sich in bronzenen, eigens für diesen Zweck bestimmten Vasen befinden. Die zeltähnlichen Dächer sind die bekannten chinesischen. Platt, wie in den meisten warmen Ländern, sind sie vom Kamme bis zu dem über die Mauern des Hauses hinüberragenden Rande gewölbt und haben nur gegen die Spitze eine kleine Krümmung, ungefähr so, wie man sie auf unseren Pavillons sieht. Alle Dächer sind mit Ziegeln gedeckt, für deren Farbe es jedoch eigene Bestimmungen gibt. Die kaiserlichen Gebäude und die Tempel allein dürfen sich gelber Ziegel bedienen; grüne sieht man auf den Palästen der Großen des Reichs, alle Übrigen müssen sich mit grauen Ziegeln begnügen[58]). Die Häuser und Krambuden der meisten Einwohner haben auf dem Dache einen flachen Boden von Holz, der zum Trocknen der Waaren oder als Terrasse dient, um darauf an warmen Abenden frische Luft einzuathmen. — Die Paläste unterscheiden sich von den Privatwohnungen nur durch eine längere Reihe von Zimmern und durch einen vor denselben sich hinziehenden bedeckten Säulengang, vermittels dessen man in die Zimmer gelangt, die unter sich in keiner Verbindung stehen[59]). Noch glauben wir anführen zu müssen, daß nach Davis (1. Th. S. 366) die chinesischen Wohnungen eine frappante Ähnlichkeit mit denen von Pompeji haben sollen. Ganz anders wie mit den Städten steht es in Pe-tsche-li mit den meisten Dörfern. Denn obgleich einige derselben nach du Halde (T. I. p. 91) gleichfalls Thürme haben[60]), in welche die Einwohner in Kriegszeiten, oder wenn sie fürchten, von Räubern überfallen zu werden, ihre Habseligkeiten bringen[61]), so sind doch die meisten in dem erbärmlichsten Zustande, und wenn die Dörfer in anderen Staaten, je näher sie großen Städten liegen, selbst immer stadtähnlicher werden, so tritt in Pe-tsche-li grade der umgekehrte Fall ein, und es bestätigt sich durch sie der chinesische Spruch: „Wiewol es Armuth außerhalb Peking gibt, so ist doch Fülle in seinen Mauern.“ Wir konnten nicht umhin, zu bemerken, sagt Barrow (2. Th. S. 225), daß die Bauern der Provinz, in welcher die Hauptstadt liegt, in elenderen Umständen sind, schlechtere Häuser haben und ihre Felder nachlässiger bebauen, als in allen anderen Gegenden unserer Reise. Vier Lehm-

---

den Augen der Chinesen) die Schönheit ihrer geschriebenen Schriftzeichen ist die Veranlassung, daß sie ihre Handschrift soviel wie möglich sehen lassen; und da sie sich der Kalligraphie besonders widmen, so bewahren sie die Autographien ihrer Freunde in ihren Zimmern theils als Schmuck, theils als Andenken. Diese Autographien, welche moralische Sentenzen, Verse oder einzelne Stellen aus den heiligen Büchern enthalten, sind gewöhnlich auf Tafeln von Atlas oder schönem Papier (sur des papiers blancs, rouges ou d'autre couleur, sagt Timkovski) geklebt und immer zu zweien zusammengestellt, um eine Parallele ziehen zu können.

57) Das Geräusch, sagt Davis (1. Th. S. 372), mit dem sich die Chinesen des Überflusses ihrer Kehle entledigen, ist in Wahrheit unerträglich, und sie sind in dieser Hinsicht den Amerikanern der vereinigten Staaten vollkommen ähnlich. Sie haben, sagt Barrow (1. Th. S. 94), keine Taschentücher, sondern reinigen sich die Nasen mit kleinen, viereckigen Stücken Papier, welche deshalb von etlichen ihrer Bedienten in Bereitschaft gehalten werden. Viele sind nicht ein Mal so reinlich, sondern spucken auf den Fußboden oder an die Wände, wie die Franzosen, und reinigen ihre beschmutzten Hände an den Ärmeln ihrer Gewänder. Reinlichkeit ist überhaupt keine Tugend, auf welche die Bewohner Pe-tsche-li's, wie die Chinesen überhaupt, Anspruch machen dürfen. Sie schlafen des Nachts in den Kleidern, welche sie während des Tages anhaben. Sie waschen ihren Körper ebenso selten, als ihre Kleider, denn sie bedienen sich weder kalter noch warmer Bäder. Selbst an den heißesten Sommertagen wäscht man sich Gesicht und Hände mit warmem Wasser und an Seife ist nicht zu denken.

58) Barrow, sagt Davis (2. Th. S. 254), hat mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß die Form der chinesischen Dächer von den Zelten hergeleitet werden könne, die in ihrem ursprünglichen Hirtenstande im Gebrauch waren. Diese Form trägt ohne Zweifel dazu bei, den Gebäuden die nothwendige Festigkeit zu rauben und die Anwendung der hölzernen statt der steinernen Säulen ist auch nicht dazu geeignet, diesen Fehler zu verbessern; denn sie sind im Verhältniß zu ihrer Höhe im Allgemeinen sehr dünn. So wie wir den Ursprung unserer steinernen Säulen den starken Baumstämmen beilegen, welche nach oben successive dünner werden, so scheinen die Chinesen die ihrigen vom Bambus hergeleitet zu haben, welcher überall gleich dünn ist. 59) Man darf in China aus dem Umfange der Mauern einer Stadt nie auf ihre Größe oder Bevölkerung schließen. Es gibt wenige Städte, in denen nicht große Flecke unbebaut lägen, und in vielen Städten nehmen diese mehr Raum ein, als der Boden, auf welchem die Häuser stehen. Selbst in demjenigen Theile Pekings, welcher die chinesische Stadt genannt wird, sind einige hundert Morgen besäet. Solche Flecke ledig gelassenen Bodens dienten vielleicht, wie Barrow (2. Th. S. 171) meint, den Einwohnern, um zur Zeit einer Belagerung das ihnen nöthige Gemüße, namentlich Zwiebeln und Knoblauch, zu erbauen. 60) Il y a beaucoup de marbre, heißt es bei du Halde (T. I. p. 91), dans cette Province (Petcheli): la campagne est unie, bien cultivée et pleine de Hameaux et de Villages, où l'on voit grand nombre de ces espèces de Tours ou de Dongeons; de sorte que de loin l'on prendroit tous les villages pour autant de Forteresses. 61) Les Villages que je trouvais ce jour-là, avoient tous une maison élevée et semblable à une petite Tour quarrée: les Habitans s'en servent pour mettre leurs effets plus en sureté dans les tems de troubles, ou lorsqu'ils craignent des irruptions de voleurs etc. (*Du Halde* T. I. p. 111). Um die Dörfer herum findet man meistens starke Baumpflanzungen, sodaß man sie oft nicht eher gewahr wird, als bis man sie sieht.

mauern [62]), mit Reisstroh oder den Stengeln des Holcus gedeckt, machen die Häuser der Bauern aus. Gemeiniglich sind sie mit Thonmauern oder mit einem Zaune von starken Stengeln des holcus sorghum umgeben. Eine Abtheilung von Matten sondert die Hütten in zwei Zimmer und in einem solchen Gehöfte finden sich mehrentheils die Familien von zwei bis drei Menschenaltern, sowie Rinder, Schweine, Federvieh und alle lebendigen Geschöpfe, die zur Haushaltung gehören. Diesen Wohnungen völlig angemessen ist auch die Nahrung und Kleidung dieser armseligen Dorfbewohner. Sie essen regelmäßig zwei Mal des Tages, nämlich Vormittags um zehn, und Nachmittags um drei oder vier Uhr. Ein wenig gekochter Reis oder Hirse mit einigen Gemüsen meistens dem Petsai und in Öl gebratene Zwiebeln machen die Hauptbestandtheile der Mahlzeit aus. Fleisch kommt selten auf den Tisch, und ist dies der Fall, so ist es Schweinefleisch. Begierig bewarben sich diese Leute um die von den Engländern gebrauchten Theeblätter, um sie noch einmal abzukochen und mit größter Dankbarkeit empfingen sie die Überbleibsel von den Mahlzeiten derselben. Schon um drei oder vier Uhr des Morgens steht der Kessel über dem Feuer und ihr Getränk ist gewöhnlicher Reiswein; doch erlauben sie sich nur selten ihn, so schlecht er auch ist, über die Lippen zu bringen. Die Kleidung eines chinesischen Bauern ist im Allgemeinen zweckmäßig und läßt den Gliedern die möglichste freie Bewegung. Sie besteht, nach Davis, im Sommer in einem Paar baumwollenen Beinkleidern und in einem Hemde, oder vielmehr in einer belgischen Blouse, die sie jedoch nur tragen, wenn es kalt ist. Ein sonnenschirmförmiger Hut aus Bambus schützt gegen die Sonne. Im Winter trägt man eine Filzmütze und in der Regenzeit einen Schilfmantel, von welchem das Wasser herunterläuft, wie von einem Wetterdache. Gewöhnlich geht der Bauer barfuß und trägt nur Strohsandalen, wenn er mit schweren Lasten beladen ist. Hiermit stimmt Barrow völlig überein. Nach ihm hatten die Blousen eine blaue oder braune Farbe und nur dieser oder jener trug grobe, baumwollene Strümpfe.

Nicht viel besser ist die Kleidung und Lebensart der mittleren Classe in Pe-tsche-li. Die am besten angezogenen Mannspersonen trugen, nach Barrow (1. Th. S. 87), eine Art sammetner Mütze, ein kurzes, am Hals eng zugeknöpftes und über der Brust zusammengeschlagenes, weitärmliches Camisol aus baumwollenem oder schwarzem, blauem und braunem seidenem Zeuche und dazu gesteppte Weiberröcke und schwarzatlasne Stiefeln. Die Weiber dieser Classe tragen fast allgemein gleich den Männern ein blaues, baumwollenes Fuhrmannshemde, welches entweder bis in die Mitte des Schenkels, oder bis an das Knie reicht. Lange Kleider sind gegen die Mode, weil sie, nach einem chinesischen Sprüchworte, die Füße verstecken. Unter diesen Blousen befinden sich die weiten, rothen, grünen oder gelben Hosen, welche kurz unter der Wade eng zusammengezogen werden. Das Gesicht wird plumb weiß geschminkt, die Augenbrauen werden schwarz gefärbt und auf der Mitte der Unterlippe, sowie des Kinnes oblatengroße Carminflecke angebracht Das rabenschwarze, hinten schneckenförmig zusammengewickelte Haar wird mit Blumensträußern und großen, silbernen, messingnen eisernen Nadeln geschmückt, welche die Form eines Andreaskreuzes haben. Der kleine Fuß ist der vorzüglichste Schmuck dieses Geschlechts, über welchen Barrow (1. Th. S. 89 fg.) ausführlich handelt, und nach Pater Ly würde ein chinesisches Mädchen Thränen vergießen, wenn man ihr sagte, daß es große Füße hätte. Die Lebensweise dieser Mittelclasse ist etwas besser als die der Bauern. Sie genießt Reis, Petsai und andere Gemüse, sowie Schweinefleisch und frische und geräucherte Fische, und vergnügt sich mit Wachtelkämpfen und anderen Spielen. Denn der Spielgeist ist in Pe-tsche-li, wie überhaupt in China, so allgemein, daß man in jedem Nebenwinkel der großen und kleinen Städte Gruppen von Leuten sieht, welche Karten spielen oder würfeln.

Was die höheren Stände in Pe-tsche-li anbetrifft, so muß man berücksichtigen, ob sie zu den Chinesen, Mandschu oder Mongolen gehören, denn diese drei Völker sind in Pe-tsche-li vor anderen Provinzen herrschend, und grade dieser Vermischung schreibt man es zu, daß die Bewohner dieser Provinz stärker, mannhafter und den Beschwerden des Kriegs gewachsener erscheinen, als die der südlichen Provinzen, wogegen sie von diesen nach Grosier in wissenschaftlicher Hinsicht übertroffen werden sollen.

Die Männerkleidung ist bei den Chinesen sowol, als bei den Mandschus ein sehr theuerer Artikel, da man nicht blos für den Sommer und Winter, sondern für jeden außerordentlichen Fall eigene Kleider nöthig hat [63]). Das Hauptgewand besteht in einem langen, gefütterten Kleide, welches dem der Russen sehr ähnlich und bei den Officieren vorn und hinten aufgeschlitzt ist. Über dieses Unterkleid zieht man einen weitärmlichen Rock, welcher wiederum dem Gewande der russischen Geistlichen gleicht. Der Stoff zu diesen Gewändern ist entweder blumige Seide, oder auch Tuch und Kasimir. Die Lieblingsfarben der Männer sind blau, violett und schwarz; Grün, Roth, Rosa und Nelkenbraun sind die Farben der Frauenkleider. Während des Winters trägt man mit Baumwolle wattirte Kleider. Die Reichen legen großen Werth auf Pelzwerk [64]), welches ihnen größtentheils die Russen und Nordamerikaner liefern. Man nimmt dazu die Felle der Eichhörnchen, der schönsten Lämmer, der weißen Füchse und Zobel. Die Stutzer tragen im Winter ein mit Zobel

62) Toutes les maisons sont de terre, à toicts plats, couverts de paille ou de chaume, plusieurs flanquées de petits pavillons quarrez, wird bei du Halde (T. I. p. 91. 92) gesagt.

63) Die Mandschuofficiere werden durch den Kleiderluxus zu große Kosten gesetzt und hohe Würdenträger sieht man die Winterkleidung auf dem Leihhause versetzen, um die Sommerkleidung zu erhalten, welche sich daselbst befindet (vergl. *Timkovski* T. I. p. 36[illegible]).

64) Alle Thierfelle werden als Mittel gegen die Kälte benutzt und man füttert die Kleider mit den Fellen der Schafe, Hunde, Katzen, Ziegen, Eichhörnchen, Ratten und Mäuse. Bei den vom Schicksale begünstigten Personen erbt das Pelzwerk von dem Vater auf den Sohn und macht nicht den geringsten Theil des Nachlasses aus. Das beliebteste Pelzwerk wird aus den Fellen ungeborner Lämmer bereitet und steht hoch im Preise.

oder den Fellen schwarzer Katzen mit weißen Haaren besetztes Oberkleid, und zwar so, daß das Pelzwerk nach Außen zu stehen kommt, damit es besser gesehen werden kann. Diese Oberkleider, welche ma-kua, d. i. Überrock, genannt werden, sind oft so kurz wie Spencer, und da sie leicht und bequem sind, so bedient man sich ihrer gern beim Reiten. Der Gürtel ist von Seide, gewöhnlich aber besteht er aus einem Bande von Zwirn oder Baumwolle und hat vorn eine Agrafe. Dieser Gürtel hält auf der linken Seite einen Degen und kleine, lackirte oder aus Schildpatt verfertigte Etuis, in welchen sich Messer und kleine elfenbeinerne Stäbchen befinden, deren man sich statt der Gabeln bedient. Auf der rechten Seite trägt man eine gestickte Börse von Seide, in welcher sich die Schnupftabaksdose und im Sommer auch der Fächer befindet, dessen sich in China Männer und Frauen bedienen. Der Symmetrie wegen trägt man auf der linken Seite eine ähnliche Börse, in welcher man den Appetit reizende Bonbons aufbewahrt. Statt des Hemdes tragen Einige ein sehr leichtes Kleid von Leinwand oder Seide auf dem Leibe, denn Hemden kennt man nicht und Reinlichkeit ist überhaupt nicht sehr im Gebrauch bei den Chinesen. Sie waschen sich selten und sind die einzigen Morgenländer, welche keine Bäder kennen, ja viele halten das Baden für ungesund. Schnupftücher und Servietten ersetzt man durch Papierstreifen. Die Hosen bestehen aus Nankin oder Seide. Der größte Theil der Chinesen trägt auch Stiefeln aus diesen Stoffen; die Reichen verwenden dazu schwarzen Atlas oder Tuch. Die Sohlen dieser Stiefeln und der gleichfalls gebräuchlichen Schuhe sind so dick wie ein Daumen. Sie werden aus Papiermâché verfertigt und sind sehr unbequem, da sie sich nicht biegen. Die Mandschufrauen tragen schöne, mit Seide gestickte Schuhe, deren Sohlen von Holz und vier Zoll dick sind. Dies hindert einen leichten Gang und verursacht auf Steinen oder Dielen einen großen Lärm. Sie scheinen diese Fußbekleidung gewählt zu haben, um den wackelnden Gang der Chinesinnen nachzuahmen, doch entstellt sie ihre Füße nicht. Vornehme Leute tragen ovalrunde, kirschfarbige Mützen von Atlas mit einem schwarzen Rande, welcher umgestülpt rund herumläuft und vorn und hinten etwas höher ist, als an den Seiten, und einer rothen Quaste. Dieser Rand, wie der Stoff zu der Mütze wechselt nach der Jahreszeit. Im Herbste besteht der letztere aus Sammt, im Winter aus Lammfell oder Zobel. Im Sommer trägt man kegel- oder trichterförmige Mützen, welche höchst zierlich aus Bambus geflochten werden. Auf den Mützen der öffentlichen Beamten befindet sich ein steinerner Knopf, dessen Farbe den Rang dessen anzeigt, welcher ihn trägt. Die ärmere Classe gebraucht im Winter Filzmützen, welche denen der Lithauer ähnlich sind, im Sommer Strohhüte[65]). Die Männer rasiren die Haare der Stirn und der Schläfe ab, das übrige Haar flechten sie in einen den Rücken entlang herabhängenden Zopf, dessen Länge als eine große Schönheit betrachtet wird. Künstliche Zöpfe sind gleichfalls gebräuchlich. Das Haar wachsen lassen ist ein Zeichen der Trauer; einen Schnurrbart trägt man erst in dem 40., einen Backenbart erst mit dem 60. Jahre, doch ist das Barthaar bei den Chinesen nur sehr dünn. Halstücher sind im Sommer nicht gebräuchlich, im Winter trägt man Binden. Die Kleidung der Frauen ist von der der Männer wenig verschieden. Die Weiber der wohlhabenden Classe kleiden sich äußerst prachtvoll in die besten, reich mit Stickereien beladenen Seidenzeuche. Die jungen Mädchen lassen ihre Haare in langen Flechten herunterhängen; bei der Verheirathung werden sie aufgewunden, mit Blumen und Perlen geschmückt und mit zwei Nadeln festgesteckt. Zuweilen tragen die Frauen einen Schmuck von Gold und Edelsteinen, welcher den Fong-hoang oder den chinesischen Phönix vorstellt, der die Flügel ausbreitet und den Schnabel mittels einer elastischen Feder bis auf die Stirn herunterhängen läßt. Die jungen Frauen malen sich die Augenbrauen und stellen dieselben in einer schön gebogenen Linie dar. Die Sitte, das Gesicht weiß und roth zu schminken, herrscht durchgängig, und die kleinen Füße haben bei den Chinesinnen, nicht aber bei den Mandschufrauen, den höchsten Werth. Die Modewechsel sind übrigens bei den Chinesen wie bei den meisten Morgenländern sehr selten. Die jetzige Art, sich zu kleiden, wurde 1644 von den Mandschu eingeführt.

In Hinsicht der Sitten und Gebräuche findet sich in Pe-tsche-li wenig zu bemerken. Die Gesellschaften, welche die Vornehmen sowol unter den Mandschu als unter den Chinesen geben, sind äußerst steif; Frauen werden nie dazu gezogen. In den Versammlungen der Gelehrten, zumal wenn sie aus jungen, heiteren und geistigen Männern bestehen, beschäftigt man sich mit leichten Dichtungen, oder man gibt Räthsel auf, deren Lösung in Versen geschieht. Mandschu und Chinesen sind Freunde einer reichbesetzten Tafel[66]), sowie des Spieles. Man sieht den Hahn- und Wachtelgefechten zu, spielt Karten, Schach, Domino oder Houe-thsiouan. Der Verlierende muß ein Glas Branntwein leeren. Im Winter benutzt man das Eis zu Vergnügungen. Van Braam, welcher zu der holländischen Gesandtschaft gehörte, welche nach der Lord Macartney'schen Peking besuchte, beschreibt eine solche Eisbelustigung folgendermaßen. Der Kaiser erschien auf einer Art von Schlitten, welcher mit drachenähnlichen Figuren geziert war und von Mandarinen gezogen ward. Ebenso wurden die Schlitten der vier ersten Minister von Man-

65) Beim Anfang des Winters oder Sommer's nimmt der Tson-to oder Vicekönig jeder Provinz seine Sommer- oder Wintermütze in Gebrauch; diese Veränderung wird dann in der amtlichen Zeitung bekannt gemacht und diese Bekanntmachung wird als Befehl betrachtet, dem Vorgange des Vicekönigs zu folgen.

66) Da die asiatische Eifersucht es nicht erlaubt, Fremde in sein Haus einzuladen, in welchem man nur die Höflichkeitsbesuche der Verwandten annimmt, so ladet man seine Freunde oder diejenigen Personen, deren man bedarf, in öffentliche Häuser ein und tractirt sie hier, wobei es oft sehr lärmend hergeht. Die Chinesen lieben zahlreiche Versammlungen, und obgleich die Promenaden nicht immer besucht sind, so ist doch zu manchen Zeiten die darauf befindliche Menge unglaublich. Im Frühjahre begibt sich der Städter gern auf das Land, man trinkt Thee, sieht Taschenspielern und Gauklern zu und kehrt am Abend in die Stadt zurück. Die Reichen und Vornehmen zeigen sich auf den Promenaden in prächtigen, mit schönen Maulthieren bespannten Equipagen oder auf Rennpferden.

Seine Bewohner mögen sich jetzt auf 200 Köpfe belaufen; — einige 20 Familien legten es an, — sie sind Altgläubige (Raskolniken, Starowierzi), unterhalten ein Bethaus [2]) und wohnen in hölzernen Häusern, während die ihnen als Viehknechte dienenden Kirghisen ihre Filzjurten beibehalten haben. Seine Entstehung verdankt Petschitschenskaja der Erweiterung des russischen Bergbaues im Altai, indem dieser und die mit ihm verbundenen mineralogischen Forschungen die Wiederauffindung russischer Ausreißer (Läufer) veranlaßte, welche sich in die südlichsten und wildesten Theile des Altai an der oberen Buchtarma geflüchtet und hier, der übrigen Welt lange Zeit verborgen, als Wildschützen gehaust hatten, bis sie, von Russen und Chinesen gleich gedrängt und auf 300 Köpfe herabgesunken, durch ihren Abgeordneten Buikow die Gnade der Kaiserin Katharina II. nachsuchten, die ihnen auch ein Ukas vom 15. Sept. 1791 zusicherte. Sie verließen darauf ihre unwirthsamen Felsendörfer, die ihnen den Namen Kamen-schtschiks zugezogen hatten und siedelten sich in dem ihnen angewiesenen fruchtbaren Landstriche im Buchtarmathale an, wo sie Dörfer gründeten, deren Zahl sich 1809 auf neun belief, obgleich v. Ledebour deren nur acht namhaft macht [3]). Hier leben sie als Bauern und Jassakpflichtige, indem ihnen statt anderer Abgaben die Lieferung von Pelzwerk auferlegt wurde, wofür sie jedoch jetzt auch Geld entrichten können, und treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd- und Tauschhandel mit den Chinesen und Kirghisen. In Sitten und Gebräuchen den Russen meistens gleich, verbinden sie mit roher Wildheit und kühner Gewandtheit, den Resten ihrer früheren Lebensweise, große Sitteneinfalt und hohe Gastfreundschaft. Roß und Gewehr sind ihre beständigen Gefährten, da die Menge der hier hausenden wilden Thiere sie zum bestä[ndigen] Kampfe nöthigt [4]). (*G. M. S. Fi*

2) Da bei den Raskolniken des Lesens und Schreibens kundige Greise dem Gottesdienste vorstehen, so haben sie keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Die Ehen werden jedoch in der Kirche von Buchtarminskaja-krepost geschlossen und bei dieser Gelegenheit, wo man die Neuvermählten mit Flintenschüssen empfängt, trägt die Braut außer einem großen Schleier auch einen Mannshut. 3) Jene acht Dorfschaften, heißt es bei Ritter, sind dort unter dem Namen der Felsendörfer bekannt; ihre Insassen, sagt man, wohnen im Fels (w' kamen) oder hinter dem Fels (sa kamen), daher der Name der Kamen-schtschiks, Felsbauern oder Jassakschniken, weil ihnen (Jassaktribut) Felltribut auferlegt ist. Fünf dieser Dörfer liegen im Thale der Buchtarma, vier an ihren Seiten. Die ersteren heißen abwärts im Thale von West nach Ost: Ossotschicha, Buicowa, Esennaja (Sennoi), Korobischenskaja (Korovicha), Werch-Buchtarminskaja, die letzteren auf den Höhen am Süduſer der Buchtarma, Malo-Narymskaja (Malci-Narymsk 2728 Fuß ü. d. M.) und über dem Norduſer Jasowaia, Bjelaga und Fykalka. Dieses letztere Dorf liegt am Bergwasser Fykalka, welches auf dem großen Lißwäga — den kleinen Lißwäga ersteigt man vom Dorfe Werch Buchtarminsk aus — entspringt und sich in die Bjelaga ergießt. Es zählt, rings von Bergen umgeben, 10—12 Bauernhöfe und ist das am höchsten gelegene Dorf mit feststehenden Wohnplätzen im Altai, indem sich seine Höhe über dem Meere auf 3951 Fuß beläuft. Es liegt dicht an der chinesischen Grenze und nur 50 Werst oder sieben geographische Meilen von ihm entfernt, im Süden der Buchtarma, steht der erste chinesische Posten, Tchingistei, bei welchem die sogenannte chinesische neue Linie beginnt, die sich von da gegen Südwest zu den narymskischen Postirungen und dann, den Saisansee und das Dsungarenland (Songarei) umgehend, bis zur Bucharei erstreckt.

PETSCHORA, ein großer Strom, der seine [...] auf der Westseite des Ural im europäischen Rußlan[d] da, wo die Statthalterschaften Wologda, Tobolsk [...] Perm zusammenstoßen und der nördliche Ural sich [...] Er wendet sich Anfangs westwärts, dann aber nach [...] west, durchströmt die Gouvernements Wologda un[d] [Ar]changel, aber lauter rauhe, unbewohnte Gegenden un[d] [un]fruchtbare Steppen, und fällt endlich nach einem [...] von 143 Meilen mit mehren Armen unter 67°. 10' [...] Br. in die pustoserskische Bai des nördlichen O[ceans]. Seine Ufer sind sehr steil und enthalten viele Kalk[...] Höhlen und Klüfte. Seine bedeutendsten Nebenflüsse [...] die Usa, Ischma und Tyra. Ungeachtet er zwei bis [...] Klaftern tief und den ganzen Sommer hindurch sch[iffbar] ist, hat er dennoch, weil er blos im hohen Norden [...] und in den arktischen Gegenden einen großen Thei[l des] Jahres hindurch unter Schnee und Eis versteckt [...] für die Schiffahrt keinen sonderlichen Werth, außer [...] er etwas Korn nach Pustosersk, einer kleinen Han[dels]stadt im Samojedenlande, führt. Die Mündung [...] ben in den Eisocean enthält eine Menge Inseln, un[d in] seinem Laufe ist er reich an Lachsen und Schnäpeläs[...] (*J. C. Pe*

PETSCHORA oder **PETSCHORÜ**, teutsch [...] tschur, eine kleine Kreisstadt in der pleskowschen St[att]halterschaft des europäischen Rußlands an der Pi[...] und der Grenze von Livland, mit einem Kloster gle[ichen] Namens, dahin fleißig gewallfahrtet wird, einer Ki[rche], welche in einen weichen Sandsteinfelsen eingehauen [...] worin weithin Gänge sich erstrecken, ähnlich denen [...] Kiew, 118 Häusern und 500 Einwohnern, die ei[nen] Productenhandel, besonders mit Korn und Flachse, [...] St. Petersburg treiben. (*J. C. Pe*

PETSCHORISCHE STEPPE, sie gehört zu [...] arktischen Flächen im nördlichen Rußland und breitet [...] zwischen der Dwina und Petschora, oder vom Eis[meere und] weißen Meere bis zum Gouvernement Wologda aus; [...] der freudenlosesten, einförmigsten Einöden, ein holz[...] Morast mit niedrigem Gestrippe und tiefen Moorgrün[den], nur hier und da Felsengrund und Torflager, mit [einer] Menge kleiner Seen mit süßem Wasser, und, die Ge[gen]den um Archangel, Mesen rc. ausgenommen, völlig [...] schenleer. Im südlichen Theile wächst sparsam etwas [...] Kiefern, Tannen und Birken, und auf den Anhöhen [...] chenbäume; im nördlichen hingegen kommt das Holz [...] gen der Kälte nicht fort. (*J. C. Pe*

Petschvarad, s. Petsvar.

PÉTSKA (Rácz- und Magyar-). Zwei der grö[...]

4) Bei der ersten Zählung wegen Auferlegung des Ja[ssak] fanden sich nur 300 Köpfe in diesen neun Dorfschaften, deren [...] jedoch sich seitdem vermehrt hat. Im J. 1826 war diese Ko[...] seit 1803 auf 1100 männliche Individuen gestiegen, unter [...] sich 800 Bauern und 300 Jassakschniken befanden, sodaß ma[n die] ganze damalige Bevölkerung, Weiber und Kinder mit einger[echnet], auf 4—5000 Seelen stellen kann. Vergl. Ritter's Erdk[unde] 1. Bd. 2. Th. S. 588. 669. 681. 685. 701.

:ktflecken des Landes, welche im arader Gerichtsstuhle gleichnamigen Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß rungarns, liegen, 1578 Häuser und 13,441 Einwohzählen (8482 Katholiken, 4897 nicht unirte Griechen, Reformirte, 34 Juden). Magyar.-P. (Ungarisch-P.), rhalb Rácz gelegen, hat eine römisch-katholische, zum thum Csanad gehörige Pfarre, eine katholische Kirche Schule. Rácz-P. (Walachisch-P.), etwas mehr naufwärts liegend, hat eine Pfarre, Kirche und Schule.)er Umgegend ist sehr fruchtbar, aber sumpfig.
(*G. F. Schreiner.*)

PETTAGNE, gefährliche Felsen, welche aus dem atischen Meere zwei Miglien südöstlich vom Vorge: C. Gallo und gegen 250 Schritte vom westlichen Fuße s Vorgebirges liegen, das die Rhede von Brindisi t. Zwischen diesen Felsen und dem Festlande ostwärts ein Raum von ungefähr einer halben Miglie, welden besten Eingangspunkt in den Hafen dieser Stadt t, welcher zwar den Ostwinden ausgesetzt ist, ohne diese jedoch je in ihm eine große Aufregung zu been im Stande wären, da sich die Gewalt der Woschon früher an diesen Felsen bricht, welche zur Bezung des Hafens leicht benutzt werden könnten.
(*G. F. Schreiner.*)

PETTAH heißt auf der Insel Ceylon derjenige Theil : Stadt, welcher von den Singhalesen und übrigen)teuropäern bewohnt wird und außerhalb der Citadelle der eigentlichen Stadt liegt. Solche Pettahs finden bei Colombo, Jaffnapatam ꝛc. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAL, Stadt in dem vorderindischen Madura, he zehn englische Meilen östlich von Coilpetta liegt.
(*G. M. S. Fischer.*)

PETTAPOLLY, vorderindische Stadt im Circar ntoor, ist 42 englische Meilen von Masulipatam in vestlicher Richtung entfernt und liegt an der bengali1 Küste. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAPOUR, PETTIPUR, PATIPARA. 1) Stadt in dem zur vorderindischen Präsidentschaft Ma; gehörigen Circar (Districte) Rajamundry, ist 22 enge Meilen nordnordöstlich von der Stadt dieses Nas entfernt und treibt Zuckerbau; 2) P., vorderindi Stadt in Guzerate, welche zwölf englische Meilen Amedabad entfernt ist. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTAU oder **PETAU**, lat. Petovio, Petovium,). Ptuja (46° 26′ 21″ nördl. Br. und 33° 39′ 11″ L.). Zu dem bereits unter den Artikeln Petau und ovio Beigebrachten bemerken wir nachträglich, daß die ıdt 11 Meilen von Grätz, 18 Meilen von Klagenfurth, Meilen von Marpurg und 37 Meilen von Wien entt, am Ostufer der Drave liegt und für die älteste ıdt Steiermarks gilt, mit 214 meist gut gebauten ısern und (1843) mit 1709 Einwohnern. Der aus m Bürgermeister und drei Räthen gebildete Magistrat tau's hat über die Stadt und deren Bezirk ein freies ıd- (Criminal-) gericht; mit der katholischen Stadtrre, die unter landesfürstlichem Patronate steht, ihre eie Pfarrgült und Unterthanen hat, ist eins der drei Kreisdekanate des marpurger Kreises verbunden; auch befindet sich hier das Kreis- oder Districtsphysikat und eine Poststation. Für den Handel ist Pettau, in welchem sich (seit 1788) eine Hauptlagerstätte, sowie ein Hauptzollamt und bedeutende Manufacturen befinden, in sofern wichtig, als die Waaren, die über Grätz nach Kroatien (und Ungarn), und von da nach Steiermark gehen, ihren Weg über Pettau nehmen. Eine lange Brücke führt über die Drave. (*G. M. S. Fischer.*)

Sehenswerth ist die im ältesten teutschen Style erbaute Dechantkirche, welche ein Hochaltarblatt von Schiffer, eine beachtungswerthe Holzarbeit an den Sitzreihen des Presbyteriums und manchen Grabstein aus der Ritterzeit hat. Auch die vielen römischen Denksteine, welche man an vielen Gebäuden der Stadt, insbesondere eine Ara vor dem Rathhause, werden die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes und Alterthumsforschers fesseln. Das hier noch immer bestehende Minoritenkloster wurde im J. 1329 von Ulrich von Wollsee gegründet. Die Klöster der Dominikaner und Capuciner wurden vom Kaiser Joseph II. aufgehoben. Unter den Einwohnern sind viele Wenden, doch ist die teutsche Sprache die vorherrschende, da sie fast auf der Scheidungslinie beider Sprachen liegt. Der Ursprung der Stadt ist in Dunkel gehüllt. Nach der Ansicht Einiger war Pettau lange vor der Römerherrschaft ein wohlangebauter pannonischer Ort und blieb auch nach der Eroberung Pannoniens ein bedeutender, Petovium benannter Punkt; doch scheint nach den, der heutigen Stadt gegenüber, am rechten Drauufer viel zahlreicher vorkommenden Denkmälern und alldort auch häufiger aufgefundenen Münzen dieses älteste Petovio (das Petobio des Mittelalters) am rechten Flußufer gestanden zu haben. Eine große Anzahl von Denkmälern, Denksteinen und Münzen redet von dieser Stadt und ihrer Wichtigkeit *). Von der letzteren zeugt die eine Thatsache, daß es im J. 1396 bei dem ersten Türkeneinfalle gegen 16,000 Menschen einbüßte. Selbst im Draubette sieht man bei niederem Wasserstande die Überreste stattlicher Gebäude der Römer. Am Stadtberge, der sich an der Stadt erhebt, wächst ein sehr guter Wein, der gern gekauft wird. (*G. F. Schreiner.*)

PETTAUER FELD (das), wird eine ausgebreitete Fläche genannt, welche sich zunächst der Stadt Pettau im marpurger Kreise der untern Steiermark zu beiden Seiten der Drau ausbreitet, theilweise wegen einer aus Gerölle bestehenden Unterlage wenig fruchtbar ist, durch die Drau in zwei Theile, das obere und untere Draufeld, getheilt und auch zuweilen von ihr mit Überschwemmungen heimgesucht wird. Im Herbste werden hier fast jährlich große Militair-Manoeuvres gehalten. Man bemerkt auf ihr von Entfernung zu Entfernung zwei bis drei Klafter hohe kegelförmige Hügel, die man für altslawische Gräber hält. Das Feld hat auch historische Wich-

---

*) s. das historisch-topographische Lexikon von Steiermark von Karl Schmutz (Grätz 1822), 3. Th. S. 123—133. Povoden in des Freih. von Hormayr Archiv für Geschichte ꝛc. (Wien 1829.) S. 585 fg.) D. Müllibach, ebendas. im neunten Jahrgang 1818. S. 50—83, 205, 325 fg.

meindedorf in dem nach Adria benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Polesine di Rovigo, am rechten Ufer der Etsch in der Ebene gelegen, mit 294 Häusern, 2200 Einwohnern, zwei zum Bisthum Adria gehörigen Pfarreien, zwei Kirchen, einem Gemeindevorstande und zwei dazu gehörigen Bruchstücken (Frazioni). 2) P. Papafava, ein zur vorigen Gemeinde gehöriges, dahin auch eingepfarrtes Dorf, welches unterhalb der früher genannten Ortschaft auch an der Etsch liegt. 3) P. Papafava, ein zur Gemeinde und Pfarre Cavarzere gehöriges Dorf in dem nach Chioggia benannten Districte IV. der venetianischen Provinz Venedig. (*G. F. Schreiner.*)

PETTORI, ein Dorf des Großherzogthums Toscana, in der Provinz Pisa gelegen, zum Bezirke von Pisa und zur Gemeinde von Cascina gehörig, vier Miglien ostwärts von Pisa und nur eine kurze Strecke vom linken Ufer des Arno entfernt, von einer fruchtbaren, wohlbewässerten und trefflich bebauten Ebene umringt, mit 108 Häusern, ungefähr 800 Einwohnern, einer eignen Pfarrei, welche zum Vicariate von Pontedera (des Erzbisthums Pisa) gehört, einer Kirche und Schule. Die Umgegend dieses Dorfes ist reich an Wiesen und Getreide. (*G. F. Schreiner.*)

PETTOUR (Le), ritterliches Geschlecht in England, von welchem Camden Folgendes berichtet: „An gemeldtem Fluß Stour stehen auch Stow und Needham, zwei Handelstädtlein und nicht fern vom Ufer Hemingston, worinn Baldwinus le Pettour (merket mir diesen Namen wohl) etliche Güter per Seriantiam (ich rede aus einem alten Buch) gehalten, vor welche er an dem H. Weyhnachtstag jährlichen vor dem Herren Könige in Engelland unum saltum, unum suffletum und unum bumbulum machen solte, oder wie anderstwo zu lesen, per saltum, sufflum und pettum, das ist, wie ichs verstehe, daß er springen, die Backen mit einem Schall aufblasen, und einen Wind streichen lassen solte. So auffrichtig frölich ist man zur selbigen Zeit gewesen. Und ist zu mercken, daß zu diesem Lehen die Manour von Langhall gehöret hat. Hemingston ist in Suffolkshire belegen. (*v. Stramberg.*)

PETTUS (John [Johann]), geb. in Suffolk (England), war Pettus während König Karl's II. Regierung Parlamentsmitglied für Dunwich und einer der Aufseher (deputy governor) der königlichen Bergwerke. Wir wissen nicht, weshalb er eine Zeit lang in das Fleetgefängniß gesetzt wurde, wo er sich die Zeit mit Übersetzungen teutscher Werke vertrieb, deren eins unter dem Titel: Fleta Minor, or the Laws of Art and Nature in knowing, judging, assaying etc. of Metals erschien. Zwei andere Werke, welche ihn ebenfalls zum Verfasser haben, führen die Titel: England's Independency of the Papal Power, und History, Laws and Places of the chief Mines and Mineral Works in England and Wales. Er starb gegen das Jahr 1690. (*Fischer.*)

PETTY. Unter mehren Kindern von Anton Petty, Schneidermeister zu Rumney, zeichnete sich durch lebhaften Geist und große Fingerfertigkeit der am 26. Mai 1623 geborene Sohn Wilhelm aus. Ein mechanisches Genie von der Wiege an, hatte sich Wilhelm in dem Alter von zwölf Jahren beinahe alle Geheimnisse des Zimmern und Schmiedgewerbes angeeignet. Die Grammati lernte er zu Rumney; mit 15 Jahren versichert er lateinischen, griechischen, französischen Sprache, der metik, der praktischen Geometrie und Astronomie, h sächlich in ihrer Anwendung auf Schiffahrt und rungskunde, vollkommen mächtig gewesen zu sein. dem er die Universität Oxford besucht hatte, nah Dienste auf der Flotte, und in dem Alter von 20 ren ersparte er sich hier einen Schatz von 60 Pf. m wann einen andern Schatz in mathematischem Wissen, ihn ein Jüngling kaum jemals besessen haben wird. Geld half ihm bei einer dreijährigen Reise durch die derlande und Frankreich, die er 1643 antrat, vielleic der geheimen Absicht, den Wechselfällen des Kriegs schen König und Parlament zu entgehen; er benutz aber auch zu sehr ernsten, vorzüglich medicinischen dien in Utrecht, Leyden, Amsterdam und Paris. In ris soll Wilhelm eine Zeit lang nur von Nüssen geleb ben. Gleichwol muß er schon damals ein ausgema Tausendkünstler gewesen sein, denn als er in Beglei seines Bruders Anton, von dessen Erziehung er die sten bestritten hatte, nach seiner Geburtsstadt Rum zurückkehrte, war das ersparte Capital zu dem Be von 70 Pf. angeschwollen. Nach noch nicht völlig Jahren promovirte er zu Oxford als Doctor der Ph (7. März 1650), ließ sich auch in verschiedene Club Virtuous aufnehmen. Unter dieser Rubrik versteht die verschiedenen Conventikel der Heiligen, die, von S täuschung ausgehend, nicht minder den Nächsten zu schen beabsichtigten. Der Verkehr mit diesen Trägern Instrumenten der höchsten Gewalt wurde dem ju Manne sehr vortheilhaft. Am 6. März 1648 erhie für seine Erfindung einer Copirmaschine von dem P ment ein Patent auf die Dauer von 17 Jahren. G zeitig beinahe mit seiner Promotion wurde er Fello Brazen-Nose-College zu Oxford. Den Ruhm, den e durch seine Vorlesungen über Anatomie, Physik und mie erwarb, steigerte noch das Kunststück, das er im cember 1650 an der Kindermörderin Anna Green be stelligte. Die Person hatte am Galgen ihr Verbr büßen sollen, an dem Leichname glaubte Petty einige benszeichen zu verspüren, und es gelang ihm nicht die Unglückliche vollends in das Leben zurückzurufen, dern auch ihre Begnadigung zu erbitten. Als einen seiner menschenfreundlichen Bemühung empfing er im nuar 1651 seine Beförderung zum Lehrstuhle der An mie; er wurde auch, immer noch der Heiligen Günst in die Gesellschaft der Ärzte zu London aufgenom und bei dem dasigen Gresham-College als Lecturer Music angestellt. Die Kosten der Aufnahme in die Ge schaft der Ärzte hatten seinen Schatz zu dem Be von 28 Pf. herabgebracht; es füllten ihn aber allm wieder die Einnahmen der verschiedenen Ämter und Ergebnisse der ärztlichen Praxis, und Petty besaß b 400 Pf., als er zum Generalarzte der Armee von Ir bestellt wurde, mit einer Auslösung von 20 Schilling Tag, ungerechnet den für die Reise ihm bewilligten

schuß von 100 Pf. Er landete zu Waterford (10. Sept. 1652), begab sich aber sofort nach Dublin, in Ludlow's Hauptquartier, wo des Generals Gunst ihm die Kundschaft der ganzen vornehmen Welt verschaffte. Den Ertrag seiner dasigen Praxis berechnet er zu 400 Pf. jährlich. Auf die ärztliche Wirksamkeit jedoch keineswegs sich beschränkend, fortwährend den Machthabern schmeichelnd, gelang es ihm, sich dem irländischen Council als Clerk aufzudrängen, auch die noch wichtigere Stelle eines Secretairs bei dem Lord-Lieutenant, Cromwell, sich zulegen zu lassen. Von beiden Ämtern bezog er jährlich 400 Pf. Für die Verwaltung thätig, wandte er vorzügliche Aufmerksamkeit einem Zweige zu, der vor andern einer gewandten Hand reichliche Belohnung verheißen konnte. Die englische Regierung hat sich selten gescheuet, Confiscationen zu verhängen, um auf Kosten der Eingeborenen die Heere von Lumpengesindel, die unaufhörlich von der andern Seite des Kanals herüberkamen, zu versorgen. Zu keiner Zeit aber war diese Angelegenheit dermaßen in das Große getrieben worden, als nach Unterdrückung der mit dem sogenannten irländischen Blutbade beginnenden Empörung. Eine ungeheuere Masse von Ländereien sollte unter die Sieger ausgetheilt werden, das Geschäft wurde geraume Zeit auf sehr tumultuarische Weise betrieben. Gegen die Unordnung erhob sich nun Petty mit aller Macht, und seine Vorstellungen, daß selbst eine Räuberbande nur mit einer gleichsam gesetzlichen Vertheilung der Beute zu bestehen vermöge, verschafften ihm den Auftrag, die genauste Aufnahme der eingezogenen Güter und ihre Vertheilung in bestimmten Loosen vorzunehmen (im December 1654). Für jeden vermessenen Acre wurde ihm ein Penny bewilligt, und nach der amtlichen Angabe vom 19. März 1656 hatte er damals bereits 2,800,000 Acres confiscirte, nutzbare Länderei vermessen, zum Theil auch den unlängst entlassenen Soldaten angewiesen; dafür kamen ihm zu Gute, vorausgesetzt, daß die ganze Armee das ihr Zugetheilte empfangen haben würde, 17,900 Pf. Bezahlt waren 9686 Pf. 2 Sh. und 3000 Pf. weiter wurden ihm zugleich angewiesen, damit er seine Gehilfen bei dem Revisionsgeschäfte bezahlen könne; wegen des Rests mußte er sich mancherlei Zögerung gefallen lassen, bis unter Karl II. ein Parlamentsbeschluß zu seiner vollständigen Befriedigung erging. Einstweilen blieben ihm baare 9000 Pf., dazu kamen die früheren Ersparnisse, die Besoldungen, den Ertrag der Praxis hinzufügend, sodaß er ein Capital von 13,000 Pf. besaß, was er sich wohl hütete, lange müßig zu lassen. Großen Gewinnst machte er an der Soldaten-Debentures Scheine im Namen der Republik für rückständigen Sold ausgestellt. Dieses wohlfeil eingekaufte Papier diente ihm zum Ankaufe von Ländereien in Irland, wo das Eigenthum beinahe allen Werth verloren hatte [1]). Er kaufte auch Haus und Gärten des Grafen von Arundel zu Lothbury, binnen London und baute in dem Garten, dem sogenannten Token-house-yard, wiewol von seinen Gebäuden bei dem großen Brande von 1666 das meiste in Rauch aufging. In Richard Cromwell's Parlament saß Petty für den Flecken Westlow, in Cornwall; er mußte aber viel Anfechtung wegen einer Anklage auf Bedrückungen erleiden, die er sich, während Heinrich Cromwell Irland regierte, erlaubt haben sollte. Da die Dauer des Parlaments beschränkt war, blieb die Sache unausgemacht, und nur in Libellen konnten die Zürnenden ihren gegenseitigen Groll äußern. Selbst eine Ausfoderung, die an Petty gerichtet wurde, verfehlte ihres Zweckes, da er seinem Gegner nur einen Zweikampf im dunklen Keller, jeder mit einer Streitart bewaffnet, zugestehen wollte. Eine Übersicht seines Rechtshandels mit Hieronymus Sankey veröffentlichte Petty 1659. Fol. Da ihm unter den damaligen Umständen der Aufenthalt in England wenig zuträglich war, verweilte er in Irland bis auf die Zeit der Restauration. Damals ließ er sich dem Könige vorstellen, und es gelang seiner Gewandtheit, die Erinnerung der frühern und engen Verbindung mit der Familie Cromwell zu tilgen, und der Unbedachtsamkeit Karl's II. sogar wiederholte Beweise von Gunst zu entlocken. Am 19. März 1661 wurde er zu einem der Commissarien bei der Court of Claims relating to the Irish estates bestellt. Der König verordnete auch, daß alle confiscirte Ländereien, wie Petty sie am 7. Mai 1659 besessen, ihm unwiderruflich angehören sollten, eine Bestimmung, in deren Gefolge der Glückliche sieben und seine Frau zwei grants of lands durch königliche Patente empfing. Am 11. April 1661 wurde Petty mit der Ritterwürde beehrt, und am 9. Mai desselben Jahres nahm er in dem Parlament zu Dublin Sitz, als Repräsentant des Fleckens Eniscorthy, in Werfordshire. Eins der ersten Mitglieder der Royal Society, wurde er bei Gelegenheit von deren Incorporation (1663) in den Council dieser Gesellschaft aufgenommen, being esteemed the Person most capable to advance Experimental Physic and Mechanics. Um diesen Ruf zu bewähren, veröffentlichte er seine Erfindung eines Schiffes mit doppeltem Boden, welches in Segelfertigkeit und Sicherheit allen andern Schiffen den Rang ablaufen sollte. Eine Probefahrt von Dublin nach Holyhead (Juli 1663) lieferte die überraschendsten Resultate [2]). Eine längere Reise wurde jedoch dem Wunderschiffe verderblich; von einem Sturme ergriffen, versank es mit Mann und Maus in derselben Nacht, als eine Flotte von 70 Schiffen in der gleichen Weise verunglückte. Ein Modell des Schiffes, von Petty eigenhändig gezimmert und geschenkt, wird noch heute in Gresham College aufbewahrt. Der unglückliche Ausgang einer Lieblingserfindung war nur das kleinere Unglück, das Petty im Laufe des Jahres 1663 zu erleiden hatte. Den königlichen Patenten unbeschadet, wurde ihm von der Court of Innocents ein großer Theil der so leicht und wohlfeil erworbenen irländischen Güter abgejagt. Doch soll er immer noch von Mount-Mangerton in

1) At a time, when, without art, interest or authority, men bought as much lands for 10 S. in real money, as in this year (1685) yields 10 S. per annum rent, above his Majesty's quit-rents.

2) She turned into the narrow harbour against wind and tide among the rocks and ships, with such dexterity, that the oldest seamen acknowledged they had never seen the like.

Kerry aus ein Eigenthum von 50,000 Acres überschaut haben, und er ließ es nicht an Versuchen fehlen, von diesem reichen Besitzthume die Nutzbarkeit und das Einkommen (5 — 6000 Pf. jährlich) zu erhöhen. Er legte in Kerry Eisenwerke an, bearbeitete die Zinngruben, trieb Handel mit Bauholz und den Sardellenfang im Großen, ohne darum auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zu verzichten, he is allowed to have been a great reformer and improver of the practice of Physic in Ireland. Nicht minder wurde er mit D. John Stearne einer der Begründer jener Gesellschaft, welche durch Patent vom 8. Aug. 1667 eine gesetzliche Existenz erhielt, unter dem Namen President and Fellows of the College of Physicians. Aber für seinen Reichthum hatte sich Petty immer noch nicht die Verzeihung der Zeitgenossen erstreiten können; um zu zeigen, wie ungerecht die Anfechtungen wären, die er deshalb zu erdulden hatte, schrieb er: Reflections upon some Persons and Things in Ireland (1669), eine Abhandlung über Taxen und Steuern hatte er schon 1662 in 4. erscheinen lassen. Spätern Jahren gehören an: eine Abhandlung über die Anwendung der doppelten Proportion, sammt einer neuen Hypothese über die elastischen Bewegungen (1674. 12.), Colloquium Davidis cum anima sua (Lond. 1679); in dieser Schrift tritt Petty, oder, wie er hier sich nennt, Cassid. aureus Minutius, als lateinischer Dichter auf. Ihr folgten eine die Politik Ludwig's XIV. anfechtende Broschüre, unter dem Titel: Die aufgedeckte Politik (1681); ferner (1682) eine Abhandlung of Political Arithmetic: „his Treatise of Political Arithmetic shews the extensiveness of his capacity, and will be of lasting service to posterity." Im folgenden Jahre schrieb Petty über die Sterbelisten von Dublin für 1681 (1683), ferner Versuch über die Vermehrung des Menschengeschlechts (1686), einen zwiefachen Versuch über politische Rechenkunst (1687), fünf fernere Versuche in politischer Rechenkunst, englisch und französisch (1687), Bemerkungen über London und Rom (1687). Zwei andere Schriften sind hingegen erst nach seinem Tode erschienen, politische Arithmetik (1690) (mehre Ausgaben, eine von 1755) und politische Anatomie von Irland, welcher eine kleine Schrift, Verbum sapientis, beigefügt ist (1691, 1719). Außerdem hat Petty den Philosophical transactions eine gute Anzahl von Abhandlungen geliefert, und daß er als einer der Väter der Statistik zu verehren, bleibt ausgemacht. Gleichwol beruht sein eigentlicher literarischer Ruhm vornehmlich auf seinen topographischen Aufnahmen, von denen er in seinem Testament äußert: I value my three chests of original map and field books, the copies of the Downe survey, with the Barony maps and chests of distribution books, with two chests of loose papers relating to the survey, the two great Barony books, and the book of the history of the survey, altogether at 2000 l. Diese Aufnahme hat Petty selbst noch zu einem Atlas von Irland (1685. Fol. 56 Bl.) benutzt; es wird aber seinen Karten der Vorwurf gemacht, daß die Darstellung der Küsten unzuverlässig, daß die Straßen nicht eingetragen und daß die Grade nicht angemerkt, wogegen die gegenseitige Lage Ortschaften ziemlich getreu wiedergegeben. Es ist die Atlas, der eine zweite Ausgabe erlebte, die einzige dau haste Frucht, die den vereinigten Königreichen von P ty's weitläufiger Arbeit geblieben ist, denn die Zeichn gen selbst, mit allem Zugehör von Erläuterungen u Text, wurden, indem sie, nach des Verfassers Able nach England verschifft werden sollten, die Beute ein französischen Korsaren, und mag Vieles davon zu Grun gegangen sein, zwei Bände mit sorgfältig illuminirte Zeichnungen werden aber noch unter den Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt. Pet starb in seinem Hause zu Westminster, Piccadilly-stra S. James Kirchspiel, an einem Krebse am Fuße, d 16. Dec. 1687, und wurde, wie er das verlangte, in d Pfarrkirche zu Rumsey neben Vater, Mutter und Gro vater beerdigt. In seinem Testament, vom 2. Mai 168 erzählt er die Weise, wie er zu Vermögen gelangte, Ausdrücken, die sattsam verrathen, wie viel er sich a Glücksfälle zu Gute that. Das Privilegium für den Ve kauf seiner Landkarten berechnet er darin zu 100 Pf. jäh lich, den Ertrag des Grundeigenthums zu 6700 Pf. jäh lich, sein Mobiliarvermögen, einen Cassenbelauf von 660 Pf. eingerechnet, zu 46,412 Pf. Er hatte 1667 des Bar nets Moritz Fenton Witwe, Elisabeth Waller, geheirathe und von ihr, die am 6. Dec. 1688 zur Baronin vo Shelburne, in Werfordshire, creirt worden ist, drei Söh und eine Tochter. Der älteste Sohn, Johann, starb i der ersten Kindheit, die Tochter, Anna, wurde den 14 Jan. 1692 an den Grafen von Kerry, Thomas Fit Maurice, verheirathet. Der zweite Sohn, Karl, Baro von Shelburne, starb im April 1696, ohne in seiner E mit Maria Williams Kinder zu haben, daher die nur fü seine männlichen Leibeserben verliehene Baronie wiederu erlosch, in den Gütern aber folgte ihm sein jüngerer Bru der, Heinrich. Dieser erhielt am 14. Sept. 1696 vo König Wilhelm III. die Bestätigung der von dem Vate in Irland besessenen Güter, nämlich, in der Baroni Glaneroughty, in Kerry, 32,309 Acres, 3 Roods, 1 Perches of plantation measure = 52,336 Acres, 2 Rood 10 Perches englischen Maßes, und in der Baronie Dun keron, ebenfalls in Kerry, 21,101 Acres, 3 Roods 3 Perches = 34,181 Acres 2 Roods 32 Perches englische Maßes, das Ganze gegen 135 englische □ Meilen aus machend. Die in der Baronie Dunkeron gelegene Län derei wurde nachträglich, durch königliches Patent vom 2 Juli 1721, zu einem Manor Dunkeron vereinigt, au Ansuchen von Heinrich Petty, der in seiner Eingabe a den König gesagt hatte: belegen in dem äußersten Vo sprunge des Königreichs, nach Westen zu, ist das Lan rauh und gebirgig, auch meist von Papisten bewohnt, di ihre Entfernung von den Behörden benutzen, um sich al ler Rücksicht für die Gesetze zu entschlagen. Ich habe zu her mich eifrigst bemüht, sie auf bessere Wege zu führe aber der Mangel einer gesetzlichen Gerichtsbarkeit mach alle meine Versuche zu Schanden. Das Land enthä ausgedehnte Waldungen, die gehegt, dem Gemeinwese ein Schatz hätten sein können, aber die Einwohner, de

Gesetzen fern und fremd, machen sich einen Zeitvertreib daraus, jene Waldungen zu Grunde zu richten. Die angelegentlichste meiner Sorgen bleibt die Einführung einer protestantischen Colonie in jenes verwahrloste Land, verbunden mit dem Bestreben, die Papisten allgemach der Herrschaft der Gesetze zu unterwerfen, und würde es meinen Bemühungen zu großem Vorschube gereichen, wenn E. Majestät mir für mein Besitzthum die Eigenschaft und Gerichtsbarkeit eines Manor verleihen wollten rc. Am 4. März 1699 ward Heinrich, in Gesellschaft des Ritters Wilhelm Focones, zum Ranger und Game-Keeper, oder Master of the game von dem Phönixpark zu Dublin, und von allen königlichen Parks, Forsten und Jagden in Irland bestellt. Am 16. Juni 1699 creirte ihn König Wilhelm III. zum Baron Shelburne und Viscount Dunkeron, und am 29. April 1719 erhielt er den Grafentitel von Shelburne, with the creation fee of 20 l. a year. Außerdem hatte die Königin Anna ihn zu ihrem Geheimrath angenommen, in welcher Eigenschaft er von den beiden ersten Georgen bestätigt worden ist; dann saß er zwei Mal in dem Parlament von Großbritannien, als Repräsentant von Great-Marlow 1715, und wegen Chipping-Wycombe 1722. Er starb den 17./28. April 1751 und hinterließ allein in Baarschaften und Actien 250,000 Pf. Dagegen hatte er das Unglück, vier Kinder, die er in seiner Ehe mit Arabella Boyle, Tochter des Lord Karl Clifford (verm. 1709, gest. im October 1749), gezeugt hatte, zu überleben, zuletzt sogar den einzigen zu Jahren gekommenen Sohn. Dieser, Jacob Petty Viscount Dunkeron, verheirathete sich am 21. April 1737 mit Elisabeth Clavering und ward am 7. Nov. 1741 Vater von einem Sohne, der jedoch schon den 23. April 1742, gleichwie die Mutter am 11. Aug. 1742 starb. Der Viscount selbst starb auf seinem Gute Turnhamgreen, in Middlesex, den 17. Sept. 1750 und wurde zu High-Wycombe begraben, hierdurch zugleich die Stelle zu seines Vaters künftigem Begräbnisse anweisend. Sein großes Besitzthum vermachte der alte Graf an seiner Schwester Anna Sohn, Johann Fitz-Maurice, von der Baarschaft aber bestimmte er ein reichliches Antheil einem natürlichen Sohne des Viscount Dunkeron, einem Knaben von fünf Jahren. Der weitere Verfolg der Titel von Shelburne wird in dem Artikel Fitz-Maurice mitgetheilt werden. (*v. Stramberg.*)

PETTY AUGERS heißen in Nordamerika und hier vorzüglich in den Gewässern Neu-Yorks kleine Fahrzeuge, welche die übergesiedelten Holländer einführten. Es sind halbgedeckte Boote mit flachem, für seichtere Buchten und Stellen berechnetem Boden, welche 5—10 Tonnen Last zu tragen vermögen. Um zu verhindern, daß Wind, Wellen und Ströme sie in offenen Buchten nicht zu viel Abweg (Lee-way) machen lassen, versieht man sie auf beiden Seiten mit einem großen, ovalen Brete, welches aufgezogen oder herabgelassen werden kann. Das Letztere geschieht an der Leeseite, d. h. an der Seite, wo der Wind hinwehet, und das deshalb sogenannte Leebret hängt dann einige Fuß tiefer als der Boden des Petty Augers im Wasser. Das Fahrzeug gewinnt dadurch eine größere Wasserfläche zum Widerstande, wodurch verhindert wird, daß ein Seitenwind dasselbe zu weit von seinem wahren Weg abtreiben kann *). (*G. M. S. Fischer.*)

Pettycota, f. Petticota.

PETTYCUR, Hafen und Landungsplatz für die von Leith nach der Küste von Fife in Scotland bestimmten Schiffe, welcher westlich von Kinghorn liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETTYÉN, ein Dorf im krasznaközer Bezirke der szathmárer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Oberungarns, unfern vom linken Ufer des Számosflusses, in waldreicher, ebener Gegend gelegen, mit 66 Häusern, 504 magyarischen Einwohnern, welche bis auf 30 Katholiken sämmtlich Calvinisten sind, einer eigenen Pfarre und Kirche der evangelisch-helvetischen Confession, einer Schule und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

PETTY TALLY nennt die englische Schiffersprache die für die Zahl des Schiffspersonals ausreichenden Rationen der Lebensmittel. (*G. M. S. Fischer.*)

PETUARIUM (*Πετουαρία*), eine von Ptolemäos (II, 3) genannte Stadt im Gebiete der Koritanoi (*Κορι-ταvoί*) in Britannia Romana. Man hält sie für das heutige Peterborough. Sickler 1. Th. S. 135. (*Krause.*)

PETUCHO (der), ein hoher Berg im adelsberger Kreise des Herzogthums Krain, welcher sich nordwestlich vom gleichnamigen Dorfe zu einer Höhe von 3674 wiener Fuß über den Spiegel des adriatischen Meeres erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

PETUM, eine Sorte Tabak aus Virginien. (*Karmarsch.*)

PE-TUNG (Pe-tong, f. d. Art), wörtlich: weißes Kupfer. Außer dem künstlichen, weißen Kupfer, dessen Verfertigung wir im Artikel Pe-tong beschrieben haben, liefert, nach du Halde †), die chinesische Provinz Yun-nan auch ein natürliches, weißes Kupfer. Man hat mit demselben in Peking verschiedene Versuche angestellt, und sich durch diese überzeugt, daß es seine Farbe durchaus keiner Mischung verdankt, sondern vielmehr durch eine solche an Schönheit verliert. Gut bearbeitet gleicht dieses natürliche Pe-tong vollkommen dem Silber, und setzt man Zink oder ein ähnliches Metall hinzu, so geschieht es nur, um ihm eine größere Geschmeidigkeit zu geben. Um ihm seine schöne Farbe zu erhalten, verbindet man das Pe-tung statt mit andern Metallen mit ⅕ Silber. Wenn dagegen du Halde glaubt, daß man außerhalb Yun-nans kein weißes Kupfer in natürlicher Gestalt finde, so irrt er, denn in den alten Schlacken hennebergischer Bergwerke, welche man nochmals in die Schmelzöfen brachte, ist allerdings weißes Kupfer gefunden worden, wie uns von dortigen Bergbeamten versichert worden ist. (*G. M. S. Fischer.*)

Petunga *Cand.*, f. Evosmia.

PETUNIA. Diese von Jussieu aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'-

*) Vergl. J. D. Schöpf's Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten rc. (Erlangen 1788.) I. Th. S. 3.

†) Mais le cuivre, heißt es bei ihm (T. I. p. 36), le plus

schen Classe und aus der natürlichen Familie der Solaneen, in welcher sie zwar der Gattung Nicotiana sehr nahe steht (daher der Name: Petum oder Petun, der Tabak auf Altbrasilisch), aber durch die Bildung des Embryo's, welcher bei einer Art (P. nyctaginiflora) gekrümmt ist, wie bei den übrigen Solaneen, während er bei einer andern (P. violacea) gerade erscheint, wie bei den Scrofularinen, und durch die ungleichen Staubfäden den Übergang zu der letztgenannten Familie vermittelt. **Char.** Der Kelch fünftheilig, mit fast spatelförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig; die Staubfäden ungleich; der Griffel fadenförmig, mit zweilappiger Narbe; die Kapsel an der Spitze gespalten, zweifächerig, die Mutterkuchen auf beiden Seiten der Scheidewand; sehr zahlreiche, kleine Samen. Es sind drei Arten bekannt, welche als perennirende Kräuter in Buenos Ayres wachsen: 1) P. parviflora *Juss.* (Ann. du Mus. 2. p. 214. t. 47. f. 1), zottig, niederliegend, mit ablangen, büschelförmigen Blättern, sehr kurzen, einblumigen Blüthenstielen, Kelch und Corollenröhre von gleicher Länge, ähnelt einem Cerastium; 2) P. nyctaginiflora *Juss.* (l. c. f. 2., Nicotiana axillaris *Lamarck*, N. nyctaginiflora *Lehmann*), klebrig-zottig, aufrecht, mit eiförmigen Blättern und großen, weißen, wohlriechenden Blumen; 3) P. violacea *Sweet.* (Brit. flow. gard. n. s. 193. *Lindley* bot. reg. t. 1626. Nierembergia violacea *Sweet* l. c. Salpiglossis integrifolia *Hooker* bot. mag. t. 3113), der vorhergehenden Art sehr ähnlich, aber kleiner und mit violetten, geruchlosen Blumen. Die beiden letztgenannten Arten, welche auch Bastarde mit einander erzeugen, werden jetzt sehr häufig in europäischen Gärten als Zierpflanzen gezogen. (*A. Sprengel.*)

PE-TUN-TSE oder, wie man gewöhnlich schreibt, Petunse, nennen die Chinesen diejenigen (natürlichen und künstlichen) Steine, welche ihnen nebst dem Kaolin (s. d. Art.) das Material zu ihrem Porzellan[1]) liefern. Da dieses, sobald es in Europa bekannt wurde, große Aufnahme und vielen Absatz fand, so war es natürlich, daß man sich mit dessen Bestandtheilen bekannt zu machen suchte und der französische Akademiker Reaumur, welcher Gelegenheit hatte, sich Pe-tun-tsesteine im Zustande der Natur und Kunst zu verschaffen, war der Erste, welcher, soviel wir wissen, Untersuchungen über sie anstellte und diese in den Mém. Acad. Par. 1727 niederlegte. In Folge dieser Untersuchungen stellte er die gewöhnliche Annahme, daß der Pe-tun-tse eine Erdart sei, als irrig dar und zeigte, daß dieser Stein zum Geschlechte der Kiesel oder Feuersteine gehöre. Da er jedoch diesen Steinarten einen großen Umfang gibt, indem sie namentlich bald mehr, bald weniger durchsichtig sind, so muß bemerkt werden, daß der Pe-tun-tsestein zu den weniger durchsichtigen gehört, da er grob, schwach durchsichtig und im Bruche nicht so weich und glatt ist, als der gewöhnliche Kiesel. Mit Reaumur stimmt Chaptal der Hauptsache nach in seinen Elementen[2]) der Chemie überein. Er rechnet den Pe-tun-tse zu derjenigen Silexart, welche Feldspath, Rhomboidalquarz, Spathum scintillans, genannt wird, gewöhnlich einen Hauptbestandtheil des Granits bildet und sich nach Zersetzung des Urgesteins in einzelnen Krystallen findet. Andere Mineralogen rechnen dagegen den Pe-tun-tse mehr zu den Gypsen, und zu ihnen gehört Scheffer, welcher 1753 die Resultate seiner Untersuchungen über den Pe-tun-tsestein bekannt machte. Nach ihm ist dieser fest, halbdurchsichtig, dem Lapis specularis (Marienglas) ähnlich, von graugrünlicher Farbe und außerordentlicher Schwere. Säuren griffen ihn nicht an; im Feuer zersprang er in Stücken und verkalkte zu einem weißen Pulver, welches mit rothen eisenartigen Theilchen durchmengt war. Mit Feuer calcinirt stieß der Pe-tun-tse gleich andern Gypsen starke Schwefeldünste aus, wurde weiß, bedeutend fest, cohärent und halbdurchsichtig.

Den größten Werth für die Porzellanmanufacturen erhalten die Pe-tun-tsesteine dadurch, daß sie sehr leicht ohne Beimischung eines Salzes und ohne unmittelbare Berührung mit dem Feuer verglasen, was bei europäischen Kieseln durchaus nicht der Fall ist, da diese ohne Beisatz sehr selten in einem Schmelztiegel schmelzen und selbst, wenn dies geschieht, nur ein weißliches dunkles Glas geben. Da es nun fest steht, daß der eine Bestandtheil des chinesischen Porzellans leicht verglasbar ist, so folgt, daß, da sich die ganze Porzellanmasse auch in starkem Feuer nicht in Glas verwandeln läßt, der andere Bestandtheil nicht oder doch nur sehr schwer verglasbar sein muß, daß also die Einwirkung des Feuers auf die Mischung des Pe-tun-tse und des Kaolins nur eine Halbverglasung erzeugt, welche grade das Wesen des chinesischen Porzellans ausmacht.

Wir geben hier noch, was sich bei du Halde und Davis[3]) über den Pe-tun-tsestein findet. Der Er-

---

singulier est celui qu'on appelle *Pe-tong*, *cuivre blanc*. Il est en effet blanc de sa nature, quand on le tire de la mine; et encore plus blanc en dedans qu'en dehors, quand on en rompt les grains. Auch Davis erwähnt (1. Th. S. 176 fg. d. t. Übers.) dieses weiße Kupfer, allein wir wollen ihn nicht als Gewährsmann anführen, da er, wo er nicht auf eignen Füßen steht, meistens lahm geht. Ritter erwähnt dieses Metall zu allgemein Erdkunde 3. Bd. S. 754.

1) Außer dem Pe-tun-tse und Kao-lin wenden die Chinesen häufig auch eine Hoa-schi, d. i. gleitender Stein, genannte Substanz, welche als Seife dient, sowie Schi-kao, Alabaster oder Gyps zu ihrem Porzellane an. Der Hao-schi wird vor seiner Verwendung gebrannt. Übrigens fällt die Erbauung des ersten Porzellanofens in China und zwar in der Provinz Kiang-si in den Anfang des 7. Jahrh., die Öfen zu King-te-schin, welche östlich vom See Po-yang liegen, wurden dagegen erst um das Jahr 1000 n. Chr. Geb. erbaut. Nach Marsden wurde das Wort Porzellan oder Porcellana anfänglich von den Europäern der chinesischen Fayence beigelegt, weil dessen glatte Oberfläche mit der der einschaligen Muschel porcella viel Ähnlichkeit hat. Die Muschel selbst aber erhielt nach Marco Polo den Namen porcella, d. i. kleines Schweinchen, weil ihre convexe Form mit dem runden Rücken dieses Thierchens verglichen wurde.

2) Vergl. Chaptal's Anfangsgründe der Chemie, übers. von Fr. Wolff (Königsberg 1791—1792) im Artikel Petunse.
3) Vergl. das bekannte Werk du Halde's über China, ... China oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, ... Regierungsverfassung etc. der Chinesen von J. F. Davis, ...

gt: Der Porzellanstoff besteht aus zwei Erdarten, deren
e Pe-tun-tse, die andere Kaolin genannt wird. Die
e ist mit weißen Theilchen besprengt, welche einigen
anz haben, die andere ist einfach weiß und sehr fein
zufühlen. Während eine bedeutende Anzahl großer
hne von Jao-tcheu (in der Provinz Kiangsi) nach King-
tching (in derselben Provinz) den Fluß mit Porzellan-
ungen hinauffährt, fahren fast ebenso viele kleine Kähne
Ki-muen (in der Provinz Kiang-nan) den Fluß hin-
, welche Pe-tun-tse in Ziegelsteinform tragen. Die Pe-
-tsesteine, deren Korn sehr fein ist, sind nichts als Fel-
stücke, welche man in Steinbrüchen gewinnt und denen
n diese (Ziegelstein-) Form gibt. Nicht jede Steinart
t sich zum Pe-tun-tse, sonst würde man diesen nicht
-30 Meilen weit aus der benachbarten Provinz ho-
. Der gute Stein, sagen die Chinesen, muß ein we-
in das Grüne spielen. Man bedient sich einer eiser-
Keule, um diese Steine zu zerschlagen, bringt sie
auf in Mörser und verwandelt sie durch Stampfen,
en Steinköpfe mit Eisen beschlagen sind, und welche
weder durch Menschen, oder, wie die Stampfen in den
piermühlen, durch Wasser in Bewegung gesetzt werden,
sehr feinen Staub. Dieser wird in ein großes, mit
ser gefülltes Gefäß geschüttet und darin mit einer ei-
nen Schaufel stark umgerührt. Läßt man einige Zeit
diesem Umrühren nach, so schwimmt ein 4—5 Zoll
er Schaum auf dem Wasser, welcher abgeschöpft und
ein anderes Gefäß mit Wasser gebracht wird. Das
rühren wiederholt man mehre Male, indem man jedes
l den Schaum abnimmt, bis nichts übrigbleibt als
grobe Masse, welche durch ihr Gewicht zu Boden
t. Diese Masse wird herausgenommen und von Neuem
ampft. Hat sich darauf in dem zweiten Gefäße eine
Teig (pâte) auf dem Boden gebildet und zeigt sich
Wasser über demselben ganz klar, so schüttet man
es langsam (par inclination) ab, ohne den Bodensatz
stören, bringt dann den Teig in Formen (moûles),
ihn zu trocknen, und theilt ihn, ehe er ganz erhärtet,
kleine Vierecke, welche hundertweise verkauft werden.
ese Formen sind eine Art sehr hoher und sehr breiter
sten. Der Boden derselben ist mit in die Höhe ge-
lten Ziegel- (Back-) steinen (briques) so angefüllt, daß
Oberfläche eine Ebene bildet. Über diese Steinschicht
man eine grobe, den ganzen Raum des Kastens aus-
lende, Leinwand, schüttet den Teig darauf, bedeckt die-
mit einer zweiten Leinwand und legt auf diese eine
ere Schicht mit der breiten Seite neben einander lie-
der Backsteine. Alles dieses dient dazu, das Wasser
schnell wie möglich auszupressen, ohne daß der Porzel-
stoff, welcher, sich verhärtend, leicht die Gestalt der Back-
ne annimmt, einen Verlust erleide. Von der Farbe
e=weiß) und der Gestalt haben diese Stücke den Na-
n Pe-tun-tse erhalten. Dem Kaolin verdankt das
e Porzellan seine ganze Festigkeit. So gibt die Bei-
schung einer weichen Erde dem Petunse, welche aus
dem härtesten Felsen genommen wird, seine Festigkeit. Ein reicher, chinesischer Kaufmann erzählte mir, daß Engländer oder Holländer vor einigen Jahren Pe-tun-tse gekauft hätten, um daraus in ihrem Vaterlande Porzellan zu verfertigen, da sie aber kein Kaolin mitgenommen hätten, so sei die Sache gescheitert. Sie wollten, fügte er lachend hinzu, einen Körper haben, bei welchem sich das Fleisch ohne Knochen aufrecht erhalten sollte. Dem Davis entnehmen wir Folgendes: Die Hauptbestandtheile, welche die Chinesen zum Porzellan verwenden, sind hinlänglich bekannt, und ebenso weiß man, daß das Kaolin nichts anderes ist, als die Fayence Europa's. Der Granitfelsen der Umgegend des See's Po-yang liefert das Material dazu. Der Flintenstein und die reine Thonerde oder der Kiesel und der Thon sind noch die Hauptmaterialien, welche zu der Mischung der Porzellanerde gehören. Pe-tun-tse ist der chinesische Name des Flintensteins. Die Chinesen sagen, daß der Kao-lin oder vielmehr Kao-ling (hoher Gipfel) mit kleinen, glänzenden Theilchen (dem Glimmer) vermischt ist und daß der Pe-tun-tse weiß, hart und äußerlich eben (glatt) sei. Den Kao-ling beziehet man von den Bergen an allen Orten, wo die Oberfläche der Erde röthlich und mit glänzenden Theilchen vermischt ist. Den Pe-tun-tse stampft man in einem Mörser mit einem Stößel, der durch Wasserkraft bewegt wird. Wenn man ihn durch Vermischung mit Wasser zu einem Teige umgeschaffen hat, formt man denselben in Brode und verkauft diese zur weitern Verarbeitung an die Manufacturisten.

Der verstorbene Sir George Staunton hat, als er sich King-te-tschin von der östlichen Seite näherte, mehre Aushöhlungen gesehen, die man, um den Pe-tun-tse herauszuheben, gemacht hatte, und sagt, daß die Hügel, worin sich diese Aushöhlungen befänden, aus einem schönen Granit gebildet wären, Quarz aber den größern Theil ausmache. Außerdem hat er noch weiße, sehr glänzende Steine bemerkt, welche, wie er sagt, aus Quarz in seinem reinsten Zustande beständen. Über die beiden Hauptbestandtheile des chinesischen Porzellans kann man daher nicht im Geringsten zweifelhaft sein. Mittels des gestoßenen Pe-tun-tse und der Asche des Farrnkrautes erhält man die Glaspolitur des Porzellans, und man weiß, daß die Vermischung des Kiesels und Laugensalzes dem Porzellan diesen Glanz verleihet, der es so auszeichnet. Die Chinesen nennen ihn Cock oder Öl.

In dem dritten Theile des Dictionnaire des Doctor Morrison findet man bei dem Worte Porzellan einige Auszüge aus der Geschichte der Öfen von King-te-tschin. Es heißt darin, daß Kao-ling der Name eines Hügels sei, welcher östlich von der Manufactur liege, und daß die Erde, die man daraus beziehe, das Eigenthum von vier verschiedenen Familien sei, weshalb deren Name auf den Broden dieser Masse eingedruckt stehet. Die beste Pe-tun-tse kommt aus den Umgegenden von Hoei-tscheu in der Provinz Kiang-nan. (*G. M. S. Fischer.*)

PETUSIA, eine Stadt der Celtiberi, in der Nähe von Bilbilis (*Ptolemaeus* II, 6). (*Krause.*)

PETWORTH, Marktstadt in dem zum Rape Arun-

Präsidenten der englisch-ostindischen Compagnie in China. Teutsch
F. Wesenfeld. (Magdeburg 1839. 2. Th. S. 206 fg.)

ammlungen [2]) wurden selbst von den höhern
ucht, und waren für die Beamten von gro-
). (*Heinrich Döring.*)

.L, eigentlich **PÉCZEL**, ein großes Dorf
Gerichtsstuhle der pesther Gespanschaft, im
t der Donau Niederungarns, in der großen
ungarischen Ebene gelegen, 2¾ Meilen östlich
tfernt, mit 152 Häusern, 1774 magyarischen
(1180 Reform., 372 Kathol., 222 Juden),
en herrschaftlichen Schlosse, in dem sich eine
Bibliothek vorfindet, einer eigenen Pfarre der
lvetischen Confession, einem Bethause der Re-
ner jüdischen Synagoge und zwei Schulen.
(*G. F. Schreiner.*)

ENSTEIN, PEZENSTEIN, Betzenstein,
ls zum nürnbergischen Gebiete, jetzt aber zum
Obermainkreise gehörige Stadt mit wenigen
Einwohnern. Sie ist sieben Meilen nord-
on Nürnberg entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

, griechisches Dorf, welches ½ Lieue von
es Sidéro, wie jetzt der Acidas des Pausa-
t wird, entfernt ist. In seiner Nähe erblickt
n Wege von Pyrgo(s) nach Arkadien eine
lche Pouqueville [*]) für die des zweiten, durch
von Jolcos zur Zeit Salomon's (cf. *Euse-*
L. II) gegründeten Pylos gehalten wissen
(*G. M. S. Fischer.*)

L (Joseph), geb. am 26. Aug. 1764 zu
Baiern, studirte in den Jahren 1777—1780
dann 1781—1782 zu Salzburg, und bezog
niversität zu Ingolstadt, wo er die philoso-
orwürde und den Grad eines Licentiaten der
langte. Im December 1787 ward er Welt-
1790 bei der Einführung des Johanniter-
Baiern zum Diakonus oder Kapellan für die
enselasse gewählt. Nachdem er die Investitur
ng er nach Malta, dem damaligen Hauptsitze
Als sein Noviziat zu Ende war, machte er
tlichen und geistlichen Rittern vorgeschriebenen
zur See. Auf der Insel Malta war Natur-
n Lieblingsstudium. Seine Conchylien- und
mmlung war sehr beträchtlich. Daneben be-
sich viel mit geometrischen Bauzeichnungen.
9 ging er nach Baiern zurück, und übernahm
im J. 1797 verliehene Malteser-Commende
Möschenfeld, die ihren Sitz in München hatte. Mit der Commende zu Altmölling, die er im J. 1803 erhalten, ward ihm zugleich die Aufsicht über das dortige Wallfahrtspriesterhaus übertragen. Er blieb im Besitz dieser Commende bis zur Aufhebung des Malteserordens in Baiern, im September 1808. Während dieser Zeit (1802) ernannte ihn die physikalische Classe der Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem ordentlichen Mitgliede, und 1804 erhielt er zugleich an dem dortigen Lyceum eine Professur der Experimentalphysik und der Naturgeschichte. Die königliche Generalbergwerks-Administration übertrug ihm auch den mineralogischen Unterricht für ihre Zöglinge. Bei der Reorganisation der königlichen Akademie der Wissenschaften erhielt Petzl (1809) die Bestätigung als ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe. Zum Conservator der mineralogischen Sammlungen ernannt [1]), verfertigte er eine umständliche Beschreibung und einen systematisch geordneten Katalog des akademischen Mineraliencabinets. Er starb an den Folgen eines Schlagflusses den 7. April 1817. Mit einem redlichen, anspruchslosen Charakter vereinigte er unermüdeten Fleiß und eine Masse gründlicher Kenntnisse. Vorzüglich waren es Gegenstände der Naturgeschichte und Mineralogie, die ihm den Stoff boten zu mehren Aufsätzen in Zeitschriften. Über den kugeligen Hornstein aus den Kalksteinbrüchen zu Hennstadt bei Ingolstadt theilte Petzl interessante Beobachtungen mit in Moll's Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde, 2. Bd. S. 35 fg. und ebendaselbst 5. Bd. S. 400 fg. lieferte er eine Beschreibung des Spatheisensteines bei Schwatz in Tyrol. In den philosophischen Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften (1797. 7. Bd. Nr. 9) schrieb er über den hörnbergischen Schörl; über die sogenannten Alben in der Gegend von Erding, in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in München (1808. S. 135 fg.), über ein Fossil aus den Thonmergelflötzen bei Amberg (Ebend. 1808. S. 141 fg.), über den glatten Beryll vom Rabensteine im bairischen Walde (Ebend. 1810. S. 115 fg.) u. a. m. Auch verfaßte er zum Gebrauch seiner mineralogischen Vorlesungen eine vorbereitende Oryktognosie (München 1807). Patriotisch würdigte er das Bestreben der bairischen Regierung zur Verbreitung gemeinnütziger Wissenschaften in einer zu München 1804 gedruckten akademischen Rede [2]). (*Heinr. Döring.*)

PETZOLD. 1) **Christian Friedrich**, geb. 1743 zu Wiedemar, bei Delitzsch, erhielt den ersten Unterricht in seinem Geburtsorte und vollendete seine wissenschaftliche Bildung zu Schulpforte und Leipzig. Dort erwarb er sich 1767 die Magisterwürde. Er ward Vesperprediger an der Universitätskirche. Nachdem er 1771 auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universi-

natisch-chronologische Ordnung aller Gesetze und aller-
nungen, die von den ältesten Zeiten bis auf 1794 für
reichischen Lande erlassen worden sind, und jetzt noch
urg 1794—1797), 5 Bd. Die drei letzten Bände auch
dem Titel: Systematisch-chronologische Sammlung
istlichen Gesetze, die von den ältesten Zeiten bis auf
vorderösterreichischen Lande erlassen worden rc. (Ebend.
f. *Klüpfelii* Necrolog. p. 292 sq. (Becker's) Na-
er Teutschen. 34. St. S. 739 fg. Gradmann's
S. 445 fg. (wo aber durch einen Druckfehler Pel-
Meusel's gel. Teutschland. 6. Bd. S. 69 fg. 11.

Pouqueville, Voyage dans la Grèce, T. V. p.

1) Den Zustand, in welchem er diese Sammlungen fand, schilderte er in einer akademischen Rede. (München 1814. 4.) 2) Vergl. Joseph Petzl, eine biographische Skizze in der Zeitschrift Eos (München 1810), Nr. 84. 85. Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder. (München 1817.) 2. Bd. S. 368 fg. C. A. Baader's Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 245 fg.

tätskirche geworden war, hielt er philosophische und theologische Vorlesungen. Im J. 1774 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie, und 1782 ordentlicher Professor der Logik. Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De imperio et majestate Dei (Lips. 1787. 4.) erwarb er sich den Grad eines Doctors der Theologie. Er starb am 29. Dec. 1788, geschätzt wegen seiner Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, obschon er in beiden Fächern, besonders aber als Philosoph auf den Ruhm eines Selbstdenkers keine gegründeten Ansprüche machen konnte. Sein Lehrer Christian August Crusius und dessen philosophisches System galt ihm als Orakel. Aus Dankbarkeit gegen Crusius übersetzte er mehre seiner Schriften aus dem Lateinischen, um dieselben unter dem Publicum mehr zu verbreiten [1]). Petzold schrieb außerdem einige theologische Dissertationen und Programme [2]), unter denen eins, gegen Kant gerichtet, besondere Erwähnung verdient [3]). Auch einige seiner Predigten wurden durch den Druck bekannt [4]).

2) Georg Daniel, geboren am 25. Mai 1725 zu Oberau bei Lüben, studirte zu Lauban und Leipzig, ward auf der zuletztgenannten Hochschule Magister, und übernahm nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn in seiner Heimath eine Hofmeisterstelle bei dem Landrathe v. Zedlitz auf Tiefhartmannsdorf. Aus diesen Verhältnissen schied er im J. 1753. Er ward um diese Zeit Prediger zu Lerchenborn bei Lüben, 1755 Pfarrer zu Kriegheyde und 1759 zu Seebnitz im Fürstenthum Liegnitz. Er starb am 12. März 1790. Unter seinen wenigen Schriften verdient besonders eine Erwähnung, in welcher er Christus darstellte nach dem Begriffe der heiligen Schrift, in Auszügen aus gehaltenen Predigten. (Glogau 1774 — 1775 2 Bd.) So suchte er auch in einem andern Buche das Geheimniß des Evangeliums oder das Geheimniß Christi aus einzelnen Bibelstellen zu erklären. (Ebend. 1785.) Aus dem Lateinischen übersetzte er die von C. A. Crusius

---

1) Gründliche Belehrung vom Aberglauben, zur Aufklärung des Unterschieds zwischen Religion und Aberglauben. Aus dem Lateinischen übersetzt. (Leipzig 1767.) Beitrag zum richtigen Verstande der heiligen Schrift, insonderheit des prophetischen Theils des göttlichen Worts. Erster Theil, welcher die erste Hälfte der allgemeinen Anleitung als eines Handbuchs zur ganzen Bibel enthält. Aus dem Lateinischen übersetzt. (Ebend. 1772.) Schon früher hatte Petzold seines Lehrers Crusius' Abhandlung von dem rechten Gebrauch und der Einschränkung des sogenannten Satzes vom zureichenden oder besser determinirenden Grunde herausgegeben. (Leipzig 1766.) Die erste Ausgabe dieser von C. F. Krause besorgten Übersetzung einer Dissertation von Crusius erschien zu Leipzig 1744. Die neue Ausgabe bereicherte Crusius mit Anmerkungen und einem Anhange. 2) Diss. de lege divina, quae veritatem in loquendo hominibus imperat, justo neque rigidius neque laxius interpretanda. (Lips. 1769. 4.) Commentatio de sublimitate *Pauli* in prioribus capitibus Epistolae ad Ephesios. (Ibid. 1771. 4.) Progr. Psychotheologiae specimina. (Ibid. 1774. 4.) Diss. de assensione imprimis ea, quae moralis recte dicitur. (Ibid. 1783. 4.) 3) Progr. de argumentis nonnullis, quibus, Deum esse, philosophi probant, observationes adversus *Imman. Kantium*. (Lips. 1787. 4.) 4) Vergl. Eck's Leipziger gel. Tagebuch auf das Jahr 1787. S. 76 fg. und auf das Jahr 1788. S. 90 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 342 fg.

verfaßte Abhandlung von dem, was Gott geziemt oder anständig ist *). (Leipzig 1752.) (*Heinrich Döring.*)

Peuce, s. Peuke.

PEUCEDANIN, wurde von Schlatter in der Wurzel von Peucedanum officinale aufgefunden; die Wurzel wird mit Weingeist von 80% digerirt, die helle Flüssigkeit abdestillirt und die sich ansetzenden Krystalle durch wiederholtes Lösen in Alkohol und Krystallisiren gereinigt. Das Peucedanin stellt dann farblose, durchsichtige, glänzende Prismen dar, ist fast geruch- und geschmacklos, schmilzt bei 60° und wird in höherer Temperatur zersetzt, ohne flüchtig zu sein; an der Luft erhitzt verbrennt es mit heller, rußender Flamme. Es löst sich nicht in Wasser, schwierig in kaltem, leicht in heißem Alkohol, in Äther, ätherischen und fetten Ölen und in sehr verdünnter Kalilauge, und wird aus letzterer durch Säuren gefällt; durch concentrirte Säuren wird es zersetzt; die Lösung in Alkohol schmeckt scharf aromatisch und wird durch Bleiessig, Zinnchlorür und schwefelsauren Kupferoxyd weiß gefällt; nach Erdmann enthalten aber die Niederschläge von Bleiessig und schwefelsaurem Kupferoxyd kein Peucedanin, der durch essigsaures Kupferoxyd aber 55—56% Peucedanin; dieser Chemiker fand ferner, daß das Peucedanin aus 70,98 Kohlenstoff, 5,79 Wasserstoff und 23,22 Sauerstoff bestehe. (*Döbereiner.*)

PEUCEDANUM. Eine Pflanzengattung, welche sich schon bei Theophrast unter diesem Namen findet. Sie gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und bildet eine eigene Gruppe (Peucedaneae) der natürlichen Familie der Umbelliferae. Koch (Umbell. 92. f. 28 et 29) hat damit mehre Arten von Selinum *Lin.* (Thysselium *Rivin.* und Oreoselinum *Hoffmann.*) vereinigt und den Gattungscharakter so festgestellt: Die Dolde zusammengesetzt; die gemeinschaftliche Doldenhülle gewöhnlich vielblättrig, selten fehlend; die besondere Doldenhülle vielblättrig; der Kelchrand fünfzähnig; die Corollenblättchen umgekehrt eiförmig, oft mit eingeschlagener Spitze; das Doppelachenium flachgedrückt, mit flachem Rande; jedes Achenium mit drei stärkeren, fadenförmigen, mittlern und zwei schwächeren, seitlichen Rippen, in jeder Vertiefung ein Saftstriemen, seitlich bisweilen zwei; auf der Nahtfläche meist zwei Striemen. Die 39 bekannten Arten, von denen aber 9 noch zweifelhaft sind, wachsen als perennirende oder zweijährige Kräuter mit ein- oder mehrfach halb- oder ganzgefiederten Blättern und weißen, oder grünlich-gelben Blüthen in Europa, im mittlern und südlichen Asien, auf den canarischen Inseln, am Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Neuseeland und in Nordamerika. Die Gattung zerfällt in fünf Abtheilungen: I) Eupeucedanum *Candolle* (Prodr. IV. p. 176). Die gemeinschaftliche Doldenhülle fehlend oder wenigblättrig, selten fünf- bis achtblättrig; meist gelbliche Blüthen; der Fruchtrand schmal; auf dem Rücken jedes Acheniums fünf Rippen, von denen die beiden äußern weiter abstehen; an

---

*) Vergl. Streit's Verzeichniß aller im J. 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller. S. 95 fg. Meusel's Lexikon der im J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 343 fg.

der Nahtfläche zwei bis vier Striemen. Hierher gehören 16 Arten, unter denen: 1) P. officinale *L.* (*Gärtner.* de fruct. I. t. 21. Schkuhr, Handb. t. 63. Selinum Peucedanum *Sowerby* engl. bot. t. 1767. *Πευκέδανον Theophr.* hist. pl. IX, 14, 1. 20, 2. *Πευκέδανος Dioscorides* mat. med. III, 82. Peucedanum *Plin.* H. N. XXV, 70 etc. Haarstrang, Schwefelwurz, Himmelsdill, Saufenchel, engl. sulfur-wort, franz. queue de pourceau, poln. wieprzyniec), ein glattes, perennirendes Kraut, welches auf Wiesen in Mitteleuropa hin und wieder häufig vorkommt, mit spindelförmiger, mehrköpfiger, schopfiger Wurzel, drehrundem, gestreiftem, bis gegen fünf Fuß hohem Stengel, dreimal dreifach getheilten Blättern, von denen die langgestielten Wurzelblätter einen Busch bilden, linienförmigen, zugespitzten, ganzrandigen Blättchen, fehlenden gemeinschaftlichen Doldenhüllen und blaßgelben Blüthen. Die Wurzel (Radix Peucedani s. Foeniculi porcini), welche außen schwarzbraun, innen gelb und mit einem harzigen Milchsafte gefüllt ist, einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch und scharfen, bittern Geschmack hat, wurde von den ältern Ärzten als ein kräftiges eröffnendes und reizendes Mittel innerlich und äußerlich angewendet, neuerdings gegen Hautkrankheiten empfohlen, und dürfte jedenfalls wieder in den Arzneischatz aufzunehmen sein. II) Thysselium *Rivin.* (Pentapet. t. 19. 20.) Die gemeinschaftliche Doldenhülle vielblättrig; weiße Blüthen; der Fruchtrand schmal; auf der Nahtfläche zwei mit einem Häutchen bedeckte Striemen. Es gehören zwei Arten hierher, von denen eine, ein glattes zweijähriges Kraut in den Sümpfen des mittleren und nördlichen Europa vorkommt; 2) P. Palustre *Mönch* (Meth. 82. Selinum sylvestre et palustre *L.* Fl. dan. t. 257. Engl. bot. t. 229. Schkuhr a. a. O. Thysselinum palustre *Hoffmann* umb. 154. Thysselium *Plin.* l. c. 90. Olsenichium Valer. Cordus f. 149, a. Sumpfölsenitz), mit spindelförmiger, gelblich-weißer, milchender, ein- oder mehrköpfiger Wurzel, bis gegen sechs Fuß hohem, gefurchtem Stengel, dreifach gefiederten Blättern und halbgefiederten, linien-lanzettförmigen, knorpelspitzigen, am Rande scharfen Blättchen. Die scharfe, bittere Wurzel (Radix Olsnitii s. Thysselini) war früher officinell und ist auch in jetziger Zeit wieder empfohlen worden; im Norden kaut man sie gegen Zahnweh. Sie enthält nach Peschier ein flüchtiges und ein fettes Öl, einen gelben Farbestoff, Gummi, Schleimzucker und eine eigenthümliche Säure. In Gegenden, wo dieses Kraut häufig vorkommt, werden die einjährigen Wurzeln nebst den jungen Blättern betrügerischer Weise als Petersilie verkauft, sind aber durch ihren widerlichen Geschmack und Geruch leicht zu unterscheiden (Spenner, Handb. der angew. Bot. II. S. 541). III) Cervaria *Gärtner* (De fruct. I. t. 21). Die gemeinschaftliche Doldenhülle vielblättrig; die Blüthen weiß; der Fruchtrand schmal; auf dem Rücken fünf nahe beisammenstehende Rippen; ein Saftstriemen in jeder Vertiefung und zwei auf der Nahtfläche. Mit drei Arten, von denen zwei in Mitteleuropa allgemein verbreitet sind. 3) P. Cervaria *Cusson* (in *Lapeyrous.* abr. 149. Cervaria *Clusius* Hist. 193. f. 2. *Rivin.* l. c. n. 12. Selinum Cervaria *L. Crantz* austral. t. 3. f. 1. Athamanta Cervaria *L. Jacquin* austr. t. 69. Cervaria Rivini *Gärtn.* C. rigida *Mönch* meth. 98. Ligusticum Cervaria *Spreng.* in *Römer* et *Schultes* syst. veg. VI. p. 550. Hirschwurz, große Bergpetersilie), ein glattes perennirendes Kraut, welches besonders auf Kalkboden und in Bergwäldern vorkommt, mit spindelförmiger, schwärzlicher, schopfiger Wurzel, bis gegen fünf Fuß hohem, drehrundem, gestreiftem Stengel, starren, lederartigen, dreifach gefiederten Blättern und eirunden, spitzgesägten Blättchen. Wurzel und Früchte (Radix et Semen Cervariae s. Gentianae nigrae), welche von stechendem, bitterm Geschmacke und aromatischem Geruche sind, waren früher officinell und werden noch jetzt in der Thierheilkunde gebraucht. 4) P. Oreoselinum *Cusson.* (l. c. Athamanta Oreoselinum *L.* Schkuhr, Handb. t. 64. *Jacq.* austr. t. 68. Hayne, Arzneigew. 7. t. 3. Selinum Oreoselinum *Scopoli* carniol. n. 330. Oreoselinum legitimum *Marsch. v. Bieberstein* suppl. taur. cauc. p. 210. ?*Ὀρεοσέλινον Theophr.* l. c. VII, 6, 3. *Diosc.* l. c. 69. Oreoselinum *Plin.* l. c. XV, 6. XX, 46. Grundheil, kleine Bergpetersilie, Bergeppich), ein glattes perennirendes Kraut, welches sonnige Hügel und hochgelegene Wiesen liebt, mit spindelförmiger, gelblicher, etwas schopfiger Wurzel, bis vier Fuß hohem, gefurchtem Stengel, dreifach gefiederten, zurückgeschlagenen Blättern und eingeschnittenen oder halbgefiederten, eiförmigen, knorpelspitzigen Blättchen. Die moorrübenartig riechende Wurzel, das aromatisch-bittere Kraut und die nach Pomeranzen riechenden und schmeckenden Früchte (Radix, Herba et Semen Oreoselini, fälschlich auch Bibernell genannt) waren früher officinell und werden in der Thierheilkunde und als Hausmittel mit Recht noch jetzt gebraucht. Aus den beiden letzten Abtheilungen, welche Candolle Selinoides (mit acht Arten) und Angelicoides (hierher gehört blos P. verticillare *Koch*) nennt, kommt keine Art im mittlern und nördlichen Teutschland vor. (*A. Sprengel.*)

Peucelaotis, s. Peucolaitae.

PEUCER (Kaspar), Professor der Medicin und Philosophie zu Wittenberg und Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und der Fürsten von Anhalt, war ein durch sein vielseitiges und gründliches Wissen ebenso ausgezeichneter, als durch seine Schicksale merkwürdiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts. Er war geboren zu Bautzen in der Oberlausitz am 6. Jan. 1525; seine Ältern waren Gregor Peuker (geb. den 12. März 1497, gest. den 25. Febr. 1560) und Ottilie Simon, welche den 5. Mai 1540 starb [1]). Mit herrlichen Geistesgaben

1) Kaspar Peucer setzte seinen Ältern 1561 in der Peterskirche zu Bautzen eine lateinische Grabschrift, s. Manlius in Hoffmann's Scriptores rerr. Lusaticar. I, 448. Vom Familiennamen Peucer's ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden, ob Peuker, Peucker, Päucker (woraus seine Feinde, wie Leonhard Hutter, Pauker machten) oder Beucker, welche Namen dem Vater Kaspar's gegeben werden, der richtigere sei. Kaspar war der erste, welcher seinen Geschlechtsnamen nach Zeitsitte verunstaltete, ihn latinisirte und sich in teutschen wie lateinischen Schriften Peucerus schrieb,

ausgestattet besuchte Peucer, der von zarter Kindheit an wegen Schwächlichkeit kein langes Leben versprach, zuerst die Schule seiner Vaterstadt und machte dort in den Anfangsgründen des Wissens so schnelle Fortschritte, daß ihn sein Vater, ein achtbarer und vermuthlich wohlhabender Handwerker, auf Anrathen einsichtsvoller Männer dem gelehrten Stande bestimmte und zeitig auf das Gymnasium zu Goldberg in Schlesien schickte, welcher Anstalt damals der treffliche Rector Valentin Friedland von Trotzendorf einen weitverbreiteten Ruf verschafft hatte[2]). Die große Lebhaftigkeit, welche dem Knaben Peucer eigen war, besiegte seine Kränklichkeit, befeuerte zugleich seinen Fleiß und Eifer zur glücklichen Ausbildung seiner ausgezeichneten Talente; und nie müßig wußte er auch die vergönnten Erholungsstunden zu ernsten und nützlichen Dingen zu verwenden. Bald erklärte er während derselben seinen Mitschülern irgend Etwas, bald suchte er die Streitigkeiten, die sich unter ihnen entsponnen hatten, zu schlichten und übernahm dabei entweder die Rolle des Rechtsbeistandes, oder die des Richters. Mit solchem Drange gelangte er schon in seinem 15. Jahre zur Reife, die Akademie zu Wittenberg beziehen zu können. Dies geschah denn auch im J. 1540. Auf Trotzendorf's Empfehlung wurde er von Philipp Melanchthon in Kost und Wohnung aufgenommen, welcher zugleich, wie es auf Universitäten von den Professoren, welche Studenten bei sich aufnahmen, damals zu geschehen pflegte, über seines Zöglings sittliche und wissenschaftliche Ausbildung sorgfältig wachte. Die Fachstudien, welche Peucer unter der Leitung Milich's, Rhäticus', Reinhold's und Stiefel's zum Lebensberufe wählte, waren die Arzneikunde, Mathematik und die damit verwandten Wissenschaften, aber zu jener Zeit noch so wenig umfangreich, daß er, ihrer gründlichen Erlernung unbeschadet, sich immer noch in der altclassischen Literatur vervollkommnen und Geschichte, Philosophie und Theologie gleich eifrig betreiben konnte, wie denn damals überhaupt die letztere Wissenschaft auf den protestantischen Akademien von allen Studirenden vorzugsweise pflegte gehört zu werden. Für sie und für die Philosophie wählte er sich ausschließlich Melanchthon zum Vorbilde; und da dieser seinen fähigen Zögling durch täglichen Umgang allen andern Studenten vorzog, so gewann er auch eine so mächtige und dauernde Herrschaft über ihn, daß er unvermerkt der Begründer seiner mannichfaltigen Schicksale wurde. Peucer, Anfangs sein Schüler, nachmals sein Arzt und vertrautester Freund, wurde nicht nur ein eifriger Bekenner und Verbreiter aller seiner Ansichten in den philosophischen Wissenschaften und der Theologie insbesondere, sondern er bildete dieselben auch, da er in Allem selbständig zu forschen sich gewöhnte, mit mehr Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, als jener, weiter aus und suchte dadurch der freien wissenschaftlichen Forschung zum Nachtheile des Autoritätszwanges auf der Akademie [gewissermaßen] wissermaßen einen sichereren Eingang zu verschaffen, [den] es sein großer Lehrer wagen zu müssen glaubte. [Daß] eben grade dieser löbliche Drang, ungebundene Forsch[ungsfreiheit] in Allem zu genießen, läßt vermuthen, daß er bei sei[nen] ausgezeichneten Fähigkeiten und Fortschritten dem furcht[samen] samen und alternden Meister besonders lieb und we[rth] wurde.

Bekanntlich war Melanchthon in seinen Forschung[en] weiter gegangen, als Luther, allein seine von diesem a[b]weichende Überzeugung wagte er selbst nicht deutlich [zur] Öffentlichkeit zu bringen, sei's, daß ihm die innere Stä[rke] abging, mit welcher Luther dem Hof- und Parteigei[ste] keck entgegentrat, oder daß er mit der ihm eigenen Sa[nft]muth und Friedensliebe überall hin gern Rücksichten g[enommen], um die zelotischen Eiferer von Unduldsamkeit und Ve[r]folgung entfernt zu halten und somit Verträglichkeit [der] Meinungen hervorzurufen, worüber aber seine Ehrlichk[eit] bei dem großen Haufen durch die Parteiführer verdächt[ig] gemacht wurde, und er sogar Gefahr lief, mit dem [kur]sächsischen Hofe, der Luther'n hoch verehrte, in ein u[n]freundliches Verhältniß zu kommen. In der That glaub[te] er, wie Peucer selbst aus seinem Munde oftmals verno[m]men hatte, trotz der öftern Auffoderungen seiner Freund[e] in Sachsen kein freies Bekenntniß seiner gewonnene[n] Überzeugung ablegen zu können[3]), dieselbe vielmehr de[r] Beschränktheit und Unwissenheit verbergen zu müssen, hiel[t] sich zuletzt sogar für verfolgt und sehnte sich nach seine[m] Abschiede. Da er denselben nicht bekam, fuhr er fo[rt] seine Meinung, wo ihretwegen Anstoß zu fürchten wa[r], wider Erwarten, so fein und versteckt auszusprechen, da[ß] er dadurch in eine peinliche Zweideutigkeit gerieth u[nd] sich bei vielen Gelehrten harten Tadel zuzog; Freund[e] und eifrige Anhänger standen ihm zur Seite und dachte[n] unter der Hand auf Mittel und Wege, ihres schwer a[n]gefochtenen Meisters Ehre zu retten. Es gehört nicht zu[m] Zwecke, hier umständlich auf Melanchthon's System un[d] Schicksale einzugehen; es mag nur erwähnt werden, da[ß] er vor Peucer keine Ansicht und kein Geheimniß verheh[lte], denselben in den damaligen Stand der kirchlichen un[d] weltlichen Dinge einweihte, von dem Bestande der theo[]logischen Controversen, welche in Anregung kamen, gründ[]lich unterrichtete, und auf die Bahn hinwies, auf welche[r] der in Folge eines Stillstandes hereinbrechenden Finstern[iß] in religiösen Dingen am kräftigsten entgegengearbeitet un[d] die Fortschritte gerettet und festgehalten werden konnte[n]. Die angefochtene Stellung seines Meisters schreckte ih[n] keineswegs von dem Vorsatze ab, in dessen Sinne weit[er] zu forschen und zu handeln, vielmehr mag er sich gene[igt] gefühlt haben, dessen ebendeshalb erlittene Unbillen [zu] rächen. Gewiß ist, Peucer schloß sich demselben immer [we]niger an, wurde, nachdem er auf der Universität zu Wi[t]tenberg festen Fuß gefaßt hatte, sein Schwiegersohn, blie[b] alsdann auch in seinem Hause wohnen und baute sic[h], als für die wachsende Familie der Raum darin zu en[g] wurde, an dasselbe an, um den unentbehrlich gewordene[n]

während seine Zeitgenossen und Spätere ihn zuweilen auch Peucker nannten. Seine Nachkommen haben den Namen Peucer beibehalten.

2) Nach seinem Tode widmete ihm Peucer in einer akademischen Rede ein werthvolles Andenken. Diese Oratio Peuceri de Trozendorffii vita ist in den declamationibus Melanthonis T. V., zerbster Ausgabe, abgedruckt zu finden.

3) *Peuceri* hist. carcer. 130.

Umgang weder unterbrechen, noch sonst auf eine Weise stören zu lassen[4]). Überall, wohin Melanchthon reiste, so 1557 nach Worms zum Religionsgespräche und gleich darauf nach Heidelberg zur Einrichtung der pfälzer Universität, begleitete ihn Peucer, dessen ärztlicher Hilfe er wegen großer Steinschmerzen ohnehin häufig bedurfte, als Pfleger, Gesellschafter und Rathgeber. Dieses innige Zusammenleben in Folge gleicher Ansichten, Gesinnungen und Bestrebungen brachte Beiden, während ihre ausgedehnten Verbindungen sich gleichfalls mit einander vielfach verschmolzen, denn auch gemeinschaftliche Freunde und Feinde, ja gemeinschaftlichen Ruf, und so geschah es, daß Peucer nach seines Schwiegervaters Tode (im April 1560) den wichtigen Posten bei der Akademie einnahm, welchem dieser bisher vorgestanden hatte.

Peucer hatte sich im J. 1545 die Magisterwürde in den freien Künsten erworben, den 27. Juni 1552 pro licentia, wie man es damals nannte, disputirt und bereits mit vielem Beifalle in den philosophischen Wissenschaften gelehrt, als er nach des berühmten Mathematikers und Nativitätstellers Erasmus Reinhold Tode (1554) die ordentliche Professur der Mathematik nebst dem philosophischen Dekanate erhielt[5]); und nach Jacob Milich's Ableben (im November 1559) rückte er auf dessen Lehrstuhle in die medicinische Facultät ein, nachdem er am 30. Jan. 1560 unter den herkömmlichen Feierlichkeiten die Doctorwürde dieses Faches empfangen hatte, wozu zwar schon im vorangegangenen Sommer Anstalten getroffen worden waren, die Ausführung aber wegen seiner Kränklichkeit verschoben werden mußte, indem die Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise in Gesellschaft seines Schwiegervaters nach Bautzen nöthig gemacht hatte[6]). Nach dessen tödtlichem Abgange nun übertrug ihm die Akademie am 1. Mai 1560 einstimmig das Rectorat, das er acht Jahre darnach noch einmal geführt hat. Während dieser Amtsführung empfand die aufbrausende Jugend seine Strenge so unbehaglich, daß sie ihm einstmals die Fenster einwarf und sein Haus stark beschädigte[7]). Wie begründet aber sein Ansehen schon frühzeitig war, erweist sich aus dem Umstande, daß die von seinem Schwiegervater ausgeübte Aufsicht und Leitung der Studien und anderer Angelegenheiten der Akademie mit einhelliger Zustimmung des Senats und des Landesherrn auf ihn ohne Unterbrechung übergingen und damit noch seine Theilnahme an der Kirchen- und Schulinspection des Kurstaates verbunden wurde, während sein Freund und eifriger Anhänger Melanchthon's, der geheime Rath Krakau zu Dresden, die beständige Curatele der Akademie führte[8]).

Mit seinen Collegen, versichert Peucer selbst, lebte er in der schönsten Eintracht; alle vergaßen über das Wohl der Anstalt ihr eignes, ließen sich durch Meinungsverschiedenheit nie zu Haß und Bitterkeit verführen, und wurden voll des wärmsten und reinsten Eifers für ihren Beruf ein Gegenstand der Bewunderung für Freunde, und für Feinde ein Gegenstand der Furcht, während die Zuhörer aus Anhänglichkeit an ihre Lehrer in Gehorsam gegen die Gesetze, in Frömmigkeit und angestrengtem Fleiße unter einander wetteiferten[9]). Das Inspectorat führte Peucer nach seiner eigenen Versicherung mit Zuziehung des Senats, besonders der älteren Professoren; eine entscheidende Stimme aber gab er vermuthlich in allen Dingen und so auch in Beschützung und Beförderung seiner Lieblingsmeinungen, d. h. der Ansichten seines Schwiegervaters. Daher er nur solche Männer auf erledigten Lehrstühlen zuließ, die sich für dieselben erklärten. Sie waren aber vorzugsweise Melanchthon's gewonnene Ansichten vom freien Willen des Menschen, von der Gemeinschaft der beiden Naturen in Christus und vom Nachtmahle des Herrn, die er noch auf seinem Sterbebette seinen Schülern und besonders Peucer'n bekannt und anempfohlen hatte. Schon längst waren sie ein Gegenstand des Streites unter den protestantischen Theologen geworden, und da ihre Bekenner und Verbreiter, Philippisten genannt, eine Übereinstimmung mit Calvin darin fanden und ebendeshalb aus Vorsicht oder doch aus Furcht vor dem Kurfürsten und der großen Menge, verdeckt sprechen mußten, äußerlich aber sich für Echtlutherische ausgaben, so bekamen sie von ihren Gegnern den Namen „heimliche Calvinisten" (Kryptocalvinisten). Indessen entwickelten sie zunächst den Anfang des rationalistischen Systems unserer Zeit und den später festgehaltenen Grundsatz der Gewissensfreiheit. Der Ubiquitätslehre Brenz's und Andreä's gegenüber, deren Verbreitung schon Melanchthon entgegenzuwirken gesucht hatte, sprachen sie der menschlichen Natur in Christus die göttlichen Eigenschaften ab, und behaupteten darum auch, daß Christi Leib und Blut, weil sie im Himmel räumlich eingeschlossen, im heiligen Abendmahle nicht gegenwärtig seien, mithin nicht mitgenossen werden könnten und die Einsetzungsworte bildlich verstanden, wie der Genuß des Nachtmahles, blos für Gläubige wirksam, als ein geistiger erklärt werden müßte, während sie die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur Christi als etwas Geheimnißvol-

4) Peucer heirathete Melanchthon's jüngste Tochter, Magdalene (geb. 19. Juli 1531), am 2. Juni 1550, siehe die Annales vitae Melanthonis zu Bretschneider's Corp. reformat. T. VII. Zu dieser Feierlichkeit schrieb der königsberger Prof. der Medicin, Matth. Stojus, eine Ecloga de conjugio Caspari Peuceri Budissensis et Magdalenae, filiae Ph. Melanthonis. (Witteberg. M. D. L. in 4.) Das unvollendete Testament Melanchthon's in Strobel's Beiträgen II, 177, vom 18. April 1560 datirt, spricht von einem Vorder- und Hinterhause, das der große Reformator in Wittenberg besaß. Das Hinterhaus aber hatte Peucer auf seine Kosten gebaut, war ihm also eigenthümlich und seine Frau erbte das Vorderhaus dazu, welches der Testator zu 600 Fl. veranschlagt hatte. Peucer besaß auch noch einen Garten, welche Grundstücke ihm nach ausgestandener langer kostspieliger Haft schuldenfrei zu eigen geblieben waren. 5) Bei dieser Gelegenheit hielt Peucer die Oratio de Friderico, Landgravio Turingiae et Marchione Mysniae, cujus fuit a matre admorsa gena. Sie steht in der zerbster Ausgabe der selectarum declamationum Ph. Melanthonis. III, 119 sq. 6) Die Rede, welche bei dieser Feierlichkeit der Dekan Veit Windsheim hielt, behandelt den ehemaligen kursächsischen Kanzler Gregor Brück (Pontanus), und ist irriger Weise auch Peucer'n zugeschrieben worden. Sie steht in ebengedachter Sammlung V, 182 fg. 7) Voigt zu Raumer's hist. Taschenbuche. II, 357.

8) Vermischte Nachrichten zur sächsischen Geschichte VIII, 88 und Peucer's hist. carc. a. m. St. 9) Hist. carc. 44 sq.

les deuteten, wonach die Eigenschaften der einen Natur mit denen der andern nicht vermengt werden dürften. Sonach blieb ihnen der Gottmensch Christus immer noch ein mystisches, unerklärbares Wesen.

Peucer brachte für dieses Philippische System nach und nach Christoph Pezel, den jüngern Kreuziger, Wiedebram und Heinrich Moller auf die theologischen Lehrstühle zu Wittenberg, und Wächter dieser Meinungen wie Rächer seines Schwiegervaters [10]), nahm er als Inspector auch von allen gelehrten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und von allen Äußerungen der Professoren auf den Kathedern dieser Universität amtliche Kenntniß und enthielt sich natürlich der lauten Misbilligung nicht, wenn gegen seinen Sinn geschrieben und gesprochen wurde. Hutter behauptet, er hätte die meisten Professoren von seinem Winke und seiner Rede abhängig gemacht und überhaupt eine Zuchtruthe über sie geschwungen. Gewiß ist, des alten Paul Eber Schrift vom heiligen Sacrament tadelte er als eine kindische Arbeit und soll sie aus Hohn im Buchladen sogar mit Ruthen haben stäupen lassen [11]). Diejenigen Professoren, deren Äußerungen ihm misfielen, wurden entweder zurecht, oder in andere Fächer hinübergewiesen: so der Professor Veit Windsheim, dessen Vorträge blos auf die griechische Sprache beschränkt wurden, weil er in seinen Vorlesungen über Logik die Ausdrücke: das Brod ist der Leib, der Wein das Blut Christi, als ein Beispiel ungewöhnlicher, doch nicht figürlicher Prädicatbestimmungen gebraucht hatte [12]). Peucer selbst erlaubte sich in seinen geschichtlichen und philosophischen Vorträgen zuweilen Ausschweifungen in's Gebiet der Theologie und bediente sich auf die Gegner der Philippisten ebenso starker und leidenschaftlicher Ausfälle, als ehedem Luther, und sprach auch in ebendiesem Tone [13]). Wie wenig er die Worte wählte und die gröbsten Ausdrücke nicht verabscheute, geben seine mit den Studenten Schlüsselburg und Schirmer angestellten Verhöre zur Hand. Beide, besonders ersterer, Gegner der Philippisten, hatten Peucer's, Kreuziger's und Pezel's dogmatische Äußerungen aufgeschrieben und sie, gleich anstößigen Schulwitzen, unter Verhöhnung umhergetragen, wodurch sie sich eine Untersuchung, welche Peucer meistens leitete, und da sie ihre Meinung nicht änderten, die Wegweisung von Wittenberg zuzogen. Der Vorfall, den Schlüsselburg öffentlich bekannt machte, erregte auf den orthodoxen Universitäten großes Aufsehen, und die Wittenberger sahen sich genöthigt, eine kleine Verwahrungsschrift herauszugeben [14]). Ihre Anfechtungen dauerten fort, da sie in ihrem Wagstücke fortfuhren, Melanchthon's Ansehen zu heben und zu befestigen, und dadurch bei Vielen die Besorgniß erweckten, daß es aus Leidenschaftlichkeit zum Nachtheile Luther's geschehe. Peucer wird als Schöpfer und Parteiführer dieser Bestrebungen genannt, und gern kann es geglaubt werden, sobald sein Eifer in theologischen und kirchlichen Angelegenheiten begriffen wird. Früh darauf bedacht und mitwirkend, eine fortschreitende Entwickelung der religiösen Begriffe ungehemmt zu fördern und zu erleichtern, wünschte er den Einfluß der Fürsten davon fern zu halten, und diese Angelegenheit ausschließlich den akademischen Lehrstühlen und den Gelehrten zuzuwenden, wie sich seiner Überzeugung nach aus ihren Bestimmungen zur Förderung des wahren Glaubens ein besserer Erfolg versprechen ließ, als aus den von Fürsten angestellten Synoden. Der ärgerliche Sacramentsstreit, welchen lutherische Eiferer über Melanchthon's Gutachten in der heidelberger Sache entzündet hatten, brachte ihn zur Überzeugung, daß die Partei, der er huldigte, durch den Tod seines Schwiegervaters ihre Stütze und die Evangelischen überhaupt den letzten emporragenden Theologen verloren hatten, welcher nicht nur den Ausbruch des Gezänkes unter ihnen selbst hatte unterdrücken, sondern ihrer Kirche auch, der katholischen gegenüber, ein ehrerbietiges Ansehen erhalten können. Um den Verlust zu ersetzen, glaubte Peucer, daß es nöthig wäre, eine innige Eintracht unter den besten Akademien herzustellen; allein er fand hier sowol als bei den meisten Fürsten Anstoß, eben wegen seines von Melanchthon aufgefaßten und für zweideutig verschrieenen Systems. Zwar konnte er zu diesem Behufe auf Herzog Albrecht von Preußen wirken, sobald dieser anfing, die Zuneigung, die er seinem Schwiegervater geschenkt hatte, auf ihn überzutragen [15]); nicht aber auf seinen Landesherrn, den Kurfürsten August von Sachsen, auf den es dabei am meisten ankam, weil dieser Fürst es zu seiner ersten landesherrlichen Pflicht rechnete, selbst für das Seelenheil seiner Unterthanen zu sorgen und der Gewissensfreiheit keine Herrschaft zu gestatten. Um aber dies möglich zu machen, hielt er den Grundsatz fest, daß zum Wohle des Staates Herr und Untergebene einerlei Glauben in allen Religionsartikeln haben müßten. Dieses für- System an Luther's crasse Orthodoxie gebunden, zwang Peucer'n und seine Gleichgesinnten zur Verstellung und bereitete ihnen dann auch um so gewisser den Sturz, als sich August von den Einflüsterungen ihrer Gegner nicht fern hielt.

Dem dresdener Hofe war Peucer empfohlen worden durch den Kanzler Kiesewetter, den geheimen Rath Mordeisen und den Geheimschreiber Jenisch, welcher später sein ärgster Feind wurde. Nach Mordeisen's Abgange trat dort der geheime Rath Georg Krakau ein, der vertr-

10) Sane putant sapientes, Peucerum soceri sui offensam expiasse, sagt Schurzfleisch in irgend einer handschriftlichen Nachricht. 11) Löscher's historia motuum II, 175 sq. 12) *Hutteri* Concordia concors 229. 13) *Hutter* 229 sq. 14) Löscher III, 5 sq. und *Hutter* 230. Siehe über diesen Vorfall noch Grohmann's Annalen der Universität zu Wittenberg I, 160 fg. und Chr. Thomas sächs. Annalen zu von Ossen's Testamente. S. 62 fg.

15) Vergl. seinen Briefwechsel mit diesem Fürsten in J. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. S. 497–513. Ein Ehrengeschenk von 100 Thalern, das der Fürst dem verstorbenen Melanchthon zugedacht hatte, wurde nach dessen unerwartetem Tode dem Sohne und Schwiegersohne desselben zugewiesen und hiermit entspann sich zwischen Peucer und ihm ein mehrjähriger Verkehr, mittels dessen sich Albrecht bald die Ansichten über die kirchlichen Angelegenheiten, bald gewisse genealogische Aufklärungen, bald die Zusendung brauchbarer Geistlichen von ihm erbat.

teste Minister des Kurfürsten August. Ein Pommer von Geburt und mit Peucer'n von gleichem Alter, war er dessen Freund, Bugenhagen's Schwiegersohn, und wenn auch Jurist, so doch in der Theologie bewandert und ganz besonders dem Melanchthon'schen Systeme zugethan [16]). Die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Kurfürsten machte Peucer, als er mit Paul Eber als Abgeordneter der wittenberger Universität wegen der dasigen Stipendienstiftung nach Dresden kam, wo ihn August so lieb gewann, daß er ihm bei'm Abschiede befahl, sich künftig der akademischen Angelegenheiten halber nur unmittelbar an ihn zu wenden. Peucer wurde nun öfters an den Hof gerufen, der Kurfürst und seine Gemahlin Anna, eine Tochter Königs Christian III. von Dänemark, behandelten ihn mit Auszeichnung und Vertraulichkeit, fragten ihn in vielen Dingen um Rath und erhoben ihn, vier Jahre vor seinem Falle, zum wirklichen Leibarzte mit bleibendem Gehalte. Daß Peucer auch in theologischen Angelegenheiten vielfältig zu Rathe gezogen, und auf sein Gutachten kein geringes Gewicht gelegt wurde, ergibt sich aus mehren glaubhaften Umständen, die er in der Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt; ebenso mag er seine Ansichten nicht völlig verdeckt haben, da ihn der Kurfürst den Erzcalvinisten zu nennen pflegte, worauf Peucer selbst nachmals ein Gewicht legte, als man ihm schuld zu geben anfing, daß er darin hinterlistig zu Werke gegangen sei [17]). Es wußte aber August damals noch nicht, daß sein Leibarzt die Haupttriebfeder dieser heimlichen Verschiedenheit in den streitigen Dogmen war, und ohnehin kein Theolog von Profession wurde er nicht für gefährlich gehalten. Er blieb in großem Ansehen und Einflusse bei Hofe, August und seine Familie speisten einst auf einer Durchreise bei ihm zu Mittage in Wittenberg und wählten ihn das Jahr darnach (1571) nebst des Leibarztes Näve Gattin und dem Universitätsnotare Philipp Melanchthon, dem Sohne des großen Reformators, sogar zum Gevatter bei der Taufe des Prinzen Adolf [18]). Diese beneidenswerthe Gunst verwandte Peucer zunächst zur Aufnahme der Universität, an der er selbst mit Ruhm und Beifall lehrte. Auf seinen Vorschlag vermehrte der Kurfürst die Einkünfte der Hochschule durch einen jährlichen Zuschuß von 1500 Fl., erleichterte die Errichtung einer Speiseanstalt für mindestens 400 arme Studenten in Luther's Hause, das bereits im Gebrauche der Universität war, und stellte auch ein Spital in der Stadt her [19]). Unter diesen Umständen ist nicht unwahrscheinlich, daß Peucer und seine Gleichgesinnten auch den Kurfürsten davon überzeugten, Luther's Schriften wären meistens teutsch, unordentlich und sehr weitläufig, Melanchthon's Werke aber feinkurz, artig und in schönem zierlichem Latein abgefaßt, darum rathsam, der Jugend die christliche Religion aus denselben beizubringen [20]). Allerdings setzte er mit Hilfe seiner Freunde zu Dresden und des Kirchenrathes Stößel zu Pirna 1569 durch, daß die gesammte Geistlichkeit der Kurlande auf Melanchthon's Corpus doctrinae, für dessen Herausgabe und Verbreitung er schon längst eifrig mitgewirkt hatte, verpflichtet, und wer dieses verweigerte, verfolgt wurde. Man beabsichtigte dabei zuerst, Luther's Schriften durch dieses Werk erklären zu lassen. Hiermit waren aber die Altlutheraner nicht zufrieden und schrieen über Verfälschung der echten Lehre. Während die Wittenberger Mühe hatten, sich von diesem Verdachte zu reinigen, sorgte Peucer, im Einverständnisse seiner Gleichgesinnten, besonders Stößel's und Schütz's, für die Herausgabe eines neuen Katechismus in den gelehrten Schulen, nachdem die Lehrer nach seiner Versicherung die Ausgabe des Lutherischen von Dav. Chyträus, welche im Gebrauche war, tadelnswerth und unbrauchbar gefunden hatten. Bei einer Schulvisitation zu Pforte, wo die Sache zur Sprache kam, wurde darüber berathen und die Abfassung und Einführung eines neuen passenden Katechismus beschlossen, welcher der reifern Jugend als ein Übergang vom Lutherischen zur ausführlichen Darstellung der theologischen Prüfung in die Hände gegeben werden sollte. Peucer, welcher zugegen war, übernahm die Besorgung [21]). Professor Pezel schrieb, wie man vermuthet, das Büchelchen, und Peucer, wie er selbst eingesteht, die Vorrede dazu, worin er den beabsichtigten Zweck erläutert und den Wunsch ausspricht, daß das Werkchen in allen lateinischen Schulen und Gymnasien eingeführt werden möchte [22]). Zu Anfange 1571 erschien es ohne Namen des Verfassers und ohne irgend eine Autorität in lateinischer Sprache zu Wittenberg, nach den verschiedenen Titeln zu schließen in zwei Ausgaben, und Peucer sandte sofort dem Rector Balduf zu Pforte ein Exemplar mit der Weisung zu, andere, so viele deren nöthig, für die Schüler zu verschreiben. Für die niederen Schulen, bemerkte er zugleich, werde er Sorge tragen, daß ein ähnlicher passender Katechismus gefertigt werde [23]). Die Glaubensartikel waren darin vorsichtig vorgetragen worden und ihr Verfasser konnte im Grunde keiner Verfälschung der Lehre Luther's beschuldigt werden, wenn auch die Nachtmahlslehre darin einige Änderungen erlitten hatte. Die Gegner aber fanden sie zweideutig, dunkel und unbestimmt vorgetragen, und erhoben einen so gewaltigen und allgemeinen Lärm darüber, wie früher

---

16) Über Krakau siehe die vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte. VIII, 1—137. 17) Historia carcer. 267. 344 et 472 sq. 18) Ebend. a. m. O. u. *Hutter* 235. 19) Hist. carcer. 79 sq. 20) *Frimel*, Witteberga a Calvinismo graviter divexata et divinitus liberata. 17.

21) Historia carcer. 88, 388 u. a. m. a. St. Häberlin in seiner teutschen Reichsgeschichte IX, 254 meint, Hubert Languet sei in Verdacht gewesen, Peucer'n zur Abfassung und Herausgabe dieses Buches gerathen zu haben, und habe deshalb den dresdener Hof verlassen müssen. In seinem Entlassungsgesuche klagt Languet allerdings über Verleumdungen, erhielt seinen Abschied aber (zu Anfange 1577) in allen Ehren mit Pension vom Kurfürsten von Sachsen. Siehe Horn's nützliche Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. II, 249. Eine andere Vermuthung siehe in Gleichen's Annales eccles. I, 44. 22) Hist. carc. 156. Der eine Titel ist: Catechesis continens explicationem Decalogi, Symboli, Orationis dominicae, doctrinae de poenitentia et de sacramentis; der andere: Catechesis, ex Corpore doctrinae Christianae ecclesiarum Saxoniae et Misniae edita in Academia Witebergensi et accommodata ad usum scholarum puerilium. 23) Dieser Brief steht bei *Hutter* 243, ist vom 13. Jan. 1577 datirt und im Tone eines Vorgesetzten geschrieben. Hospinian und Leupold theilen ihn auch mit.

über den heidelberger Katechismus, und man schloß daraus auf die Einführung des unverdeckten Calvinismus. Besonders wollte man denselben in der dem Abschnitte von der Himmelfahrt Christi beigegebenen Erklärung der Worte Petri in der Apostelgeschichte (3, 21 Oportet Christum coelo capi) unverhohlen ausgesprochen finden. Man schloß, die Wittenberger wollten nicht nur der Jugend den gefährlichen Irrthum einprägen, daß Christi Leib im Himmel räumlich eingeschlossen sei und somit auf Erden nicht gegenwärtig sein könne, sondern überhaupt auch den Lutherischen Katechismus verdrängen. Dieses Geschrei kam auch dem Kurfürsten zu Ohren, und als Peucer eben grade bei ihm auf dem Schlosse zu Stolpen war, wo er seinen Prinzen aus der Taufe hob, bezeugte er ihm nicht nur sein Misfallen über das Buch, sondern tadelte ihn auch, daß er, wie das Gerücht laute, dasselbe den Lehrern in den Schulen mit Gewalt aufzudringen suche. Peucer konnte oder wollte sich gar nicht darauf besinnen und leugnete den Hergang der Sache gradezu ab, womit sich denn August auch zufrieden stellte, den Katechismus aber bald nachher ausdrücklich verbot [24]). Inzwischen hatten Peucer's Freunde zu Wittenberg die große, unter dem Titel einer Grundfeste so berüchtigt gewordene, Apologie in teutscher Sprache herausgegeben, und darin auf alle die Klagen ausführlich geantwortet, welche man gegen ihren Katechismus erhoben hatte. Zugleich sprachen sie sich darin gegen die orthodoxe Meinung von der persönlichen Vereinigung beider Naturen in Christus ziemlich deutlich aus und leugneten natürlich auch die persönliche Allgegenwart des ganzen Christus mit Hinweisung auf Stellen der heiligen Schrift und besonders der alten Kirchenlehrer. Noch war Peucer auf der Kindtaufe zu Stolpen, als ihm mehre Exemplare von dieser Grundfeste zugesandt wurden, um sie an den Kurfürsten und seine Räthe zu vertheilen; er fand aber nicht geringen Anstoß, da die Herausgabe des Buches, die nicht verschwiegen geblieben, vom Hofe verboten worden war. Unter dem Vorwande, von diesem Verbote Nichts gewußt zu haben, meinte er, daß dasselbe dort zu spät angekommen sein müsse [25]). Jedenfalls war man mit Herausgabe dieses Buches durch Schnelligkeit zuvorgekommen. August ließ es geschehen, hörte im Beisein seiner Gemahlin der eifrigen Anpreisung desselben durch Peucer aufmerksam zu, und in der Meinung, daß die unwiderlegbarsten Wahrheiten von den wichtigsten Glaubensartikeln darin entwickelt worden wären, gestand derselbe offen, daß er nicht Mitglied einer Kirche sein wolle, in der anders gelehrt werde, als in der Grundfeste, sowie keine Kirche bestehen könne, die vom Sohne Gottes anders denke [26]). Der Kurfürst ließ sich in der That bereden, das Buch wie in einem Athemzuge binnen drei Tagen durchzulesen, vermuthlich aber verstand er das Werk nicht, weil sich sein Zorn gegen dasselbe nicht eher vernehmen ließ, bis man ihn gegen die Urheber desselben aufgehetzt hatte. Das ... und wilde Geschrei der Gegner lief dahin aus, als ... Universitäten, Kirchen und Schulen in Kursachsen ... Calvinisch geworden [27]). August war dergestalt aufgeb... darüber, daß er eine Summe Geldes gegeben haben w... wenn beide Bücher, der Katechismus und die Grund... nicht gedruckt worden wären, und in seinem Zorne s... geäußert haben: man dürfe ihm nicht leicht etwas ... so jage er die Schurken alle (die Wittenberger) zum ... fel. In der That lief das Gerücht um, daß Krakau, ... um alle diese Vorfälle wußte und sie gut hieß, in ... Angst dem Hofprediger Wagner ein ganz rechtgläu... Bekenntniß übergeben habe, während Peucer, der ... höchster Ungnade bedroht worden, den Pilatus spiele, ... Hände in Unschuld wasche und sage, er sei Arzt und ... Gottesgelehrter [28]). Dies waren allerdings nachmals ... Ausflüchte, wenn Klagen ob seiner Einmischung in ... theologischen Händel ihm vorgehalten wurden. Um ... Lärm wider die Verfälscher der reinen Lehre in sei... Lande zu unterdrücken, berief der Kurfürst im Oct... 1571 die Theologen seiner beiden Universitäten nebst ... Superintendenten zu sich nach Dresden und verla... von ihnen ein rundes, deutliches und bestimmtes Beken... niß der Nachtmahlslehre, gemäß dem Worte Gottes ... der reinen Lehre Luther's, damit allen Schreiern ... Maul damit völlig gestopft werden könnte. Allein ... Kurfürst wurde betrogen; die Philippisten machten ... Mehrzahl der Versammlung aus und überließen den ... tenbergern, welche schon darauf vorbereitet waren, die ... fassung der neuen Confession. Zur Täuschung bedien... sie sich in den streitigen Glaubenspunkten sowol der ... ther'n, als Melanchthon eigenthümlichen Redensarten, ... ten diese jenen zur Seite und brachten zwar dadurch ... ben der Stärke des Ausdrucks gewissermaßen eine mild... Vorstellung hervor, zogen sich aber unvermeidlicher ... den Schimpf der Unredlichkeit zu. Heftige Angriffe ... Seiten der Gegner blieben natürlich nicht aus. Die ga... Versammlung unterschrieb, der Kurfürst genehmigte ... der Meinung, in diesem dresdener Consens — so nan... man das Bekenntniß — sei Nichts als bloße Wieder... lung des alten Lutherischen Glaubensbekenntnisses ... Binnen vier Tagen war die Sache beendet und Au... beruhigt. Anderthalb Jahre darnach führte er diesen Co... sens auch in den Ernestinisch-sächsischen Ländern, wo ... nach Herzogs Johann Wilhelm von Weimar Tode ... Vormundschaft übernommen hatte, gewaltsam ein ... machte dadurch eine Menge Familien der Kirchen- ... Schuldiener unglücklich. So schien der erschlichene Triu... der Philippisten befestigt, ihr Einfluß und Wirkungskr... erweitert, der Kurfürst verblendet und umgarnt. ... verrufenen wittenberger Katechismus aber konnte er, ... muthlich auf äußeren Anreiz, gleichwol nicht verge... und als er einst auf einer Reise nach Cassel in Sch... pforte übernachtete, peinigte er den Rector Baldui... lange mit Fragen nach demselben, bis dieser eingest...

24) *Hutter* 235 und historia carcer. 89 sq. mit Crecer's Briefe vom 3. Oct. 1571 bei Löscher III, 158 fg. 25) Historia carcer. 88 sq. und Menzel, Neuere Geschichte der Teutschen. IV, 421 fg. 26) Historia carcer. 64 sq. 317.

27) *Hutter* 175. 28) Löscher III, 158 fg. 29) *Hut*-*ter* 175.

daß er dort auf schriftlichen Befehl Peucer's im Gebrauche sei [30]). Der Kurfürst ließ sich den Brief, der die Vorschrift enthielt, geben, und höchlich erzürnt über seines Günstlings Ableugnen und über die Verachtung seines Willens beauftragte er — während in allen andern Schulen fleißig nachgeforscht, aber Nichts entdeckt wurde — auf seiner bald darnach unternommenen Reise nach Dänemark zu Wittenberg, wo er verweilte, sechs seiner Räthe, darunter Ponikau und Krakau, Peucer's Freunde, denselben darüber zu vernehmen. Diese hielten ihm am 1. Juli 1572 vor, daß auf seine Veranlassung der berüchtigte Katechismus in Pforte eingeführt worden sei, da er doch im vorigen Jahre geleugnet hätte, Etwas davon zu wissen, und befahlen ihm, in den Schulen künftig ohne ausdrücklichen Befehl Nichts anzuordnen, sich nicht in theologische Sachen zu mischen, sondern lieber „das Harnglas" zu besehen. Peucer betheuerte mit großer Empfindlichkeit, ihm sei bei der Menge von Geschäften sein Brief an den pförtner Rector gänzlich aus dem Gedächtnisse verschwunden und er habe ebendeshalb nicht gewußt, daß der Katechismus dort eingeführt worden sei, sonst hätte er sehr leicht die Abschaffung desselben bewerkstelligen können; im Übrigen aber habe er weder hinterlistig noch versteckt dabei gehandelt, auch sei es nicht auf seine Verantwortung geschehen, und zum Schlusse seiner Vertheidigung versprach er, sich künftig nicht mehr um die theologischen Sachen zu bekümmern und bat zugleich — so behauptete er hintennach im Gefängnisse — ihm die Schulaufsicht abzunehmen [31]). So log er sich denn nochmals in des Kurfürsten Gunst hinein. August versprach sein gnädigster Gevatter zu bleiben, ließ ihn zur Tafel laden, reichte ihm beim Eintritte die Hand und genehmigte sogar, da Peucer den Katechismus eifrig vertheidigte, nach einer mit den Theologen gepflogenen Berathung, daß das Buch mit Beifügung einer Erklärung der als anstößig erschienenen Stelle: Oportet Christum caelo capi, und mit seiner vorgesetzten Einwilligung umgedruckt und auch in's Teutsche übertragen werden sollte [32]). So war denn sein Zorn gestillt und die Versöhnung, an welcher nicht gezweifelt werden kann, wieder hergestellt worden. Darum ergibt sich auch die Beschwerde, daß der auf's Heftigste angeschwärzte Leibarzt in seinem Verhöre die Handschrift seines pförtner Briefes abgeleugnet habe, als unwahrscheinlich, wenn sie gleich der späterhin von Neuem grollende Kurfürst dem torgauer Landtage vortragen ließ. Denn schwerlich würde dieser eine so schreiende Frechheit übersehen, vielmehr mit größter Strenge haben untersuchen lassen, wovon aber keine Spuren angegeben werden. Peucer, welcher nachmals in seiner Gefangenschaft davon hörte, erklärte diese harte Beschuldigung als verleumderische Wortverdrehung, legte sie aber nicht dem Kurfürsten zur Last, weil dieser den Hergang der Sache anders gewußt hätte, sondern seinem Geheimschreiber Jenisch [33]).

Diese Beschwörung des gefährlichen Ungewitters half Peucer'n im Grunde sehr wenig. Man konnte ihm die verstohlene eigenmächtige Einführung des verrufenen Katechismus nicht vergessen, und sobald seine Gegner in Wittenberg und bei Hofe davon Kenntniß hatten, traten sie mit ihren Beschwerden lauter und kecker hervor. Sie nannten ihn einen treulosen Diener, gaben ihm schuld, daß er die Religion in Sachsen verkehre, daß sein Glück ihn aufgeblasen und tyrannisch gemacht habe, daß er auf der Universität und in den Fürstenschulen Alles willkürlich lenken wolle, nach einem Principate strebe, und um seiner Person ein übermäßiges Gewicht zu geben, erdreiste er sich, von seiner Person in Amtsgeschäften zu sagen: Hier sitzet der Kurfürst! Dies Alles widerlegte er zwar als unlautere Quelle des Neides, der Eifersucht und des Übelwollens, hielt sich dieser Beschuldigungen sittlich für unfähig und sonst durch häufige Krankheiten für nicht aufgelegt, Herrschaft und Schulmeistereien auszuüben, und schrieb daher das ganze Gewebe der gegen ihn angesponnenen Ränke seinen Ansichten von der Menschwerdung Christi und dem heiligen Abendmahle zu, in welchen er weiter ging, als sein Schwiegervater, von dem er sie geerbt hatte [34]). Ganz unbegründet aber mögen denn doch jene Beschuldigung nicht gewesen sein, auch mag Hutter's Behauptung, Peucer habe eine Zuchtruthe über die Professoren geschwungen, nicht übertrieben sein; indessen trugen die verdeckten religiösen Ansichten unbezweifelt zur Verketzerung und Anschwärzung dieses Hauptes der heimlichen Calvinisten das Meiste bei. Unter seine Gegner hatte sich zeitig der tübinger Professor der Theologie, Jacob Andreä, gewöhnlich Ubiquitätsapostel genannt, gemischt. Er hatte mit seinen Bestrebungen, Einheit in den Lutherischen Kirchenglauben zu bringen, bei seiner frühern Anwesenheit zu Wittenberg keinen Beifall für die Brenzische Ubiquitätslehre gefunden und daraus Anlaß genommen, die dortigen Gottesgelehrten zu verunglimpfen. Peucer mischte sich in diese Dinge und gerieth in einen unangenehmen Briefwechsel mit ihm, worin er dem Prälaten von Würtemberg ob der Beschuldigungen nicht zur Rede stehen wollte [35]). Von dessen weitern Bestrebungen in Kenntniß gesetzt, begann Andreä ihn am dresdener Hofe zu verhetzen und fand, nachdem er mehre Hofleute gewonnen hatte, bei der Mutter der Kurfürstin (Königin Witwe Dorothea von Dänemark), deren Schwägerin, der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg und endlich durch Beide

30) *Hutter* 235. Historia carcer. 388. 444. 31) Ibid. 90 sq. 389 sq. 440 sq. 446 sq. u. 469 sq. 32) Ibid. 90 sq. Menzel spricht (S. 423) mit Bestimmtheit von einem zweiten Verbote dieses Katechismus, welches nach August's Rückkehr aus Dänemark erlassen worden sei. Seine Quelle scheint indessen nur der oben angeführte Brief Greser's zu sein, welcher zu Anfange Octobers 1571 geschrieben war, also für spätere Begebenheiten keine Autorität hat. Aus den aufgefangenen und in Beschlag genommenen Briefen Peucer's und Pezel's in den vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte (VIII, 122 u. 126) geht hervor, daß diese beiden Professoren die Verteutschung ihres Katechismus hintennach widerriethen.

33) Historia carcer. 466. Die vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte (VIII, 127) enthalten Nichts vom Vorwurfe des Kurfürsten, daß Peucer seinen Brief abgeleugnet habe, blos das Actenstück bei *Hutter* 235 erwähnt ihn. 34) *Adami* vitae Germanorum medicorum 387, *Hutter* 229. 965 und Historia carcer. 82 sq. 35) *Hospiniani* Concordia discors 29 sq. und *Hutter* 143.

[illegible]

[illegible]

[illegible] der Reformationsgeschichte I. 46.

[illegible] 45.

e viel Antheil Peucer an dieser Schrift gehabt habe,
nicht genau nachweisen; doch kann sie nicht ganz
: Rechnung geschrieben werden. Er wirkte un=
auf die Abfassung derselben mit und beeiferte sich
: in Umlauf zu bringen, obschon er noch kränklich
Dieses Buch entzündete auswärts die ganze Kraft
enschaften, und die Höfe von Würtemberg und
hweig, durch Andreä und Chemnitz angetrieben,
Anzeige von der ketzerischen Erscheinung gemacht
bestürmten den dresdener Hof mit den empfind=
Vorwürfen und Warnungen, während der alte
eorg Ernst von Henneberg in heißem Glaubens=
das reine Lutherthum zum Kurfürsten von Sach=
und ihm das Gewissen schärfte, weil er Gottes=
in seinem Lande dulde, die ihn in Religionsange=
en bisher betrogen, nun aber die Larve abgenom=
ten und sich durch ihre Exegesis öffentlich für den
mus erklärten. August erschrak, vermuthlich be=
jetzt erst Kunde von dem Buche und rief in der
iner Seele: Habe er nur eine Calvinische Ader im
lle sie ihm der Teufel herausreißen [41]). Der eben
den versammelte Ausschuß der Landstände machte,
Widersachern aufgeregt, gleichfalls Anzeige von
ttlosen" Buche, und kündigte seinem Landesherrn
an, daß der Calvinismus allenthalben einreiße,
langte, mit Erbietung des kräftigsten Beistandes,
el durch die strengsten Maßregeln zu steuern. In
n Aufregung wurde der Leibarzt Hermann, bei
n nach Leupold eine Menge Briefe der Partei=
and, die über Vieles Aufschluß gaben, zu Ende
s 1574 unter dem Vorwande, des Kurfürsten Ge=
e verrathen zu haben, verhaftet und nachmals mit
nd Kind aus dem Lande gejagt [42]). Abgeordnete
nahmen die wittenberger Professoren ins Verhör,
eine Menge Exemplare der Exegesis noch in ihren
, und in den Buchläden viele Calvinische Schrif=
Heidelberg, Genf und der Schweiz. Die Theo=
aben, wie der Kurfürst sagt, eine Antwort, die
alt noch warm war, Hutter und Selnecker hinge=
aupten, sie hätten keck erklärt, mit Calvin und
cramentirern keine Gemeinschaft zu haben. So=
gewiß, August ließ sie blos ernstlich warnen; aber
rsuchungen in Leipzig bei Vögelin und die dort
n Entdeckungen sammt neuen aufgefangenen Brie=
hten ihn endlich entschlüssig, mit Strenge zu ver=
nd, um mit seinen eignen Worten zu reden, dem
en Schafspelz auszuziehen.

e Gegner der Kryptocalvinisten setzten natürlich
Bewegung, um den Kurfürsten vollends in der
erhalten. An ihrer Spitze standen der geheime
ndemann, den Peucer einen ehrgeizigen und un=
Mann nannte, und mit dem sein College Krakau
t war, der Hofprediger Listen (nicht Wagner,
selbe schon todt war), der Secretair Jenisch und
ssier Doctor Vogel, sammt dem wittenberger Pro=
fessor Paul Crell [43]). Sie legten dem Kurfürsten die aufgefangenen Briefe von Peucer, Krakau, Schütz und Stößel vor, worin Luther getadelt, das Weiberregiment der Kurfürstin bespöttelt, Hermann's Verhaftung eine tyrannische Handlung genannt, die leibliche Speisung der Seele im Nachtmahle (von Peucer) für Unsinn erklärt, der eben von Jena herberufene neue Hofprediger Mirus mittels Wortspiels (**Mirus mira docet**) lächerlich gemacht u. dgl. m., verhandelt wurde, was dem Kurfürsten die Vermuthung einflößte, diese vier Männer müßten in eine Conspiration verwickelt sein, durch welche sie Hof und Land in den Calvinismus zu „verstricken" und die ganze kirchliche Verfassung Sachsens aus ihrer bisherigen Stellung zu verrücken suchten. Namentlich fiel folgende Stelle auf, welche sich in einem der Peucerschen Briefe an Magister Christian, wie man Schütz'en (Sagittarius) zu nennen pflegte, fand: Die Wahrheit, die durch so vieles Blutvergießen in Frankreich und den Niederlanden nicht hat gedämpft werden können, wird endlich auch in diesem Lande siegen [44]). In den ersten Tagen Aprils 1574 wurden sie verhaftet, alle ihre Papiere in Beschlag genommen und eine Art von Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Stößel, Schütz und Krakau gestanden bald Alles ein, was man ihnen vorgehalten hatte und bestätigten die Anklage durch ein schriftliches Bekenntniß, wodurch sie freilich sich jeglicher Gelegenheit zur Verantwortung abschnitten.

Peucer'n erging es nicht besser. In seinen eignen Geständnissen, die in der Geschichte seiner Gefangenschaft zu lesen, aber in verschiedenen Stimmungen niedergeschrieben worden sind, finden sich keine zuverlässigen Angaben über den Vorabend dieser Katastrophe. Ein Mal gesteht er, das Ungewitter, welches über ihn hereinstürzte, vorher gesehen zu haben. Zwei Jahre und darüber, erzählt er, war er mit sich zu Rathe gegangen, ob er seinen Posten ganz oder zum Theil (d. h. die Schulinspection) aufgeben, oder überhaupt auf die Sicherheit seiner Person denken und sich einen andern Wohnort suchen sollte. Ernste Mahnungen und Warnungen hatten zwar diesen Vorsatz bestärkt; allein er konnte in eitelem Schwanken zu keinem festen Entschlusse kommen. Bald hielt ihn die Liebe zur Akademie und das eitle Vertrauen auf die vieljährige Gunst seines Fürsten davon zurück, bald dachte er an seine Verdienste, an die Gerechtigkeit seiner Sache, an sein Gewissen, an den Beistand vieler trefflicher Männer. Dies stärkte ihn mit Hoffnungen und Zuversicht. Vermuthlich konnte er auch, so lange Krakau's Ansehen noch nicht untergraben war, auf Schutz rechnen. Ein anderes Mal betheuert er dem Allen zuwider, den Anfang dieser Bewegungen weder eingesehen, noch die Größe der Ge=

Löscher III, 163 und Menzel IV, 447. 42) Lö=
. 167 und *Hutter* 224.

43) Mirus kann noch nicht persönlich mitgewirkt haben, obschon es vielfach behauptet wird; denn er trat seine Hofpredigerstelle erst Eingangs April 1574 zu Dresden an. Siehe Gleichen a. a. O. 309. 44) Löscher III, 167 sq. *Hutter* 236 und **Historia carcer.** 153 sq. 274 u. 319 mit den vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte. VIII, 120 fg. August's Sohn und Nachfolger, Kurfürst Christian I., versicherte einst bei seinem Besuche zu Dessau Peucern persönlich, er wisse nicht und habe auch nicht erfahren können, warum sein Vater gegen ihn so hart verfahren sei. **Historia carcer.** 783.

fahr begriffen, ja gar keine Ahnung gehabt zu haben, daß ein so ungeheurer Haß gegen ihn losbrechen könne, theils weil man seine von Luther abweichende Meinung schon längst kannte, theils weil er noch kurz vor der Katastrophe die unzweideutigsten Beweise von Anerkennung seiner Berufstreue und seiner Verdienste um Kirchen und Schulen empfangen hatte. Er behauptet, die Ankündigung seiner Haft sei ihm unerwartet gekommen [45]). Schwärmerischer Eifer für seine Dogmen hatte ihn verblendet, er war sich des Fehlers in seinem negativen Verhalten zum Hofe nicht bewußt, und gestand erst seine Schuld ein, als er auf dem Wege nach Dresden ein Fürbittschreiben an den Kurfürsten niederschrieb [46]).

Am 1. April 1574 kündigte ihm der Commandant zu Wittenberg im Beisein des dortigen Bürgermeisters an, sich ungesäumt in Dresden einzufinden, und alle seine Papiere auszuliefern. Am 4. dess. M. dort angekommen wird er aus des Rentmeisters Wohnung, wo er abgestiegen war, in's kurfürstliche Schloß abgeführt und unter strenge Wache gesetzt. Ein Fürbittschreiben an Kurfürst August, das er auf der Reise Abends vorher im Wirthshause geschrieben hatte, übergibt er zur Besorgung dem Hauptmanne der Wache, und erhält die tröstliche Antwort darauf, er möge sich nicht beunruhigen, seine Sache stehe vielleicht besser, als er selbst es wol denke. Dabei wollte man ihn überreden, daß den Kurfürsten der Anfang dieses Verfahrens gereue. Er bewohnte ein bequemes, mit aller Nothdurft versehenes Zimmer im Schlosse, und wenn auch streng bewacht, ließ man ihm doch seinen Diener und seinen Sohn Kaspar zur Pflege und Gesellschaft, und es durfte ihn der Leibarzt Näve besuchen, da er sich von seiner langwierigen Krankheit noch nicht vollkommen erholt hatte; weil er aber diesen über die Gründe seiner Verhaftung ausforschen wollte, so wurde er angewiesen, den Arzt nicht in Verlegenheit zu setzen, sondern blos über seinen körperlichen Zustand mit ihm zu sprechen. Aus Verdruß darüber verbat er sich alle Besuche des Arztes. Endlich führte man ihn unter starker Bedeckung am 12. April in die geheime Kanzlei zum Verhöre, wozu die Richter nur halb vorbereitet waren. Der Kanzler Kiesewetter und neun Räthe, darunter Lorenz Lindemann und David Pfeifer, hielten ihm vor, er
sich wider sein schon längst gegebenes Versprechen
dauernd in theologische Händel gemischt, mit Schütz
Krakau, die es auch eingestanden, durch Conspirati
und Praktiken die fremden sacramentirischen Dogme
Kurstaate einzuführen sich bemüht, Schriften darüber
breitet, einheimische und auswärtige Theologen da
beleidigt und Andere wieder gegen die sächsische K
aufgehetzt. Sie nannten diese fremden Dogmen
brachten keine Beweise für die aufrührischen Ver
vor und trafen auf sein Verlangen auch keine An
ihn mit Schütz und Krakau zu confrontiren, drohten
mit harter Strafe. Peucer lehnte diese Beschuldigu
gradehin als Verleumdung von sich ab, und konnte
gar nicht besinnen, daß ihm die theologischen Angele
heiten einst verboten worden wären, noch daß er fi
dazu gedrängt, sondern so oft er darüber befragt wo
wäre, hätte er sich an das Corpus doctrinae s
Schwiegervaters und an den dresdener Consens geha
und selbige Schriften auch empfohlen. Wegen seines
dächtigen Briefwechsels konnte man ihm auch Nichts
ter anhaben, außer daß man ihm den Brief an M. C
stian vorlegte, worin er die Hoffnung ausgesprochen h
daß die Wahrheit, welche in Frankreich und Belgien n
habe vertilgt werden können, auch in diesen Landen n
obsiegen werde. Dies hat, fügte Lindemann, welcher
Wort führte, hinzu, den Kurfürsten am meisten verdro
Peucer erläuterte diese Stelle und erklärte, es handele
um das Dogma von der Menschwerdung Christi,
wenn ja der Ausdruck Wahrheit anstößig sei, so
er wol fragen: ob man sie denn nicht vertragen kön
Lindemann ließ sich in keinen Wortwechsel mehr ein,
dern begab sich zum Kurfürsten, um ihm von dem
samen Verhöre Bericht zu erstatten. Bald kam er wi
zurück und legte ihm ein Bekenntniß zur Unterschrift
Dieses enthielt ganz dasselbe, was ihm im Eingange
Verhörs als Verbrechen vorgeworfen und von ihm
unbegründet zurückgewiesen worden war. Der Kur
aber wollte aus Rücksicht auf Peucer's eigene und
derer Fürbitten, heißt es weiter darin, die verdiente
Strafe dahin mildern, daß er hinfort lediglich an
medicinischen und historischen Vorlesungen gewiesen bl
die Inspection und Prüfungen der Stipendiaten aufg
und sich ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Landesh
nicht aus der Stadt und dem Weichbilde Wittenb
entfernen sollte. Peucer erschrak und wurde leichen
über diesen Abschied, sträubte sich gegen die verla
Unterschrift, klagte über das offenbare Unrecht und
die Versammlung zum Beistande auf. Diese sah auf
geheimen Rath Lindemann, welcher die Achseln zuckte
zu verstehen gab, daß vom Kurfürsten nichts Anderes
hoffen wäre. Auf wiederholtes Zureden der Räthe
auf ihre Versicherung hin, daß er nicht betrogen w
aber doch das Gefängniß nicht werde verlassen kön
wenn er die Unterschrift verweigern wolle, entschlo
sich endlich dazu, um die Haft los zu werden, und
testirte dabei mündlich gegen das angethane Unrecht.
Eid, den er zugleich ablegen mußte, gebot ihm bei

45) Historia carcer. 82 sq. 249 sq. u. 291. 46) Ibid. 370 sq., wo Peucer den Inhalt dieses Schreibens aus dem Gedächtnisse mittheilt, denn viele bedenkliche Ursachen, sagt er, hätten ihn abgehalten, vom Originale eine Abschrift zu nehmen. Darin heißt es unter Andern: Ich weiß, daß ich nechst Gott, keinen menschen auff erden höher vnd mehr geehret, vnd gerühmet, auch keynen mit höhern vnd mehren trewen gemeinet habe, dann Ew. Churf. Gn., vnd daß ich in Ewer Churf. Gnaden Landen, Schulen vnd Kirchen, was zur erhaltung reiner lehr, rechtem brauch der Sacrament, rechter anrufung vnd einigkeit gedienet, soviel mir daran befohlen gewesen, mit allem fleiß vnd trewen gefürdert, in deme auf niemand, dan auf Kirchen vnd Schulen dieser Lande gesehen habe: daß wirt mir Gott in Ewigkeit zeugnus geben, vnd alle fromme leute, denen mein thun, wesen, vnd fürhaben bekant gewesen. — vnd da gleich etwas zu viel, oder wenig gethan, Ew. Churf. Gn. wölle in betrachtung menschlicher blödigkeit vnd schwachheit, fürnemlich dahin sehen, daß mein fürsatz, will vnd fürhaben anders nicht gewesen, dann recht vnd trew zu handeln: Daß es aber alles nicht gereth, stehet nicht in vnsern henden oder gewalt zc.

fahr seines Lebens still zu schweigen[47]). So hatte denn Peucer, was ihm zuvor als Verleumdung erschienen war, eingestanden, daß er seine Pflichten verletzt und sein Wort gebrochen hätte. Doch glaubte er, Gehorsam gegen den Kurfürsten werde leicht versöhnliche Gesinnungen erwecken; er war aber durch dieses Bekenntniß in die Gewalt eines unversöhnlichen Fürsten und ränkesüchtiger Hofdiener gefallen. Zaghaftigkeit und Übereilung hatten ihn betrogen. Der Weg zur Vertheidigung war durch die selbstbekannte Schuld abgeschnitten worden. Ein bloßer Schmerz ob dem Gebote, seine theologischen Lieblingstheorien nicht mehr berühren zu dürfen, war das Einzige, was er hinterher beklagte. Daraus ging erst später der Muth hervor, Märtyrer dieser Sache zu werden, welcher zu Liebe er bisher seine Ehrlichkeit und sein äußeres Glück auf's Spiel gesetzt hatte.

Geschreckt durch ein Gerücht, der angekündigte torgauer Landtag werde über ihn und andere wittenberger Professoren ein strenges Gericht halten und sie insgesammt zur Jahresfeier des von August über Herzog Johann Friedrich II. zu Gotha errungenen Sieges abschlachten lassen, weil sie durch pfälzische Bestechungen verlockt, das sacramentirische Dogma in Sachsen hätten einführen und dem Kurfürsten einen Krieg über dem Haupte zusammenziehen wollen, faßte Peucer, welchen die öffentliche Meinung bereits einen Verräther und Ruhestörer schalt, den Entschluß, lieber zu sterben, als seinen dogmatischen Ansichten untreu zu werden. Seine Freunde, Pezel, Kreuziger, Widebram, Moller, Rüdinger (Rüdiger) und Wolfgang Crell wurden, weil sie Ähnliches behaupteten und sich in ihren Ansichten auf die alte orthodoxe Lehre Luther's nicht zurückweisen lassen wollten, verhaftet, eingesperrt und zuletzt des Landes verwiesen. Ein gleiches Schicksal würde aus demselben Grunde vermuthlich auch Peucer's Schwiegersöhne Joachim Eger und Hieronymus Schaller (jener Professor der Rechte und dieser Professor der Arzneikunde zu Wittenberg) getroffen haben, wenn sie nicht für gut gefunden hätten, freiwillig zu gehen[48]). Den versammelten Ständen zu Torgau ließ August am 24. Mai 1574 die abgelisteten Bekenntnisse der vier in gelinder Haft gehaltenen Männer, Peucer, Stößel, Schütz und Krakau, sammt den von ihnen aufgefangenen und in Beschlag genommenen Papieren vorlegen, mit dem Bemerken, daß sie auf unerlaubte und strafbare Weise eine neue Lehre hätten einführen wollen, dadurch Zwiespalt erregen und das ganze Land in einen verderblichen Bürgerkrieg verwickeln können. Aus Fürsorge hatte der Kurfürst die Stadt absperren und auf die Dauer des Landtags unter scharfe Aufsicht stellen lassen. Der Landtag aber ersah in den vorgelegten Acten gar bald, daß außer den Religionshändeln noch manche Nebenursachen auf das Verfahren eingewirkt hatten. So wies sich bei Peucer nach, daß er über das Weiberregiment bei Hofe gespöttelt hatte, und er gestand nachmals ein, daß ihm dies mehr als alles Andere geschadet hätte[49]). Der Landtag trug daher darauf an, daß die vier verdächtigen Männer vorläufig in ihrem Haus- und Stadtarrest gehalten, und nur Krakau seines Dienstes entsetzt werden sollte, weil derselbe eine neue Lehre habe einführen wollen, vom Kurfürsten übel geschrieben, von seinem Regiment höhnisch gesprochen und Heimlichkeiten offenbart habe[50]).

Diese Milde verdroß den Kurfürsten dergestalt, daß er sich am 28. Mai mit seinem ganzen Hofstaate in die Versammlung seiner Stände begab und dort durch Lindemann einen ernsten Vortrag nach seiner eigenhändigen Vorschrift halten ließ. Beide Pfaffen, Schütz und Stößel, heißt es unter Anderem darin, meine Beichtväter und Seelsorger, D. Peucer, mein Leibarzt, dem ich meinen Leib, mein Weib und Kind vertraut hatte, D. Krakau, mein geheimster Rath in allen weltlichen Dingen, haben mich schändlich und böslich betrogen, in sofern ich sie für fromme und ehrliche Leute angesehen, und aus ihren Handlungen doch das Gegentheil befunden worden ist. Dieser verlogenen und falschen Buben wegen habe ich als unwürdiger Landesherr, darnach die fromme Landschaft unschuldiger Weise in das Geschrei und in den Verdacht gerathen müssen, von der reinen Lehre abgefallen zu sein und die Calvinische angenommen zu haben. Der langwierige Zank in diesen Landen ist allein daraus geflossen, daß die heimlichen Calvinisten sich nicht öffentlich zu ihrer Lehre haben bekennen wollen; sonst wäre der Pauke zeitig ein Loch gemacht worden und hätte das Ungeziefer hier nicht nisten können. Die Nothdurft erfodert, stattlichen Rath darüber zu halten, wie diesem giftigen Geschmeiß in Zeiten gewehret und dasselbe mit der Wurzel ausgerottet, Kirchen und Schulen aber wiederum in den ruhigen Stand gesetzt werden möchten. In einer zweiten, gleichfalls eigenhändig verfaßten, Denkschrift sprach sich August mit der größten Erbitterung über Peucer aus. Er wies ihm Falschheit nach, und gab ihm schuld, daß er mit seinen Gleichgesinnten sich festiglich verbunden hätte, um die Calvinische Lehre mit ganzer Gewalt im Kurstaate und sonderlich auch bei Hofe einzuführen[51]). Die Versammlung, hierdurch angefeuert, schritt nun zu Maßregeln, welche die Verdächtigen in erneuerte Untersuchung und in wiederholte Verhöre brachte. Schütz blieb in seinem Hause unter den Quälereien seines bösen Weibes auf eigene Kosten gefangen, bis er nach des Kurfürsten Tode von dessen Sohne mit gewissen Beschränkungen wieder in Freiheit gesetzt wurde; Krakau saß zuerst auf seinem Gute zu Schönfeld gefangen, alsdann auf der Pleißenburg zu Leipzig, wurde hart behandelt, gefoltert und den 17. März 1575 auf seinem Strohlager todt gefunden; Stößel wurde

47) Historia carcer. 99 sq. 250 sq. 268 sq. 333. 370 sq. 382 sq. 392 u. 414 sq. 48) Löscher III, 193 fg. u. *Hutter* 223 sq.

49) Historia carcer. 113 u. Gleichen's Annales eccles. I, 40. 50) Löscher III, 171. Das Gutachten der kurfürstlichen Räthe stimmt in der Hauptsache damit überein, außer daß es auch Krakau nicht abgesetzt wissen will. Weiße's Geschichte der churf. Staaten. IV, 123. Die Exegesis wurde als ein gottloses Buch verdammt und vernichtet, jedoch im folgenden 1575. Jahre in Heidelberg abermals gedruckt und auch ins Teutsche übersetzt. Siehe Häberlin's neuste teutsche Reichsgeschichte. IX, 242. 51) *Hutter* 232 sq. u. Löscher III, 174 fg.

von Pirna in die Festung Senftenberg gebracht, auf mancherlei Art gemartert und zum schriftlichen Bekenntnisse gezwungen, daß er den Vorsatz gehabt habe, den Kurfürsten und das ganze Land mit irriger und falscher Lehre zu verführen und zu betrügen, und daß er in seinem Herzen viel anders gemeint und gedacht, als er mit seinem Munde bekennt und geredet habe. Er starb im Mai 1576 eines mislichen Todes, wie sich Löscher ausdrückt[52]).

Während dieser Vorgänge dachte Peucer daran, sein Gewissen und seine Ehre zu verwahren. Er setzte zu dem Ende eine kleine Denkschrift auf und erbot sich darin, von allen seinen Handlungen Rechenschaft ablegen zu wollen, erklärte sich aber auch zugleich entschlossen, bei seinem Glaubensbekenntnisse unter allen Umständen standhaft zu verharren. Er führte dasselbe auf die Ansichten seines Schwiegervaters zurück, wies es als Grundlage der wittenberger Grundfeste und des dresdener Consenses nach und brachte auch seine ganze Correspondenz damit in Verbindung. Als Gewissenssache könne es, fügte er hinzu, keinen Zwang erleiden, und der Kurfürst möge sich ebendeshalb wohl vorsehen, was er thue[53]). Mit diesen Gesinnungen wurde Peucer am 16. Juli 1574 bei'm Einbruche der Nacht nach Torgau in eine zweite Haft abgeführt, wo ihm zwei Tage darnach die kurfürstlichen Räthe Namens ihres Herrn ankündigten, er möge sich statt Wittenbergs einen andern Wohnort im Lande wählen, etwa Freiberg. Er fügte sich willig, bat aber um Unterhalt, um Erlaubniß zur ärztlichen Praxis und wenn möglich auch um soviel Freiheit, daß er wieder in ungehinderten Verkehr mit dem In- und Auslande treten könne. Man entließ ihn mit dem Troste, daß der Kurfürst davon unterrichtet werden sollte. Etwa nach 14 Tagen aber nahm ihn der geheime Rath Lindemann in Gegenwart von drei Räthen und dem Secretair Jenisch ganz unerwartet in's Verhör, um besonders über seine und seiner Freunde sacramentirische Praktiken und über ihr Verhältniß zu den Pfälzern Genaueres zu erforschen. Zugleich beschwor man ihn, Alles, was er wisse, offen zu gestehen, wenn er sich die kurfürstliche Gnade wieder erwerben wolle. Der abermals geäußerte und festgehaltene Gedanke an eine Verschwörung empörte Peucer'n und reizte ihn zu leidenschaftlichen Äußerungen. Auch nahm er übel, daß man seinen freundschaftlichen Briefwechsel, sonderlich in Betreff eines streitigen Glaubensartikels, über den noch nicht entschieden worden sei, als Verschwörung auslegen wolle. Jedoch scheint er seine Ansicht von Gewissensfreiheit nicht zur Sprache gebracht zu haben, als aber Lindemann sah, daß Nichts auf ihn zu bringen war, kündigte er ihm und seiner Familie, ohne Angabe irgend eines Grundes, die Verweisung nach Rochlitz an, wo er, wie zu Wittenberg, verstrickt bleiben sollte. Dies geschah am 2. August[54]). Peucer's Gattin und Schwiegersöhne reichten sofort bei dem Kurfürsten eine Vorstellung dagegen ein und baten sich Freiberg zum Wohnorte der Familie aus; August aber ging nicht darauf ein, und blos mündlich ein Jahrgeld von 200 Fl. versprechen, [illegible] ches nach zwei Jahren wieder genommen wurde, während Peucer die erbetene Verlängerung der Frist zu seinem [illegible] gange in's Exil nur mit der Bedingung zugestanden [illegible] hielt, sie auf seine Kosten zu wagen. Die ärztliche [illegible] ris zu Rochlitz wurde ihm untersagt und der Umgang [illegible] Menschen zwar nicht abgeschnitten, doch sehr erschwert. Alle seine Schritte und Tritte wurden beobachtet, [illegible] Angehörigen und sein Gesinde ausgeforscht, seine [illegible] untersucht oder aufgefangen, und in Wittenberg hielt [illegible] nebenher noch fleißige Nachforschungen über ihn[55]). [illegible] dem ließ der erbitterte Kurfürst zu, daß Professor [illegible] Crell, der Peucer'n den Tod geschworen haben sollte, [illegible] les, was diesem in der torgauer Ständeversammlung [illegible] Last gelegt worden war, nebst einem Auszuge aus [illegible] erbeuteten Briefwechsel und dem dresdener Reverse, in [illegible] ner teutschen Schrift verbreiten durfte. Peucer bekam [illegible] licher Weise ein Exemplar davon und zugleich Kenntniß, was die Stände zu Torgau über ihn berathen und [illegible] schlossen hatten[56]).

Während er nun mit seiner Familie in Rochlitz [illegible] ein Gefangner lebte, besuchte ihn einst der gelehrte [illegible] gewandte Bürgermeister Rauscher zu Leipzig, der als [illegible] des Landtagsausschusses ein Jahr zuvor in den [illegible] vinischen Umtrieben gearbeitet und von Peucer's [illegible] digungen hinreichende Kenntniß erhalten hatte, und [illegible] im Auftrage des Kurfürsten ein Verhör mit ihm [illegible] sollte. Dies geschah am 17. Febr. 1575 allem [illegible] nach ohne Zeugen und Protokollführer. Mit [illegible] der Folter verlangte Rauscher das offenste Geständniß [illegible] drei Fragpunkte von ihm, deren erstere beide, bereits [illegible] Dresden und Torgau theilweise abgehandelt, noch [illegible] auf die gesuchte Entdeckung einer verabredeten Verbindung unter Einheimischen und Auswärtigen zur Verbreitung [illegible] Calvinischen Glaubenssätze geführt hatten, nun [illegible] nauer erforscht werden und von Peucer's Strafbarkeit [illegible] Überzeugung geben sollten. Natürlich verursachte die [illegible] Frage, welcher Umtriebe und Verschwörungen er sich [illegible] dig wisse, abermals eine stürmische Unterhaltung, während welcher er, entrüstet wegen der Qualen, womit ihm [illegible] mals zugesetzt worden war, seinen Inquisitor fragte, [illegible] durch er denn eigentlich sich der Ränke und Verschwörungen verdächtig gemacht habe. Rauscher wich mit der [illegible] schuldigung aus, daß der Kurfürst bis jetzt noch nicht [illegible] frieden gestellt sei. Peucer, ungeduldig darüber, betheuerte mit einem Schwure, daß er sich keiner Verbrechen, [illegible] wenigsten gegen den Kurfürsten bewußt sei. Die [illegible] Frage, mit welchen Theologen und Räthen bei [illegible] seine Anschläge gefaßt und getheilt, über den [illegible] Artikel vom Nachtmahle gesprochen und welche von [illegible] er seiner Meinung zugethan wisse, brachte das [illegible] auf Rauscher's Zwischenfrage, ob denn die Calvinisten [illegible] ihm einerlei Meinung wären? Nicht von ihnen, antwortete Peucer, da er ihre Schriften nicht gelesen, [illegible]

---

52) Löscher III. 194 fq. nebst *Hutter* 301. 53) Historia carcer. 152 sq. 54) Ibid. 114 sq. 277 sq. 394 sq. 401 sq. 416 sq.

55) Historia carcer. 404 sq. 253 u. 279. 56) [illegible] 151 sq.

Meinung vom Abendmahle, sondern von seinem
iegervater Melanchthon, der ihm öfters mit Thrä-
geklagt habe, daß er durch Luther's Autorität und
aferei der Gegner gehindert worden, in diesem Punkte
wahre Meinung zu bekennen, wiewol es hin und
r in seinen Schriften geschehen sei. Hierauf berührte
r, daß seines Schwiegervaters Schriften, die von
herausgegeben worden waren, ihn in Verbindung mit
Kurfürsten von der Pfalz, dem kaiserlichen Leibarzt
von Kraftheim und vielen andern Gelehrten ge-
t hätten; was aber die Männer bei'm kurfürstlichen
zu Dresden belangte, so konnte er sich nicht mehr
nen, wie oft er mit ihnen über gedachtes Dogma
ochen hatte, da er seit vier Jahren nicht wieder nach
gekommen war. Indessen gestand er ein, daß es
Kiesewetter und Zesch, die als belesene Männer auch
n Schriften der Calvinisten bewandert waren, oft-
geschehen sei, zuweilen mit Krakau, seltener mit
stein, von Bock und Lindemann. Weitere Nachfor-
gen über andere Staatsbeamte brachten Peucer zur
rung, daß Privatgespräche über Religionswahrheiten
deren Vertheidigung noch keineswegs ein Vergehen
Fürst und Staat wären. Im Übrigen, fuhr er fort,
en ja Alle bei Hofe wol wissen, wie er sich aufge-
habe. Rauscher wollte ferner wissen, ob er mit
en Gesandten zu Dresden verkehrt habe und da auch
sem Punkte keine Aufklärung erhalten werden konnte,
bei dem Gastmahle, das Krakau auf seinem erkauf-
Gute gegeben, gesprochen worden sei. Peucer, der
zugegen gewesen, versicherte, daß man bei'm Becher
gescherzt habe. Nun brachte Rauscher die Geständ-
von Krakau und Kreuziger vor, daß Peucer die
nberger Theologen aufgemuntert, zur Standhaftigkeit
hnt und ihnen den Schutz der Hofleute, die seiner
ung waren, versichert und daß er zu den verschie-
Schriften gerathen hätte. Aufmunterung und Bestär-
in einer Meinung, entgegnete Peucer, ist noch keine
rung und Ruhestörung; die Vertröstungen mit Hof-
gestand er nicht ein, leugnen aber wollte er nicht, den
nberger Katechismus befördert, er gestand sogar, die
ede dazu geschrieben zu haben; ebenso, meinte er,
lte es sich auch mit der Grundfeste, da sie ganz
Ansichten entwickele und ausspreche; und wenn er
Corpus doctrinae Philippicum gebilligt habe, so
kein Vorwurf darin, weil es vom sächsischen Staate
lirchen als Glaubensnorm vorgeschrieben worden wäre,
weniger könne man ihm aus demselben Grunde die
e in seinem Briefe an M. Schütz, wo es heißt: Die
nberger Theologen wollen eher die Akademie verlas-
als das Corpus doctrinae Philippicum aufgeben,
Vorwurf machen. Will der Staat dasselbe verwer-
woran soll er sich denn sonst halten? Freilich hätten
Gottesgelehrten, setzte er mit Recht dazu, zur Ver-
ung des Hasses und Zwiespaltes in dem, was sie
hmen und verbreiteten, mehr Muth blicken lassen
. Bei der dritten Frage sprach Peucer seine Ver-
derung aus, wie der Kurfürst ihn untreu nennen
, wenn er im Punkte des heiligen Abendmahls nicht
einerlei Meinung mit ihm sei, im Gegentheile sei derje-
nige kein treuer Diener seines Herrn, welcher zu dessen
Willen und Gefallen von der himmlischen Wahrheit ab-
gehe; verdächtig sei überhaupt noch keiner, der im Glau-
ben anderer Meinung ist. Darum thue auch die Kurfür-
stin ihm großes Unrecht, wenn sie sage, Niemand habe
sie mehr, als er betrogen. Und übrigens müsse man sich
an Beispiele in der Geschichte erinnern: da haben heid-
nischen Kaisern Christen getreu gedient, und die neuere
Zeit weist einen Vertrauten Luther's und Schüler Me-
lanchthon's auf, Crato von Kraftheim, welcher den katho-
lischen Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II. treffliche
Dienste geleistet hat. Die Fürsten, antwortete Rauscher,
sind nicht alle einerlei Laune und Sinnes, was der Eine
verträgt, kann der Andere nicht leiden. Ebendarum, fiel
Peucer ein, hätte man ihn schon längst entlassen müssen,
da ja seine Gesinnungen dem Hofe bekannt genug gewe-
sen wären; dem zuwider hätte man ihn gehalten, als er
selbst um seinen Abschied eingekommen wäre [57]). Die
Folge dieser sehr umständlichen, wiewol fruchtlosen, Aus-
forschung blieb gleichwol ohne Belehrung, sogar ohne Ur-
theilsspruch über Peucer. Seine Gefangenschaft drohte
aber eine lebenslängliche zu werden.

Nach Verlauf von ein Paar Wochen (am 7. März)
erhielt Peucer einen zweiten Besuch vom Bürgermeister
zu Meißen. Derselbe trat zwar ganz anders auf, als
Rauscher, nahm auch die Krankheit des Arztes in seinem
Orte zum Vorwande seiner Erscheinung, ließ aber durch
mancherlei auffallende Fragen doch den Gefangenen mer-
ken, daß er ein Spion sei. Bald darauf (im April 1575)
bat Kaiser Maximilian II., welcher Peucer'n im J. 1564
zu Breslau persönlich kennen gelernt hatte, während sei-
nes Besuches in Dresden, auf Empfehlung seines Leib-
arztes Crato von Kraftheim, um Peucer's Loslassung, um
ihn in seine Dienste zu nehmen. Ich selbst kann ihn
nicht entbehren, erwiederte August, und auf des Kaisers
weitere Frage, wie dies möglich wäre, da er ihn gefan-
gen halte, äußerte er sich so unverhohlen über die Absicht,
seinen Gefangenen zur Bekehrung zu zwingen, daß Ma-
ximilian gestand, sich selbst soviel nicht anzumaßen, weil
er keine Macht über die Gewissen habe [58]). Gleichwol traf
August Anstalten, Peucer'n zum Abschwören seiner An-
sichten zu bringen. Man ordnete eine Ohrenbeichte und
andere scharfe Maßregeln gegen ihn an, sogar lockende
Versprechungen, allein kein Mittel fand bei ihm seine
Wirkung [59]). Dieser Qualen überdrüssig benutzte er die
Geburt eines kurfürstlichen Prinzen zu einem Schreiben
an dessen Ältern, worin er ihnen Glück wünschte, zu-
gleich um seine Freilassung bat und in Absicht auf das
vermeintliche Hauptvergehen erklärte, daß seine religiöse
Meinung theils ein Erbtheil seines Schwiegervaters, theils
der Gewinn eigener Forschung wäre, wie er dem Bür-
germeister Rauscher mit dem Zusatze bereits aus einander
gesetzt hatte, daß ihn Melanchthon darin auf seinem Ster-
bebette bestärkt hätte. Statt zu besänftigen, erbitterte die-

57) Historia carcer. 126—160, 280—284, 250 sq. 58) Ibid. 256 sq. 286 sq. 307, 360 sq. 477 sq. 59) Ibid. 467 sq.

ses Geständniß den Kurfürsten noch mehr, sodaß er die Briefe ohne Antwort zurückschickte[60]). Ebenso blieben spätere Schreiben an August und an seine Räthe unberücksichtigt, als er dadurch den ruchbar gewordenen Drohungen mit wirklicher Einkerkerung und härterer Behandlung zuvorkommen wollte. Auch die Hoffnung, auf dem regensburger Reichstage Fürsprecher und Retter für seine Sache zu finden, blieb unerfüllt, und mitten in der rauhen Jahreszeit (am 24. Dec. 1575) mußte er mit seiner Familie und seinem Hausgeräthe von Rochlitz, wo man die unglückliche Tochter des Kurfürsten Moritz, Anna, August's Nichte, einzusperren gedachte, in's Schloß zu Zeitz wandern, obschon er sich aus allen Kräften gegen diesen Tausch seiner Wohnung gewehrt, und in Betracht der deshalb erwachsenden Kosten den Kurfürsten dringend gebeten hatte, ihn doch in sein Haus zu Wittenberg zurückbringen zu lassen[61]). In Zeitz genoß Peucer, wie zu Rochlitz, die Freiheit des Kirchenbesuches, und man gab ihm zu verstehen, daß der Kurfürst wohl leiden könne, wenn er seine Chronik (die sogenannte Chronik Carion's) beenden wolle. Da man ihm keine Freiheit und keinen Verkehr mit Gelehrten gestatten wollte und ihm überdies benommen war, die theologischen Angelegenheiten, ein Hauptgegenstand seiner Zeit, zu berühren, so lehnte er die Unmöglichkeit der Vollführung dieser Arbeit ab. Inzwischen kam der Befehl, ihn nach Rochlitz wieder zurückzuführen, weil die Prinzessin Anna sich nicht hatte entschließen können, dahin zu gehen, und deshalb nach Dresden gebracht worden war. Am 1. März 1576 kehrte der Gefangene in die rochlitzer Burg zurück[62]).

Seit Kaisers Maximilian II. Fürbitte glaubte Peucer, von welchem bis jetzt die einzige umständliche Quelle für die Geschichte seiner Gefangenschaft herfließt, sei der Kurfürst noch aufmerksamer auf ihn geworden und habe ihn, wiewol ohne Grund, in Verdacht gebracht, daß er sich insgeheim bei Ausländern über erlittene Kränkungen beschwere und unter hohen Personen einflußreiche Fürsprache zu erwecken bezwecke. Fremde Fürsprache und des Gefangenen Bittschreiben konnte ihn nur noch mehr erbittern und seinen Vorsatz bestärken, dem hinterlistigen Diener noch härtere Prüfungen aufzulegen. Empört hatte ihn von Neuem die Nachricht, die ihm Rauscher aus dem letzten Gespräche mit Peucer hinterbracht hatte, daß sein gewesener Hofmedicus ihm, wenn er nur hören wolle, seine wahre Meinung aus der heiligen Schrift, mit den Zeugnissen der alten Kirchenväter unterstützt, deutlich darzulegen, sowie die Geschichte des Streits über die beiden Naturen in Christus und über die Nachtmahlstheorien von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten herab zu erzählen entschlossen sei. Sein Bruder, Magister Gregor, der sich ebenfalls eifrig, doch vorsichtig für seine Befreiung verwandte, rieth ihm davon ab und schlug vor, lieber blos seine persönliche Meinung dem Kurfürsten in einer Schrift einfach und offen zur Beurtheilung vorzulegen. Allein bald erfuhr er auf vertrautem Wege, daß den religiösen [illegible] ten, die seine wahre Überzeugung bildeten, ewigen [illegible] geschworen, alle darauf bezügliche Schriften [illegible] und alle Gefangene, welche denselben anhingen, [illegible] der in Freiheit gesetzt werden sollten. Von Peucer [illegible] noch besonders das Gerücht um, seine Gefangenschaft [illegible] werde viel unerträglicher gemacht werden[63]), [illegible] nicht dazu thue, seine Glaubensmeinung abzuschwören, dem Kurfürsten feierlich abzubitten und zu versprechen, über alles Erlebte und Erduldete ein tiefes Stillschweigen zu bewahren. Man setzte hinzu, er werde [illegible] nicht im Stande sein, zu beweisen, daß sein Schwiegervater ganz dasselbe geglaubt und den Hof ebenso [illegible] pfindlich gekränkt hätte, wie er. Zur Erschütterung [illegible] Innern brachte man ihm nun auch die Nachricht von [illegible] jämmerlichen Ende seiner beiden Schicksalsgenossen, [illegible] kau und Stößel, zu[64]). Der Kurfürst that jedoch [illegible] weiter, als daß er Peucer's Standhaftigkeit zu [illegible] tern glaubte, wenn er ihm den Umgang, Beistand [illegible] Trost seiner Familie nähme. Auf seinen Befehl [illegible] wirklich Weib und Kinder den Gefangenen am 19. [illegible] 1576, um nach Wittenberg zurückzukehren. Ihr [illegible] nicht sterben, sagte Magdalene bei'm Abschiede den [illegible] losen Gatten, sondern leben und die großen Thaten [illegible] tes verkünden[65]). Der Gefangene selbst wurde am [illegible] genden 31. Juli in Begleitung seines Sohnes [illegible] vom Schösser zu Rochlitz in engeren Gewahrsam [illegible] Pleißenburg zu Leipzig abgeführt. Der Umstand, [illegible] Peucer von nun an die Kosten seiner Gefangenschaft [illegible] seinen Mitteln tragen mußte, machte die Strafe [illegible] licher, und würde auch sein Vermögen gänzlich [illegible] haben, wenn ihn nicht hohe auswärtige Gönner [illegible] Freunde unterstützt hätten.

In diesem neuen Gefängnisse, wo auch der [illegible] von ihm weichen mußte, besuchte ihn der leipziger [illegible] germeister Rauscher am 12. Sept. 1576 abermals und [illegible] ihm im Namen des Kurfürsten die Gründe an, weshalb [illegible] sich diese Haft zugezogen hätte. Diese Gründe, welche [illegible] gleich ein neues Verhör veranlaßten, waren erstlich [illegible] cer's Brief an den Rector Balduf in Schulpforte, [illegible] die Einführung des wittenberger Katechismus [illegible] worden war, zweitens daß Peucer auf Luther [illegible] drittens daß er in Rücksicht auf sein Bekenntniß [illegible] Nachtmahle des Herrn hinterlistig, schelmisch und [illegible] gerisch gehandelt habe, und daß er viertens Mitwisser [illegible] der Verschwörung Krakau's und Crato's von Kraftheim [illegible] gewesen sein müsse. Auf den ersten Klagpunkt hatte [illegible] cer nichts zu seiner Rechtfertigung zu antworten, [illegible]

60) Historia carcer. 165 sq. 257 et 288 sq. Vergl. besonders p. 253. 61) Ibid. 305. 62) Ibid. 302 sq. 468 und Raumer's historisches Taschenbuch. VII, 162 fg.

63) Man sprach, so auch Rauscher, von einem unterirdischen [illegible] scheußlichen Kerker zu Hohenstein, in welchen er abgeführt [illegible] sollte. 64) Historia carcer. 308 sq. 327 sq. 333. 468. [illegible] Brendel's Leichenrede auf Peucer. (Zerbst 1603. 4.) S. 27. [illegible] dalene starb noch in demselben Jahre am 12. September. [illegible] Kinder wurden allenthalben hin zerstreut. Der jüngere Sohn [illegible] lipp flüchtete nach Nürnberg und lebte dort so lange, als sein [illegible] ter gefangen saß, von der Mildthätigkeit edler Menschen. [illegible] bel, Miscellaneen literar. Inhalts. IV, 89 u. 109, wo Peucer [illegible] sonders seiner glücklichen Ehe mit Magdalene Melanchthon [illegible]

ch auf die Vorgänge bezog, welche schon vor vier
en des Kurfürsten Aussöhnung mit ihm zu Wege
cht hatten. Den zweiten lehnte er als grundlosen
vurf gradehin von sich und berief sich daneben auf
Äußerungen vom Katheder herab; der dritte Punkt
zwar schon mehrmals mit ihm verhandelt worden,
Beweise der Geradheit seiner Gesinnungen berief er
edoch zum Überflusse noch auf eine Menge von That-
, deren sich Kurfürst August selbst recht gut erin-
konnte, und auf viele Gespräche mit diesem Fürsten
den fraglichen Gegenstand. Namentlich wies er auf
Gespräch mit dem Kurfürsten und dessen Gattin auf
Schlosse Wolkenstein hin, wo er in Folge der An-
rzungen durch den tübinger Prälaten Andreä seinen
ied verlangt hatte. Von der Verschwörung Krakau's
Crato's, deren Zweck nicht einmal bekannt ist (nur
tgen vermuthet, sie sei gegen des Kaisers Max Le-
gerichtet gewesen), wußte Peucer Nichts zu sagen
als Rauscher bemerkte, Krakau habe auf der Folter
ihn bekannt, fragte Peucer entrüstet: Warum habt
mich nicht mit ihm, als er noch am Leben war, con-
rt? Warum jetzt dieser Vorhalt und nicht einmal
ls, als Ihr in Rochlitz bei mir waret? Ist ihm im
maße des Schmerzes Etwas gegen mich ausgepreßt
n, so geschieht mir das größte Unrecht. Zum Schlusse
er, könne er seine Freiheit durch Abbitte und Unter-
gkeit erlangen, so wolle er's gern thun, obschon er
einer Schuld bewußt sei. Rauscher aber meinte, das
nicht hin, er müsse auch, wie's Andere bereits ge-
hätten, sein Bekenntniß vom Nachtmahle, worin
Verbrechen bestehe, öffentlich abschwören. Hierzu kün-
er ihm im Namen des Kurfürsten eine Bedenkzeit
acht Tagen an, widrigenfalls er den Tod erleiden
, dessen Art er sich selbst wählen könne. Mit gro-
fassung hörte er die Drohung an, und blieb ebenso
chütterlich, als der Bürgermeister nach Verlauf von
Tagen wiederkam und ihn ernsthaft erinnerte, sich die
eit selbst zu erleichtern. Da ließ ihm der Kurfürst
ungefähr sieben Wochen durch denselben Inquisitor
gen, er möge im Gefängnisse bleiben und mit allen
n zur Hölle fahren. Ich weiß einen Weg, antwor-
Peucer getrost, der gewiß ist, ich habe ihn aus Got-
Wort gelernt und ihn soll mir Niemand nehmen[66]).
ich erfuhr er, daß seine Gattin vor Gram gestorben
Diese Nachricht erschütterte ihn bis zu Thränen, aber
s konnte ihn zur Sinnesänderung bewegen. Gegen
Novembers wies ihm der Schloßhauptmann eine
, bequeme Stube zum Aufenthalte in der Burg
welche wohl verwahrt war. Durch ein Loch in der
wurde ihm das Essen und Trinken gereicht. Peucer
ert, daß dieses zwei Mal des Tags geschehen sei,
in seinem Testamente erzählt er, er habe kärgliche,
te Kost bekommen und sei vom Aufseher wie ein
orfener behandelt worden. Von seinen Büchern gab
ihm nur die Bibel, die Psalmen (aber kein griechi-
sches neues Testament, so sehr er auch darum flehte) und
ein Paar medicinische Werke in die Hände[67]). Tinte, Pa-
pier und Federn bekam er nur auf ausdrückliches Verlan-
gen, so oft er mit Zustimmung des Kurfürsten etwas ar-
beitete, oder Bittschreiben an ihn richten wollte, außer-
dem ersetzte er sich den Mangel an Schreibmaterialien
durch Kiele aus den ihm zum Abkehren des Staubes und
der Spinnegewebe überlassenen Federwischen, durch ge-
röstete, in Bier wieder aufgelöste Brodrinden und durch
die Ränder und leeren Blätter in den ihm gelassenen
Büchern.

Diese Beschränkung der Mittel zur geistigen Unter-
haltung in der traurigen Einsamkeit verräth die Stärke
des Unwillens und der Erbitterung, welche der Kurfürst
niemals unterdrückte. Grade in derselben Zeit bat Land-
graf Wilhelm von Hessen für Peucer's Loslassung, um ihn
in seine Dienste zu ziehen; allein die Kurfürstin wandte
ein, so lange sie lebe, werde Peucer nicht frei werden[68]),
während ihr Gemahl zur Antwort gab, er könne es vor
Gott nicht verantworten, wenn er Sr. L. einen solchen
Mann, der in diesen Landen viel unschuldiger junger Leute
böslich mit falscher Lehre vergiftet und beschmitzet, wis-
sentlich zukommen lassen wolle, und ihm würde Jeder-
mann die Schuld geben, daß er diesen Buben hätte fol-
gen lassen, wenn, da Gott vor sei, sein Irrthum in Sr.
L. Landen sich auch ereignete, und durch ihn solch' Übel
gestiftet und angerichtet würde. Indessen ließ der Kurfürst
zu, daß Peucer für den Landgrafen mehre astronomische
und astrologische Fragen schriftlich beantworten durfte[69]).

Mittlerweile wurde der Gefangene bedenklich krank
und sehnte sich nach dem Genusse des Abendmahls. Auf
sein Gesuch darum führte ihm der Bürgermeister Rau-
scher am 17. Nov. 1576 mit kurfürstlichem Befehle zwei
seiner Erzfeinde zu, nämlich den tübinger Professor An-
dreä, welcher sich wegen Berichtigung der Concordienfor-
mel noch in Kursachsen aufhielt, und den leipziger Pro-
fessor Selnecker, einen Widersacher Melanchthon's, obschon
er unter demselben zu Wittenberg studirt hatte, in dessen
Pflege und Haus, wie Peucer gegeben und unter dieses
Letzteren philosophischem Dekanate auch Magister geworden
war. Mit einer Art von Mitleiden eröffnete der Ubiqui-
tätsapostel das Gespräch und erbot sich nebst seinem Be-
gleiter, ihm nach vorangegangener Buße und Bekennt-
niß die Communion zu ertheilen. Jedoch müsse er vor
Allem zwei große Sünden bekennen: erstlich die Gotteslä-
sterung, daß er der von Christus angenommenen Mensch-
heit die Allmacht abspreche, und sodann, daß er fromme,
ehrliche und um Kirchen und Schulen wohlverdiente Män-
ner öffentlich verrufen, und sehr Viele, besonders die Ju-
gend, irregeführt und in Zweifel gestürzt habe. Peucer
vergaß über diese schmähliche Zumuthung seinen kranken
Zustand, gerieth in den heftigsten Zorn, schrie, mit der
Faust auf den Tisch schlagend, wiederholt: **Ego non sum blasphemus!** und gebärdete sich dabei dergestalt gegen

---

6) Brendel 25 und Historia carcer. 337—356 und
479.

67) Historia carcer. 355. 68) Ibid. 772 sq. 69) *Hutter* 968, wo der ganze merkwürdige Brief abgedruckt ist. Historia carcer. 360. 362 sq. und 483 fg.

Andreä, als wollte er ihm in die Haare fahren. Nur mit Mühe konnte er zur Ruhe gebracht werden, der lange Streit aber, der sich hierauf über die beiden Naturen Christi entspann, führte zu keinem Ziele. Andreä verlangte ein zweites Gespräch, dazu zeigte aber Peucer keine Lust, und Rauscher glaubte, der Kurfürst werde es nicht zugeben. Sie schieden unverrichteter Dinge von einander [70].

Nach Verlauf eines halben Monats erschien Rauscher wieder bei ihm und bat ihn mit tiefer Bewegung, doch nachzugeben und durch Halsstarrigkeit den Kurfürsten nicht weiter zu reizen. Peucer erwiederte, diese Nachgiebigkeit werde Niemandem nützen, ihm aber desto mehr schaden. Da drohte der Bürgermeister mit glühenden Zangen [71]. Im März 1577 aber wurde ihm die Hoffnung zu milderer Behandlung gegeben, wenn er seine Chronik beenden wolle; er schützte in seinem beschränkten Zustande die Unmöglichkeit vor, dieser Zumuthung zu genügen. Hingegen unternahm er mit Rücksicht auf die theologische Disputation zwischen ihm, Andreä und Selnecker im vorigen Herbste, sein Glaubensbekenntniß, woran er bereits gearbeitet hatte, zu vollenden, und dasselbe bei schicklicher Gelegenheit dem Kurfürsten überreichen zu lassen. Die erste Schrift hierzu behandelt in lateinischer Sprache das Dogma von der Menschwerdung Christi, die zweite die Nachtmahlstheorie ganz in seinem freien Geiste, eine dritte, in teutscher Sprache, zählt die Gründe auf, welche ihm verboten, von der einmal genommenen Wahrheit in diesen beiden Dogmen abzustehen; und als er endlich vom Kurfürsten die Erlaubniß bekam, diese Aufsätze ihm zuschicken zu können, schrieb er am 27. Juli 1579 noch einen sehr langen Brief dazu, in welchem er den Fürsten angelegentlichst bat, diese Schriften aufmerksam zu lesen und sich erklären zu lassen, ihn wegen der darin enthaltenen Wahrheit nicht unterdrücken, noch im Gefängnisse verschmachten zu lassen [72]. August gab keine Antwort darauf und milderte auch die Lage des Gefangenen nicht, ungeachtet derselbe am Schlusse seines Schreibens geklagt hatte: es sei mit ihm auf's Äußerste gekommen; seit längerer Zeit habe er keines Menschen Hilfe, Rath und Trost, keine Wartung und Pflege, keine Medicin und Getränke, keine Reinigung des Leibes und Hauptes, ja nicht ein Fußbad, nicht Nadel noch Faden zur Besserung der Betten trotz schmerzlicher Wunden erhalten können. Die [illegible] und die Verachtung des Kurfürsten befestigten ihn in seinem Glauben bis zur Begeisterung und Schwärmerei, und verleiteten ihn sogar zu der Verwegenheit, den Kurfürsten in einem zweiten, später abgeänderten, Schreiben aufzufordern, sich selbst zu bekehren und dem Gotteslästerer Jacob Andreä's entgegen zu treten [73]. Derselbe übersandte ihm aber zur Antwort ein Exemplar der Eintrachtsformel, die so eben (1580) im Druck erschienen war, mit dem scharfen Befehle zu, es durchzulesen [74]. [illegible] diese Chimäre, wie er dieses Buch nannte, so voll [illegible] Blendwerkes, und mit so vielen abscheulichen, gotteslästerlichen und gräßlichen Verdrehungen angefüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, die Ränder und die Blätter desselben mit seinen Widerlegungen in [illegible] Tone zu beschreiben. Statt der Tinte nahm er, wie [illegible] bemerkt, Bier, worin er geröstete Brotkrumen [illegible] hatte, und die Kiele aus seinem Federwische schnitt er mit einem stumpfen Brotmesser zu. Im folgenden Jahre [illegible] er Gelegenheit, dem Kurfürsten zu beweisen, daß die Eintrachtsformel seine Meinung nicht habe erschüttern können.

August nämlich schickte ihm im Januar 1581 [illegible] Fragen zur Beantwortung zu. Sie betrafen die [illegible] rischen Begriffe von der persönlichen Vereinigung [illegible] den Naturen in Christus, von der Allmacht und [illegible] genwart seiner menschlichen Natur und vom Genusse [illegible] Leibes unsers Erlösers im Abendmahle. Natürlich [illegible] Peucer's Antworten nicht nach dem Sinne seiner [illegible] aus, und als sie August gelesen hatte, äußerte er [illegible] mit Verwunderung gegen den anwesenden Geheimen [illegible] Zschammer: Peucer will durchaus nicht glauben, [illegible] Christus durch seine Menschheit ebenso unendlich [illegible] mächtig ist, als durch seine Gottheit. Der Secretär [illegible] faß den Muth, zu bemerken: Dazu hat Peucer [illegible] sachen; denn wir Alle bekennen ja im Athanasischen [illegible] bensbekenntnisse, daß Christus dem Vater gleich ist [illegible] der Gottheit, nicht aber nach der Menschheit. Der [illegible] fürst wollte es nicht glauben, ließ sich dieses Glaubens[illegible] kenntniß bringen, und als er sich selbst von der [illegible] jener Behauptung überzeugt hatte, erblaßte und [illegible] er [75]). Gleichwol änderte dies Peucer's elende Lage [illegible] Er wurde im Frühjahre desselben Jahres abermals [illegible] lich krank, verlangte wiederum nach dem Genusse des [illegible] ligen Abendmahls, und da man sein nahes Ende [illegible] mußte darauf gedacht werden, wie der Ketzer zur [illegible] bestattet werden sollte. Der Schloßhauptmann der [illegible] ßenburg hatte vorläufig angerathen, man möchte ihn [illegible] einen Esel auf den Schindanger begraben; der Kur[illegible] fragte aber bei dem dresdener Consistorium an, [illegible] in Absicht auf Reichung des Abendmahls zwar [illegible] Bitte gewährte, dafern er seinen Calvinischen [illegible]

70) Die sächsischen Annalen im Anhange zum Testamente Melchior's von Osse enthalten S. 150—167 das ausführliche Protokoll dieser Unterredung. Besonders abgedruckt findet es sich in der kleinen, vom Superintendenten Weiße zu Coldiß 1683 in 4. herausgegebenen Schrift: Verzeichnüß des Gesprächs mit D. Casparo Peucero im Schloß zu Leipzig, der Pleissen-Burg ꝛc. Vergl. noch Historia carcer. 356 sq. u. 480 sq. und die kritische Bibliothek von Fabricius III, 339 fg. 71) Ibid. 481. Der baldige Tod Rauscher's machte seinen Besuchen bei Peucer ein Ende. 72) Historia carcer. 485—612. Der Brief Peucer's nebst den Ursachen, seine Meinung nicht ändern zu können, wurde von seinen Freunden im J. 1603 in 4. ohne Angabe des Druckortes mit dem Titel herausgegeben: Copey des Schreibens D. Casparis Peuceri aus dem Gefengnis zu Leipzig an den Churf. zu Sachsen, Hertzogen Augustum ꝛc. Anno 1579 den 27. Julii, ehe das Concordienbuch verfertiget worden, dessen in dem hertzbergischen Colloquio p. 74 von J. Andreä und Selneckern, als eines abschewlichen schreibens gedacht, aber nichts daraus angezogen wird ꝛc.

73) Historia carcer. 653—672. 74) Ibid. 672 sq.; [illegible] —738 finden sich diese Widerlegungen des Eintrachtswerks, [illegible] falls späterhin weiter ausgeführt; daß aber Peucer auch ein [illegible] achten über diese Schrift abstatten sollte, wie Hospinian (C[illegible] discors 325) behauptet, wird von ihm nicht erwähnt. [illegible] berlegt dies mit Recht. 75) Ibid. 738—753. Ein Druck[illegible] Schreibfehler datirt dort die vorgelegten Fragen um ein Jahr [illegible]

rfen und die im Concordienbuche vorgeschriebene
bekennen wolle, mithin auch sein gegebenes Ärger-
iederrufen und Gott und der Kirche abbitten müsse.
Begräbniß belangend, wäre zwar gut, wenn der
rst auch hierin an Peucer als dem vornehmsten Ca-
und Rädelsführer ein sonderliches Exempel statuire,
es aber die Papisten gegen rechtgläubige Christen
auchen möchten, so dürfte rathsamer sein, wenn er
damit bedroht, und stürbe er, in der Stille auf dem
ofe beigesetzt werde[76]). Indessen wurde der Vor-
der ersten Kirchenbehörde, Peucer'n durch Selnecker
inen andern Theologen zur Bekehrung aufzufodern,
nbekannten Gründen außer Acht gelassen, der kranke
gene genas ohne ärztliche Hilfe und Pflege von
Übel und erst im Sommer 1585, als er in Über-
ung mit lästiger Zudringlichkeit ein persönliches Ge-
i dem Kurfürsten verlangt hatte, um vor den Irr-
rn des Concordienbuches zu warnen, befahl August
eiden leipziger Professoren Selnecker und Schilter,
ihm in's Gefängniß zu verfügen, mit ihm nothdürf-
nterredung zu halten und wenn möglich „ihn zum
Verstande göttlicher Lehre" zu bringen. Die Theo-
begaben sich am 19. August zu ihm in den Kerker,
einen fanatischen Mann, der von Visionen und
göttlichen Berufe sprach, ohne Scheu und Rück-
auf menschliche Bedrohung und Strafe die ihm von
geoffenbarte Lehre zu bekennen und zu verbreiten,
'n wegen seiner Nachtmahlstheorie einen Papisten
die Eintrachtsformel verwarf und im Gefängnisse
iemandem zu sprechen begehrte, es sei denn, daß der
rst ihn selbst anhören wollte. Im Laufe der Unter-
g, die drei Tage dauerte, stellte er seine Sache als
s Sache dar, ließ die beiden Gottesgelehrten (wie-
e sich in ihrem Berichte großer Schonung und Milde
en, womit sie den wiedertäuferischen Schwärmer und
sten behandelt hätten, während Peucer klagt, daß
noch Niemand so unverschämt und grob gekommen
als ebendiese Männer), oft nicht zu Worten kom-
schrie mit Ungestüm, und erschöpfte sich dergestalt,
am zweiten Tage des Gesprächs athemlos zu Bo-
türzte und in sein Bett getragen werden mußte.
ritten Tage ließen die Theologen einige mitgebrachte
ften über Religion in seinem Gefängnisse zurück. Der
rst sandte ihren Bericht über diese Unterhaltungen
Consistorium zu, welches für die Folge widerrieth,
em Fantasten irgend ein Gespräch zu erneuern, al-
s könne man ihm eine schriftliche Erklärung über
rückgelassenen Bücher abfodern[77]). Dies geschah
sondern der Kurfürst schickte ihm zwei Fragen mit
Bedeuten zu, wenn er in Freiheit gesetzt sein wolle,
er sich durchaus nach den Ansichten seiner Gottes-
ten richten. Peucer aber blieb widerspenstig, verwarf
Ansinnen, verlangte wiederum den Genuß des Nacht-
, Pflege in seinem kranken Zustande, und sprach am
sse seiner Antwort den Wunsch aus, die letzten Tage
seines Lebens in der Mitte seiner Kinder beschließen zu dürfen[78]). Diese Standhaftigkeit mag wol auf den Kurfürsten Einfluß gehabt haben, sodaß er gegen ihn milder gestimmt wurde und auf seine veränderlichen „Pfaffen" schalt, die selbst nicht wüßten, was sie glauben sollten und auch ihn in Zweifel brächten. Der Tag der Freiheit war nun nicht mehr fern; August näherte sich bald nach dem Tode seiner Gemahlin Anna auf Anrathen des Kurfürsten Joh. Georg von Brandenburg dem heimlichen Calvinisten, Fürst Joachim Ernst I. von Anhalt, dem vornehmsten Widersacher des Concordienwerkes, und vermählte sich am 3. Jan. 1586 mit dessen 13jähriger Tochter Agnes Hedwig. Die Braut und ihr Vater baten, noch besonders von Peucer's Kindern und Verwandten dazu aufgefodert, an diesem Tage um dessen Freilassung und fanden zum großen Schrecken der Anhänger des Eintrachtwerkes geneigtes Gehör bei ihm[79]). Nur verlangte der Kurfürst zur Ehre seines Hauses und zur Beruhigung Aller, die des Gefangenen Schicksal mitberathen und beschlossen hatten, eine sichere Bürgschaft von dessen Verwandten und seinem eignen Schwiegervater. Fürst Joachim Ernst versprach, Peucer'n als Verstrickten in sein Land aufzunehmen, ohne sein Wissen und Willen ihn nicht über die Grenze gehen zu lassen, und dafür Sorge zu tragen, daß derselbe seine Gefangenschaft auf keinerlei Weise und Wege in oder außerhalb Rechtens gegen den Kurfürsten und dessen Nachkommen, Lande und Leute, Räthe und Diener, weder mündlich noch schriftlich, heimlich oder öffentlich rächen wolle; würde er aber diese Bedingungen verletzen, sollte er wieder in die kursächsische Haft zurückgegeben werden. Die Söhne Peucer's, Kaspar und Philipp, verbürgten sich hierauf nebst einem gewissen Magister Melch. Picks (? Pirck) im Namen aller dessen Erben mit Leib, Gut und Blut darauf zu halten, daß ihr Vater und Schwager diese Punkte genau beobachte, und wenn er entweiche, ihn entweder wieder zur Stelle zu schaffen, oder sich selbst statt seiner einzustellen und auch den Schaden zu ersetzen, welcher dem Fürsten daraus erwachsen würde[80]).

Am 8. Februar legten kursächsische und anhaltische Commissarien dem Gefangenen einen Revers zur Unterschrift vor, der alle die obigen Bedingungen zum künftigen Verhalten enthielt, und obenein noch verlangte, er müsse seine Überlieferung in die Verstrickung des Fürsten von Anhalt als eine ganz besondere Gnade des Kurfürsten von Sachsen mit unterthänigem Danke anerkennen. Diese strenge Verwahrung für einen derben Faustschlag ansehend, unterzeichnete und beschwor er ohne langes Bedenken und erhielt auch auf sein Verlangen noch das Versprechen, daß er in seinem Religionsbekenntnisse da-

6) Historia carcer. 754 sq. und *Hutter* 969 sq. 77)
246—264 und Historia carcer. 762 sq.

78) Historia carcer. 767 sq. 79) Ibid. 774. Müller's sächs. Annalen und Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt. VII, 352. Am Sterbetage der Kurfürstin Anna träumte Peucer, daß er zu einem fürstlichen Leichenbegängnisse läute und ihm der Glockenstrang reiße. Da erwachte er mit den Worten des Psalmisten: Strick ist entzwei und wir sind frei! Historia carcer. 773 und *Adami* vitae germ. medic. 385. 80) Beckmann a. a. O. 353. Der Revers der Peucer'schen Verwandten ist vom 26. Jan. 1586. Hutter gibt S. 266 diese Urkunde im Auszuge.

Haupt, den Leibarzt Peucer, sobald sie ihn
reiheit wußten, und flehten um Unterstützung.
e zu helfen, so gut er nur konnte [86]). So
en berühmten Juristen Peter Wesenbeck durch
d Baumgärtner an die Universität zu Altdorf.
n neuen Bekanntschaften Peucer's gehört vor-
mit dem gelehrten französischen Staatsmanne
gars, welcher dem Könige Heinrich IV. von
damals als wandelnder Geschäftsträger an den
Höfen diente [87]).

Übrigen blieb Peucer auch in spätern Jahren,
chen Geschäfte und seines hohen Alters unge-
d literarisch thätig, während er im Gefäng-
alls nie müßig gewesen war. Vielleicht moch-
ernste Beschäftigungen im Kerker desto sicherer
efahren einer Geisteszerrüttung, in welche ihn
orischen Quälereien seiner Bekehrer leicht hät-
n können, geschützt haben. So schrieb er fast
e vor seiner Befreiung einen letzten Willen in
Sprache nieder, welcher, an seine Kinder und
söhne gerichtet, fromme Ermahnungen enthält,
der sächsischen Kirche abweichendes Glaubensbe-
als die Ursache seiner Gefangenschaft angibt und
bete harte Behandlung während derselben er-
Zuvor schrieb er in demselben Zustande den
chichtlichen Aufsatz über Melanchthon's Ansicht
tmahle des Herrn, zunächst zum Gebrauche sei-
hörigen und zur Ehrenrettung seiner Selbst wie
icksalsgenossen zu Wittenberg [89]). Alsdann arbeitete er ebendort einen großen Theil von der Geschichte seiner zwölfjährigen Gefangenschaft aus [90]); die wichtigsten Partien davon jedoch in mehrfacher Wiederholung, lateinisch und teutsch, zu verschiedenen Zeiten und Zwecken, sogar in ungleicher Stimmung und ebendarum mit auffallenden Widersprüchen, sodaß der Verfasser zuweilen in eine gewisse Zweideutigkeit verfällt, welche an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln läßt. Sein Freund, ehemaliger College zu Wittenberg und Schicksalsgenosse, Christoph Pezel, gab dieses Werk, für Peucer's Leben die wichtigste Quelle, mit eingestreuten actenmäßigen Belegen, vermuthlich wie es die Anordnung des Verfassers gewollt hatte, ohne Auswahl und scharfe Redaction im J. 1605 zu Zürich heraus, und setzte demselben statt der Vorrede das obengedachte Testament vor. Das Buch erregte unter den Zeitgenossen kein geringes Aufsehen und unter den Andersdenkenden große Erbitterung. Die leidenschaftlichsten Angriffe erlitt es von Leonhard Hutter zu Wittenberg, welcher die im Buche erzählten Ereignisse und Ränke jedoch nicht durchgehends genau kennt, sondern einseitig schmäht, den Verfasser einen wortbrüchigen Lügner schilt und grade Das, was dem Buche mit Recht zur Last fällt, gar nicht rügt [91]). Im J. 1583 schrieb Peucer die Geschichte seines Vaterlandes in Distichen gleichfalls im Gefängnisse. Die Handschrift, Idyllium, patria, seu historia Lusatiae superioris überschrieben, widmete er den Ständen dieser Provinz und der Magistrat seiner Vaterstadt, dem es nachmals zugesendet wurde, ließ es 1594 in Quart ebendort drucken. Dieses Epos ist nicht ohne Quellenwerth, in dieser Hinsicht auch vielfach benutzt worden, so kurzgedrängt auch die Erzählung ist, und erlebte 1603 eine neue Auflage [92]). Der Rector Rost zu Bautzen

---

ie Einsicht in eine Abschrift dieser Briefe vergönnte mir
ollen eines hochachtbaren Nachkommens von unserm Kas-
roßherzogl. sächs. Obercensistorialpräsidenten Friedrich Peu-
mar, dem ich zugleich die Benutzung einiger anderer Sel-
i dieser Abhandlung verdanke. 87) Einige Briefe von
ucer sind in der gedruckten Sammlung seiner Epistolae
en worden. 88) Hospinian, der nur Peucer's Histo-
zur alleinigen Quelle für das, was er von demselben
rwendet hat, sagt in seiner Concordia discors p. 90:
l Peucerus quoque scripsit in carcere ad haeredes
mentum suum, distinctis quidem, sed tamen per li-
binatis chartulis, in defectu plenioris chartae. Das-
t nach Peucer's Tode von seinen Erben zu Zerbst 1603
sgegeben, aber nicht von allen seinen Freunden, so von
Zerbst, willkommen geheißen. Gleichzeitig kam eine an-
r veterum Sorborum metropoli gedruckte Ausgabe mit
veränderten Titel zu Tage: Testamentum viri clarissi-
ntissimique D. Casp. Peuceri, conditum ab ipso in
istinctisque tum quidem, sed combinatis promiscue
cum pagellarum integrarum potestas non fieret, ab
sarcinatum, et nunc ab Haeredibus in gratiam pii
ectoris publicatum etc. Angehängt sind Gregor Bers-
egie auf Peucer's Tod und dessen Idyllium patriae. Ge-
Testament, das auch in teutscher Sprache vorhanden sein
n sofort die Christliche und wolbegründete Wiederlegung
schen Testaments Caspari Peuceri, der Medicin Doct.,
. Sächs. gnädigsten Befehl gestalt durch die Theologische
i Wittenberg, Anno 1603 in 4. 89) Dieser Auf-
den Titel: Tractatus historicus de clar. viri Ph.
is sententia de controversia Coenae domini: a D.
cero ante plures annos scriptus etc. Die Handschrift
de in Abschriften umhergetragen und zum Theil gemiß-
aher der ehemals relegirte wittenberger Student Konr.
Schlüsselburg, Superintendent zu Ratzeburg, eine verunstaltete Abschrift in seiner Farrago theologiae Calvinistarum 1592 mitabdrucken ließ. Peucer's Freunde, darüber entrüstet, betrieben nun die längstersehnte Erscheinung der Originalschrift. Der Verfasser aber überließ dieselbe dem Pfarrer Q. Reuter in der Unterpfalz, welcher sie unter obigem Titel zu Amberg 1596 in 4. drucken ließ. Ebendort erschien 1598 eine teutsche Übersetzung davon durch Andr. Heyden. Dem lateinischen Werke sind im Anhange mehre Briefe des Reformators und etliche von seinem Schwiegersohne beigegeben worden. Die theologische Facultät zu Wittenberg, oder vielmehr der dortige Professor der Theologie, Leonhard Hutter, gab 1597 zur Beschimpfung Melanchthon's eine Widerlegung des Büchelchens heraus: Refutatio libelli Calviniani, cui titulus, tractatus historicus de Melanchthonis sententia de controversia Coenae Domini a C. Peucero etc. Dagegen erschienen mehre Verwahrungsschriften wieder, so die Defensio justa adversus maledictum scriptum Theologorum novitiorum Wittebergensium, cui titulum fecerunt: Refutationes historici tractatus D. Peuceri de Ph. Melanthonis sententia etc. (Francof. 1600. 4.) und Defensio Phil. Melanchthonis adversus maledictum scriptum Theol. Viteb. (Han. 1601.) Keine dieser Schriften habe ich sehen können, darum lasse ich unentschieden, ob eine von ihnen Peucern zum Verfasser hat. In seinem Briefe vom 15. Juli 1601 an Joach. von Berg gedenkt er allerdings einer von ihm geschriebenen ähnlichen Arbeit, die er diesem Freunde dedicirt hatte.

90) *Hospiniani* Concordia disc. 63. 346. 91) In seiner Concordia concors 266 sq. 967 sq. u. a. m. a. St. Das Peucer'sche Buch führt den Titel: *Casparis Peuceri*, Historici et medici clarissimi, historia carcerum et liberationis divinae. Opera et studio *Chr. Pezelii* etc. (Tiguri 1605. in 12.) 92) Hoff-

gegen den in Glaubenssachen engherzigen Fürsten anwenden zu müssen glaubte, verletzte denselben als Haupt der Kirche nach den gemachten Entdeckungen ebenso stark, als das Unternehmen selbst, und brachte ihn natürlich auf die Vermuthung, daß Peucer an der Spitze einer Verschwörung stehe, welche eine Kirchenreform, wie in der Pfalz, gewaltsam durchführen wollte. Dieses Beginnen erschien um so strafbarer, als sich des Kurfürsten Vertraulichkeit mit dem Gevatter prostituirt sah, und in vollem Schamgefühle fürchtete August, der in solchen Dingen kein Friedrich der Weise war, obenein noch, daß Peucer alle Geheimnisse, in die er hineingezogen worden war, gemisbraucht habe. Derselbe mußte, ohne daß ihm der Rechtsweg geöffnet wurde, in langwieriger Haft dafür schmachten und sich zugleich den Qualen geistlicher Prüfungen ausgesetzt sehen, welche Das in ihm unterdrücken sollten, wofür er zuvor mit Aufopferung gekämpft hatte. Seine Freunde, wie Joh. Sturm und Simon Stenius, fanden diese Strafe eben nicht ganz ungerecht.

Peucer starb an den Beschwerden seines hohen Alters, den 25. Sept. 1602 zu Dessau, und wurde auch daselbst feierlich beerdigt [5]). Von seinen mit Magdalene Melanchthon gezeugten zehn Kindern starben vier frühzeitig, und die am Leben gebliebenen waren zwei Söhne und vier Töchter. Von jenen wurde Kaspar, der ältere, Stadtphysikus in Bautzen und starb vor 1601; Philipp's, des zweiten Sohnes Profession und Schicksale liegen noch im Dunkel. Von den Töchtern war die eine an den Professor der Rechte Joachim Eger, die andere, Martha, an den Professor der Medicin Hieronymus Schaller zu Wittenberg und nach dessen Tode an den Arzt Joh. Kaspar Näve, die dritte an den praktischen Arzt Koyte verheirathet. Die vierte soll mit dem kursächsischen Leibarzte Johann Hermann (s. d. Art.) verehelicht gewesen sein, allein Hutter, der dieses Kryptocalvinisten gedenkt, erwähnt davon Nichts, gleichwie auch Peucer's Briefe an Joachim von Berg mit Grund daran zweifeln lassen. Von diesen sechs Kindern erlebte Peucer 41 Enkel und von drei Töchtern sieben Großenkel.

Das Geschlecht der Peucer oder Peuker ist zahlreich, doch nicht ausgemacht, wie die Verwandtschaft aller literarisch merkwürdig gewordenen Männer dieses Namens unter ihnen zusammenhängt. Es findet sich ein Michael Peucer, Zeitgenosse unsers Kaspar und Beförderer der Concordienformel, ein Matthias Peucer aus Pirna gebürtig, welcher Prediger zu Halle und Demnitz war, Leichenpredigten herausgab und 1605 starb, ein Johann Peucer, ein Tobias Peucer aus Görlitz, Arzt und Übersetzer der zu Leipzig 1691 in 4. herausgegeben[...] formirten Anatomie oder Zerlegung des menschlichen [...] des etc. von Stephan Blancard. Von Kaspar's [...] testem Sohne gleichen Vornamens stammt der Pred[...] Martin Peucer zu Großentemplitz in der Niederla[...] ab, dessen Sohn Daniel, geb. am 26. April 169[...], Jena studirte, sich 1726 die Magisterwürde erwarb, [...] folgenden Jahre in dem weimarischen Städtchen B[...]städt Rector wurde, 1733 zum Rector an das Ly[...]ceum zu Naumburg, zehn Jahre darnach zum Conr[...] in Schulpforte und 1751 zum Rector am Gymnasi[...] in Eisenach berufen ward, wo er den 21. Febr. 17[...] starb [6]). Von den vielen Gedichten, Reden und Program[...]men, die er geschrieben, mögen hier nur folgende Schrif[...]ten genannt werden: De linguae Latinae origine Grae[...]ca, non Teutonica; de necessaria philosophiae cu[...] humanioribus literis in scholis coniunctione; An[...] malia doctores esse morum emendationis; de *Mer[...]curio* ex quovis *ligno*; de providentia Dei cir[...] germanicam bibliorum Lutheri translationem; [...] Callimacho, idoneo novi testamenti interprete; [...] origine principum ex mente Callimachi; Commen[...]tarius differentium apud Graecos vocum, potissi[...]mum ex Ammonio, Lesbonacte et Philopono col[...]lectum et locupletatum. Praemissa est dissertatio [...] usu differentium apud Graecos vocum in Theolo[...]gia. (Dresdae 1748.) Eben dort erschien nach sein[...] Tode von ihm 1766 ein Lexicon vocum graecarum synonymicarum etc. Ferner schrieb er: Erläuterte An[...]fangsgründe der teutschen Oratorie in kurzen Regeln [...] deutlichen Exempeln, zum Gebrauche der Anfänger, [...]ches Buch von 1736—1765 drei Auflagen erlebte. Zu[...] dritten Jubelfeier der Buchdruckerkunst gab er 1740 [...] Leipzig D. M. Luther's Sendschreiben vom Dolmetsch[...] mit historischen und apologetischen Anmerkungen versehen[...] nebst ebendesselben erläuterten Aussprüchen von der Buch[...]druckerey und den Buchdruckern, heraus. Hierauf folg[...] sein Schriftchen von dem Studirgeiste (Naumburg 17[...] in 4.) und von den privilegirten lateinischen Schnitzern (Ebend. 1741 in 4.) Von seinen beiden Söhnen, die [...] hinterließ, war Christian Friedrich, Hofadvocat [...] Stadtschreiber zu Buttstädt, der Vater des noch lebenden und als Staatsbeamter und Schriftsteller ausgezeichneten großherzoglich-sächsischen Oberconsistorialpräsidenten Fried[...]rich Peucer zu Weimar [7]).

(*B. Rö[...]*)

5) Diesen Todestag haben seine Leichenredner Brendel, Adam, Freher, Niceron und Leupold, Beckmann hingegen setzt den 29. Sept. Adam 385 und Großer's lausitzische Merkwürdigkeiten III, 173 lassen Peucern irriger Weise in Zerbst leben und sterben. Möglich ist, daß er sich zuweilen dort aufhielt; seinen festen Aufenthalt hatte er in Dessau, ob aber hier ausschließlich im fürstlichen Schlosse auf die Dauer seiner sechszehnjährigen Dienstzeit, bleibt ungewiß. Fürst Joachim Ernst wenigstens nahm ihn bei seiner Ankunft aus dem leipziger Gefängnisse in seiner Wohnung auf, und von da aus datirt er zu Ende Junius 1586 noch Briefe. Strobel IV, 89.

6) Vergl. Meusel's Lexikon der verstorbenen teutschen Schrift[...]steller. X, 345 fg. und Rotermund's Fortsetzungen von J[...]cher's Gelehrten-Lexikon. 5. Band. 7) Von diesem ist auch [...] geistvoller Aufsatz dem Andenken Kaspar Peucer's in Halt[...] Album teutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Bu[...]druckerkunst (Leipzig 1840) gewidmet worden. Schutzschriften [...] denselben schrieben neuerdings: *Eichstädt*, Narratio de Casp[...] Peucero, Ph. Melanchthonis genero (Jenae 1841. 4.) und *[...]burg*, De Caspare Peucero, evangelicae doctrinae ingen[...] constanti defensore ejusque gravissimis in emendationes [...]crorum meritis. (Jenae 1842.) Außer den bereits angeführten Schriften sind noch benutzt worden: *Niceron*, Mémoires pour [...]vir à l'histoire des hommes illustres. Tom. XXVI. 160—1[...] Joh. Christian Leupold, Lebensbeschreibung D. Kaspar Pe[...]

PEUCER [Kaspar *)], Professor der Medicin zu
enberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., be=
t durch seine Theilnahme und seine Leiden in den
ocalvinistischen Händeln, wodurch die Lutherische Kirche
ursachsen sich selbst zerfleischte. Vermählt 1550 mit
nchthon's Tochter, Magdalena, war er ein haupt=
ches Glied in jenem Kreise liberaler Gelehrsamkeit,
ein Schwiegervater in Wittenberg gegründet, und ge=
ber einem engherzigen Buchstabenglauben vertrat, wie
derselbe an Luther's Namen angeschlossen hatte. Nach
nchthon's Tode übertrug ihm die Universität eine ge=
Aufsicht und Leitung ihrer sämmtlichen innern wie
rn Angelegenheiten, wozu Peucer durch Talent und
hrsamkeit ganz der geeignete Mann war, und auf
Weise berufen schien, das Werk der wittenberger
rmation in einem liberalen Geiste zu vollenden. Das=
Ansehen genoß er bei dem Hofe des Kurfürsten Au=
der ihn nicht allein als Arzt hoch schätzte, sondern
in jenen Bestrebungen für die Universität Wittenberg
stützte; seine einflußreiche Stellung an derselben ward
Kurfürsten bestätigt, seine Verwendung für Vermeh=
der Mittel an Geld und Früchten, besonders zur
rstützung dürftiger Studirender hatte Erfolg; ja so=
das gefährliche Geschenk der persönlichen Freundschaft
Fürsten ward ihm zu Theil, und erklärt sich wol
daher, als die Umstände sich änderten, die bittere
e seines Geschicks: sogar zur Ehre eines Pathen sei=
Prinzen Adolf, der auf dem Schlosse zu Stolpen ge=
ward, gelangte der geniale Arzt und Literat; doch
hiermit auch der Gipfelpunkt seines Glücks erstiegen,
der Fall desto schmerzlicher.

Um die Verkettung der Umstände zu übersehen, de=
Opfer Peucer ward, bedarf es eines Blicks auf den
n Verlauf der theologischen Zustände in der Lutheri=
Kirche. Schon früh läßt sich an der Universität zu
enberg eine doppelte Richtung beobachten, eine eng=
gere, die sich aus Luther's Persönlichkeit, und eine
nnigere, die sich aus Philipp Melanchthon's Wirksam=
entwickelte. Luther's Bildung war mönchisch=schola=
gewesen, und Haupttendenz seines Reformirens war
Festhalten an dem Grund und Boden der bestehen=
lateinischen Kirche, soweit sie nicht in offenem Wi=
ruche mit der heiligen Schrift sich befand. Luther's
üth konnte von demjenigen, was ihm von Jugend
theuer gewesen war, nicht anders lassen, als wenn
s unvereinbar mit der Schrift fand; wo dies nicht
at, blieb er ein wesentliches Glied in der Kette la=
scher Kirchenüberlieferung. Von der Abendmahlslehre
katholischen Kirche gab er deshalb nur die eine Seite
auf, die Foderung des jedesmaligen Einzelwunders der Verwandlung; dagegen die andere Seite, das Resultat jenes Processes, die durch die Wandlung hervorgebrachte substantiale Gegenwart hielt er fest, weil ihm die Schrift nicht dagegen, sondern dafür zu sein schien; ein Ankämpfen gegen diese allgemeine Annahme der lateinischen Kirche schien ihm menschlicher Vorwitz, und besonders die Form, worin ihm dieser Widerspruch zuerst vorkam, freche Willkür zu sein. Daher erklärt sich die schroffe Hartnäckigkeit in seinem Verfahren gegen die schweizerische Abendmahlslehre, gegen Zwingli, aber auch gegen Calvin, ungeachtet dieser doch zu wesentlich Mehrem sich erbot, als jener. Dieselbe Hartnäckigkeit im Festhalten dessen, was nun einmal als Grundlage des evangelischen Glaubens galt, setzte sich bei einer Partei der nächsten Anhänger und Tischfreunde Luther's fest, die als Depositaire der unverfälschten Lutherischen Lehre, gegenüber der von Melanchthon ausgehenden Larheit eine Rolle zu spielen gedachten. Die heftigen Streitschriften, wodurch Luther's gewaltige Persönlichkeit seine Theorie stets vertreten hatte, verliehen dieser Partei stets neuen Stoff; doch muß man der Billigkeit wegen auch dazu sagen, daß die gemüthliche Frömmigkeit Norddeutschlands in dem zum Theil noch mysteriösen Princip Lutherischer Abendmahlslehre um so sicherer ihre religiöse Nahrung fand, als es ihr in so gewaltiger, aus eigener Überzeugung hervorgehender Form und dazu als dringendste Mahnung des geliebten Lehrers dargeboten ward, dem man in Sachen des Glaubens so unbedingt zu trauen gelernt hatte.

Dagegen Philipp Melanchthon stand mehr auf dem Boden der humanistischen Bildung aus der Schule des Reuchlin, und besaß den freieren Blick, den ihm eine Exegese des neuen Testaments darbot, wie sie durch Hermeneutik an den Classikern geübt und durch kein vorgefaßtes dogmatisch=kirchliches System getrübt wurde. In den wesentlichen Stücken des evangelischen Bekenntnisses mußte er mit Luther'n übereinkommen, da es sich hier um die Rechtfertigung aus dem Glauben handelt, die Luther nicht schärfer als Foderung des christlichen Gemüths aufstellen konnte, als sie Melanchthon exegetisch in dem neuen Testamente fand. Außerdem war zwischen den beiden Männern auch schon deshalb keine Zerwürfniß möglich, weil sie sich in ihrer Anlage und Bildung so völlig ergänzten, weil sie die ersten Gefahren und Stürme der Reformation gemeinschaftlich bestanden hatten, weil sie in dem evangelischen Principe so völlig in einander gewachsen waren. Nach Luther's Tode, als Melanchthon wenigstens die Universität Wittenberg, aber durch sie auch fast das ganze evangelische Teutschland theologisch leiten konnte, fehlte ihm nichts anderes als die Kühnheit und der Takt eines Parteianführers, um ihr auch wirklich sein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken. Dazu war er aber nicht geeignet, überließ es vielmehr der von ihm vertretenen Ansicht, sich durch ihre eigene Wahrheit und Gediegenheit Geltung zu verschaffen, und war dadurch allerdings den Maßregeln der Gegenpartei nicht gewachsen, die durch ihre Leidenschaftlichkeit auch zur Benutzung aller Streitkünste, erlaubter wie unerlaubter, veranlaßt ward. Dennoch wäre

---

2c. (Budissin 1745. 4.) und Planck, Geschichte des prote=
schen Lehrbegriffs. 5. Bd. 2. Abth. mit *Freheri* theatrum vi-
n eruditione clarorum p. 1311 sq. und *Chr. Godofr. Hoff-*
i introductio zu seinen scriptor. rerr. Lusaticar. p. 19 sq.
*) Wir lassen auf vorstehenden vortrefflichen biographischen Ar=
über den bedeutenden Mann noch einen zweiten folgen, in dem
das Urtheil eines namhaften Theologen über ihn und seine
ung zu den theologischen Bestrebungen der Zeit ausspricht, und
t so den einen Aufsatz durch den andern zu ergänzen. Red.

es zwischen diesen beiden Richtungen innerhalb der Lutherischen Kirche wol nicht zum Kampfe, wenigstens nicht zu einem so gehässigen gekommen, wenn nicht Melanchthon's Richtung eine Sympathie grade für die theologische Gestaltung gefühlt, oder vielmehr sich mit ihr zusammengefunden hätte, die ja grade den Zorn der strengeren Lutheraner in so hohem Grade auf sich zog, für die Calvinische. Die Übereinstimmung fand nicht etwa blos in der Abendmahlslehre statt, sondern sie war auf diesem Punkte nur das Resultat einer tiefer liegenden Verwandtschaft, nämlich der Übereinstimmung in dem dogmatischen Princip, der Anwendung der Exegese nach den Grundsätzen unbefangener Hermeneutik und ohne Rücksicht auf das ausgebildete kirchliche System. Darum war der Haß, womit die strengeren Lutheraner zunächst Melanchthon, dann aber auch seine Schule befehdeten, so zügellos, weil sie hier innerhalb ihrer Kirche dieselben Grundsätze vertreten sahen, gegen die sie ja nach auswärts so schonungslos gekämpft hatten.

Kaspar Peucer und alle diejenigen, die nach Melanchthon's Tode dieselbe freiere Richtung vertraten, waren darin weniger vorsichtig, aber vielleicht aufrichtiger, als er, daß sie die bereits eingetretene Spaltung in der Lutherischen Kirche zugaben, und offen alle Kräfte dahin aufboten, ihrer Ansicht den endlichen Sieg, namentlich am kursächsischen Hofe, zu verschaffen. Wo Melanchthon, wie uns Peucer, sein Schwiegersohn, berichtet, nur Thränen gehabt hatte, um den unheilbaren Riß in der Kirche zu beklagen, und zur Abhilfe nur weitgefaßte Formeln versuchte, wodurch beide einander bekämpfende Theorien ausgedrückt werden sollten, da versuchten diese jüngern Männer aus seiner Schule, wirklich Hand ans Werk zu legen, um durch Rede und Schrift der calvinisirenden Abendmahlslehre Eingang zu verschaffen. Zu derselben Vorsicht, wie er sie bewies, gehört es freilich noch, wenn sie den Kurfürsten August über das wahre Verhältniß hinzuhalten wußten, wenn sie ihm betheuerten, nichts als die reine Lutherische Lehre vorzutragen, wenn sie Lutherisches und Melanchthonisches so durch einander mischten, daß am wenigsten Kurfürst August über den eigentlichen Thatbestand klar werden konnte. Aber schwerlich konnten doch die unterdessen von ihnen eingeschlagenen Mittel zum Ziele führen, oder auch nur auf die Länge den Schleier bewahren, und grade hier wird Kaspar Peucer als die Seele der Unternehmungen der Philippisten betrachtet werden dürfen. In Wittenberg selbst werden nordteutsche Studenten, die sich gegen die Zurückstellung des eigentlich Lutherischen Satzes vom Abendmahl wol etwas laut erklärt hatten, von Peucer als dem Haupte der Universität hart angefahren, und mit Relegation belegt. (Vergl. *Löscher*, Historia motuum. T. 3. p. 5.) Am gefährlichsten waren aber die verschiedenen Schriften aus wittenbergischer Feder, die die Lutherische Abendmahlslehre sogar hart und mit Spott behandelten, der neue Katechismus, wodurch offenbar der Lutherische aus dem Jugendunterrichte verdrängt werden sollte; dann die noch schonungsloser auftretende Exegesis, die endlich dem Streite zum Ausbruch verhalf. Zwar sagt sich Peucer ausdrücklich von jeder Theilnahme daran los; allein daß er wenigstens dem Rector der Schulpforte den Katechismus empfohlen hatte, ward er durch seinen eignen Brief überführt; daß die Katechesis, gedruckt in Leipzig, ihren Verfasser in dem Wittenberger Kreise hatte, dem Peucer zunächst vorstand, war durch die Untersuchung, trotz alles Leugnens, bald ganz erwiesen. Daß Peucer nicht allein mit dem Calvinismus im Herzen sympathisirte, sondern auch wirklich die Absicht, wenigstens die Hoffnung hatte, ihn in Kursachsen eingeführt zu sehen, wurde ihm ebenfalls aus Briefen nachgewiesen, wo er die Erwartung ausspricht, daß diese Wahrheit, die in Frankreich und Belgien durch Blutströme nicht ausgetilgt werden konnte, auch in Sachsen endlich durchdringen werde. Man wird hiernach schwerlich irren, wenn man annimmt, er habe seinen allerdings nicht unbedeutenden Einfluß am kurfürstlichen Hofe dazu aufgeboten, um der calvinisirenden Richtung, die Melanchthon, gemäß seinem Charakter, nicht anders als furchtsam und scheu vertreten hatte, offene Geltung zu verschaffen.

Indessen zur Durchführung dieses Planes hatte er am wenigsten den Charakter des Kurfürsten richtig gewürdigt, der die Erhaltung der Lutherischen Orthodoxie sich als Lebensaufgabe gestellt hatte. Bald liefen von allen Seiten Anklagen und Verdächtigungen gegen seine Theologen in Wittenberg ein; hätte August auch die Stimmen aus Jena überhört, in denen er nur den Neid der jüngern Universität gegen die ältere Schwester, und der zurückgesetzten sächsischen Linie gegen die begünstigte seit Moritz mit der Kur bekleidete, erblickte, hätte er überhaupt auf Anklagen der Theologen gegen seine Professoren nichts gegeben, da diese selbst ihn stets des Gegentheils versicherten: so stiegen doch bei ihm Bedenken schwererer Art auf, als selbst Fürsten, wie Julius von Braunschweig, so unermüdet die Beschuldigungen wiederholten. Ja was endlich seinen Unmuth, als er durch deutliche ihm in die Hände gelieferte Beweise von dem Kryptocalvinismus seiner Umgebung überzeugt war, auf das Höchste trieb und ihn zu den härtesten Schritten veranlaßte, war grade die Gewißheit, von denselben so lange mit Betheuerungen ihrer Lutherischen Rechtgläubigkeit hintergangen zu sein, während sie im Herzen schon immer den verhaßten Kryptocalvinismus gehegt hatten. Die Gewaltschritte Augusts gegen die Professoren von Wittenberg und Leipzig, die wenigstens in den jüngern Mitgliedern sämmtlich unter Peucer's Einfluß angestellt waren, sind ein Beweis der traurigsten Verirrung protestantischen Inquisitionseifers; aber zu leugnen ist dabei nicht, daß Peucer und seine Umgebungen sie durch ihre Zweizüngigkeit wo nicht verschuldet, doch wenigstens veranlaßt hatten. Für Peucer selbst war dabei besonders der Haß der Hofpartei so giftig, die sich nie erbitterter verfährt, als gegen einen gefallenen Günstling, und besonders da die Kurfürstin Anna sich verletzt fühlte, ihren Einfluß, den der geistreiche Mann etwas zu unvorsichtig als Weiberregiment verspottet hatte, nun völlig gegen ihn zu wenden.

Aus den Scenen der Verfolgung heben wir nur die Peucern persönlich treffenden aus, wie er sie in seiner

ria carcerum et liberationis divinae, ed. *Christ.*
l (Tiguri 1605) selbst schildert. Sobald bei Kur-
August der Verdacht gegen seine Theologen wuchs,
ten auch Schritte gegen Peucer, die sich indessen An-
darauf beschränkten, ihm jede Einmischung in theo-
he Händel zu untersagen und auf seinen Beruf als
und Historiker hinzuweisen. Das Erscheinen der ge-
n Exegesis rief aber die härtern Schritte gegen ihn
r. Am 1. April 1574 wurde ihm durch den Com-
anten von Wittenberg und den Bürgermeister der
rstliche Befehl zu Theil, sich in Dresden zur Haft
llen, wobei sofort seine sämmtlichen Papiere, Briefe,
eschlag genommen und gleichfalls nach Dresden ge-
t wurden. Seine Haft war dort leidlich, indem sein
nebst einem Diener bei ihm blieb, auch ärztlicher Bei-
ihm gewährt wurde. Bei einem Verhöre, das am
Ostertage mit ihm vorgenommen ward, erfuhr er
als Anklage, daß er durch auswärtige Conspiration
Praktiken darauf ausgehe, die sacramentirerische Abend-
lehre in Sachsen einzuführen. Trotz aller Protesta-
fühlte er durch die erlittenen Drohungen sich veran-
einen Revers zu unterschreiben, worin er die An-
im Wesentlichen einräumte, und sich der Strafe ei-
Confination innerhalb der Stadt Wittenberg unter-
jedes Einflusses auf die Schulen ward er enthoben
nur auf seine Professur der Medicin und Geschichte
wiesen. Man darf wohl annehmen, daß dieses Ver-
gegen ihn nur angelegt war, um mit dem ausge-
n Reverse einen vollständigen Beweis seiner Schuld
langen, sonst wäre es in der That unbegreiflich, wie
dieser geschehenen Verurtheilung der geplagte Mann
rum auf den Landtag zu Torgau im Mai 1574 ge-
und zu neuer Verantwortung angehalten werden
e; ein anderweitiger Beweis gegen ihn war nicht
nden, sondern nur jener ihm abgedrungene Revers
zum Zeugniß gegen ihn benutzt. Die Gewaltschritte
die Kryptocalvinisten, wozu der Kurfürst die nöthige
bredung mit den Ständen getroffen hatte, das grau-
Verfahren gegen den geheimen Rath Krakau, den
rediger Stößel, sind bekannt. Will man nach den
ören urtheilen, die mit Peucer angestellt wurden, so
t der Kurfürst nicht in ihm die Seele der kryptocal-
hen Conspiration erblickt, sondern von ihm nur Aus-
gewünscht zu haben, wodurch andere gravirt wür-
der Hauptverdacht wird den Rath Krakau getroffen
, wie auch aus der mit ihm angestellten Tortur
scheinlich wird. Wer kann jetzt noch ermitteln, wel-
Traumbild von Verdacht Kurfürst August sich gebil-
at, oder sich hat einreden lassen? Folgt man aber
Andeutungen, die in den verschiedenen Verhören Peu-
liegen, so wird der Verdacht in nichts Geringerm
den haben, als daß mit der reformirten Pfalz ein
verabredet gewesen sei, der durch Einführung des
nismus in Kursachsen wol gar politische Entwürfe
gte. Das stete Eindringen in Peucer, wie es wäh-
seiner weitern Haft fortgesetzt ward, wozu mehrfach
Bürgermeister Rauscher von Leipzig an ihn commit-
wozu sogar der Versuch gemacht ward, unter dem
Siegel der Beichte in seine Geheimnisse zu bringen, dazu manche anderweitige Eröffnungen von Seiten des Kurfürsten, z. B. der Wunsch, er möge im Gefängnisse seine geschichtlichen Arbeiten, sein Chronikon fortsetzen, lassen vermuthen, daß ihn nur der Verdacht des Mitwissens, nicht aber des eigentlichen Anstiftens des vermeinten Complotts traf, dagegen der Rath Krakau als die Seele desselben betrachtet wurde.

Das Urtheil auf dem Landtage zu Torgau vom 2. Aug. 1574 enthielt in sofern eine Schärfung der frühern dresdener Verurtheilung als die Confination, die früher für Wittenberg bestimmt war, jetzt auf Rochlitz übertragen ward; eine Unterstützung von 200 Gulden, die ihm anfänglich dabei zugesichert war, fiel jetzt auch hinweg, sodaß der geplagte Mann, ganz seinem Berufe entrissen, der bittersten Noth hingegeben war. Eine mehrfache Veränderung in dem Orte seines Gefängnisses diente nur dazu, die Schrecken desselben zu steigern und die Haft strenger zu machen. So ward er zu Weihnachten 1575 vom Schlosse zu Rochlitz, das als Sitz für eine Tochter des Kurfürsten bei ihrer Verheirathung bestimmt war, nach Zeitz geführt, kehrte aber, als jener Plan sich änderte, dorthin wieder zurück. Im August 1576 erfolgte seine Transportirung nach Leipzig auf die Pleißenburg, wo er im Kerker die Namen seiner Schicksalsgenossen, des unglücklichen Krakau, eingeschrieben fand. Jetzt suchte man durch harte Behandlung aus ihm Geständnisse herauszupressen; längst war ihm alles Schreibmaterial entzogen, doch half er sich auf sinnreiche Weise: Tinte verschaffte er sich aus Brodrinde, die er am Ofen röstete; Federn entlehnte er aus einem alten Gänsefittig, und zum Papier benutzte er den leeren Rand der wenigen Bücher, die ihm gestattet wurden, namentlich des Exemplars der Concordienformel, die ihm gleich nach der Verfertigung zur fleißigen Lectüre überschickt war. Er begleitete sie am Rande mit den bittersten Anmerkungen, nannte sie nie anders als die Chimära, und führte gegen die darin enthaltenen theologischen Grundsätze seine Theorie von dem Verhältniß der Gottheit und Menschheit Christi, sowie von der Gegenwart im Abendmahle durch. Ein anderes Schreckmittel gegen ihn war die Verweigerung des Genusses des heiligen Abendmahls, dessen er als gottloser Sacramentirer unwürdig sei, sowie die Drohung, daß, wenn er im Kerker gestorben sein werde, er kein ehrlich Begräbniß finden, sondern auf dem Richtplatze eingescharrt werden sollte. Das Gutachten des dresdener Consistorium rieth indessen nur an, ihn damit zu schrecken, ohne es jedoch im Fall seines Todes wirklich eintreten zu lassen.

An Verwendungen zu seinen Gunsten fehlte es nicht, sogar Kaiser Maximilian, bei einer Anwesenheit in Dresden 1575, legte ein Fürwort für Freilassung des genialen Arztes ein; erhielt aber vom Kurfürsten die ausweichende Antwort: er selbst könne des Arztes nicht entbehren. Auf weiteres Eindringen des Kaisers verstand sich August zu der fürchterlichen Foderung, daß er von jedem in seinem Lande denselben Glauben verlange, den er selbst theile, und namentlich diese Bedingung an seinen Arzt stelle, wobei der katholische Kaiser beiweitem mehr christ-

liche Duldsamkeit bewies, als der protestantische Kurfürst. Ebenso dringend waren die Vorstellungen, welche von Wilhelm dem Weisen, Landgrafen von Hessen, dem Sohne Philipp's des Großmüthigen, für Peucer einliefen. Wilhelm, hoch erfahren in Mathematik und Geschichte, unterhielt mit Peucern im Gefängnisse eine wissenschaftliche Correspondenz, ließ sich von ihm mancherlei mathematische Fragen lösen, worin man jedoch, dem Geschmacke der Zeit gemäß, wol vornehmlich astrologische Dinge erblicken darf. Trotz der protestantischen Aufklärung war man in Wittenberg mit Sterndeuterei sehr beschäftigt; selbst Melanchthon ist hier von einem gewissen Aberglauben nicht frei, und Peucer spricht sich gleichfalls mit Vorliebe über den Einfluß der Gestirne aus. Noch einmal benutzte Landgraf Wilhelm die Anwesenheit des Kurfürsten in Kassel auf der Rückkehr aus dem Bade Schwalbach (Peucer in seiner Haft um die Rathsamkeit der Badecur befragt, hatte sie dringend abgerathen), um für Entlassung Peucer's zu sprechen, mußte aber erfahren, daß bei Lebzeiten der Kurfürstin, wie sie selbst versichert hatte, an seine Befreiung nicht zu denken sei. Die Kurfürstin Anna, aus dänischem Hause, früher Peucer's Gönnerin, dann durch Hofintriguen gegen ihn eingenommen, starb am 1. Oct. 1585; in derselben Nacht will Peucer einen Traum gehabt haben, worin er einen prächtigen Leichenzug erblickte, zu welchem er die Glocke zog; plötzlich riß der Strick und ihm fielen die Worte des Psalmisten ein: Strick ist entzwei und wir sind frei! Die neue Heirath des Kurfürsten mit Agnes Hedwig, Prinzessin von Anhalt, gab deren Vater, Joachim Ernst, Gelegenheit, auf Peucer's Freilassung zu dringen. Sie erfolgte, nachdem derselbe am 8. Febr. 1586 einen abermaligen Revers ausgestellt hatte, worin er die Freilassung als ein Gnadengeschenk des Kurfürsten anerkannte und sich verpflichtete, sein bisheriges Gefängniß weder in- noch außerhalb Rechtens dem Kurfürsten oder seinen Leuten gedenken zu lassen. Nach seiner Befreiung begab er sich nach Dessau, wo er noch 16 Jahre als anhaltischer Leibarzt lebte. Von jener Verpflichtung, wodurch auch jede Mittheilung über seine Haft verboten war, glaubte Peucer sich von Seiten Sachsens durch den Tod August's und durch eine ausdrückliche Lossprechung des nächsten Kurfürsten Christian, der bekanntlich der Lutherischen Orthodoxie nicht im Geringsten ergeben war, sowie von Seiten seines Bürgen, Joachim Ernst's von Anhalt, ebenfalls durch eine ausdrückliche Erklärung, entledigt halten zu dürfen. Die Abfassung seiner Historia carcerum, die aber erst nach seinem Tode von Christoph Pezel und zwar in Zürich herausgegeben ward, war hiervon die Folge. Als sich aber nach dem unvermutheten Tode des jungen Kurfürsten Christian die Dinge in Kursachsen wieder änderten, und der Administrator Sachsens, Wilhelm Friedrich, derselbe, der den Kanzler Krell wegen Kryptocalvinismus aufs Blutgerüst brachte, auf strenge Durchführung der Concordienformel hielt, erging an Peucer die Drohung, daß, wenn er von seinen Angriffen auf dieselbe nicht ablasse, gemäß jenes Reverses er wieder in die Haft gezogen werden solle. Dennoch durfte sich Peucer unter anhaltischem Schutze über solche Drohungen beruhigen, und fortfahren, das Gedächtniß seines Sch[illegible] gervaters Melanchthon und der Philippistischen Grun[illegible] gegen die im Sinne der Concordienformel vorgenomm[illegible] Umformung der Universität Wittenberg in Schutz zu nehm[illegible]

Den Ruhm eines Märtyrers für seinen Glau[illegible] mußte selbst Kurfürst August ihm zugestehen. Sein S[illegible] ben selbst für Durchführung der mildern Melanch[illegible] schen Grundsätze wird nur die engherzigste Lutherische O[illegible] thodoxie ihm zum Vorwurfe machen können. Urtheilt m[illegible] dagegen, wie gewöhnlich geschieht, nach dem Erfo[illegible] so wird Mangel an Vorsicht, Überschätzung seines E[illegible] flusses auf die Person des Kurfürsten und Unbekan[illegible] schaft mit der Sphäre der Hofluft das Schlimmste [illegible] das ihn treffen kann. Groß steht er demnach als M[illegible] tyrer in einer Zeit der Entartung evangelischer Grun[illegible] sätze da, deren Inquisition, da sie im vollen Widersp[illegible] mit ihrem eigenen Principe protestantischer Schriftgem[illegible] heit verfährt, kaum anders als den Eindruck des Kom[illegible] hervorrufen würde, wenn sie nicht zugleich die Handl[illegible] so gewaltig tragisch zu gestalten gewußt hätte. (Renke[illegible]

PEUCETIA, der von den alten Peucetii bewo[illegible] Landstrich in Unteritalien, welcher nordöstlich bis an [illegible] adriatische Meer, südlich bis an den tarentinischen M[illegible] busen, westlich bis an den Apenninus in Lucanien, [illegible] lich bis an den Fluß Cerbalus, und wenn man das [illegible] Daunia hinzuzieht, bis an den Fluß Frento, sich erstr[illegible] Das Weitere siehe im Artikel Peucetii. (Kraus[illegible]

PEUCETII (*Πευκέτιοι*, Peucetii), ein [illegible] scher Volksstamm, welcher gleich den mit ihnen verw[illegible] ten Önotri, zu den ältesten, größtentheils vorhistorisch[illegible] Völkerschaften dieses Landes gehört. Die Geschichte [illegible] Stammes beruht auf Traditionen, welche theils die F[illegible] der Sage, theils das Gepräge historischer Darstellung [illegible] sich tragen. Suchen wir bei griechischen und römisch[illegible] Historikern eine Entwickelung des Ursprungs und der [illegible] stammung uralter Völker, so begegnen wir fast über[illegible] zunächst genealogischen Stammtafeln, in welchen [illegible] ihr Name als ihre Entstehung als einer auftretenden G[illegible] sammtheit auf einen uralten Ahnherrn, einen patria[illegible] lischen Fürsten oder einen Führer auswandernder Sch[illegible] zurückgeführt wird. So die Önotrer und Peucetier. P[illegible] ketios, heißt es in jenen Stammtafeln, war ein Br[illegible] des Önotros, beide waren Söhne des arkadischen K[illegible] Lykaon, für dessen 22 männliche Sprößlinge natürlich [illegible] kadien bei einer vorzunehmenden Vertheilung nicht au[illegible] reicht hätte [1]). Auswanderung und neue Ansiedelun[illegible]

---

1) Von 22 Söhnen redet Dionysius Halik. (Rom. ant. I, 11). Andere reden von 50 Söhnen des Lykaon, wie Apollo[illegible] (III, 8, 1. §. 1—4). Dazu Heyne. *Paus.* VIII, 3, 1—3. [illegible] timos wird hier als der älteste, Önotros als der jüngste bez[illegible] Hier heißt es §. 2: *Νύκτιμον, τὸν ἀδελφὸν χρήματα* [illegible] *δρας αἰτήσας, ἐπεραιώθη ναυσὶν ἐς Ἰταλίαν, καὶ ἡ Οἰν*[illegible] *χώρα καὶ τὸ ὄνομα ἔσχεν ἀπὸ Οἰνώτρου βασιλεύοντος.* P[illegible] nias hält diese Auswanderung und neue Ansiedlung für die [illegible] unter den Hellenischen und barbarischen, von denen er nach [illegible] Erforschung vernommen. Er zählt 26 Söhne des Lykaon. [illegible] von einander abweichenden Darstellungen über die Schicksale [illegible] Lykaoniden verfolgen wir hier nicht weiter. Vergl. Niebuhr, [illegible] Gesch. I, 20. 3. Ausg.

ren also das einzige Mittel, diesen Söhnen fürstliche acht, Land und Leute zu verschaffen. Önotros und ukétios also versammelten eine große Menge Arkader d anderer Hellenen und segelten mit ihnen über das nische Meer nach Italien. Peuketios setzte da, wo er nächst der großen hesperischen Halbinsel sich genähert, rdlich über dem japygischen Vorgebirge [2]), sein Volk s Land, welches sich nun in dieser Gegend ausbreitete d ansiedelte. Von nun an wurden die Bewohner dieses ndstriches, wie es heißt, nach ihrem Fürsten und Füh- , Peuketioi genannt. So Dionysios von Halikarnas- [3]). Bei demselben Historiker setzt Pherekydes die Peu- ioi an die Gestade des Jonischen Meerbusens [4]). Öno- s (heißt es ferner beim Dionysios), unter dessen Lei- ng der weit größere Theil der versammelten Scharen sgezogen, war dagegen bis zum anderen Meerbusen auf : Westseite Italiens vorgedrungen, welcher damals von benachbarten Ausonen der ausonische genannt wurde. itdem aber die Tyrrhener mächtig geworden, wurde je- : Name durch den dieses Volkes verdrängt [5]). Önotros etzte nun einen großen fruchtbaren Landstrich, gründete ädte, und sein Volk, die nach ihm benannten Önotri, rde mächtig. (Vergl. *Virgil.* Aen. I, 531 sq.) Im rhältniß zu diesem hatten die Peuketioi geringere Be- utung, weniger ausgedehnte und weniger fruchtbare Be- ungen, aber desto länger behaupteten sie ihre Integri- : als selbständiger Stamm unter den alten italischen lkerschaften [6]).

Strabon bestimmt die Grenzen ihres am Meere hin genden Gebietes, welches er als rauhes und gebirgiges, t den Apenninen vielfach in Berührung tretendes be- chnet, genauer [7]), und rechnet von Barion aus bis rentesion (Brundisium), den beiden Grenzmarken dessel- n am Ufer des Meeres hin, gegen 700 Stadien. Land- wärts aber erstreckten sich ihre Besitzungen bis Sil- um [8]). Nikandros dagegen hatte eine hiervon abwei- nde Ansicht vom Lande der Peuketioi. Er läßt die essapier, welche nach ihm an der Peuketischen Colonie n Arkadien aus Theil genommen, das Gebiet bewoh- n, welches Tarentum von der südlichen Spitze Italiens nnt (s. d. Karte von Apulia und Messapia bei *Cluver*, l. ant. T. II, zu p. 1210); die Peuketioi setzt er um Gegend von Tarent, und die Daunier, welche ebenfalls als Stammverwandte mit den Peuketiern nach Italien gekommen, verweist er in den Landstrich zwischen Tarent und dem adriatischen Meere [9]). Über die einzelnen wichtigeren Ortschaften des alten Peuketia handeln wir weiter unten.

Sowie die Önotrer, hat man auch die Peuketier zum großen Pelasgischen Volksstamme gezogen, vorzüglich deshalb, weil die Sage beide aus Arkadien ausgehen und ihre Führer, den Önotros und Peuketios, zu Enkeln des uralten Pelasgischen Königs Pelasgos in Arkadien macht. Auch hat man beide, die Önotroi und Peuketioi, außer Italien, in dem Pelasgischen Epirus gefunden [10]). Mit ihnen hat man selbst die Ausonen (welche man mit den Chaonen, Chonen, identificirt) zusammengebracht, und sie sämmtlich aus einer angenommenen großen Gesammtnation abgeleitet [11]).

Die Peuketioi scheinen in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Italien bis gegen das Ende des 5. Jahrh. v. Chr., wenn auch ohne große politische Geltung, doch als autonomes freies Volk existirt zu haben [12]). Denn wenn auch Strabon ausdrücklich bemerkt, daß die Peuketioi und Daunioi von den Eingebornen (nämlich seiner Zeit) gar nicht erwähnt würden, und nur wenn von der älteren oder ältesten Zeit die Rede sei, zur Sprache kämen [13]), so stehet dies der Annahme, daß sich Reste dieses Volkes, welche noch eine Gesammtheit bildeten, bis gegen das Ende des 5. Jahrh. erhalten haben, nicht entgegen. Auch bezeugt ja Skylax durch seine Anführung der Peuketier in Italien, daß zu seiner Zeit noch solche vorhanden waren [14]). Daß ein allmäliger Übergang und eine Verschmelzung dieser Stämme stattfand, läßt sich leicht annehmen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Angabe des Strabon, daß die Apuler, Daunier und Peuketier sich eines und desselben Sprachidioms bedienten. Er bemerkt zugleich, daß die Apuler auch im Übrigen sich von jenen nicht unterschieden (nämlich zu seiner Zeit); daß sie aber in früherem Zeitalter sich von jenen unterschieden haben, sei wahrscheinlich. Insbesondere erscheinen die Peuketier in vielfacher Berührung mit den Japygen und eine Stammverwandtschaft beider läßt sich leicht annehmen [15]). Gewiß ist, daß die sämmtlichen Völkerschaften der bezeichneten Landstriche, die Önotrer, Peuketier, Chaoner, auch die

2) Vergl. über dieses *Strab.* VI, 3, 281 *Cas.* *Plin.* H. N. , 16. 3) Rom. Ant. I. c. 11. Man hat auch eine Ablei- g dieses Namens von *πεύκη*, Fichte, versucht. Vergl. d'Anlle, Alte Erdbeschr. 2. Th. S. 137. (Nürnb. 1800.) 4) nys. R. A. I. c. 13. 5) Ibid. c. 11. 6) Vergl. *Raoul- chette*, Hist. crit. de l'établ. d. col. Grecq. T. I. p. 251. *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* *Παραπλέοντι δ' ἐκ τοῦ Βρεντεσίου Ἀδριατικὴν παραλίαν, πόλις ἐστὶν ἡ Ἐγνατία, οὖσα κοινὴ ταγωγή, πλέοντί τε καὶ πεζεύοντι εἰς Βάριον· ὁ δὲ πλοῦς, . Μέχρι δεῦρο μὲν Πευκέτιοι κατὰ θάλατταν, τῇ μεσο- ίᾳ δὲ μέχρι Σιλουΐου. πᾶσα δὲ τραχεῖα καὶ ὀρεινή, πολὺ Ἀπεννίνων ὀρῶν κοινωνοῦσα· ἀποίκους δ' Ἀρκάδας δέξα- αι δοκεῖ. Εἰσὶ δ' ἐκ Βρεντεσίου εἰς Βάριον ἑπτακόσιοί που ἀδιοι· σχεδὸν δ' ἴσον ἑκατέρας Τάρας διέχει.* Jedoch bemerkt weiterhin in Bezug auf die genauere Bestimmung der Grenzen: *ὶ μηδὲ τοὺς ὅρους ἐπ' ἀκριβὲς λέγεσθαι τῶν ἐθνῶν τούτων· ὥσπερ οὐδ' ἡμῖν διϊσχυριστέον περὶ αὐτῶν.* 8) *Strab.* l. c.

9) *Nicandr.* ap. *Anton. Liberal.* Met. c. 31. Als den größern Theil der mit diesen Führern angekommenen Völkerschaften nennt er Illyrier und Messapier. Raoul-Rochette (l. c. T. I. p. 151. 152) meint, daß diese Ansicht vom Antiochos aus Syrakusä (bei *Strab.* VI, 254) bestätigt werde. Jenem Antiochos aber folgte Strabon in Bezug auf Italien als seiner wichtigsten Quelle (*Ἀντίοχος ἐν τῷ περὶ τῆς Ἰταλίας συγγράμματι* *Strab.* l. c.). Mit dem Nikandros stimmt aber dieser Geograph nicht überein. 10) Vergl. Niebuhr, Röm. Gesch. I. S. 30. 34. 63 fg. Plaß, Vor- und Urgesch. d. Hell. I, 57. 11) Plaß a. a. O. 2. Bd. S. 401. Vergl. den Art. Pelasger. 15. Th. S. 142. 12) Vergl. *Petit-Radel*, Mem. III, 19. p. 94. *Raoul-Rochette* I, 251. Der Erstere hat dies aus *Paus.* VIII, 42. IX, 13. *Diod.* XI, 52 gefolgert. Diodor (l. c.) erwähnt die Fehden der Japyges und der Tarentiner. 13) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* 14) *Scylax* p. 11. ed. *Gron.* *Λατέρνιοι, Ὀπικοί, Κραμόνες, Βορεοντῖνοι, Πευκετιεῖς. διήκοντες ἀπὸ τοῦ Τυρρηνικοῦ πελάγους εἰς τὴν Ἀδρίαν.* Vergl. dazu d. Not. *Gronovii.* 15) *Strab.* l. c.

einträgliche Fischerei aus (piscosi Bari). Tacitus
net diese Stadt als Municipium von Apulien (An-
XVI, 9). Ihre Entfernung von Egnatia war nicht
bis Brundisium aber setzt Strabon 100 Stadien
Im Mittelalter hat sich diese Stadt wegen ihrer
hen Lage gut erhalten und blühet noch gegenwärtig
ne der wichtigeren Küstenstädte[25]). Horatius aber
über den schlechten Weg von Rubi nach Barium
). Die Orte Turres Cäsaris (Turres Julianae)
Turres Aureliană verrathen deutlich genug ihren
n Ursprung, und wir erwähnen sie nur, ohne nä-
Beschreibung[26]). Im Mittellande (*μεσογαίᾳ*) er-
sich das Gebiet der Peuketioi bis Silvion (*μέχρι*
ίου), und hier war das Land rauh und gebirgig[27]).
r führte die Straße von Venusia nach Tarent[28]).
isium (Brundusium, Brindisium, *Βρεντέσιον*, *Βρεν-*
, *Βρεντίσιον*), die wichtigste Stadt Calabriens, eine
esten Städte an der Küste des alten Japygia, darf
lls als eine alte Gründung der Peuketioi betrachtet
. Wenigstens deutet hierauf die oben vorgetragene
ung des Dionysios von Halik. Der Hafen dieser
war der geräumigste und größte an dieser Küste.
große Mündung umfaßte viele Häfen zugleich, da
erhalb viele kleine Busen und Buchten bildete, so-
e Gestalt des Ganzen einem Hirschgeweihe ähnlich
und auch daher in der alten Sprache der Messapier
amen erhalten haben soll[29]). Bis an Brundisium
Plinius (l. c.) das Gebiet der Pediculi (Brundisio
rminus Pediculorum ager), in welchen wir oben
Strabon alte Peuketioi erkannt haben. Salapia
πία) war ein Hafenort der Argyripiner, nicht fern
Barion gelegen (nach *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.*), in
ähe des Aufidus[30]). Venusia, eine apulische Stadt,
vom Ptolemäos (III, 2) zum Gebiete der alten Peu-
gezogen, und gehörte mit gleichem Rechte zu diesem
r benachbarte und durch Horatius celebrirte Mons
r. Plinius setzt Venusia in die Landschaft von Dau-
sowie er überhaupt Apulia als Land der Daunii
tet (Apulia Dauniorum cognomine, III, 16).
Venusia und den Vultur nebst seiner Umgebung finden wir bei Horatius mannichfache Notizen[31]). Acherontia, Ferentum, Bantia lagen ebenfalls im Gebiete der alten Peuketier, wenn wir auch nicht bestimmt nachweisen können, daß diese Orte zu ihrer Zeit schon existirt haben[32]). Bantia wird von Livius erwähnt (XXVII, 25). Zwischen Venusia und Bantia hatten einst die beiden Consuln M. Marcellus und T. Quinctius Crispinus ihr Lager in der Nähe des punischen unter Hannibal aufgeschlagen. (*Liv.* l. c.) Horatius erwähnt die Saltus Bantinos (*Carm.* III, 4, 15) und nennt in derselben Stelle auch Acherontia und Ferentum. Außerdem werden noch Blera und einige andere Örter von geringer Bedeutung in dieser Region genannt[33]). Auch Luceria und Arpi gehören noch diesem Landstriche an[34]). Wenden wir uns wieder südlich nach dem Fluß Galesus hinab, so finden wir Hyria (*Ὑρίη*, Uria), die alte Hauptstadt von Japygia. Sie soll von den Kretern, welche einst ein Sturm auf ihrer Fahrt von Sicilien an die japygische Halbinsel verschlagen, gegründet worden sein. Sie war der Hauptsitz der Messapier, welche besondere Dynasten hatten[35]). Auch Rudiä, der Geburtsort des Ennius, wird in das Gebiet der Pediculi gezogen, und gehörte somit zum alten Peucetia[36]). Endlich haben wir noch Tarentum (*Τάρας*) zu erwähnen, eine Ansiedlung und Gründung der Japyger in uralter Zeit, welche aber von Phalantos vertrieben wurden und sich nach Brundisium zogen[37]). Phalantos gelangte auf Orakels Geheiß mit den spartanischen Partheniä (Jungferkindern) Ol. 18, 2 hierher, und wurde nun der neue Gründer des bald aufblühenden und sich mächtig erhebenden Taras. Wir haben schon oben berührt, daß sie in alter Zeit ein Bündniß mit den Fürsten der Daunier und Peuketier geschlossen hatte, um mit diesen gemeinschaftlich die Messapier zu bekämpfen, deren Ursprung von den Kretern hergeleitet wird[38]). Nächst diesen Angaben über die Städte charakterisiren wir mit wenigen Worten die Beschaffenheit des Landes und erwähnen einige wichtige Gebirge und Flüsse.

Micali hebt drei wichtige Eigenschaften dieses Landstrichs hervor: 1) das große Gebirge Garganus, dessen hohe Rücken, ein Zweig der Apenninen, mit alten Wäldern bedeckt waren[39]), welche von gewaltigen Stürmen, denen dieses Gebirge ausgesetzt war, nach und nach gelichtet werden mochten. Es gehörte zum Gebiete von Daunia[40]), und erstreckte sich bis zum adriatischen Meere

---

rt. Barium existirt noch unter dem Namen Barri oder
Vergl. *Olivar.* ap. *Gronov.* ad *Pomp. Mel.* l. c.
) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* Egnatia hatte Mangel an gu-
rinkwasser. *Horat.* Serm. I, 5, 95. 25) Vergl. Man-
. Th. 2. S. 32. 26) Vergl. *Cluver,* Ital. ant. T. II.
1. Dazu die Karte von Apulia und Messapia. Ibid. 27)
VI, 3, 283 *Cas.* 28) Itiner. Ant. p. 120. 121. Vergl.
nert 9. Th. 2. S. 70. 29) *Strab.* VI, 3, 282: *τῇ δὲ*
πίᾳ γλώττῃ Βρεντέσιον ἡ κεφαλὴ τοῦ ἐλάφου καλεῖται.
tadt nämlich bildete das Haupt, und der Hafen das Geweihe.
(Fragm. p. 120) Brundusium polcro praecinctum prae-
ortu. Vergl. *Micali,* L'Italie etc. I. p. 273. Nach Stra-
c.) war die Stadt eine Gründung der Kreter aus Knossos.
Mannert 9. Th. 2. S. 35. Trojus Pompejus nennt in
Stelle (XII, 2) den Diomedes als Gründer, in einer andern
) die vertriebenen alten Bewohner von Tarentum. Wir ver-
die Geschichte dieser Stadt hier nicht weiter, da für sie ein
r Artikel bestimmt ist. Man vergl. auch *Ferraris,* de situ
ae cum not. Tafurii. 30) Vergl. *Strab.* VI, 3, 282.
die Karte von Apulia und Messapia bei *Cluver,* Ital. ant.
. p. 1210.

31) Vergl. Carm. III, 4. 32) Vergl. *Livius* IX, 16. 20 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 69. *Cluver,* Ital. ant. II. p. 1225 sq. 33) Vergl. *Cluver* ib. p. 1211 und die Karte daselbst. 34) Vergl. Mannert 9. Th. 2. S. 82 fg. *Strab.* VI, 3, 284 *Cas.* 35) *Strab.* VI, 3, 281 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 66. 36) *Pomp. Mela* II, 4. p. 181 *Gronov.* *Plin.* III, 16. Strabon (VI, 3, 282) nennt sie *Ῥωδαίων πόλις: ἐν δὲ τῇ μεσογαίᾳ Ῥωδαῖοί τέ εἰσι καὶ Λουπίαι καὶ μικρὸν ὑπὲρ τῆς θαλάσσης Σαληπία.* Frontinus (p. 127) rechnet den ager Rodinus zu Calabria, welches die Römer in größerer Ausdehnung nehmen. Mannert 9. Th. 2. S. 78. 37) *Strab.* VI, 3, 279. *Justin.* III, 4. 38) *Strab.* VI, 3, 281 *Cas.* Vergl. *Cluver,* Ital. ant. II. p. 1212 sq. *Micali* T. I. p. 273 sq. 39) *Horat.* Carm. II, 9, 6 sq.: aut aquilonibus querceta Gargani laborant, et foliis viduantur orni. Epist. II. 1, 202: Garganum mugire putes nemus. 40) Vgl. *Cluver,* Ital. ant. II, 1212.

hin, und bildete hier das Vorgebirge dieses Namens, welches vom Gebirge selbst zu unterscheiden ist[41]); 2) findet Micali die weite Ebene Apuliens bemerkenswerth, welche von mehren Flüssen durchschnitten und mit einem Lager dicker, schwarzer und fruchtbarer Erde überzogen ist, eine Ebene, der man es ansieht (wie Micali l. c. meint), daß sie ehemals ein Golf gewesen, oder vielmehr eine Lagune, welche sich bis an den Fuß des Berges Vultur, eines alten mächtigen Vulkanes, ausdehnte[42]); 3) zeichnet Micali die steinigen Hügelreihen aus (Murge genannt), welche von starken horizontalen Lagen von Kalksteinen gebildet werden, deren Kette weder unterbrochen, noch durch Thäler getheilt, sich stufenweise in dieser langen und schmalen, den Continent von Italien beschließenden Halbinsel hin erstreckt[43]). Gegenwärtig umfaßt diese Gegend die Gebiete von Bari und Otranto[44]). Apulien zeichnete sich durch seine reichlichen Ernten aus, durch seine schönen Rosse, durch seine weiche, schöne Wolle, welche noch gegenwärtig die wichtigsten Landesproducte sind[45]). Auch war der alte Appuler ein arbeitsamer, rühriger Landwirth (impiger Appulus, perusta solibus pernicis uxor Appuli) und wird von Horatius in dieser Beziehung mehrmals gelobt[46]). Von den Flüssen dieses Landstriches ist vorzüglich der reißende, wirbelvolle Aufidus zu nennen, welcher seine Quellen in den Apenninen hat, das Gebiet der Peuketier und Daunier theilte (welches das ganze tiefliegende Apulien mit dem Gebirge und Vorgebirge Garganus umfaßte) und von den alten Geographen, besonders von Strabon, vielfach genannt wird[47]). Derselbe Geograph erwähnt einen großen schiffbaren Fluß zwischen Salapia und Sipus (Sipontum), mit einem großen See oder Sumpfe in der Nähe der Mündung[48]). Als zwei andere bedeutende Flüsse sind der Bradanus und der Galesus zu nennen. Der Erstere, gegenwärtig Bradano, entspringt nordwestlich von der kleinen Stadt Oppido, nicht fern von Bantia, aus einem See, nimmt südöstliche Richtung und mündet nach Aufnahme mehrer kleiner Flüsse, in den tarentinischen Meerbusen. Er bildete einst die Grenze zwischen Apulien und Lucanien, sowie gegenwärtig zwischen Basilicata und der Provinz Bari[49]). Der Galesus, welcher sich in der Nähe von Tarentum in denselben Meerbusen ergießt, ist nicht sowol durch seine Größe, als durch das hier aufgeschlagene Lager des Hannibal, und durch die an seinen Ufern weidenden Schafheerden, welche die schönste Wolle lieferten, merkwürdig geworden[50]). Plinius (H. N. III, 16) nennt noch die Flüsse Japyx und Pactius, den Frento und Tifernus. Der Cerbalus, nördlich vom Aufidus, gehört in das Gebiet des alten Daunia[51]). Außerdem liegen um das Gebirge Garganus mehre größere und kleinere Landseen umher, von welchen besonders der Lacus Pantanus (Lago di Lesina) hervorzuheben ist[52]). Alles Anderweitige, was wir hier übergangen haben, wird in den hierher gehörigen Specialartikeln zu finden sein. (*J. H. Krause.*)

PEUCINI (abgekürzt **Peuci**), ein germanisches, oder vielleicht auch slawisches Volk. Zwar bilden nach Plinius[1]) die Peucinen und die Bastarnen die fünfte Gattung[2]) oder den fünften Hauptstamm der Germanen. Aber der Unterschied zwischen diesen und den Slawen war damals noch nicht in das Licht gestellt. Tacitus[3] zweifelt, ob er die Nationen der Peucinen, der Veneder (Wenden) und der Fennen (Finnen) unter die Germanen oder Sarmaten rechnen soll, obgleich die Peucinen in Betreff der Sprache, der Lebensart, des Sitzes[4]) und der Wohnungen[5]) wie Germanen thun. Aber alle seien schmutzig und die Vornehmsten in Erstarrung; durch Vermischung der Heirathen erhalten sie etwas Häßliches von dem Charakter der Sarmaten. So nach Tacitus, welcher dann weiter die Gründe angibt, warum die Veneder (Wenden) eher unter die Germanen, als die Slawen zu rechnen seien. Soviel geht aus ihm hervor, daß ihm das Dasein eines besonderen Völkerstammes der Slawen nicht klar geworden, denn er glaubte die zwischen den Germanen und den Sarmaten mitten inne stehenden Wenden zu einem dieser Völkerstämme zählen zu müssen, während sie von beiden zu trennen sind. Könnte man annehmen, daß die Römer die Sprache der Germanen und der Peucinen genauer gekannt hätten, so wäre die von Tacitus angegebene Gleichheit allerdings entscheidend. Dagegen konnten sie sichere und bessere Kenntniß davon haben, daß die Peucinen in gemischten Heirathen (also ohne eigentliche Ehe) lebten, und die Vornehmen unempfindlich und [illegible] waren. Beides paßt also durchaus nicht auf die Germanen, da diese wirkliche Ehen und Edelinge, deren [illegible] ster Ruhm Heldenthaten waren, hatten. Die Slawen standen aber, wie aus Cosmas von Prag erhellt, [illegible] Reinheit der Sitten den Germanen weit nach, und [illegible]

41) Plinius (H. N. III, 16) hebt den Unterschied hervor: promontorium montis Gargani. 42) Vergl. *Tata*, Lettr. sur le mont Vultur. *Strab.* VI, 3, 284: ἡ δὲ χώρα εὐδιεινὴ διὰ τὴν κοιλότητα τῶν πεδίων. 43) *Micali*, L'Italie etc. T. I. p. 272. ed. II. p. *Raoul-Roch.* 44) *Micali* l. c. p. 273. 45) Ibid. p. 277. Vergl. *Strab.* VI, 3, 284 *Cas.* 46) Carm. III, 16, 26. Epod. II, 42. Vergl. *Micali* l. c. Apulia zählte 13 Städte. *Micali* T. I. p. 277. *Ch. Brocchi*, Bibl. Italiana. T. XVIII. p. 52. 47) *Strab.* VI, 3, 283 *Cas.* Er bezeichnet ihn mit dem Namen *Αὔφιδιος*. 48) Ibid. 3, 284. Siehe die Karte bei *Cluver*, Ital. ant. II. p. 1210. Auch hier wird der Fluß nicht genannt. Der See aber heißt hier Salapina Palus. Derselbe wird von Lucanus (Phars. V, 377) erwähnt. 49) Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1211 sq. Mannert 9. Th. 2. S. 150. Der Bradanus bildet mit dem Aufidus ein Dreieck, welches den größten Theil Apuliens umfaßt. Itiner. Ant. p. 104. ed. *Wesseling.*

50) *Polyb.* VIII, 35, 8. Auch soll er nach Polybios den Namen Eurotas geführt haben. Livius (XXV, 11) nennt ihn Galesus und setzt ihn fünf Mill. pass. von Tarent. In Beziehung auf die schöne Wolle wird er besonders von Martialis genannt (II, 43. V, 37, 2. VIII, 28, 4). Auch dieser braucht nur den Namen Galesus, nicht Eurotas. Der letztere Name ist indessen leicht begreiflich, da Taras eine spartanische Ansiedelung unter Phalanthus war. Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1232 sq. 51) Vergl. *Cluver*, Ital. ant. T. II. p. 1211 sq. und dazu die Karte. 52) *Plin.* H. N. III, 16.

1) H. N. IV, 14. 2) Genus. 3) Germ. 46. 4) Die Sarmaten hatten nämlich keine festen Wohnsitze, deshalb [illegible] Tacitus die Peucinen nicht unter dieselben rechnen. 5) Die Sarmaten, welchen Tacitus die Peucinen entgegensetzt, hatten also keine Domicilia, sondern lebten auf Wagen und Rossen.

Nestor hervorgeht, fehlte es den Slawen an einge-
ten edeln Geschlechtern. Erwägen wir dieses alles, so
n die Peucinen keine Germanen, oder befanden sich
gstens auf einer niedrigeren Stufe als die übrigen,
wahrscheinlicher sie gehörten zu den Slawen, die erst
en Zeiten der großen Völkerwanderung als von den
nanen bestimmt verschiedene Völker in das Licht der
hichte traten. Zwar stehen die Peucinen in der engsten
ehung zu den Bastarnen, und diese sind Kelten, oder,
man als wahrscheinlicher annimmt, Germanen. Aber
t gar nicht erwiesen, daß die Peucinen mit den Ba-
en blutsverwandt waren, und es fragt sich sehr, ob
icht vielmehr blos in Unterthanen- oder Bundesver-
nissen zu ihnen standen. Wenn wir die Beziehungen
gen, in welchen sie zu einander genannt werden, so
nt es, als wenn in den frühesten Zeiten die Peucinen
den Bastarnen unterworfenes Volk waren, das sich
dieser Dienstbarkeit freimachte, als die Macht der sie
errschenden in Verfall kam. Nach Strabon, welcher
als geschichtliche Gewißheit, sondern blos als seine
nuthung aufstellt, daß die Bastarnen germanischer
unft seien, waren dieselben in viele kleinere Völker-
ten oder mehre Stämme getheilt, und einige hießen
onen, andere Sidonen, und diejenigen, welche die In-
Peuke in dem Ister bewohnten, Peukinen [6]). Hier bei
abon erscheinen also die Peucinen untergeordnet unter
Bastarnen, oder wenigstens nur als ein Theil dersel-
ganz anders aber bei Tacitus, der bemerkt: „Die
cinen, welche einige Bastarnen nennen [7])." Der er-
Name hatte also schon mehr Geltung, als der letz-
Schon bei Plinius, welcher die fünf Gattungen
Germanen aufführt, erscheinen die Peucinen nicht
als eine Völkerschaft der Bastarnen, sondern selb-
dig, indem er bemerkt: „Der fünfte Theil [8]) die Peu-
n und Bastarnen den Daciern benachbart." So nach
ius. Anders als bei Strabon erscheinen auch bei
tus die Sitze der Peucinen. Er bemerkt: „Alles, was
Wäldern und Bergen sich zwischen den Peucinen und
nen (Finnen) erhebt, durchirren sie (die Wenden) mit
bereien (oder in Räuberbanden)." Hier haben die Peu-
n offenbar andere Sitze, als bei Strabon. Zwar kennt
lemäus die Peucinen auch noch an den Mündungen
Isters, setzt aber als Hauptvölker von Sarmatien die
cinen und Bastarnen auf die Nordseite des Karpatus,
s der ganzen Provinz Dacien, fügt aber mehre kleine

Völkerschaften zwischen sie hinein, die nach Mannert [9]) gewiß nicht zu ihrem Stamme gehörten. Es müsse, wie derselbe vermuthet, vielleicht schon ein Gedanke von Lehnsystem unter diesen wilden Völkern vorhanden gewesen sein, unmöglich würden sich sonst die kleineren Haufen von den beträchtlicheren umschlossen haben erhalten können. Nach demselben rückten die Peucinen und Bastarnen schon in sehr alten Zeiten, längs der Karpaten, gegen die Mündungen des Isters vor. Aber wenn nach Strabon die Peucinen den Namen von der Insel Peuke erhielten, können sie diesen wenigstens nicht von der Nordseite der Karpaten mit dahin gebracht haben. Auch ist der Name *Πεύκη* (Pechfichte, hier Fichteninsel), griechisch. Nun gibt es aber auch den Berg Peuke (*Πεύκη ὄρος*), wenn nämlich die Lesart richtig und nicht die *Τεύκα*, *Τεύκη*, gebende, die wahre ist. Man hält diese Anhöhe [10]) mit großer Wahrscheinlichkeit für die Berge, welche von den Karpaten aus nordwestlich durch Galizien steigen. Sind die Peucinen, welche Ptolemäus in diesen Strich setzt, von diesem Berge genannt, so erhalten wir zwei verschiedene Völker unter dem Namen Peucinen, eins, das ihn von der Donauinsel, das andere, das ihn von dem Berge Peuke erhielt. Auf jeden Fall bleibt das Verhältniß dunkel, in welchem die Peucinen an der Mündung der Donau zu denen auf der Nordseite der Karpaten standen. Aber gewiß ist, daß Tacitus unter den Peucinen, von welchen er redet, die an der Mündung der Donau nicht verstehen kann. In dem markomannischen Kriege, welchen viele germanische und andere Völker gegen das römische Reich unter Antoninus Philosophus führten, werden die Peucinen von Jul. Capitolinus in dieser Reihenfolge genannt: Rhoxolanen, Bastarnen, Alanen, Peucinen, Costobocen [11]). Zur Zeit des Kaisers Philipp finden wir die Peucinen von der Donauinsel [12]) Peuke in enger Verbindung oder selbst auch in der Unterthanenschaft [13]) der Gothen; sie setzten mit ihnen über die Donau, und nahmen Theil an der Verheerung Mösiens und der langen Belagerung der berühmten Hauptstadt dieses Landes, Marcianopolis. Bei Gelegenheit, wo Pollio erzählt, wie die Gothen sich an dem Kaiser Claudius dadurch rächten, daß sie alle ihre Völkerschaften zur Beraubung des römischen Reichs aufregten, sagt er weiter: Endlich kamen der Scythen verschiedene Völker, die Peu-

6) Mit Strabon (7. Buch), welcher auch kurz vorher sagt,
die Bastarnen, die in dem Besitze der an dem Ister gelegenen
n Insel Peuke seien, den Namen Peukinen haben, vergl. *Am-
us Marcellinus* Lib. XXII: Peuce prominet insula, quam
ncolunt Troglodytae et Peucini minoresque aliae gentes,
Jordanes (vulgo *Jornandes*) de reb. Get. c. 16, welche
e wir in der 13. Anm. d. Art. mittheilen. 7) *Tacitus*
46: Peucini, quos quidam Bastarnas vocant. 8) Pars
ht Plinius (H. N. IV, 14) hier entweder gleichbedeutend mit
s, oder er hat vielleicht in Beziehung auf die Peucinen und
arnen absichtlich den Ausdruck genus vermieden; er bemerkt
: Germanorum genera quinque, und schließt nach der Auf-
ng der vier derselben: quinta pars Peucini, Basternae (Ba-
nae) supra dictis contermini Dacis.

9) Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 261. 10) Über die verschiedenen Angaben der Lage des Berges Peuke oder Teuke im Betreff des Grades s. Mannert a. a. O. S. 257. 11) *Jul. Capitolinus* in Vita M. Antonini Philosophi. c. 23. 12) Vielleicht soll dieser Zusatz bei Jordanes (de Reb. Get. c. 16) nicht blos den Sitz der Peucinen überhaupt bezeichnen, sondern einen Gegensatz zu den Peucinen auf der Nordseite der Karpaten machen. 13) Die Stelle bei Jordanes ist ungemein merkwürdig: Is (Ostrogotha, rex Gothorum) ergo habens Gothos et Peucenos, ab insula Peuce, quae ostio Danubii Ponto mergenti adjacet, Argaitum et Gunthericum nobilissimos suae gentis praefecit ductores. Ließe sich das suae gentis füglich auf die Peucinen beziehen, so wären diese, wie der Name Güntherich darthun würde, unbezweifelt ein teutsches Volk. Aber die Stelle ist viel wahrscheinlicher so zu verstehen, daß Argait und Güntherich gothische Edelinge waren, und Letzterer vom Gothenkönige Ostrogotha als Anführer über die Peucinen gesetzt ward.

einen, Trutungen, Austrogothen, Virtungen, Sigipeden, auch die Kelten und die Heruler aus Begierde nach Beute auf den römischen Boden und in den Staat, und verwüsteten daselbst das Meiste, während Claudius mit andern Dingen beschäftigt war, und sich zu diesem Kriege rüstete. Hierauf zog er gegen sie und schlug sie [14]). (*Ferdinand Wachter.*)

PEUCOLAIS nennt Plinius (H. N. VI, 25) als eine Stadt in Ariana. (*Krause.*)

PEUCOLAITAE, nennt Plinius (H. N. VI, 23) eine von den vier indischen Völkerschaften (Peucolaitae, Arsagalitae, Geretae, Asoi), welche einen vom Kaukasus ab sich hinziehenden ebenen Landstrich, diesseit des Indus, bewohnten. Peucolaitis bezeichnet er als Stadt der Inder in der Nähe des Flusses Cophcta und setzt als Entfernung zwischen dieser und der von Alexander M. angelegten Stadt (Alexandria in Baktrien) 227 Mill. Pass. Dasselbe Volk bezeichnet Dionysius Per. (v. 1142 sq.) mit folgenden Worten: *ἐπὶ δ' ἕπεται ἄγρια φῦλα Πευκαλέων*. Dazu Eustathius (p. 311 *Bernh.*), welcher bemerkt, daß sie auch *Πευκανεῖς* genannt werden. Vergl. *Salmas.* ad *Solin.* p. 698 und die Interpr. ad *Arriani* Ind. p. 4. Vergl. d. Art. Peukela. (*Krause.*)

PEUCYL, Kienstoff. Thenard machte schon die Beobachtung, daß das Terpentinöl aus zwei verschiedenen Modificationen bestehe; Blanchet und Sell lehrten aber erst durch Behandlung des Terpentinöles mit salzsaurem Gase jene trennen und nannten die eine Peucyl, die andere Dadyl oder Tannenstoff. Um sie darzustellen, wird das Terpentinöl erst mit Wasser destillirt, die sich abscheidende ölige Schicht des Destillates zur Entfernung des Wassers mit Chlorcalcium digerirt und hierauf so lange mit trocknem, salzsaurem Gas behandelt, als dieses aufgenommen wird, wobei jedoch die Flüssigkeit immer stark abgekühlt werden muß. Die Flüssigkeit scheidet sich dadurch in zwei Theile, in eine weiße krystallinische Substanz, das salzsaure Dadyl, und in eine ölige braune Flüssigkeit, das salzsaure Peucyl, die durch Filtriren getrennt werden. Das salzsaure Peucyl ist jedoch nicht rein, doch kennt man es bis jetzt noch in keinem anderen Zustande; es ist braun gefärbt, stößt salzsaures Gas in weißen Dämpfen aus, ist weniger flüssig als das gemeine Terpentinöl, kann durch vorsichtige Destillation in eine weiße, nicht rauchende Flüssigkeit verwandelt werden und wird durch Alkohol in eine saure und eine ölige Flüssigkeit zerlegt, welche letztere durch Wasser zersetzt wird. Durch Wasser wird es nicht zerlegt, bei der Behandlung mit Chlor wird es dickflüssig. Es muß im reinen Zustand nach der Formel $C_{20} H_{17} Cl = C_{20} H_{16} + HCl$ zusammengesetzt sein. Wird es über Ätzkalk destillirt, so zerfällt es unter Bildung von Chlorcalcium in Peucyl und Wasser, enthält aber alle fremden Beimengungen; nach der Rectification über Kalium ist es leichtflüssig wie Terpentinöl, von 0,86 spec. Gewicht und siedet bei + 134°. Das auf dem Filter zurückbleibende salzsaure Dadyl, welches auch unter dem Namen künstlicher Kampher bekannt ist und schon von Kind entdeckt wurde, wird in siedendem Alkohol aufgelöst, die nach dem Erkalten sich abscheidenden Krystalle mit Alkohol gewaschen, im Wasserbad getrocknet und dann mit gepulvertem Chlorcalcium vermengt bei derselben Temperatur sublimirt. Es stellt dann eine zusammenhängende, weiche und zähe, weiße und durchscheinende, dem Kampher ähnliche krystallinische Masse dar, welche kampherartig, aber doch eigenthümlich riecht; es ist wie der Kampher bei jeder Temperatur flüchtig, schmilzt bei + 115° und siedet bei + 165°, wobei es sich jedoch unter Entwickelung von Salzsäure zersetzt. Es reagirt nicht auf die Pflanzenpigmente, löst sich nur wenig in Wasser, leicht in Alkohol, Äther, ätherischen und fetten Ölen; die Lösungen reagiren weder auf Silbersalze, noch auf Quecksilberoxydulsalze. Von Schwefelsäure und Salpetersäure wird es bei gewöhnlicher Temperatur nicht angegriffen, in der Wärme aber von ersterer unter Entwickelung von schwefeliger Säure und Abscheidung von Kohle, von letzterer unter Entwickelung salpetriger Säure zersetzt. Bei der Sublimation in einem mit Ammoniakgas erfüllten Raum wird es nicht zersetzt, wol aber, wenn es gemeinschaftlich mit diesem Gas durch rothglühende Röhren geleitet wird unter Abscheidung eines Öles und Kohle. Wird das salzsaure Dadyl über erhitztem Ätzkalk destillirt, so zerfällt es unter Bildung von Chlorcalcium in Dadyl und Wasser; dieses Überdestilliren über erhitztem Ätzkalk wird so oft wiederholt, bis das übergehende Öl die Säure und Farbe verloren hat. Das Dadyl stellt ein wenig gefärbtes Öl dar und kann durch wiederholte Rectification über Kalium vollkommen farblos erhalten werden; es ist sehr flüssig, von 0,87 spec. Gewicht und siedet bei + 145°. Gegen Reagentien verhält es sich wie das gemeine Terpentinöl. Dumas, sowie Blanchet und Sell fanden das salzsaure Dadyl aus 70,03 Kohlenstoff, 9,73 Wasserstoff und 20,23 Chlor zusammengesetzt, wonach sie die rationelle Formel $C_{20} H_{17} Cl$ oder $C_{20} H_{16} + HCl$ entwickelten; Oppermann fand weniger Wasserstoff und Chlor; aber aus den vergleichenden Analysen anderer, dem Dadyl analoger, Substanzen läßt sich bestimmen, daß die Ersteren richtige Resultate erhalten hatten. (*Döbereiner.*)

Peuerbach, s. Peurbach.

PEUK OSSOINZ (der), ein bedeutender Berg im laibacher Kreise des Herzogthums Krain, welcher sich westlich von dem Dorfe Neu-Oßlitz, zu einer Höhe von 3313 wiener Fuß erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

PEUKE, die größte und mittelste der Inseln, welche von den Mündungen des Istros gebildet werden. *Dionys. Perieg.* v. 301: *πενταπόροις προχοῇσιν ἑλισσόμενος περὶ Πεύκην*. Dazu *Eustath.* p. 143 ed. *Bernh.*: *ἡ νῆσος δὲ ἡ Πεύκη τρίγωνος, μεταξὺ κειμένη τῶν τοῦ Ἴστρου στομάτων κτλ.* Dann fügt er hinzu: *περὶ δὲ καὶ ἄλλα νησίδια ὁ Ἴστρος τοῖς στόμασι δίχα τῆς Πεύκης*. Strabon (VII, 3, 305 *Cas.*) bezeichnet dieselbe als *μεγάλη νῆσος*. Vergl. *Ruf. Fest. Avien.* descr. orb. terr. v. 440. Von dieser Insel erhielt eine jener Mündungen selbst diesen Namen. (*Plinius* H. N. IV, 24. 27.) Ihre Bewohner hießen Peukinoi (Peucini), und von ihnen stammt wahrscheinlich der Name der Insel.

14) *Trebelli Pollionis* Divus Claudius. c. 6—18.

(Vergl. Mannert 4. Th. S. 225 fg. 2. Ausg.) Die Peucini finden wir auch anderwärts als beträchtlichen Volksstamm (s. d. Art.). Über die Mündungen des Istros, deren gewöhnlich sieben (hier von Dionysius und von Avienus l. c. aber nur fünf) angegeben werden, haben Schrader (ad *Avien.* p. 439 sq.), Tzschucke (ad *Pomp. Mel.* vol. III. p. 2. p. 46 sq.) und Kruse (Comment. de Istri ostiis [Vratisl. 1820]) gehandelt. (*Krause.*)

PEUKE (*ἡ Πεύκη ὄρος*), ein von den Karpaten ausgehendes und nordwestlich durch Galizien sich ziehendes Gebirge. In diesem Landstriche nennt Ptolemäos (III, 7) auch die Peukinoi, weshalb ohne Zweifel die Lesart *Πεύκη* der anderen *Τεύκη* vorzuziehen ist. Vergl. Mannert 4. Th. S. 260. 2. Ausg. (*Krause.*)

PEUKELA, eine große Stadt in der Nähe des Flusses Indus, nach *Arrian.* Indic. I. (*καὶ ἄλλη πόλις Πευκέλα, ἔτι μεγάλη καὶ αὐτὴ οὐ μακρὰν τοῦ Ἰνδοῦ*), davon hieß die Landschaft Peukelaotis (*Arrian.* Anab. IV, 22, 7 *ἐς τὴν Πευκελαῶτιν χώραν ὡς ἐπὶ τὸν Ἰνδὸν ποταμόν*); ja auch die Stadt selbst wird von Arrian (ibid. IV. 28. 6 *πόλιν Πευκελαῶτιν οὐ πόῤῥω τοῦ Ἰνδοῦ ᾠκισμένην*) Peukelaotis genannt. Vergl. d. Art. Peucolaitae. (*H.*)

PEUKESTES, ein macedonischer Name. In der Geschichte Alexander's des Großen kommen zwei Personen dieses Namens vor, davon wird der eine nur in wiefern ihm gemeinschaftlich mit dem Rhodier Äschylus der König für einige Zeit das Gouvernement Ägypten anvertraute[1]), sonst weiter nicht genannt. Desto bekannter ist der andere. Er war zuerst einer der Schildträger (Hypaspisten) des Königs und trug[2]) in der Schlacht den heiligen Schild, den der König aus dem Tempel der Minerva in Ilium entnommen hatte, vor dem Könige her. In dieser Eigenschaft hatte er das Glück, den König einmal aus großer Lebensgefahr zu retten; den Ort, wo sich das Ereigniß zugetragen hat, nannte das allgemeine Gerücht Oxydracae, ihm folgen auch Curtius (IX, 18, 26) und Plutarch (de fort. Al. 2); Arrian (VI, 11, 3) jedoch erklärt sich ausdrücklich gegen dies Gerücht und behauptet dagegen, daß sich die Begebenheit in einer Stadt der indischen Völkerschaft der Maller ereignet hat; dieser Ansicht folgen auch der sorgfältige Strabon (XV, 701) und Plutarch (Alex. 63), während Diodor (XVII, 99) und Justin (XII, 9) gar keinen Ortsnamen angeben. Es war beim Erstürmen der zu dieser Stadt gehörigen Burg, wo die Macedonier durch die Pfeile der Feinde entmuthigt waren, und Alexander, um ihnen Muth einzuflößen, eine Leiter ergriff, auf derselben emporstieg und ihm Peukestes, Leonnat und Abreas[3]) folgten; plötzlich befand sich der König, indem die Leitern, auf denen die Übrigen ihm nachzusteigen versucht hatten, zerbrachen, allein auf der feindlichen Mauer; eine Menge von Pfeilen wurden von den Indiern auf ihn geschleudert, er sank zuletzt verwundet hin, Abreas fiel sehr bald neben ihm; da wäre der König unfehlbar verloren gewesen, wenn nicht von der einen Seite Leonnat, von der andern Peukestes mit dem erwähnten heiligen Schilde von Ilium ihn beschirmt und trotz den Pfeilen, die der Feind unaufhörlich auf sie warf, treulich bei ihm ausgeharrt hätten, bis sie endlich von den nachstürmenden Macedoniern gerettet wurden. Allgemein galt Peukestes im Alterthume für Lebensretter des Königs[4]) und auch der König zeichnete ihn hinfort durch das ehrendste Vertrauen aus. Er ernannte ihn überdies zu einem seiner Leibgardisten oder *σωματοφύλακες*, eine Ehre, die nur noch sieben andere hohe Officiere bekleideten, und später zum Gouverneur oder Satrapen von Persis[5]). Zu dieser Stelle schien er sich besonders auch dadurch zu eignen, daß er persische Lebensweise angenommen hatte. Gleich nach dieser Ernennung legte er, der einzige unter allen Macedoniern, persische Kleidung an, lernte Persisch, und nahm auch in allen andern Stücken persische Sitten an; so sehr als sich hierüber die Perser freuten, ebenso schmerzlich war es den Macedoniern, aber noch schmerzlicher war ihnen die Wahrnehmung, daß Alexander selbst seine vollkommne Zufriedenheit mit diesem Benehmen offen zu erkennen gab[6]), wie er denn auch z. B. bei der in Susa veranstalteten Hochzeitsfeierlichkeit an Peukestes einen goldenen Kranz ertheilte[7]). Später führte Peukestes dem König ein bedeutendes Corps von 20,000 Persern und einer großen Anzahl Kossäer und Tapurer aus Persien nach Babylon zu, und erwarb sich dadurch und durch die besonnene Haltung seiner Leute von Neuem seine Zufriedenheit[8]). Peukestes war einer von denen, welche bei der letzten Krankheit des Königs den Tag vor seinem Tode den Gott Serapis befragten, ob es räthlich sei, den König in den Tempel bringen zu lassen[9]). — Von der großen Freundschaft Alexander's für Peukestes will ich nur noch zwei Belege anführen. Peukestes wurde einmal auf der Jagd von einem Bären gebissen; der König machte ihm darüber Vorwürfe, daß er nicht ihm, wie anderen Freunden davon Nachricht gegeben, und foderte ihn auf, ihm über sein Befinden Bericht zu erstatten und falls ihn einige seiner Jagdgenossen in Stich gelassen hätten, ihm auch diese zu nennen, damit er sie bestrafen könne. Ein anderes Mal, als Peukestes krank gewesen und durch seinen Arzt Alexippus geheilt worden war, schrieb Alexander an den Letztern und dankte ihm für seine ärztliche Bemühung[10]).

Nach dem Tode Alexander's bestätigte sowol Perdikkas als später Antipater den Peukestes in der Satrapie Persis[11]). Peukestes verstand es während der meh-

1) *Curt.* IV, 33, 4. 2) Vergl. *Arrian.* I, 11, 7 sq. mit VI, 9, 3. 3) So Arrian (VI, 9, 3. 10, 1), der jedoch selbst (11, 7) bemerkt, daß über Abreas die Schriftsteller getheilter Meinung wären; von den uns erhaltenen Autoren erwähnt ihn weiter keiner. Nach Plutarch (Al. 63) begleiteten Peukestes und Limnäus den König; nach Curtius (XX, 21) kam erst Peukestes, dann Timäus, darauf Leonnat und dann Aristonus ihm zu Hilfe.

4) Alexandri Magni servator nennt ihn Plinius (XXXIV, 8). Vergl. Droysen, Gesch. Alex. d. Gr. S. 439 fg. 5) *Arrian.* VI, 28, 3. 30, 2. 6) Ibid. VII, 6, 3. 7) Ibid. 5, 4. 8) Ibid. 23, 3. 9) Ibid. 26, 2. 10) *Plutarch.* Alex. 41. 11) *Diod.* XVIII, 2. 39. *Phot.* p. 64, b. 21. 71, b. 31 ed. *Bekk.* Denn falsch ist Justin's (XIII, 4, 23) Angabe, Peukestes hätte das Gouvernement Babylonien erhalten.

ren Jahre, daß er diese Stelle inne hatte, sich die Gunst der Landeseinwohner bleibend zu erhalten [12]). Im Kampfe zwischen Antigonus und Eumenes schloß er sich dem Letzteren an und wie die übrigen Statthalter der oberen Satrapien führte auch er ihm ein beträchtliches Truppencorps nach Susiana zu; es bestand dasselbe aus 10,000 persischen Bogenschützen und Schleuderern, 3000 auf macedonische Weise bewaffneten Hopliten, die verschiedenen Völkerstämmen angehörten, 600 griechischen und thracischen und über 400 persischen Reitern. Peukestes erhob mit Rücksicht auf diese große Anzahl seiner Truppen und auf das ausgezeichnete Vertrauen, das ihm zu seiner Zeit Alexander bewiesen hatte, Anspruch auf den Oberbefehl, begegnete aber nicht weniger entschiedenen Ansprüchen anderer Führer; Eumenes wußte diesen, schwere Gefahr drohenden, Zwist nur dadurch zu schlichten, daß er statt einem Einzigen, einem aus allen obersten Führern gebildeten Kriegsrath den Oberbefehl übergehen ließ [13]). Wie sehr sich nun Peukestes auch durch diese Entscheidung gekränkt fühlte, ließ er sich doch, als sich Antigonus mit Seleukus und Python verbunden und mit dem vereinten Heere dem Flusse Tiger genähert hatte, von Eumenes und Antigenes bewegen, ein neues Corps von 10,000 Bogenschützen aus Persien kommen zu lassen; er konnte sich's ja nicht verhehlen, daß ein Sieg des Antigonus ihm die Satrapie und vielleicht das Leben kosten würde, während er bei seinen Verbündeten um so mehr auf Anerkennung seiner Ansprüche rechnen zu dürfen glaubte, je größer die von ihm gestellte Truppenzahl wäre [14]). Als darauf Antigonus nach Medien vordrang, war Anfangs Eumenes mit denjenigen Feldherren, die von der Küste aus in das Innere Asiens gekommen waren, geneigt, mit der ganzen Armee nach dem asiatischen Küstenlande aufzubrechen; Peukestes jedoch, im Verein mit denjenigen Satrapen, die aus den im Hochlande gelegenen Satrapien gekommen waren, wußte es durchzusetzen, daß die ganze Armee nach Persien marschirte. Auf dem ganzen Marsch bemühte sich Peukestes, sich das Wohlwollen der Truppen durch große Sorge für ihr physisches Wohl und durch Freigebigkeit aller Art zu erwerben; einen besonders herrlichen Empfang bereitete er ihnen in Persepolis; hier gab er dem ganzen Heere ein glänzendes Fest, wozu er aus dem ganzen persischen Lande eine Menge von Thieren und anderen Kostbarkeiten hatte kommen lassen [15]). Eumenes erkannte sehr leicht, daß alle diese ausgesuchte Freundlichkeit nur die eine Absicht habe, ihrem Urheber das Zutrauen der Armee und damit das Obercommando zu verschaffen; um diesen Intentionen zu begegnen, ließ er einen in syrischer Sprache abgefaßten Brief in der Armee verbreiten, Kassander wäre geblieben, Olympias hätte die Regierung Macedoniens angetreten und Polysperchon sei mit einer großen königlichen Armee gegen Antigonus im Anzuge; dieser untergeschobene Brief fand in der Armee um so mehr Glauben, als für den angeblichen Absender desselben der, Peukestes nahe befreundete, Satrap Armeniens, Orontes galt. Alle Hoffnungen wandten sich nun wieder Eumenes zu; von seinem Wohlwollen versprach man sich Beförderung und Belohnung, von seiner Feindschaft fürchtete man schwere Bestrafung. Daneben suchte auch Eumenes durch strenges Benehmen gegen den, Peukestes sehr befreundeten, Satrapen von Arachosia, Namens Sibyrtius, ein Benehmen, was diesen zur Flucht nöthigte, Peukestes selbst einen heilsamen Schrecken einzujagen, während er ihn andrerseits durch Freundlichkeit und große Versprechungen, auch durch bedeutende Anleihen, die er bei ihm machte, an die Sache, die er vertheidigte, zu fesseln suchte [16]). Als die Nachricht einging, daß Antigonus von Armenien aufgebrochen sei und gegen Persien rücke, beschloß Eumenes den Feind aufzusuchen; da er selbst erkrankte, übergab er an Peukestes und Antigenes das Commando der Avantgarde, er selbst folgte, auf einer Sänfte getragen, im Hintertreffen. In Parätaca lieferte er Antigonus eine große und blutige Schlacht, an der auch Peukestes seinen Antheil hatte [17]); der Ungehorsam der Truppen hinderte ihn hier alle Vortheile von diesem Siege einzuernten; denn obgleich beide Theile sich den Sieg zueigneten, so muß man doch, wenn man auch nur die Zahl der auf beiden Seiten Gebliebenen in Betracht zieht, Eumenes den Sieg zuerkennen. Antigonus führte darauf seine Truppen nach Medien, Eumenes die seinen nach Gabiene in die Winterquartiere; die letzteren lagen äußerst vereinzelt und befanden sich in von einander weit entfernten Ortschaften. Dies benutzte Antigonus, um sie mitten im Winter zu überfallen; doch gelangte die Nachricht von diesem unternommenen Wintermarsch noch zeitig genug zu Eumenes und Peukestes, wirkte aber auf den letzteren gleich so entmuthigend, daß er, um nur nicht, ehe sie ihre Truppen zusammengezogen hätten, vom Feinde überrascht zu werden, an die äußersten Grenzen ihrer Winterquartiere sich zurückzuziehen anrieth. Eumenes [illegible] ihm von Neuem Muth ein und errreichte es durch ein sehr kluges Manoeuvre, daß der Feind mehre Tage aufgehalten wurde, sodaß zum Zusammenziehen der Truppen Zeit genug übrigblieb [18]). Sehr bald kam es zur entscheidenden Schlacht; in dieser zeigte Peukestes [illegible] schon unwürdige Feigheit; als ob er völlig den Kopf verloren hätte, ergriff er gleich von Vorn herein mit seiner Reiterei die Flucht; daher kann man den unglücklichen Ausgang des Kampfes auch vorzugsweise auf seine Rechnung setzen. Vergebens beschwor ihn Eumenes von Neuem seine Truppen zu sammeln und einen Cavalerieangriff zu unternehmen; nur auf seine eigene augenblickliche Sicherheit bedacht, zog er sich vielmehr immer weiter zurück. Eumenes wurde sehr bald von seinen eignen Truppen in verrätherischer Weise an Antigonus ausgeliefert und auf dessen Befehl hingerichtet. Beim weiteren Vordringen in Persien nahm Antigonus dem Peukestes die Satrapie, so sehr dies auch die Einwohner schmerzte, bei denen er [illegible]

12) *Diod.* XIX, 14. 13) Ibid. c. 15. 14) Ibid. c. 17. 15) Ibid. c. 22. *Plutarch.* Eumen. c. 13 sq.

16) *Diod.* c. 23. 17) *Diod.* c. 28. *Nep.* Eumen. [illegible] 18) *Diod.* c. 38 sq. *Plutarch.* Eumen. 15. 19) *Diod.* [illegible] 42 sq.

in beliebt war; einen sehr vornehmen Mann, Na-
s Thespias, welcher Antigonus darüber Vorstellungen
te und ihm freimüthig sagte, es würden die Perser
m andern folgen, ließ er hinrichten; den Peukestes
wußte er aus dem Lande zu entfernen, indem er
mit anderweitigen Aussichten vertröstete [20]). Die wei-
Schicksale des Mannes sind uns nicht bekannt. (*H.*)

PEUKETIOS, mythischer Eponymus des Volks-
ms der Peucetier (s. d. Art.), nach Pherecydes
Dionys. A. R. I, 13) einer der 20 Söhne des ar-
chen Königs Lykaon, und hat mit seinem ebenso my-
hen Bruder Onotros eine arkadische Colonie nach
ien geführt (*Apollod.* III, 8, 1). (*H.*)

Peuls, s. Fulahs.

PEULVEN (keltische Alterthumskunde), bedeutet in
Sprache der Bretagner Steinpfeiler, heißen bei den-
n auch Minhir, lange Steine, oder auch Minsao,
errichteter Felsen, wie das gallische Denkmal bei Poi-
(Dep. Vienne) genannt wird. Sie scheinen, wie
vermuthet, außer anderer götterdienstlicher Bestim-
g die von Asylen gehabt zu haben, da diese auch
ihnen Minchi genannt werden. Es sind druidische
skenartige Denkmäler, in der Regel auf Anhöhen ste-
, und gewöhnlich 12—15, in einzelnen Fällen auch
Fuß hoch. Von Baudouin werden sie für Steingö-
gehalten, und mit der Irminsäule verglichen. Es
fen sich an sie Sagen von Feen und Zwergen. Die
en zu Carnac bei Quiberon (Morbihan), welche den
ten Umfang aller gallischen Denkmäler haben, werden
den Bretagnern Ti Goriquet oder Cornandonet
h. Zwergenhaus) genannt, und sehr heilig gehalten.
en 4000 aufgerichtete Felsen (Obelisken) von vier bis
Schuh Höhe bilden, indem sie in eilf gleichlaufenden
hen stehen, Steinalleen, welche 2—6 Klaftern (Toi-
breit sind. Die Felsen fußen meist mit dem dünnern
l in der Erde. Im nahen Walde bei dem aus zwei
idenkammern bestehenden Feenstein von 42 Felsen bei
é (Ille und Vilaine) steht ein Minhir oder Peulven.
auch ragt ein hoher Minhir oder Peulven auf einem
el zu Grabusson bei Rennes. Zerstörte Peulven lie-
am Zusammenflusse der Vienne und Creuse, zwei
erhaltene stehen zu Nouatre und Argenson *).
(*Ferdinand Wachter.*)

PEUMERIT, Gemeindedorf im französischen De-
ement Finistère (Bretagne), Canton Plougastel St.
main, Bezirksstadt Quimper, liegt 3⅓ Lieues von die-
Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1134
wohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Peumus *Pers.*, s. Ruizia.

PEUNANO, eine Stadt in Makedonia, östlich von
ssalonike, an der Via Egnatia. Vergl. Mannert 7.
S. 472 fg. Sickler 2. Th. S. 226. (*Krause.*)

PEURBACH [1]) (Georg), oder G. v. Peurbach,
einer von den Wiederherstellern der wissenschaftlichen Astro-
nomie am Schlusse des Mittelalters, wurde geboren den
30. Mai 1423 zu Peurbach, einem Städtchen an der
österreichisch-bairischen Grenze, wovon er auch seinen Na-
men erhielt, da damals Familiennamen bei Bürgerlichen
in Teutschland noch nicht sehr gewöhnlich waren. Über
seine Jugendbildung ist nichts weiter bekannt, als daß er
sich durch glückliche Anlagen und rühmlichen Fleiß aus-
zeichnete, und von Anfang an Vorliebe für die Mathe-
matik zeigte, obgleich er auch in andern Studien, z. B.
in der Theologie, gute Fortschritte machte. Er erhielt den
Magistergrad zu Wien, wo er wahrscheinlich seine Stu-
dien unter den Schülern des berühmten Johannes von
Gmunden gemacht hatte. Zu seiner weitern Ausbildung
machte er Reisen durch Teutschland, Frankreich und Ita-
lien, überall die berühmtesten Gelehrten seines Faches auf-
suchend und ihre hohe Achtung erwerbend. Als seine vor-
züglichsten Gönner rühmte er den gelehrten Cardinal Nicolaus
von Cusa und den Astronomen Joh. Blanchinus von Bo-
logna. Ersterer gab nicht allein, während er päpstlicher Le-
gat in Teutschland war, unserm Peurbach viele Beweise
von Werthschätzung und Wohlwollen, sondern nahm ihn
auch zu Rom aufs Freundlichste in seine Wohnung auf
und suchte ihn zu überreden, daß er da bliebe. Blanchin,
der zu Ferrara lebte, vermochte Peurbachen durch seine
Bitten dort eine Zeit lang astronomische Vorlesungen zu
halten, und veranlaßte die Universitäten Bologna und Pa-
dua, ihn zu gleichem Zwecke zu sich einzuladen. Peurbach
erfüllte zwar diese Wünsche, blieb jedoch seinem, bei der
Abreise aus Wien gegebenen, Versprechen treu, an die dor-
tige Universität zurückzukehren. Kaum war er wieder in
Wien angekommen, als ihm die Professur der Mathema-
tik übertragen wurde. Bald darauf erhielt er einen eh-
renvollen Ruf zu einer Professur der Astronomie von dem
Könige Ladislaus von Ungarn, den er jedoch, so groß
auch die gebotenen Vortheile waren, aus Vorliebe für
Wien und durch des Kaisers Friedrich III. Gnadenbeweise
gefesselt, ablehnte. Seinem Eifer für die Wissenschaft ge-
nügte bald nicht mehr der große Nutzen, welchen er als
Docent stiftete, vielmehr fühlte er sich gedrungen, die Astro-
nomie durch ein erhebliches Werk weiter zu bringen. Sein
Augenmerk wurde nun, wie es für seine Zeit ganz na-
türlich und am Zweckmäßigsten war, die Verbesserung der
aus einer arabischen Übersetzung geflossenen, häufig cor-
rumpirten, lateinischen Bearbeitung der μεγάλη σύνταξις
des Ptolemäus, welche im Mittelalter unter dem Namen
Almagest die Grundlage der wissenschaftlichen Astronomie
bildete. Leider fehlte es unserm Peurbach an Kenntniß
der griechischen Sprache, zu deren Erlernung es damals
noch sehr wenige Hilfsmittel gab. Dafür aber besaß
Peurbach desto bessere Kenntniß des Gegenstandes, von
welchem das zu emendirende Werk handelt, und grade
der Mangel an solchen Realkenntnissen bei den Abschrei-
bern des Almagests hatte die vielen Corruptionen dieses

20) *Diod.* c. 48. 56.

*) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 2.
S. 558—561.

1) So nennen ihn sein Biograph Peter Gassendus und die frü-
hern Herausgeber seiner Werke, namentlich sein Lieblingsschüler Joh.
Müller (Regiomontanus). Andere nennen ihn Purbach oder Beur-
bach.

Buchs herbeigeführt. Überdies sind bei Herstellung des Textes der alten Mathematiker Conjecturen zulässiger, als in den meisten andern Schriften der Alten, weil man bei jenen oft mit völliger Gewißheit sagen kann, wie die Stelle eines Autors vor ihrer Corruption gelautet haben müsse. Auf der durch seine Verbesserung des Almagest gewonnenen sichern Grundlage baute Peurbach durch eigene Beobachtungen weiter. Er ersann sich dazu mancherlei neue Instrumente, welche jetzt freilich längst, zumal nach Erfindung der Fernröhre, Mikrometer, Pendeluhren rc. durch andere viel vollkommenere verdrängt sind, für jene Zeit aber wichtige neue Hilfsmittel zu größerer Genauigkeit der Beobachtungen waren. Auch die zur Berechnung des Beobachteten nöthigen Hilfstafeln mußte sich Peurbach großen Theils erst selbst schaffen, und leistete auch hierin mehr als alle seine Vorgänger. Er entwarf z. B. eine neue Sinustafel, welche die Sinus der Bogen von 10 zu 10 Minuten für den Sinus totus 6 000 000[2]) angab, und welche später von seinem berühmten Schüler, Joh. Müller (Regiomontan) dahin erweitert wurde, daß sie die Sinus aller Bogen, die nur um eine Minute von einander verschieden sind, umfaßte. Peurbach beschäftigte sich ferner damit, ein neues Verzeichniß der Fixsterne aufzunehmen, deren Lage sich seit der Zeit des Ptolemäus durch das Vorrücken der Nachtgleichen so bedeutend geändert hatte. Noch nöthiger erschienen ihm aber neue Planetentafeln, da die in den ältern Tafeln angegebenen Örter der Planeten[3]), so oft von den beobachteten abweichen. Solche Tafeln verfertigte nun Peurbach mit aller für sein Zeitalter nur irgend möglichen Sorgfalt und Genauigkeit, und wurde dadurch nachmals die sicherste Stütze des grade 50 Jahre jüngern Copernicus, welcher sogar, nach Gassend's Zeugniß, Peurbach's Sorgfalt fast für übertrieben hielt. Um den Lauf der Planeten zu erklären, nahm Peurbach, wie seine Zeitgenossen, die von Eudoxos (s. d. Art.) eingeführte Theorie der Sphären, mit den später hinzugefügten Epicykeln an, suchte dieselbe aber auf eine ihm eigenthümliche Art zu verbessern, welche ich mit Gassend's Worten anführen will: Planetae cujusque coelum, totalemve orbem concentricum habuit (ipsius quippe tam exteriorem quam interiorem superficiem non aliud quam terrae habere centrum supposuit), verum orbe hoc existente crasso, seu profunditatis cujusdam insignis; accipi posse intra hanc crassitudinem voluit orbem omnino eccentricum, crassitudinisque aequalis, qui inter residuos, crassitudinis inaequalis, et revo[lveret], et aut ipsum planetam, aut epicyclum convehentem, suaeque crassitiei insertum duceret; adeo, ut posset proinde planeta orbem totalem primi mobilis impressionem et per eccentricum revolutionem propriam o[bire]; neque quicquam propterea ex tota machina [turba]retur, quia eccentricus aequabilis foret; ne[c es]set ullum penetrationis periculum, quia om[nes mo]bilia suas intra orbitas tenerentur. Peurb[ach hatte] seine Bearbeitung des Ptolemäus bis zum sechs[ten Buche] einschließlich vollendet, und stand im Begriff, m[it seinem] Schüler und Mitarbeiter Regiomontan auf Antra[g und] mit Unterstützung des berühmten Cardinals Bess[arion, der] damals als päpstlicher Gesandter zu Wien war, [nach Ita]lien zu reisen, um dort erst Griechisch zu lerne[n und] weiter arbeitete, als er in eine schwere Krankhe[it fiel]. Das Herannahen des Todes fühlend empfahl [er dem] geliebten Regiomontan die Vollendung seiner W[erke, und] starb in dessen Armen am 8. April 1461. Die [Bearbei]tung des Almagest erschien zuerst im J. 1496 [zu Vene]dig unter dem Titel: Epytoma Joañis de mōte [regio in] almagestum ptolemei. Folio, alles gothische Schri[ft. Eine] genauere Beschreibung und Inhaltsangabe findet [man in] Kästner's Gesch. der Mathematik. 2. Bd. S. 526. Später wurde dies Werk neu aufgelegt [zu Basel] 1543 und zu Nürnberg 1550.

Die Titel aller Werke Peurbach's, von d[enen die] meisten wahrscheinlich nicht mehr vorhanden sin[d, gibt] Tannstetter in der Vorrede seiner im J. 1514 [zu Wien] erschienenen Ausgabe der tabulae eclipsium [Mag.] *Geo. Peurbachii* auf. Hier mag außer den eben [genann]ten nur noch erwähnt werden: 1) Theoricarum [novarum] *G. Purbachii*. (Paris. 1515. Fol.) Den voll[ständigen] langen Titel s. in *Lalande*, Bibliogr. astron. 2) Quadratum geometricum praeclariss. M[athema]tici *G. Burbachii* (Nürnb. 1516.) enthält die [Beschrei]bung eines von Peurbach erfundenen astronomisch[en In]struments. Vergl. darüber Kästner a. a. O. S. 529—540. 3) Tractatus *G. Purbachii* [super] propositiones Ptolemaei de sinubus et chordi[s. Item] compositio tabularum sinuum per *Joh. de* [Regio]*monte*. Adjectae sunt tabulae duplices per e[undem] Regiomontanum. Omnia nunc primum in u[sum] Astronomiae studiosorum impressa. (Norimb. Fol.) Vergl. Kästner 1. Bd. S. 540 fg. A[lle] Werke sind wiederholentlich neu aufgelegt, vorzüg[lich] die Theoricae planetarum, welche ein Jahrhunde[rt lang] das gebräuchlichste Lehrbuch der Astronomie blieben. (

PEURVILLY, kleine Stadt im französisch[en De]partement Indre und Loire. (*G. M. S. Fi*

Peuschel und Peuschen, s. Päuschel.

PEUSCHLER-THÖRL (Das), ein Paß o[der Ge]birgsübergang aus Tyrol nach Kärnthen, welch[er über] eins der höchsten Jöcher von Kals im Pusterthal[e durch] den Einschnitt des Teuschlerbaches am Leiterfall r.

---

2) Diese Eintheilung des Sinus totus in 6 000 000 Theile rührt daher, daß Ptolemäus den Durchmesser oder die größte Sehne des Kreises in 120 gleiche Theile eintheilte. Als man nun statt der Sehnen ihre Hälften, die Sinus, in die Trigonometrie einführte, behielt man für den Halbmesser oder Sinus totus die Eintheilung in 60 Theile bei, welche man dann erst weiter nach dem Decimalsysteme theilte und dadurch die alte Sexagesimaleintheilung, welche sich in den Graden, Minuten, Secunden, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, zum Theil aufgab. 3) Man übersehe nicht, daß das Wort Planet in dem Ptolemäischen Systeme eine andere Bedeutung hat, als in dem Copernicanischen. Die sieben Planeten der Alten sind nach der Ordnung, in welcher man sie von der Erde entfernt glaubte, vom entferntesten angefangen: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond.

nach Heiligenblut in Oberkärnthen führt. Die Einsattelung liegt zwischen dem Kaarspitz (südlich vom Großglockner) und dem Schneekopf. (*G. F. Schreiner.*)

PEUTELKOFEL (Der), einer der höchsten Bergfirsten im Landgerichte Enneberg, im Kreise Pusterthal und an der Eisak der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welcher, die Grenze zwischen Untermoi und Campill bildend, sich gegen Süden in die kahle Felsenkette Sosander bis hinauf nach Kolfuschy verlierend, an seinem Fuße mit herrlichen Weiden umgrünet ist. Von Campill aus wird er am bequemsten erstiegen. Dieser Kofel hat eine niedrigere und eine höhere Spitze. Von der ersteren muß man mit Steigeisen und schwindelfreiem Kopfe zur zweiten emporklettern. Die oberste Fläche beträgt 60—80 □ Klaftern. Von ihr hat man eine umfassende Aussicht*). An diesem Gebirgsstocke entspringt der Lasankerbach, welcher gegen zehn Seitenbäche aufnimmt, die sämmtlich zur Zeit der Gewitter unberechenbare Zerstörungskraft entwickeln. (*G. F. Schreiner.*)

*) s. (Beda Weber's) Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. (Insbruck 1838) 3. Bd. S. 87—89. 194.

Nachtrag zum Artikel Petronius (S. 339).

Der im J. 1183 als Bischof von Chartres verstorbene Johannes von Salisbury erwähnt und berührt in seinem Buche Polycraticus sive de Nugis curialium et vestigiis Philosophorum Einzelnheiten aus dem Satyricon des Petronius [1]), die sich zum Theil nicht mehr in den uns erhaltenen Handschriften finden, und daher vermuthen lassen, daß er, wenn nicht einen vollständigen Petronius, doch ein bedeutend vollständigeres Exemplar hatte, als wir es besitzen [2]). Die Frömmigkeit einzelner Abschreiber sowol, welche an den üppigsten Stellen Anstoß nahmen, und deshalb ausließen, die Lüsternheit anderer Mönche, welche bei dem schroffen Gegensatz ihres eigenen Lebens sich darin gefielen, die piquantesten Stellen herauszuheben, haben auf gleiche Weise dazu beigetragen, das Werk unvollständig in unsere Hände zu liefern. So besitzen wir nur Fragmente, die kaum im gehörigen Zusammenhange stehen. Nachdem Franziskus Puteolanus hinter seiner Ausgabe der lateinischen Panegyrici (Mailand 1476 oder 1482) und 1499 die sogenannte Editio princeps Veneta, dann die leipziger des Hermann Busch vom Jahre 1500 (und 2. Aufl. 1508), endlich die pariser des Reginaldus Chaldarius vom Jahre 1520 die ersten Fragmente des Satyricon publicirt hatten, fand im J. 1663 Petrus Petitus zu Trau in Dalmatien in der Bibliothek des Nicolaus Cippius eine Handschrift, welche neben den Dichtungen des Catullus, Tibullus und Propertius auch ein bedeutendes Bruchstück vom Gastmahle des Trimalchio enthielt [3]). Im J. 1688 sollte ein französischer Edelmann, Namens du Pin, welcher in kaiserlichen Diensten der Eroberung von Belgrad beiwohnte, [illegible] Fragmente gefunden haben, welche den Zusammenhang [illegible] Satyrikon herzustellen und das Exemplar ziemlich [illegible]ständig zu machen schienen. Friedrich Nodot theilte [illegible] diese Nachricht in einem Briefe vom 12. Oct. 1690 [illegible] Präsidenten der pariser Akademie, Charpentier, mit, [illegible] in der ersten Freude über den Fund äußerte, er sei [illegible] werth, als der ganze Krieg gekostet habe. Im J. 1[illegible] erschien nun in Paris angeblich der vollständige Pe[tro]nius [4]). Allein das belgradische Fragment laborirt [illegible] als alle übrigen Theile des Satyrikon an Barbarismen und Gallicismen, und es erhoben sich daher bald bede[utende] Zweifel gegen die Echtheit desselben, die so stark [illegible] daß man am Ende kein Bedenken mehr trug, No[dot des] Trugs und der Fälschung anzuklagen [5]). Vergeblich [illegible]

---

1) Ausgabe vom Jahre 1639 (Lugd. Bat. ex officina *Johannis Maire*. p. 221. 465. 556. 583. 586. 2) *Villoison* Anecd. Graec. T. II. p. 263 sq. und die hier citirten Schriften. 3) Dieses Fragment ist zuerst bekannt gemacht durch P. Frambottus (Patav. 1664). An der Echtheit des Fragments ist viel gezweifelt von Joh. Chr. Wagenseil (de coena Trimalchionis. Lutet. 1666) und H. Valesius (de coena Trimalchionis). Dagegen Reinesius (Praefat. ad Fragment. Traguriens. Lips. 1666) und J. C. Tilebomii [d. i. Jac. Mentelii] (Judicium de fragm. Trag. bei *Burmann* p. 309 sq.) J. Scheffer (de fragm. Trag. vero auctore in dessen Ausgabe des Fragm. Trag. Upsal. 1683.) [illegible] Weller's Abhandl. aus allen Theilen der Geschichte. 2 [illegible] 660—663. Vergl. 1. Bd. S. 788 fg. und die Epist. [illegible] fragm. Trag. bei *Burmann* p. 364). Die Echtheit ist [illegible]sen von Marinus Statilejus, d. i. *Petrus Petitus* Respons[illegible] *C. Wagenseil* et *Vales*. Dissert. de Petron. fragm. (Paris [illegible] und dessen Apolog. ad Patr. Conscript. reipubl. lit. (A[illegible] 1670.) Alle diese Schriften hat Burmann aufgenomm[en] [illegible] setzt ist das Fragment besonders unter dem Titel Schilder[ung eines] römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero nach de[m] [illegible]schen des Petronius nebst Bruchstücken aus demselben [illegible]mentlich die Episode von der Matrone von Ephesus). [illegible] 1843.)

4) Unter dem Titel: *Petronii* Satyricon c. Fragmen[tis] Graecae recuperatis anno 1688. *Volg. Fr. Nodotus*. (Pari[s] [illegible] 12. Lips. 1731. 8.) Diese Fragmente sind auch aufgenomm[en] [illegible] Ausgabe des Petronius von C. G. Anton (Lips. 1781) und [illegible] tyre de Petrone trad. en Franc. avec le texte Latin suiv. [illegible] Mss. trouvé à Bellegrade en 1688. Ouvrage complèt c[illegible] les galanteries et les debauches de l'empereur Neron e[t] [illegible] favoris av. de rem. cur. T. II. (Cologne 1694 u. 171[illegible] Zuerst in Tombeau du faux Petrone de Belgrade. (Pari[s] [illegible] 12.) Darauf in Critique des pretendus fragments de [illegible] in *Artigny* Mémoires. (Paris 1749.) p. 346. Neuer [illegible] 12. Öffnung. S. 907 fg. *Burmann*. Praef. p. 4. *Cl. [illegible]*

te es Nodot, noch einmal sich gegen diese Anschuldi-
gen zu vertheidigen [6]). Alle Welt ist jetzt überzeugt,
die Fragmente untergeschoben sind.

Ein sonderbares Misverständniß bewog im J. 1691
berühmten helmstedter Professor Heinrich Meibom,
sich das Gerücht, es werde in Bologna ein vollstän-
r Petronius aufbewahrt, bis nach Lübeck, seinem da-
igen Aufenthaltsorte, verbreitet hatte, zu einer Reise
Italien, wo er denn freilich bald genug erfuhr, daß
dem Körper des heil. Petronius die Rede sei [7]).

Im J. 1800 wollte Marchena angeblich in der Klo-
ibliothek zu St. Gallen neue Fragmente entdeckt ha-
welche Lallemande bald nachher publicirte [8]). Etwas
er wollte man in England einen ähnlichen Fund ge-
ht haben [9]); allein alle diese angeblichen Entdeckungen
n leider zurückgewiesen werden müssen [10]), und es ist
kaum noch Hoffnung vorhanden, daß wir in den
tz des vollständigen Werkes kommen werden.

Einzelne Episoden des Satyrikon haben vorzugsweise
ühmtheit erlangt. Das Gastmahl des Trimalchio, wel-
bereits besprochen worden ist, die Geschichte der Ma-
e von Ephesus, welche sogar in die Volksbücher des
telalters überging [11]), und die beiden Gedichte Trojae
Halosis [12]) und das vortreffliche Carmen de bello civili,
welches Eumolpus auf der Reise von der See nach Kro-
ton declamirt [13]).

Das Satyrikon schildert die Begebenheiten des En-
colpius [14]). Er sowol als Askyltus liebt einen schönen
Knaben, Giton, und Eifersucht ist fast immer das Motiv,
welches das Freundschaftsband der beiden Helden lockert
und momentan auflöset. Nachdem sie eingesehen, daß sie
sich wegen bedrängter Verhältnisse in ihrem Wohnorte
nicht mehr halten können, beschließen sie alle drei einen
Streifzug nach dem Landgute des römischen Ritters Ly-
kurgus, wo sie schnell die Bekanntschaft des reichen Kauf-
manns und Schiffpatrons Lykas und seiner Buhlerin
Tryphäna machen. Während Askyltus mit Lykurgus seine
alte Liebschaft erneuert, knüpft Encolpius ein ähnliches
Verhältniß mit Tryphäna an, wird aber selbst von Lykas
mit brünstiger Liebe verfolgt, die er jedoch nicht erwiedert.
Jetzt trennen sich die Helden, Askyltus bleibt vorläufig
bei seinem Ritter, während Giton und Encolpius den Ly-
kas und Tryphäna auf dessen Landsitz begleiten. Jetzt än-
dert sich das Verhältniß. Tryphäna tritt in Liebesverhält-
nisse zu Giton, und Encolpius in ein doppeltes zu Lykas
und dessen Gattin Doris. Eifersucht des Lykas löset je-
doch diese Bündnisse bald auf, und Encolpius zieht es
vor, mit seinem geliebten, entkräfteten Giton sich aus dem
Staube zu machen. Askyltus wird aufgesucht, und Ly-
kurgus für die Flüchtlinge gewonnen. Allein Lykas und
Tryphäna denken auf Rache, wissen Lykurgus für sich
einzunehmen und bringen es sogar dahin, daß Encolpius
und Giton auf einem Landsitze gefangen gehalten werden.
Askyltus befreit sie, und jetzt machen sich unsere Helden
wieder gemeinschaftlich, jeder mit Beute beladen, auf den
Weg. Encolpius findet unterwegs Gelegenheit, einen be-
deutenden Geldsack und einen prächtigen Mantel zu steh-
len, muß jedoch verfolgt in der Eile der Flucht das in
Kleider eingenähete Geld fahren lassen, und kommt end-
lich nach Neapel, wo es ihm gelingt, durch wohlfeiles Los-
schlagen des Mantels das den großen Schatz bergende
Kleidungsstück auf dem Markte wieder zu erstehen. Hier
ein neues Abenteuer. Während Giton die Mahlzeit zu-
rüstet, haben Askyltus und Encolpius das Unglück, die

---

de *Barante*, Observation sur le nouv. fragm. de Petrone.
is 1694. 12.) Vergl. *Leibnitz*. Opera. Tom. V. p. 397 —
Tenzel's Monatliche Unterredungen. 1693. S. 170 fg. und
et, Bibl. Franc. T. VI. p. 203 sq.

6) *Fr. Nodot*, Contrecritique de Petrone. (Paris 1700.)
schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero.
lin 1843.) Vorrede S. 2. 8) Unter dem Titel: *Petronii*
n. ex Biblioth. St. Gallen Ms. excerps. Gallic. vert. et
travit *Lallemandus*. (S. l. [Paris] 1800.) Cf. *Schoell*,
rt. de la littérat. ancienne. T. I. p. 239 sq. Jenaische Li-
urzeitung. Revisions- und Ergänzungsblatt. 1. Jahrg. 2. Bd.
196 fg. 231 fg. 9) Gentleman Magazin. 1785. I. p.
sq. 10) Bernhardy, Grundriß der röm. Literatur. S.
Not. 11) Diese weltberühmte Erzählung ist nicht von Pe-
us erfunden, und soll sogar nach dem Zeugniß des Flavianus
Petersen in den Addend. zum Entheticus des *Joh. Sares-*
ns. (Hamburg 1843.) Victor Nicomachus Flavianus, ein Zeit-
se der beiden Symmachus, der sich als Schriftsteller und Phi-
h auszeichnete) bei Joh. Saresberiensis im Polycraticus L.
c. 6. p. 538 wirklich in Ephesus passirt sein. Die Matrone
art bestraft worden. Dennoch sieht sie einem milesischen Mähr-
ähnlich, und ist wol aus dem Werke des Aristides, welches Si-
ins Lateinische übersetzte, in das Volk gekommen. Im gol-
Hause des Nero stellte ein Basrelief die Geschichte dar, doch
dies aus den frühern Palatien dahin übergegangen sein. s. die
dung im Costume des Grecs et des Romains par M. *Dan-*
Bardon. Cah. II. Doch ist Petronius der älteste Schriftsteller,
welchem die Erzählung sich findet. Zum zweiten Male aber hat
Weltberühmtheit erlangt durch den Bischof von Salisbury, des-
Polycraticus im 12. und 13. Jahrhundert bekannter war als
Satyricon. Die erste Nachbildung stammt aus dem 13. Jahr-
ert. Es ist ein lateinisches Gedicht in Distichen und zuerst abge-
t in Mythol. Esopica. (Francof. 1613.) *Fabric.* Bibl. Lat. I.
An Alter am nächsten stehen dieser zwei Nachbildungen in alt-
ösischer Sprache, eine in Versen, eine in Prosa aus Handschrif-
mitgetheilt von M. Dacier (Mém. de l'Acad. des Inscript. T.
p. 535. 537), dann eine Nachbildung aus den ungedruckten
en des Eustache des Champs, mitgetheilt von M. Dacier (p.
. Endlich eine prosaische Nachbildung in dem Ludus Septem
ntum, mitgetheilt von M. Dacier (p. 543). Wir fügen noch
philosophische Nachbildung des La Fontaine hinzu. Vergleiche
im Allgemeinen den Aufsatz Examen de l'histoire de la matrone
d'Ephèse et des différentes imitations, qu'elle a produites; par
M. *Dacier*, Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XLI. p. 523.

12) *Petron.* Satyr. c. 89 bei *Wernsdorf*. P. L. M. T. IV.
p. 753 sq. u. p. 604 sq. Auf keinen Fall ist dieses Gedicht iden-
tisch mit der Trojae Halosis des Nero, berührt von Sueton (Nero
c. 38), so wenig, als es eine Satyre auf dieses uns unbekannte Ge-
dicht ist. Cf. *Passow* ad Pers. Satir. p. 331 sq. 13) *Werns-*
dorf. Poet. Lat. min. T. III. p. 24 sq. und die Commentat. de
Petronii Poem. de bello civili, scr. *Justus Gumal Moesler*. (Bres-
lau 1842.) Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft von Bergk und
Cäsar. Jahrg. 1843. Nr. 61. S. 488. Dazu kommt das noch
immer werthvolle französische Buch Poëme de Petrone sur la
guerre civile entre César et Pompée; avec deux epitres d'Ovide.
Le texte traduit en vers françois avec des remarques et des
conjectures sur le poëme intitulé Pervigilium Veneris; à Amster-
dam chez *Fr. Changuion*. 1737. 4. 14) Auch Plinius (Ep.
VIII, 1) erwähnt einen Encolpius, der Name war also grade nicht
selten.

…bel: Petra.

Die grosse Gebirgskette, welche die Stadt von der Wüste trennt.

Gräber

Gräber

Ruine

Ruine einer Brücke

…der Stadt

Tempel

Ruine

Ruine einer Brücke

Grosses Grab mit drei Säulenreihen

Ruine

Grab

Tempel

Grab

Grab

…der Stadt

Grosse Felsenmasse

Weg von Ain Músa

Einziger Zugang zur Stadt

El Khasne

…Wissenschaften und Künste.